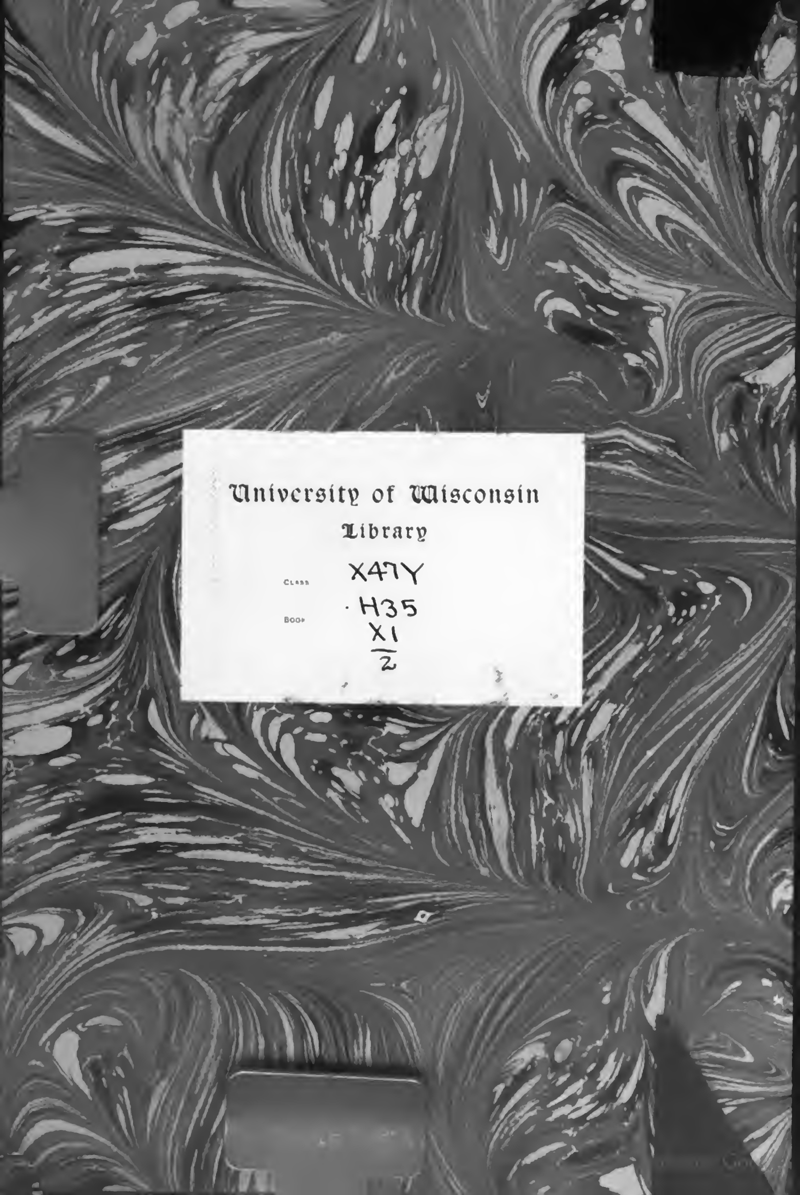
FRIEDRICH HEBBELS BRIEFWECHSEL MIT FREUNDEN UND...

Friedrich Hebbel





University of Wisconsin
Library
Class X47Y
Book .H35
X1
2



Friedrich Hebbels Briefwechsel.

Friedrich Hebbels
Briefwechsel

mit

Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort und einem Epilog zu Hebbels literarischem Nachlaß

herausgegeben

von

Felix Bamberg.

Zweiter Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1892.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Briefwechsel mit Franz von Dingelstedt.

Ihr freundliches Urtheil über meine Nachtwächterei, welches mir Herr Campe mittheilte, veranlaßt mich, Ihnen direct und herzlich dafür zu danken, mein lieber Herr Hebbel! Schon vor einem Jahre hatte ich die Absicht, Ihnen mit eben so freundlichen wenn auch minder egoistischen Gesinnungen persönlich zu nahen, Sie waren aber nicht in Hamburg, und ich mußte gehen, ohne Sie begrüßt zu haben. Daß ich Ihnen ein treues und bleibendes Interesse bewahrte, beweist Ihnen, — schon wenn Sie es nicht selbst empfänden, — mein „Salon", welchen Sie freilich vielleicht nur dem Namen nach kennen. Darin begleite ich Ihre poetische That mit allerlei Reflexion, so schlecht und so recht es eben mir möglich ist. Mir ist es lieb, Ihnen das alles einmal gerade heraus sagen zu können, und da wir zwei zum Diplomatisiren und zum Negoziiren viel zu jung sind, oder zu stolz oder zu poetisch, just wie Sie wollen, so werden Sie in dem Handschlag, den ich Ihnen entgegenbringe, so wenig eine Absicht suchen als denselben aus irgend einer Absicht zurückweisen. Machen Sie, daß ich bald einmal etwas von Ihnen höre, besser noch sehe, am aller-besten Aug' in Auge; und lassen Sie uns Beide sorgen, daß wir einander nicht verlieren, wenn und weil wir uns, so fühl' ich, gefunden haben.

Vertrauensvoll und freundlichst

Ihr

ergebenster

Fulda, 30/8. 41. Fr. Dingelstedt.

Hamburg, 7. Oct. 41.

Die freundliche Art, in der Sie Sich mir näheren, lieber Herr Dingelstedt, kann mich nur veranlassen, Ihnen eben so freundlich und offen entgegen zu kommen. Sie haben Recht, es kann Niemand vom Diplomatisiren weiter entfernt sein, als ich es bin, und bei einem so warmen und kräftigen Gemüth, als mir aus Ihren Nachtwächterliedern entgegentrat, werde ich immer das Gleiche voraussetzen. Ich hätte Ihnen gern gleich geantwortet, aber ich war unwohl und habe es mir seit lange zum Gesetz gemacht, in unfreien körperlichen Zuständen, die bei mir immer unwillkürlich auf die Stimmung und die Gedanken-Entwickelung einwirken, nie einen Brief zu schreiben. Sie werden den Verzug mit dem Grunde, den ich anführte, entschuldigen.

Daß wir uns bei Ihrer Anwesenheit in Hamburg nicht kennen lernten, bedaure ich sehr, um so mehr, als ich keineswegs abwesend war. Vielleicht

werden die Sterne es ein ander Mal günstiger fügen: Sie kommen noch einmal herüber und athmen See- oder Fleet-Luft, oder ich überrasche Sie in Cassel, wie der nächtliche Dieb im Evangelium. Doch, da fällt mir ein, daß Sie Sich flügge gemacht haben und daß man kaum noch mit Sicherheit weiß, wo man Sie in Kurzem wird finden können. Möge die Literatur Ihnen das Opfer, das Sie ihr brachten, nicht mit Undank lohnen, ich wünsche es Ihnen von Herzen! Wahr ist es, wer ihr leben will, muß frei seyn, hier kann man weniger, als irgendwo zween Herren dienen, aber auf der anderen Seite ist die literarische unter allen Republiken die schrecklichste, weil in ihr die Gassenbuben leichter das Bürger- und das damit zusammenhängende Stimm-Recht gewinnen, als Männer und Menschen.

Leider habe ich bis jetzt Ihren Salon noch nicht gesehen, obgleich er mir dem Namen nach längst bekannt ist. Man kommt in Hamburg zu mancher literarischen Erscheinung sehr schwer, besonders wenn man, wie ich, mehr in Familienkreisen als in den Pavillons lebt. Für das, was Sie über meine Judith geschrieben haben, danke ich Ihnen also einstweilen, ohne es zu kennen. Ich mag Ihnen nicht zumuthen, daß Sie mir das Vergnügen, es zu lesen, verschaffen sollen, aber ich wollte, daß ich es gelesen hätte, denn wir hätten alsdann einen Berührungspunkt mehr.

Noch einmal, empfangen Sie meinen Dank — — —

F. Hebbel.

Lieber Freund,

Ich bitte Sie mir baldmöglichst Ihre Theater-Ausgabe der Judith, wie solche bei Euch aufgeführt wird, durch eigne Hand oder Ihren Commissionär zuschicken zu wollen.

Mit dem hiesigen Personal hoffe ich das Stück zur Zufriedenheit des verehrten Dichters zur Darstellung zu bringen.

Verzeihung für meine wohl verzeihliche Eile.

Mit tausend Grüßen an die liebenswürdige Haus-Ehre

Ihr

treu-ergebener

München, 10/2 51. Fr. Dingelstedt.

Anbei, lieber Dingelstedt, übersende ich Ihnen, was Sie verlangten. Entschuldigen Sie die Gestalt, in welcher dieß Theaterstück vor Ihnen erscheint; ich hätte Ihnen gern eine vollständige neue Abschrift machen lassen, aber das würde ziemlich viel Zeit weggenommen haben, da mein Copist nicht zu den raschesten gehört, und Sie wollten baldmöglichst mit dem opus versehen werden. Darum richtete ich das alte Buch ein, von dem sich glücklicherweise noch ein Exemplar vorfand; es stimmt jetzt buchstäblich mit dem Souffleur-Buch des Burgtheaters, nach dem das Stück noch vor anderthalb Monaten gegeben wurde.

So wünsche ich Ihnen denn, wie zu dem neuen Posten überhaupt, so auch zur Darstellung der Judith, von ganzem Herzen Glück und empfehle dem Herrn

Intendanten, der so gütig ist, sich meiner gleich am Anfang seiner schwerlich dornenlosen Laufbahn freundschaftlich zu erinnern, meine gerathenen und ungerathenen dramatischen Kinder zu weiterer Protection. Ihr Vorgänger im Amt ließ die Maria Magdalena durch den hiesigen Commissionair Holdig von mir einziehen und sprach dann die Annahme aus; sie liegt aber bereits anderthalb Jahre vor Anker.

München ist eine sehr liebe Stadt, in der ich als Student über zwei Jahre verbrachte; ich sähe sie gern einmal wieder, was vielleicht im nächsten Sommer auf einer größeren Reise geschieht. Empfehlen Sie mich freundlichst Ihrer liebenswürdigen Frau, die hier überall im besten Andenken steht, und seyen Sie selbst herzlich gegrüßt

von

Ihrem

treu ergebenen

Wien den 17. Febr. 1851. Fr. Hebbel.

München, 9. April 1851.

Lieber Hebbel,

Ich habe das große Vergnügen, Ihnen den allervollständigsten Sieg Ihrer Judith mitzutheilen. Sie hat gestern dem Holofern des alten Systems Kopf und Zopf prächtig heruntergehauen. Der Dichter selbst würde an dem vollen Haus, an der dramaturgisch und szenisch, ohne Ruhm zu vermelden, sehr wohl gerundeten, ausgeführten und ausgestatteten Darstellung, endlich an der Aufnahme Seitens eines hohen Publici eine wahre Genugthuung gefunden haben. Unsere k. bayrische Hof- und National-Judith fände sicher auch vor Ihren Augen, werther Freund, Gnade, obwohl dieselben an dem lebendig gewordenen Urbild sich satt getrunken haben. Die Damböck wurde nach jedem Aufzug, nach dem fünften zweimal gerufen: hier ein im Schauspiel äußerst seltener Fall; Dahn nach dem vierten und fünften.

Die Heer- und Volks-Szenen gingen vortrefflich und stellten in dem imposanten Rahmen unseres großen Hauses ein fertiges Bild dar, wie es lange nicht mehr gesehen worden. Studenten und Künstler, die in großer Zahl sich eingefunden, schieden befriedigt, und die reinigende, erhebende, erschütternde Kraft Ihrer wunderherrlichen Dichtung griff sogar in solche Kreise, welche als „exclusive“ über jedem Eindruck zu stehen oder zu scheinen lieben.

Meine innigste Freude an solchem Erfolg brauche ich Ihnen nicht zu schildern; auch wenn ich nicht einen bescheidenen Theil daran gehabt zu haben versichern dürfte, würden Sie an dieselbe glauben.

Lassen Sie mich zu meinem Glückwunsch den beifolgenden illustrirten Theater-Zettel fügen. Daß Samuel und der Knabe darauf fehlen, rechnen Sie meinem Verstand nicht zu, der ihre so zu sagen dogmatische Wichtigkeit ebenso gut begreift wie ihre dramatische Wirksamkeit, — sondern lediglich meinem beschränkten Personal-Stand.

In geschäftlicher Beziehung noch die Nachricht, daß meine Kasse 2 mal im Jahre (Ende März und Ende Septbr.) die hiesigen Tantiemen-Beträge (10 %)

zahlt, und zwar unmittelbar an den Dichter, da ich keinem Commissionär oder Agenten das Recht auf deren Bezug zugestehe.

Ich schließe mit dem Journal-Trost: „Fortsetzung folgt", — nämlich Marie Magdalena im nächsten Herbst; eher wird sie für uns, werden wir für sie nicht reif.

Tausend Grüße an Ihre Hausehre; die meinige ist, leider, noch nicht hier, sonst schlöße sie sich an und ein. Ich erwarte sie mit den Lerchen.

Von ganzem Herzen

Ihr

Fr. Dingelstedt.

Berlin den 19ten Ap. 1851.

Lieber Dingelstedt!

Ihren sehr werthen Brief vom 9ten d. M. empfing ich gestern Abend in der Metropole „deutscher" Intelligenz, in der ich mich seit acht Tagen herum treibe. Es ist heute morgen mein Erstes, Ihnen für die Liebe, die Sie meinem ungezogenen Erstlingskinde in so reichem Maaße erwiesen haben, meinen herzlichsten Dank zu sagen. Glauben Sie mir, ich weiß den „bescheidenen" Theil, den Sie an dem Erfolg dieser Judith hatten, zu würdigen. Ein mit solch naiver Unbekümmertheit um alle und jede Theater der Welt im Furor gelaichtes Stück kann sich nur durch die treueste Theilnahme und die sorgfältigste Pflege vor den Lampen behaupten. Das weiß ich gar wohl, und fühle mich Ihnen eben darum zu doppeltem und dreifachem Danke verpflichtet. Uebrigens gratulire ich, wie mir selbst, so auch Ihnen aus voller Seele. Die Judith war in München, nach meiner Kenntniß der dortigen Verhältnisse, noch schwerer durchzusetzen, wie in Wien, und nach diesem Ihrem Triumph dürfen Sie das Eis gewiß unbedingt als gebrochen betrachten. Das freut mich, und wahrlich nicht bloß meinetwegen. Denn eine Regeneration der Bühne, woher soll sie kommen, wenn man sich an allen Ecken und Enden der Aufnahme neuer und frischer Elemente mit Hartnäckigkeit widersetzt? Da kann der beste Wille des Intendanten, der regste Eifer der Schauspieler Nichts ausrichten. Das Kunstwerk ist, wie der Mensch, verloren, wenn man ihm nicht mit Liebe entgegen kommt. Nun, es mag in Baiern, wie in meinem geliebten Oesterreich, noch ein gut Stück Naivetät stecken, und wie viel ist die werth. Das empfind' ich so recht in dem kalten, windigen Berlin, wo man ohne Kritik kaum noch ein Glas Wein trinken kann; hier sag' ich auch, merkwürdig genug, zum ersten Mal: geliebtes Oesterreich! und bin selbst darüber ganz erstaunt, denn in Wien fällt's mir gar nicht ein. Ich sollte dieß Lied eigentlich nicht singen; sind die Menschen hier doch freundlich und herzlich gegen mich und thun alles Mögliche, um mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Aber es gilt ja auch nur der Atmosphäre, und diese ist dadurch nicht besser geworden, daß Schelling, Tieck, Cornelius u. s. w. darin athmen. Ich fühle mich hier oft unwillkürlich an Ihr miserere im Nachtwächter erinnert; die Lichter, die man München und Dresden entzog, sollten leuchten, aber sie gehen nur aus, und es giebt wohl kein eindringlicheres Bild

der Vergänglichkeit, als das Licht in seinem letzten Stadium, besonders das, das sich nicht von Wachs oder Unschlitt, sondern von dem geheimnißvollen Saft der Gehirnfiebern ernährt. Gutzkow ist hier gewesen und ungefähr zu derselben Zeit abgereist, wo ich angekommen bin, wie ich von Freund Mundt höre. Es hat mir leid gethan, daß ich ihn nicht mehr getroffen habe, denn gern wäre ich ihm im Leben einmal wieder begegnet. Wir hatten das Unglück, zu früh zusammen zu treffen; seine Natur ist mir seitdem durchsichtiger geworden und ich habe schon vor Jahren meine Anschauungen über ihn in einer Kritik seines „Urbildes" niedergelegt.

Sagen Sie den Herrn und Damen, die auf Ihrem illustrirten Theater-Zettel fungiren, meinen Dank, auch denen, die Sie mit der Note: schlecht! bedenken mußten, denn sie hätten ja noch schlechter seyn können. Fräulein Damböck hat in Berlin ein gutes Andenken hinterlassen, Herrn Jost kenne ich von Hamburg her, als Louis onze; ein vortrefflicher Charakter-Darsteller. Für diesen wäre vielleicht mein Michel Angelo; mein Neuestes, ein kleines, zweiactiges Drama in himmelblauem Styl, d. h. so voll von Versöhnung, wie man's nur wünschen kann. Ich sage: vielleicht! denn ich weiß nicht, ob er Innerlichkeit hat, und die gehört dazu. Davon ein ander Mal. Wie gern hätte ich der Vorstellung beigewohnt! Es liegt längst in meinen Wünschen, München einmal wieder zu sehen, und wer weiß, was geschieht. Sie, die Judith in einer ganz neuen Gestalt, der Englische Garten, in dem ich Hegel und Schelling so lange studirte, bis ich sie (buchstäblich) mit Füßen trat, weil sie mich verrückt machten: was ist da nicht Alles beisammen!

Verzeihen Sie meine Redseligkeit, lieber Freund, lassen Sie Sich noch einmal danken und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, die nun bei Ihnen seyn wird, da die Lerchen sogar in Berlin eingetroffen sind, auf's allerbeste. Auch Mundt, der eben kommt, grüßt Sie herzlich; er hat nicht vergessen, daß er Ihnen noch einen französischen Brief zu beantworten hat!

Von Herzen

Ihr

Fr. Hebbel.

Penzing bei Wien den 21. May 1851.

Lieber Dingelstedt!

Den Danksagungsbrief, den ich Ihnen aus Berlin schrieb, werden Sie richtig empfangen und daraus ersehen haben, mit welcher Freude ich durch Ihre Darstellung der Judith erfüllt und wie nah mir das alte, liebe, nie vergessene München dadurch wieder gerückt wurde. Ich trug mich damals mit dem Gedanken, gleich Knall und Fall einmal hinüber zu rutschen, und mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob der „Harmlos" am Eingang des Englischen Gartens im Jahre 1848 auch Schaden genommen habe und wie der Tilly sich im Rondell der Ludwigsstraße, die ich anlegen sah, präsentire. Gerne hätte ich ihn ausgeführt, aber es ging nicht, ich mußte nach Wien zurück. Dagegen ließe sich die Sache vielleicht im July realisiren, und ich erlaube mir, Ihnen zu dem

Ende einen Vorschlag zu machen, der Ihnen conveniren dürfte, falls Sie nicht schon Verbindlichkeiten eingegangen sind.

Meine Frau giebt in der ersten Hälfte des July-Monats auf der Königl. Bühne zu Berlin fünf Gastrollen, und tritt unter Anderem auch in der Judith auf, die dort neu in Scene gesetzt wird. Ueber die zweite Hälfte haben wir noch zu verfügen, und wohin sollen wir uns lieber wenden, als nach München, wenn wir dort willkommen wären? Meine Frau war niemals dort und wäre dem Publicum deshalb ohne Zweifel eine doppelt interessante künstlerische Erscheinung; sie könnte etwa in der Judith, der Maria Stuart, der Iphigenie, und falls die Dreizahl überschritten werden sollte, was ganz bei Ihnen stände, auch im Werner, im Uriel Acosta oder in der Griseldis u. s. w. auftreten. Ich mache Ihnen meinen Vorschlag zu spät, als daß ich nicht eben so gut auf ein Nein, wie auf ein Ja gefaßt seyn müßte; erzeigen Sie mir nur die Freundschaft, mir das Nein recht bald zukommen zu lassen!

Wir sind jetzt auf dem Lande und unsre plaisir's champètres bestehen in Wolkenbrüchen, Ueberschwemmungen, Stürmen, welche die Bäume entwurzeln u. s. w. Einen solchen May habe ich noch nicht erlebt, wohl dem, der einen warmen Ofen hat! Wenn Sie Sich nun einen Menschen hinzu denken, der ohnehin die Stadt vorzieht und jedes Mal ein Opfer bringt, sobald er sie mit Geßners Paradies vertauscht, so haben Sie den Barometer meiner Stimmung. Mit den freundlichsten Grüßen und Empfehlungen von uns Beiden an Sie und Ihre Frau Gemahlin, die jetzt, wie alle Nachtigallen, längst bei Ihnen eingetroffen seyn wird,

Ihr herzlich ergebener

Fr. Hebbel.

Penzing, Pfarrgasse No. 63.

Ihre zwei Episteln, lieber Hebbel, — die aus der Sandwüste, und die aus der Sündfluth, — habe ich richtig erhalten und danke für deren freundlichen Inhalt und freue mich an deren heiterer Stimmung. Freude und Dank würden noch um etzwelche Grade lebhafter sein, hätte ich Ihren letzten Brief nur um ein paar Tage eher erhalten; dann wäre mir ein brillanter Juli gesichert gewesen, durch das Gastspiel Ihrer ungleich besseren Hälfte. Am 23. kam Ihre Anfrage, am 20. hatte ich anderweitig abgeschlossen, so daß ich nunmehr mit einem kühlen Bedauern antworten und mich — nicht Euch — auf ein nächstes Mal vertrösten muß. Ich werde dann selbst, und zu früher Zeit, anpochen; denn als fürsichtiger pater familias sorge ich schon im März dafür, daß mein Haus im Sommer tüchtige Gäste hat. Wie gern ich Ihre treffliche Frau unter diese zählen und mit welcher fröhlichen Wärme wir alle sie und Sie hier willkommen heißen werden bedarf der Schilderung nicht.

Morgen Abend ist schon wieder Judith. Ich habe einen Narren an dem Stück gefressen und für die nächste Wiederholung mir eigens ein neues Zelt malen lassen, weil mir das erste nicht glänzend genug schien. Auch reicher serviren lasse ich bei Seiner Holofernischen Exzellenz, damit der Contrast zu

dem ausgehungerten Judenvolk Publico recht in die Nasen steige. Noch so allerlei kleiner Zierrath, womit ich mir mein Lieblings-Ziehkind aufputze, wird dem ächten Vater, sieht er es, nicht übel behagen. Und bitte ich nur, derselbe wolle mir zur Adoption recht, aber recht bald seinen alten Bengel, den Michel Angelo, anhiero senden. Es wäre mir eine Lust, wenn meine Kleinkinderbewahranstalt unter allen übrigen Instituten und Spitälern gleichen Zweckes die „illererste" wäre, so ihn brächte.

Damit Gott befohlen, theurer Freund. Ich habe Kopf und Hände voll, aber die Arbeit macht mir Spaß, sie fördert auch was.

Von Herzen

der Ihrige

M. 26. Mai 51. Fr. Dingelstedt.

Penzing bei Wien d 4ten Juny 1851.

Lieber Dingelstedt!

Zuerst empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre rasche Antwort. Ich kann mir wohl denken, wie überhäuft mit Arbeiten und Geschäften der mannigfaltigsten Art Sie seyn müssen, und will nur wünschen, daß eine Reihe glänzender Resultate Sie für die Aufopferung, die bei einem Dichter doch immer in der Uebernahme einer solchen Last liegt, belohnen und frisch erhalten möge. Gelingt es Ihnen, was der überraschend schöne Anfang wirklich hoffen läßt, den dortigen Boden aesthetisch urbar zu machen, so ist das Verdienst nicht geringer, als ob Sie der Civilisation ein Stück Urwald erobert hätten, denn Sie haben die reine, jungfräuliche Erde vor sich, die den Pflug noch nie gespürt, geschweige die Saat in sich aufgenommen hat, und Pschorr mit seinem Bierkeller ist schwerer unter die Füße zu bringen, als alle Ungeheuer im Herzen Amerikas. Doch Sie haben jedenfalls in Studenten und Künstlern einen Stamm auf den Sie einigermaßen rechnen können, und das Philisterium schließt sich jeder Phalanx zuletzt an. Also Glück auf!

Ich habe es fast vorausgesetzt, daß meine Anfrage wegen des Gastspiels zu spät kommen würde, und schrieb Ihnen mit dem Gefühl, womit man an den Würfeltisch tritt. Nun, wenn wir leben und gesund sind, wie unsere Altvordern sagten, ein ander Mal! Es soll mich sehr freuen, wenn es sich im nächsten Sommer einrichten läßt; man sieht eine Stadt, in der man drittehalb Jahre verträumte, äußerst gern einmal wieder, es gehört, wenigstens bei mir, zu den besten Erregungsmitteln, und deren bedarf man in unserer Zeit mehr, wie je. Einstweilen sende ich Ihnen meinen Michel Angelo; wenn ein Deutscher Autor sich selbst citiren dürfte, würde ich sagen: Du hast befohlen, hoher Herr, und —! Ich glaube, das kleine Stück wird sich Ihnen empfehlen, denn es kann keinen Künstler geben, der den Kampf nicht auch gestritten hätte, welcher darin dargestellt wird, und es dürfte mir gelungen seyn, dadurch, daß ich ihn auf eine innere Nothwendigkeit zurückführte, die freilich nur der an der Schlacht nicht selbst betheiligte Papst, als das Oberhaupt der sittlichen Welt, erkennen durfte, eine vollkommen befriedigende Versöhnung herbei zu führen. Auf mich

selbst hat noch nie eine eigene Production so segenreich, so besänftigend und beschwichtigend, zurück gewirkt, wie diese, und auch auf Andere scheint sie den gleichen Eindruck zu machen, wenigstens war es ganz entschieden der Fall, als Holtey sie in einem sehr großen und bunten Cirkel vorlas. Einige Bemerkungen, die Holtey mir hinsichtlich der Darstellung machte, habe ich benutzt; so z. B. war ich naiv genug gewesen, den Michel Angelo seine Statue in eigener Person bräunen und ihr den Arm abschlagen zu lassen, was freilich auf offener Bühne schwerlich gegangen wäre. Das besorgt jetzt, wie billig, der Diener. Da Baiern ein katholisches Land ist, so fragt es sich, ob der Papst erscheinen darf; für diesen Fall kann natürlich, obgleich dem Drama dadurch eine seiner drei Spitzen abgebrochen wird, ein Kardinal, etwa Bembo, eintreten. Doch dieß und alles Uebrige stelle ich Ihrem Ermessen anheim, lieber Freund, da ich weiß, daß mein Kind in keinen Händen besser aufgehoben seyn kann, wie in den Ihrigen. Ich habe das Stück auch noch keinem Theater mitgetheilt; nach Berlin denke ich es erst im July mitzunehmen.

Jetzt haben wir endlich Frühling in Wien, seit dem ersten Juny; bis dahin mußte ein Landbewohner sich überglücklich schätzen, wenn sich zum Schnupfen, der nicht zu vermeiden war, nur kein Catarrh gesellte.

Mit den herzlichsten Grüßen von „Haus zu Haus"

Ihr

Fr. Hebbel.

Lieber Hebbel,

Wir Theaterleute sind wunderliche Bettler. Schenkt uns ein großer Herr wie Sie ein blankes Goldstück, so sagen wir nicht: Vergelt's Gott tausend Mal, sondern wir werfen uns stolz in die Brust und lispeln gnädiglich: wird angenommen.

So nehm' ich Ihren Michel Angelo an, — feierlichst. Es ist ein Stück wie für hier gemacht und wird, vor einem Parterre — nicht von Königen — aber von Künstlern aufgeführt ebenso große Wirkung machen, wie es Ihnen im Schaffen volle, von mir tief mit- und nach gefühlte Befriedigung gewährt hat.

Es wäre mir sehr recht und, mein' ich, auch im Interesse des Gedichts und des Dichters, wollten Sie mir jetzt jus primae noctis lassen. Auf den Erfolg der Judith ist jedes Drama von Ihnen bester Aufnahme gewiß. Im Michel Angelo ist Stoff und Richtung aber so ganz und gar für München geeignet, fast spezialisirt, daß es der Rundreise des Stücks über die deutschen Bühnen nur förderlich sein wird, wenn dasselbe von hier ausläuft. Daneben habe ich den Plan es während Grunerts Gastspiel (Ende Juli bis Mitte August) herauszubringen: er ist der beste Michel Angelo, den die Theaterwelt jetzt besitzt; ich kenne sie und ihn, und Sie dürfen mir glauben. Doch bitte ich darüber noch um eine gelegentliche Rückäußerung von Ihnen, wie ich meiner Seits die Verwandlung des Pabstes in einen Kardinal noch Ihrer besonderen Genehmigung „unterbreiten" werde. (Schöner Stylus, was? Ist in Wien gelernt worden!)

Was Ihr lieber Brief Anerkennendes für mich enthält, will ich keineswegs als Lohn für Geleistetes, nur als Ermuthigung für Zuleistendes und als Tröstung für Erlittenes oder Zuerleidendes mir aneignen. Ich bin noch wohl auf und habe gute Zuversicht: die eigenthümliche Accommodationsfähigkeit und Elasticität meiner „Natur“ — Verzeihung für solch ein anch' io son' pittore — kommt mir im Theater zu Statten, während sie in der Poesie mich oft gehindert und gebunden hat.

Grüßen Sie Ihre Muse und Ihren Frühling: ich lebe ohne Beides. Sie kennen das Münchner Jahr, welches ein Janus halb in Pelz, halb in Flanell ist. Bis Pfingsten läuft man als Bär und bis Weihnachten als Schaf herum: variatio delectat! treulichst, eiligst

Ihr

M. 11 6. 51. Fr. Dingelstedt.

Penzing d 17ten Juny 1851.

Lieber Dingelstedt!

Lassen Sie Sich zunächst für Ihren allerliebsten Brief danken, und auf das wärmste und herzlichste! Er hat mir große Freude gemacht, und wahrlich nicht bloß des Inhalts wegen. Freilich mußte mir auch dieser sehr angenehm seyn. Eine Aufführung des Michel Angelo, durch Sie geleitet, von Grunert getragen, und vor einem Künstler-Publicum: was könnte ich mir Besseres wünschen! Fast lächerlich komme ich mir vor, wenn ich Ihnen das jus primae noctis, wie Ihre Laune es nennt, wirklich noch ausdrücklich bestätige. Ja wohl, gewiß, ich will lieber alle Chancen für mich, als gegen mich haben, so viel Menschenverstand habe ich noch. Und was die Verwandlung des Papstes in einen Kardinal betrifft, so gebe ich Ihnen unbedingt carte blanche, und bitte Sie, das einzurichten, wie es Ihnen gut dünkt; es bedarf keiner „Unterbreitung“. Ich kann Ihnen für die Freundschaft, die Sie mir erzeigen, nur danken; ich kenne Grunert nicht aus eigener Anschauung, weil ich gerade nach Copenhagen ging, als er nach Hamburg kam, wohl aber weiß ich von meiner Frau, welch ein bedeutender Darsteller er ist, und obendrein kommt meinem Stück nun noch der Reiz des Gastes zu Gute. Am 30ten d. M. gehe ich nach Berlin, wo ich drei Wochen bleibe; sollten Sie während dessen irgend etwas von mir wünschen, so bitte ich, nur an Mundt (Louisenstraße, 27) zu adressiren, wir werden uns täglich sehen.

Vor ein Paar Tagen kamen mir Ihre neuen Gedichte zur Hand. Sie werden Sich wundern, daß es so spät geschah, aber es doch natürlich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit ungefähr anderthalb Jahren keine Zeitungen mehr lese. Nun, Sie werden für Nacht und Morgen keinen Orden erhalten und auch nicht zum Volksdeputirten gewählt werden, aber Eins wie das Andere kann Ihnen gleichgültig seyn. Was Ihre politischen Gedichte characterisirt und hoch über alle anderen hinaushebt, ist der Umstand, daß sie immer vom singulairen Fall ausgehen und an ihm das Allgemeine, was Welt und Zeit eben bewegt, veranschaulichen. Dieß beweis't denn freilich zunächst, daß Sie Dichter

sind und die Uebrigen abstracte Rhetoriker, bringt Sie aber auch, diesen gegenüber, in den Nachtheil, daß Sie Sich gebunden fühlen, wo die Concurrenten im Maaß- und Gränzenlosen schweifen und dem großen Haufen jedes Mal das Lied, das er am liebsten hört, vorpfeifen dürfen. Denn das Concrete setzt Schranken, und die Abstraction glaubt ja gerade dann ihre höchste That zu vollbringen, wenn sie diese vollständig negirt, was für mich zwar ganz und gar auf das Manöver des Vogel Strauß, sich von seinem Feinde zu befreien, hinaus läuft. Wer in Ihren Nachtwächterliedern den Faden, der sie mit dem Leben, mit dem eigensinnigen So und nicht anders des Elements, verknüpft, nicht bemerkt hat, der dürfte Ihre jetzigen Gedichte mit den Nachtwächterliedern nicht in Einklang zu bringen wissen. Ich finde, daß sie ganz einfach die Fortsetzung bilden, und nur Phasen eines alten, nicht von der Willkür des Individuums abhängigen Processes abspiegeln. Einiges war mir schon bekannt, z. B. das schöne Lied auf Radetzkys Sieg in Mailand, das ich im Jahre 1848 im Jur. Poet. Lese-Verein gegen einige „moderne Türken" zu vertheidigen hatte, denen auch meine Aufsätze in der Allg. Zeitung höchlich zuwider waren. Manches ist höchst vortrefflich, z. B. das Niederländische Nachtstück, das ich gestern Abend in einem kleinen Cirkel vorlas und eine erschütternde Wirkung damit erreichte. Ich werde mich mit diesen Gedichten, die mich schon wegen der vollendeten Congruenz zwischen Form und Gehalt äußerst wohlthuend berühren, noch längere Zeit beschäftigen; sie sollen mich in den Schönbrunner Park begleiten. Was von unseren kritischen Schöppenstühlen darüber hin und her geurtheilt wird, davon weiß ich Nichts; ich lege Ihnen aber nach dieser neuesten Probe Ihres so echten, als eigenthümlichen Talents die Mahnung dringend an's Herz, über den Intendanten den Dichter nicht zu vergessen,

Meine Frau, die von Ihrem Brief eben so entzückt war, wie ich, hält sich Ihnen bestens empfohlen; Ihr Nachtstück hat ihr die Thränen in die Augen getrieben.

Herzlichst

Ihr

Hebbel.

„Der Liebe Müh' umsonst!" So muß ich Ihnen, mein bester Freund, gleich entgegenrufen und die Meldung hinzufügen: daß ich den M. Angelo mit Grunert nicht herausbringe. Er hat an der Rolle, die ihm zum Gastspiel augenscheinlich nicht glänzend und herrschend genug vorkommt, so lange gemäkelt, bis ich die Lust verlor. Das Stück muß nun bis zum Winter zurückstehen, was ihm auch um deswillen eher förderlich als schädlich ist, als dann sein recht eigentliches Publikum, Studenten und Künstler, wieder beisammen sind, welche jetzt, jene durch Ferien, diese zu Studien, sich entfernt und zerstreut haben. Verlassen Sie Sich darauf, daß ich — schon in eigenstem Interesse — nicht aufheben werde, was ich aufschieben muß, und rechnen Sie meiner guten Absicht nicht zu, was eine üble Virtuosen-Laune verschuldet.

Ich hänge an diese Nachricht zugleich eine doppelte Anfrage:

1) Ist es Ihnen genehm, wenn ich den Rafaël seiner Zeit von einer Dame

spielen lasse? Wohl weiß ich, was dagegen spricht; allein ich kriege keinen geeigneten Darsteller der kleinen aber wichtigen und reizenden Rolle unter meinem männl. Personal, während ich sie bei der Damböck und bei der Hausmann in besten Händen sähe, und den Gegensatz von Kraft und Anmuth auch äußerlich artig herausbrächte.

2) Können Sie mir bis Ende October eine szenische Bearbeitung der Genoveva „liefern“—? — Ich tappe selber daran herum seit drei Wochen, finde jedoch das Ding zu groß, um (nach chirurgischem Ausdruck) „einrichten“ zu können. Wenn die Hand des Meisters ein bissel darüber ginge, die 230 Seiten äußerlich auf das verfluchte Maß unserer Theater-Abende (drei Stunden) zurückführte, die gleichfalls verfluchten Abgänge und Actschlüße ohne welche der „süße Pöbel“ intra et extra coulissas nicht zu bändigen ist, heraushöbe, — dann, ja dann hätte ich für die nächste Saison ein Stück, wie Judith für die letzte gewesen, wie Maria Magdalena eins für die übernächste wird, und alle drei, letzteres erst dann für mich möglich, wenn ich einen Anton gefunden, halten sich auf hiesigem Repertoire, wie zum Voraus zu verbürgen steht, gehen auf übrige auch wohl über. Wien und München, — nur müssen Sie mich dies Mal vorausgehen lassen —, besetzen so, wie ich denke:

Siegfried — Löwe und Schenk
Genoveva — Anschütz und Hausmann
Golo — Dawison und Dahn,

ein famoses Kleeblatt, wozu ich — mit scheuslicher Frechheit aus der alten Hexe eine kräftige Zauberin machend — als viertes Ihre Frau und die Damböck als Margaretha füge. Selbige Margaretha könnte Golonen etwan auch lieben? Den alten Juden schmeiß' ich hinaus, so weh mir's thut, den tollen Klaus aber nicht, und beileibe nichts Sagenhaftes, so daß Dragonis Geist und die Zauber-Szene in Strasburg in volle szenische Wirksamkeit treten. Den Schluß — ja den Schluß . . . . .

Doch, das ist Ihre Sache. Wenn Sie Sich Ihrer Muse nicht annehmen, thu' ich ihr in einer niederträchtigen Wallung eines „practischen“ Bühnentyrannen Gewalt an. Also rasch an's Werk!

Ich schreibe Ihnen das alles so abgerissen und übermüthig dahin, obwohl ich einiger Maßen besorge, Euer Gnaden mögen es übel vermerken, wozu die Besorgnis kommt, mein Brief findet Sie am Ende noch gar nicht in Wien. Doch desto besser: dann fällt er in die Hände Ihres herrlichen Weibes, welches ich von den Berliner Triumphen zurückgekehrt weiß, und mit ihr im Bunde kriegen wir den Poeten herum und zu uns herüber. — Die Wildauer wird Ihnen herzliche Grüße von uns, meiner Frau und mir, gebracht haben, die hiermit wiederholt werden. Sie war, schien's, mit München wohl zufrieden, hatte auch alle Ursache es zu sein. Weniger war solches bei ihrem Ritter der Fall: Baumann fand, daß ich sein „Nandl“ nicht wie Ihre Judith selbst in Szene gesetzt, und die Wildauer nicht wie die Lind honorirt, sei ein klarer Beweis, wie wenig ich zum Intendanten tauge. „Es muß auch solche Käuze geben“, — nur giebt es ihrer schier zu viel!

Lassen Sie mich mit der Bitte um eine baldige Antwort und mit der zeitig ausgesprochenen Hoffnung, nächsten Juli Sie und sie bei uns zu sehen, meine lange Epistel schließen.

Von Herzen

Ihr

M. 8. Aug. 51. Fr. Dingelstedt.

Lieber Freund!

Den Grund, warum ich Ihnen erst jetzt antworte, werden Sie gewiß errathen haben; ich wollte Ihnen die Bearbeitung der Genoveva, die Sie wünschten, gern gleich mit schicken. Das war nun schwer zu machen, und würde unmöglich gewesen seyn, wenn ich nicht im vorigen Winter schon für das Burgtheater Hand angelegt und die Haupt-Operation, das Zusammenziehen vollbracht hätte. Leider aber war mir das damals zu Stande gebrachte Manuscript nicht zu Handen und eben so wenig wollte sich in meinem Papierwust das zu diesem Zweck benutzte Exemplar des gedruckten Stücks wieder auftreiben lassen. Ich mußte also ganz von vorn wieder anfangen, und hatte nur den Vortheil, daß ich mich der Haupt-Veränderungen noch einigermaßen erinnerte. So ging ich denn zuerst an's Ausroden des Waldes, schlug ein Dutzend Stämme um, brannte das überflüssige Gesträuch ab und bahnte einen Weg durch's Moor. Dann ließ ich das Werk abschreiben und ging es, die Axt mit der Scheere vertauschend, noch einmal durch. Daß ich mich dabei nicht geschont habe, werden Sie finden, wenn Sie auch nur eine flüchtige Vergleichung anstellen; die Erzählung von der Fatime, Seite 78, gehört gewiß zum Besten im Buch, aber ich habe sie unbarmherzig gestrichen, da sie auf der Bühne entbehrt werden kann; und im vierten Act habe ich zwanzig Seiten auf einmal (von pag. 137 bis 157) gestrichen, in wenigen Versen nur das Allernothwendigste des Weggefallenen in die Hexen-Scene herüber holend. Weiter habe ich, wo es ging, überall die Reden gekürzt und auch viele Scenen außer den bereits angeführten, beschnitten, so daß über 1000 Verse weggebracht sind. Dafür sind nun freilich auch 300 ganz neue hinzugekommen, denn so viele enthält das Nachspiel mit dem versöhnenden Schluß, ohne den an eine Aufführung nicht zu denken war. Dieß Nachspiel, das ich natürlich gleich bei der Entstehung des Werkes beabsichtigt hatte, damals aber nicht herausbringen konnte, fiel mir im vorigen Winter wie aus Himmelshöhen in glücklichen acht Tagen zu, und dadurch wurde das Werk mir wieder so nah gerückt, daß ich mich damit zu beschäftigen vermogte. Nun hat das Stück denn sechs Acte, ist aber trotzdem um volle 400 Verse kürzer, wie Schillers Maria Stuart in der Gestalt, wie sie gegeben wird. Zweien von Ihren Aufgaben wäre also genügt: der befriedigende Schluß ist da und die Länge beseitigt. Was nun die Margaretha anlangt, so habe ich auch sie, so gut es ging, auf's Menschliche zurück geführt und namentlich auch in der Zauber-Scene die Linien bedeutend verengert, so daß sich Alles, was sie jetzt thut und treibt, auf der Bühne machen und vor der Bühne begreifen läßt. Mit Golo habe ich sie bei dem Zuschnitt des Ganzen, der sie nun einmal als Gegenpol der Genoveva

erheischt, in keine zärtliche Relation bringen können, aber nichtsdestoweniger kann sie nach meiner Meinung sehr gut von einer jüngeren Schauspielerin gespielt werden, da sie ja eine Art von Dämon ist und alles Dämonische, wie das Feuer, verjüngt. Den Juden, über den Sie schon das Verdammungsurtheil gefällt haben, lege ich Ihnen noch einmal an's Herz. Ich glaube, was in diesem Stück wirkt, ist die concentrirte Darstellung des Mittelalters und dieses ist gewissermassen in dem Juden verkörpert. Dazu kommt, daß ihm der Geist des Drago mit seinem: „die Zeit ist um, wo der befleckte Ball u. s. w." geradezu gegenüber steht und daß er dem zweiten Act die Spitze giebt. Also: überlegen Sie Sich's; ein Darsteller findet sich für die Rolle ja gewiß leicht, und politische Gründe können die Beseitigung schwerlich erheischen. Golos Rede habe ich auch bedeutend verkürzt; nur in einigen Scenen nicht, wo die volle Ausbreitung der Farbe mir unbedingt nothwendig schien. Gar Nichts dagegen habe ich an den Bedienten-Scenen geändert, da sie in der Genoveva dasselbe sind, was die Volksscenen in der Judith. So viel über den ersten Punkt, bunt durcheinander, wie Kraut und Rüben auf'm Markt, wenn dem Bauer die Säcke umgefallen sind; nun zum zweiten.

Es thut mir um Ihretwegen leid, daß „der Liebe Müh" dieß Mal umsonst war, denn mir ist es eben so lieb, wenn Michel Angelo im Herbst sein Glück vor Ihrem Publikum versucht, als wenn's im July geschehen wäre. Die Besetzung des Raphael durch eine Dame hat ganz meinen Beifall, und ich werde Ihren Gedanken auch bei anderen Bühnen zu dem meinigen machen; der Gegensatz von Kraft und Anmuth wird dadurch allerdings sehr plastisch hervor treten.

Verlassen Sie Sich darauf, daß kein Theater die Genoveva früher bringen wird, als Sie; an der Burg scheint man freilich auch damit umzugehen, sie zu geben und in Berlin hat man gleichfalls Lust, doch nach Berlin habe ich noch gar kein Mspt. geschickt und in Wien soll man, falls bei der hier wieder einreißenden übergroßen Aengstlichkeit überhaupt daran zu denken ist, was ich noch nicht weiß, da ich das Maaß der von mir verlangten Concessionen noch nicht kenne, jedenfalls auf Sie warten.

Ihre freundliche Einladung für nächsten July nehmen wir „wenn Gott uns leben läßt" mit Dank an; ich werde mich außerordentlich freuen, ihre Schöpfung — in einem Zustand unglaublicher Erniedrigung sah ich das dortige Theater! — und München zu sehen. Mit den herzlichsten Grüßen von meiner Frau und mir an Sie und Ihre Frau Gemahlin (die wir Hier bei all dem outrirten Wesen, was jetzt herrscht, schmerzlich vermissen) bin ich

ganz der Ihrige

Penzing bei Wien den 2. Sept 1857. Fr. Hebbel.

Wien den 12ten Dec. 1851.

Lieber Dingelstedt!

Das ist ein Mensch! werden Sie denken. Man schickt ihm Geld und er bedankt sich nicht einmal dafür! Und wahr ist's, ich habe Ihre Nachsicht bis

auf's Aeußerste in Anspruch genommen. Aber ich bin in den letzten drei Monaten gar nicht zu Athem gekommen, denn ich habe ein ganzes fünfactiges Trauerspiel darin geschrieben. Wenn Sie jetzt ausrufen: das wird immer besser, der will die eine Sünde mit der anderen entschuldigen! so kann ich Nichts einwenden. Aber Sie wissen aus eigenster Erfahrung: so lange man nachtwandelt, vergißt man die wirkliche Welt, obgleich das Nachtwandeln an sich eben so dumm, als halsbrechend ist. Ich gehe in meiner Confession noch weiter: selbst heute hätte ich dem seit lange knurrigen Gewissen noch ein Schnippchen geschlagen, und es damit abgefertigt, daß von mir ja nicht gegen Sie allein, sondern gegen alle Freunde gesündigt werde, wenn ich Ihnen nicht etwas zu melden und eine Anfrage damit zu verbinden hätte. Da werden aber die letzten Scenen, denen es noch an Rundung fehlt, resolut bei Seite geworfen und die Augen endlich wieder aufgemacht. Die Sache ist die. Am gestrigen Tage ist die Genoveva auch hier ausgetheilt worden, und dabei ist mir eingefallen, daß ich in meiner Bearbeitung für die hiesige Bühne noch eine Menge Verse weggestrichen und Veränderungen getroffen habe, die Ihnen am Ende auch auf der einen Seite entbehrlich, auf der anderen paßlich scheinen dürften. Ich frage Sie also: wollen Sie diese Einrichtung haben? Dann lasse ich rasch das Nöthige daraus copiren. Der Hauptpunct ist der, daß ich im zweiten Act den Juden, den Sie ja auch beseitigen wollten, aus der Thür warf, dafür aber, damit der Act dadurch nicht zu sehr geschwächt werde, die ersten Scenen des dritten, bis zur fünften, mit herein zog und die Margaretha zum Schluß noch den Monolog abhaspeln ließ, den sie in der zwölften Scene hält („Frau Gräfin, Ihr seyd rein — Ich ging, so kam ich wieder!"). Dadurch wird auch die Zeitdauer der beiden Acte gleichmäßiger. Also, befehlen Sie, wenn Sie die Manipulation nicht schon selbst gemacht haben.

Darf ich noch eine bescheidene Frage an Sie stellen? Ich gebe die Werke und den Nachlaß des verstorbenen Feuchtersleben heraus, eine Arbeit, die beschwerlicher und zeitraubender ist, als sie scheinen wird, wenn die sechs oder sieben Bände erst einmal sauber beisammen sind. Der Verleger denkt nun die ersten vier Bände nächstens auszugeben und will von mir wissen, welchen Blättern er Exemplare zusenden soll. Die Augsburger Allg. Zeitung steht für ihn oben an und ich selbst kann nur wünschen, daß dort von diesen, zum Theil vortrefflichen Schriften auf gebührende Weise Notiz genommen werde. Ich befinde mich hiebei aber in einer eigenthümlichen Lage. Die Redaction gefällt sich darin, mich im Ganzen völlig zu ignoriren, mir aber bei jeder sich darbietenden Gelegenheit Eins zu versetzen. Das ist nun ohne Zweifel eine eigene Art, sich für die Dienste erkenntlich zu zeigen, die ich ihr im Jahre 1848, fast mit Lebensgefahr, leistete, doch „man muß sich's halt gefallen lassen!" Es wäre mir nur fatal, wenn der arme Feuchtersleben darunter leiden müßte, daß eben ich sein Herausgeber bin, weshalb ich Sie frage, ob Sie nicht vielleicht die Anzeige übernehmen möchten. Er verdient gar wohl eine Characteristik aus Ihrer Feder, und wenn Ihre Amtsthätigkeit Ihnen ein Ja gestattet, so wird Gerold sich beeilen, Ihnen ein Exemplar zu Füßen zu legen.

Ihr Cassier machte, als er mir das Judith-Honorar übersandte, einen

Spaß, über den ich sehr lachen mußte. Er fügte einen Zettel hinzu, auf dem die lakonischen Worte standen: es wird Silber gesandt, weil es vielleicht angenehmer ist. Welch eine Bosheit kann doch in einem unschuldigen „Vielleicht" stecken! So haben wir armen Oesterreicher zu dem Schaden auch noch den Spott, damit das Sprichwort doch ja recht behalte.

Mein neues Stück behandelt einen merkwürdigen Vorgang der Bairischen Geschichte und spielt großentheils zu München. Es lag mir seit lange am Herzen, einmal etwas recht Deutsches darzustellen und Unserem alten Reich, todtgeschlagen 1804 und begraben 1848, ein Kreuz aufzurichten. Das ist oft versucht worden, ohne zu gelingen, und von Talenten, welche übertreffen zu können, ich mir wahrlich nicht einbilde. Aber sie scheiterten nach meiner Meinung daran, daß sie den Hintergrund zum Vorgrund machten; eine Geschichte, die immer resultatlos war, muß kein Centrum abgeben wollen. Ich habe eine einfach rührende, menschlich schöne Handlung, treu und schlicht, wie der Chronist sie überliefert, in die Mitte gestellt und das Reich mit allen seinen Elementen steht dahinter, wie ein ungeheurer Berg mit Donner und Blitz, dem man's nicht ansieht, ob er fruchtbar oder unfruchtbar ist. Fürchten Sie nicht, lieber Freund, daß ich zu den Leuten gehöre, die nach der Hand greifen, wenn man ihnen einen Finger reicht, und daß ich Sie mit meinen Stücken zum Dank für Ihre freundschaftliche Rücksichtsnahme auf meine alten Sünden erwerfen will; aber wenn Sie den Gedanken mit dem Gastspiel meiner Frau festhalten, dürfte diese Novität auf dem Boden, politisch- und social-unverfänglich, wie sie durchweg ist, willkommen seyn. Uebrigens kennt noch kein Mensch eine Zeile daraus. Mit den freundlichsten Grüßen von uns Beiden an Sie und Ihre Frau Gemahlin

Ihr treu ergebener

Fr. Hebbel.

Wien den 9. Jan: 1852.

Lieber Freund!

Vor Allem: Glück auf! oder Glück zu, welche Formel nun am kräftigsten ist! Es wird, denk' ich, trotz Napoleon's des Zweiten und seiner Verdienste um die arme, ängstliche Europa nicht ganz überflüssig seyn!

Dem Intendanten der Königl. Bairischen Schauspiele wünsch' ich vornämlich, daß die weiblichen Mitglieder seiner Bühne vor „Mißgeschicken" bewahrt bleiben mögen. Ich hatte, als ich Ihnen das letzte Mal schrieb, wirklich keine Ahnung von Ihrer Verlegenheit, sondern glaubte, daß Genoveva gleich nach Antigone an die Reihe kommen würde. Jetzt bin ich besser unterrichtet und begreife die Situation vollkommen.

Auch hier hat sich die Sache wieder geändert. Das Stück, von Laube selbst eingezogen, war ausgetheilt, die Lese-Probe sollte gehalten werden, da verfügte das Oberstkämmerer-Amt auf einmal, daß es trotz aller meiner, sehr ansehnlichen, Concessionen nicht gegeben werden dürfe. Ueber die Motive gehen verschiedene Versionen, officiell ist mir Nichts darüber mitgetheilt worden, ich bin jedoch überzeugt, daß die Contreordre der Direction eben so wenig ange-

nehm war, wie mir selbst. Für Sie resultirt daraus, daß Sie, wenn nicht bei Ihnen ebenfalls unüberwindliche Hindernisse der Darstellung im Wege stehen, nach wie vor der Erste bleiben. Ich sage: wenn etc und bitte Sie, es mir ohne Weiteres zu melden, falls es sich so verhalten sollte; den Umständen muß man sich fügen und die Genoveva ist ja leider eine Kirchen-Heilige. Versperrt die Kanonisirung (bald hätt' ich ein gut protestantisches Adjectiv vorangeschickt) ihr nicht den Weg zum Lampenlicht, so brauchen Sie nur zu winken und haben umgehend die neue Einrichtung in der Gestalt eines Nachlesebuches des K. K. Hofburgtheaters, denn dazu war mein Mspt schon erhoben. Sie werden dann finden, daß ich die Heilige ganz auf die Pfalzgräfin reducirt habe und daß ihr von der Himmelskrone nicht eine Perle geblieben ist, nicht einmal eine unechte. Für den Michel Angelo besorg' ich Nichts; der steht nicht im Kalender und kann also auf den Brettern auch nicht Schaden nehmen.

Was nun Ihren freundlichen Vorschlag wegen meiner Frau betrifft, so würden wir ihn natürlich sehr gern acceptiren, wenn es nur ginge. Aber es geht nicht, ein Urlaub außer der Zeit wird durchaus nicht bewilligt, wenn nicht der Kaiser, wie bei Löwe, einen Machtspruch thut, wir haben bei uns'rer Excellenz angefragt. Ich bitte Sie nun herzlichst, mir wissen zu lassen, ob die Sommer-Gastspiele in München nach den Ihnen jetzt bereits vorliegenden Erfahrungen leidlich oder ganz schlecht sind. Von einem großen Gewinn braucht natürlich nicht die Rede zu seyn, nur gegen das „Draufzahlen" ist man gern gesichert, wenn man im heißen July Komödie spielt, und ich glaube, bei Ihnen etwas zwischen den Zeilen zu lesen. Irre ich mich, so kommen wir und bringen das neue Stück mit, das für München von besonderem Interesse seyn muß. Es ist die moderne Antigone, Agnes Bernauer, die darin ihre Auferstehung feiert und nach dem Urtheil Aller, die es bis jetzt kennen lernten, so wie nach meinem eigenen Gefühl, meine unbedingt beste Arbeit, wogegen Michel Angelo sich verhält, wie die Skizze zum Gemälde. Da nun der Staat, der das Menschenopfer bringt, bei'm Dichter Recht erhält und in erotischer Beziehung ebenfalls nichts vorkommt, was nicht in einer Pension vorgelesen werden könnte, so kann auch die Aufführung nicht auf Schwierigkeiten stoßen; ich glaube nicht einmal in Wien. Worum ich Sie bitte, ist, den Titel noch geheim zu halten; auch hier beobachten meine Freunde das strengste Stillschweigen, weil ich die vermaledeiten Zeitungsnotizen nicht leiden kann.

Ich danke Ihnen für die gütige Uebersendung der Uebersicht Ihrer Thätigkeit. Es hat mich sehr interessirt, den Bogen durchzusehen; die guten Münchner haben alle Ursache zufrieden zu sein.

Daß Sie die 6 Bände Feuchtersleben nicht erst lesen können, begreife ich. Ich dachte, daß Sie vielleicht eine Anschauung von ihm hätten, aber er ist nur wenig bekannt. Gern hätte ich dem wirklich edlen Todten eine Anzeige von Ihnen verschafft; nun mag der gute Gerold machen, was er will.

Mit den freundlichsten Neujahrsgrüßen von uns Beiden.

Ihr

Fr. Hebbel.

Liebster Freund!

Der kleine „Schmerzensreich" ist erschienen, eher als zu erwarten stand, und so kann Genoveva im März, April in Gottes Namen hinterdreinkommen. Ich winke so stark wie möglich nach dem in gütige Aussicht gestellten Nachlesebuch und bin herzlich froh, zuerst mit dem Werke herauszukommen. Ein Verbot ist hier nicht zu fürchten, wenn die Wiener Censur nicht bis hier herübergreift. Sorgen Sie also dafür, daß in den Zeitungen ꝛc. nichts transpirirt von den christkatholischen Kalender-Bedenklichkeiten. Ich stehe dann für den Rest.

Wegen Ihres neuen Stückes, dessen Titel ich feierlichst gelobe geheimzuhalten, habe ich allerlei Besorgnis; nicht sowohl daß es, — wie freilich bei „vaterländischen" Stoffen in den 38 Vaterländern so leicht geschieht, — Anstoß irgendwo gebe, sondern daß der vielbehandelte, allbekannte Vorwurf bei unserem naiven Publicum schade, statt zu frommen. Wir haben hier, im Hoftheater und auf den mit Respect zu sagen Volksbühnen, eine Menge Agnesen gehabt: eine davon, das Ihnen vielleicht auch einmal unterkommene Ritter- und Spectakel-Stück des Grafen Törring, figurirt noch auf dem Repertoire. Da wir nun keine Hellenen sind, die mit ihrem „Bewußtsein" voll nationaler Geschichten ihren Poeten einen beneidenswerthen Boden entgegenbrachten für ihre Schöpfungen, sondern bei allem Neuhellenenthum gute Altbayern, die zum Gedicht auch eine Geschicht' wollen, was Neues, Spannendes, so werden Sie viel zu thun haben, um für eine Heldin zu interessiren, von der Publicus, wenn er in's Theater geht, schon weiß, daß sie in's Wasser fällt. Übrigens kommt viel auf die Behandlung an, und darin ist vorauszusetzen, daß Sie das Mögliche meisterhaft gethan. Sehen möcht' ich das Stück je eher je lieber; ich verspreche strengste Discretion, und auch Aufbewahrung für Ihre liebe Frau, wenn diese es uns bringen will. Daß man sie nicht anders als im Juli losläßt, ist denn doch hart und verdirbt so gut wie jedes Gastspiel. Indessen wenn es gar nicht anders zu machen ist, wird sie auch dann, und zwar unter anständigen Bedingungen und mit unzweifelhaftem Erfolge, willkommen sein, wenn ich nicht im Juli wegen Gasbeleuchtungs-Einrichtung schließen muß. Das steht aber noch in weitem Felde, und wir bereden es noch näher.

Tausend Grüße von Haus zu Haus

treulichst, eiligst

Ihr

München, 23. Jan. 52. Fr. Dingelstedt.

Lieber Hebbel,

Meinem gestrigen Schreiben muß ich eines nachjagen.

Inliegend ein Titel, der mich für Sie erschreckt hat. Hr. M. Meyr ist ein Bayer, dem König meinem gnädigsten Herrn persönlich bekannt, und in Verbindung mit Schelling, durch welchen er, gleichzeitig wie an mich, sein Stück an den König eingesandt hat. Der König forderte gestern Abend nach dem Theater ein Gutachten von mir; ich bemerkte gleich daß ein anderes Stück

desselben Stoffes, — ohne den Verfasser zu nennen, — mir bereits vorläge. Das Gutachten geb' ich dieser Tage ab, wahrscheinlich ablehnend, weil mir das Stück eine Komödie im Phrasengange alter Zeit zu sein scheint. Ich schicke es Ihnen unter ><band gleich mit.

Nun mein' ich so: wir müssen um jeden Preis dem Melchior vorzukommen suchen. Sein Stück, schreibt er mir, wird in Berlin im März d. J. zur Aufführung kommen. Lassen Sie mich das Ihrige Ende Februar bringen, so ist es für hier und für alle Bühnen gerettet, während, wenn zwei Agnesen zugleich verschickt werden, — es versteht sich, daß die Ihrige mit der Melchiorischen nicht zu vergleichen ist; — die bessere leicht der schlechteren weichen kann. Kennen Sie doch unsere Theater und deren Regierungs-Maximen.

Kann Ihre Frau bis zu dieser Zeit (Ende Febr., Anfang März) nicht abkommen, so überlassen Sie der Damböck, die dann völlig rehabilitirt sein wird, die Priorität, und heben wir für Jene die Genoveva im Sommer auf.

Ich schreibe des alles einiger Maßen confus, wie Figura zeigt. Der Meyr'sche Brief steckt mir im Kopfe. Sehen Sie aus allem, daß ich nur in Ihrem, ich glaube wohlverstandenen Interesse handle und Ihnen vollstes Vertrauen schenke, zum Voraus überzeugt, daß Sie es nicht mißbrauchen werden.

Was ich von Ihnen erwarte und erbitte ist, daß Sie mir wo möglich umgehend Ihre Willensmeinung bezüglich Ihrer Agnes, so wie Ihr Urtheil über die Meyr'sche mitzutheilen die Güte haben. Letzteres wird das meinige stützen, wenn ich mich, natürlich ohne Sie zu compromittiren darauf berufen darf.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

M. 23/1 52. Fr. Dingelstedt.

Wien den 26sten Jan. 1852.

Liebster Freund!

Es ist sieben Uhr Abends und eben lege ich den Melchior Meyr aus der Hand. Wie glücklich fühl' ich mich bei dem Gedanken, daß mein Stück bereits auf dem Wege zu Ihnen ist, denn nun kann ich doch kein Plagiat mehr begehen, und bin auch nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, eines solchen bezüchtigt zu werden; Ihr Zeugniß wird mich decken. Im Ernst: stände diese Bernauerin nur um einen Fingerbreit höher, wäre die Mache nur ein klein wenig besser, gehörte ein Theater-Erfolg nur zu den möglichen Dingen, so würde ich Anstand nehmen, mich darüber zu äußern. Aber ich habe Nichts zu besorgen, ich brauche nicht vor mir selbst auf der Hut zu seyn, Neid und Mißgunst können gar nicht aus mir sprechen! Nein, wahrlich nicht, denn Sie haben in zwei Worten Alles gesagt; es ist von Anfang bis Ende „eine Komödie im Phrasengange alter Zeit“, eine Hopfenstange, die der Verfasser mit welkem Laub vom vergangenen Jahr aufgeputzt hat. Mit meinem Versuch werden Sie das Ding vergleichen; ich halte es gegen die Arbeit des alten Törring und bin der Meinung, daß es dieser nicht das Wasser reicht. Ja, ich beleidige den wackeren Vorgänger schon durch die bloße Zusammenstellung, er ist ein Shakespeare gegen

den, der nach ihm kam. Seine Auffassung des Gegenstandes ist nicht die tiefste, er übersieht den Hauptpunkt, aber sie ist doch verständig und steht in vollkommenem Einklang mit den Mitteln, die er aufzubieten hatte. Darum stellt er das Liebes-Verhältniß, für das ihm die Farben fehlten, nebst dem Abschluß in der Heirath, gleich in der ersten Scene fertig hin und entwickelt nun in klaren, schlagenden Situationen die Folgen, so daß man ihm bis zu Ende gern das Geleite giebt und erst ganz zuletzt den Kopf zu schütteln anfängt. Herr Meyr wagt sich, ohne die Beschaffenheit seiner Palette irgend zu untersuchen, ruhig an die Genesis und hat nun nicht einmal Reißkohle zur Verfügung; da kommen denn Schemen zum Vorschein, gegen die Wolkenbilder noch Consistenz haben, und die werden mit Redensarten von Tromlitz und Blumenhagen aufgefüttert; sein Schluß aber, die Ausstellung eines einbalsamirten Leichnams, der vorher Stunden lang von der Donau herum gewälzt wurde, dürfte das Scheußlichste seyn, was jemals in einem Drama vorkam. Törrings Prosa ist knorrig, zuweilen plump, immer unbeholfen; aber es steckt doch Kern darin, und mitunter kommen ganz vortreffliche Sachen vor. Herr Meyr reitet einen wahren Maul-Esel von Jambus, der nach der störrischen Art dieser Bastardthiere verweilt, wenn Eile noth thäte, und eilt, wenn verweilt werden sollte; es ist der Styl des heiligen römischen Reichs, auf Verse gezogen, wie Bier auf Flaschen, man wundert sich ordentlich, daß nicht irgendwo ein „in Rechnung legen" vorkommt. Dabei eine vollständige Unkenntniß des Handwerks und ein Mangel an aesthetischem Sinn, welcher bei diesem grimmigen Feinde von uns jungen Deutschen, der schon in ganzen Broschüren gegen uns zu Felde zog, doppelt und dreifach auffällt. Was in der einen Scene geschieht, wird in der nächsten „nach der Meldung von Augenzeugen" (Ernst, pag: 130) wieder erzählt und die Erzählung nimmt immer noch einmal so viel Zeit weg, wie die Handlung selbst. Und Dinge, die mit Nacht bedeckt werden sollten, weil sie nur Ekel und Abscheu erregen können, ohne irgend nothwendig zu seyn, werden mit beleidigender Breite ausgemalt, wie der gräuliche Zug von dem Henker, der freilich historisch ist, den aber doch gewiß nur ein mit Spieß und Kramer verwandtes Gemüth auf Nadeln stecken kann. Anderes dagegen, z. B. der Umstand, daß Agnes gleich nach ihrer Krönung in Straubing ihre Todtenkapelle zu bauen anfing, wird verschmäht, obgleich der ganze Charakter darin liegt. Von einer Veranschaulichung der wilden, gewaltigen Zeit ist eben so wenig die Rede, sie wird nicht einmal versucht, ja der Herr Dichter-Kritiker läßt seine Ritter sich über sich selbst skandalisiren. Ich mögte sogar behaupten, dieser Herold des historischen Dramas, der den Egmont so ungenügend fand und Rötschers Jahrbücher durch lange und langweilige Abhandlungen mit ruiniren half, hat jene Zeit, ohne die das Ereigniß doch undenkbar ist, gar nicht im Detail gekannt, er hat höchstens im Falkenhain, vielleicht nur im Mannert geblättert, gewiß aber nicht die Quellen gelesen, denn ein wenig Fleisch und Blut hätte sich doch ansetzen müssen, darum fürchte ich, er hat „sich selbst zum Gericht" gesprochen, als er (Seite 72) ausrief:

„Und das **Gebäude** väterlicher Liebe,
Das schon zu prangen schien im Sonnenlicht,
Versinkt in Nacht, gleich einem Traumgesicht!"

Ich halte es für absolut unmöglich, daß irgend ein Publicum der Welt auch nur zwei Acte aushält. Und so etwas wird von den sieben Weisen Griechenlands empfohlen, von Leuten, die mit Schiller und Goethe doch wenigstens l'hombre spielten.

Liebster Freund, es muß doch schrecklich sein, bei lebendigem Leibe überholt und in den Hintergrund gedrängt zu werden, denn nur durch den Verdruß über dieß Schicksal kann ich mir einen so tiefen Fall der Philosophie erklären. Das ärgert sich, daß die Welt nicht still steht, weil sie herausgehen und schiebt uns nur noch ganz zuletzt aus Schabernack die liebe Mittelmäßigkeit zwischen die Beine, damit wir stolpern. Oder haben Sie einen anderen Schlüssel? Uebrigens seyen Sie überzeugt, daß Alles, was Sie mir mittheilten, strengstes Geheimniß zwischen uns Beiden bleibt, wogegen Sie hinsichtlich meines Stücks natürlich an diese Bedingung nicht mehr gebunden sind, da ich bewandten Umständen nach jetzt jedenfalls damit zu operiren anfangen muß.

Was Sie mir in Ihrem ersten Briefe (beide kamen an demselben Tage) gegen den Stoff einwandten, finde ich sehr gegründet. Das Publicum, wie es ist, will überall zum Gedichte auch eine Geschichte haben; es entschließt sich ungern, bei einem neuen Stück auf einen Reiz Verzicht zu leisten, der jedem alten, oft wiederholten fehlt. Aber ich hoffe, dieß Deficit soll durch die Charaktere und durch die ganz neue, nach meiner Meinung unmittelbar durch den Gegenstand selbst gebotene Auffassung gedeckt werden. Ich schrieb Ihnen schon darüber und jetzt werden Sie Selbst prüfen. Mein Vorgänger ist unter der Aufgabe geblieben, sein Werk mußte darum auch nothwendig zum Schluß verpuffen. Denn jedem Vorwurf soll man das Eigenthümliche abzugewinnen suchen; man soll Napoleon nicht als Tänzer, Vestris nicht als Soldaten malen, obgleich der Eine zuweilen getanzt, der Andere vielleicht auch einmal Kriegsdienste gethan hat. An der Agnes Bernauer kann nun in diesem Sinne Nichts interessiren, als das Verhältniß, worin ein menschliches Individuum, das zu schön ist, um nicht die glühendsten Leidenschaften hervor zu rufen, und doch zu niedrig gestellt, um auf einen Thron zu passen, zum Staat und zum Vertreter desselben geräth, wenn es höher erhoben wird, als die Ordnung der Welt es verträgt. Daß sie in eine Situation hinein geräth, in der sie vernichtet werden muß, wenn sie nicht zurück kann, das ist an ihrem Schicksal einzig und stempelt sie, indem doch auch hier ein Zusammenstoß des absoluten und des positiven Rechts vorliegt, zur Antigone der modernen Zeit; daß sie zu Grunde geht, weil (bei Törring wie bei Meyr) untergeordnete Beamte aus Rachsucht oder Grille die gemessenen Befehle ihres Gebieters überschreiten, theilt sie mit vielen Tausenden und setzt im speciellen Fall die Tragödie zur Tragicomödie herab. Mein Augenmerk war, in dem Mädchen eine Lilie hinzustellen, der man es auf jedem Blatt noch ansieht, daß sie sich durch den Boden hindurch q u ä l e n mußte, und in dem Fürsten, der sie opfert, einen durchaus sittlichen Repräsentanten der höchsten Gewalt, der eben darum auch, obgleich der Groll der Massen sich gegen ihn erklärt, am Schluß durch einfache Entfaltung des erhabenen Pflichtbegriffs die ihm in wilder Ungebändigtheit entgegen tobende Leidenschaft nieder schmettert. Von Ihnen werde ich erfahren, ob es mir einigermaßen gelungen ist.

Genug und übergenug, nicht wahr? Ich schreibe Ihnen jetzt nach München einen Brief, wie ich deren aus München zur schönen Universitätszeit Dutzende geschrieben habe, lang, wie das Nibelungenlied, das für mich kein Ende hat, weil ich noch nie zu Ende kam. Machen Sie nun mit dem Stück, was Sie wollen; streichen Sie heraus, fügen Sie hinzu, was Sie angemessen finden; lassen Sie es vor- oder nach-tanzen: Sie haben plein pouvoir, wie Louis Napoleon. Freilich wär' es mir sehr lieb, wenn Sie diese Agnes ein Bischen liebenswürdig fänden und sie zu Ende Februar vor die Lampen führten, denn nur dadurch wird sie für Deutschland gerettet; kommt Melchior Meyr in Berlin zuerst, so wird man sich zehn Jahre lang bei dem bloßen Titel kreuzigen und segnen, das will ich dem guten, wirklich wackern Hülsen, der hinter's Licht geführt worden seyn muß, verbürgen. Aber, da Genoveva doch auch mein Kind ist, so wage ich, um nicht Lears Schicksal heraus zu fordern, mich nicht geradezu für die Agnes zu entscheiden, sondern lege Alles in Ihre großmüthige Hand. Daß ich's nicht vergesse: wegen Genoveva kommt gewiß Nichts in die Blätter, die Sache ist einstweilen wieder vergessen. Ach, wie gerne käme meine Frau im Februar! Wie würde sie sich freuen, sich einmal wieder auszuspielen! Aber es ist rund abgeschlagen bei'm ersten Anticken. Auch kann man Nichts einwenden, denn es ist allerdings allgemeines Princip. Löwe erhielt nur Urlaub, weil sich seinetwegen die eine Majestät an die andere wandte. Vielleicht aber „ermögliche" (Meyr) ich die Herüberkunft, nämlich die meinige. Sie jedenfalls im Sommer zu sehen, würde mich von Herzen freuen, so oder so. Ich wollte, Sie wären Hier und ich nicht allein. Noch einmal meinen wärmsten Dank für das freundschaftliche Interesse, das Sie mir bei dieser Angelegenheit wieder dargelegt haben und von uns Beiden die besten Grüße an Sie und Ihre Frau Gemahlin.

Der Ihrige

Fr. Hebbel.

Mein viellieber Freund!

Sie haben mir ein prachtvolles Geschenk gemacht: Agnes Bernauer ist der Juwel in Ihrer Krone, wie es in meinem Repertoire ein Glanzpunkt werden wird, neben Antigone, der classischen Schwester, und Judith, der biblischen —, die sich selbst opfert, wie jene geopfert werden —, unvergänglich strahlend.

Ich gehe unverzüglich an die Aus- und Aufführung. Ob ich damit im Februar herauskomme, ist nur um deswillen eine Frage, weil am 24. eine unverschiebbare Vormittags-Vorstellung, — ein neues Stück von meinem Souffleur Prüller, dem Messias der Wiener Theater, — stattfinden muß. Mein Personal ist zum gleichzeitigen „Einstudiren" zweier Neuigkeiten zu einfältig. Da es aber vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, umgekehrt also auch nicht mehr, so hoffe ich Sie gleich nach Prüllern loszulassen, am 29. Februar, Sonntags. Solch ein Stück muß auf einen Schalttag gegeben werden; wollte Gott, ich kriegte nur alle vier Jahre eines seiner Art!

Meyr war abgemeyert, bevor Ihr Brief kam. Mein gnädigster Herr hat das Gutachten, Schelling Seine Antwort, Meyr seinen Korb bereits. Ich

habe ihn, Meyern nämlich, schlecht behandelt, wie er Agnesen ungefähr. Sein Stück ist ein Monstrum. Abgesehen von allen organischen Schäden und Schwächen, welche Form oder Unform —! — **Fünf** Monolöcher im ersten Aufzug, eins immer tiefer als das andere; und diese Kakrakeristik — und diese Sprache anno 1425! Pfui Teufel!

Ihr Bild steht daneben, wie ein großes, historisches, prachtvoll nachgedunkelt in allen Farben, neben einem Nürnberger Bilderbogen, den mein Junge illuminirt.

Genug von ihm, nie zu viel von Ihnen!

Die Besetzung macht mir einige Sorgen: ich habe keinen „Ernst", obwohl eine Menge „alter" d. h. alter Schauspieler. Albrecht ist Dahn oder Richter, beide gut. Kaspar Bernauer und Agnes unübertrefflich Jost und Damböck. Theobald Christen, Knippeldollinger Lang, Kastellan (eine Prachtrolle!) mein trefflicher Sigl.

Wenn Sie kämen, Sie sollten Ihre Freud' haben. Ich halte nächste Woche schon zwei Leseproben, eine wo ich vorlese, eine, wo ich lesen lasse. Ich bilde mir nicht ein, dem Schauspieler als solchem was lehren zu können, aber ich kann den Dichter mit ihm vermitteln durch lebendige Überlieferung und das ist auch schon was.

Auf beifolgendem Bogen finden Sie meine Bedenken, Wünsche, Striche 2c. wie sie mir im Laufe des Lesens gekommen, verzeichnet. Ich ersuche Sie, auf den Rand Ihre Antwort, Ansicht 2c. zu bemerken und mir baldmöglichst das Register zurückzuschicken. Es kommt immer recht, auch wenn die Leseprobe längst vorbei ist. An Zusätze, Änderungen und Striche letzter Hand habe ich die Leute schon gewöhnt durch vieles Probiren.

Genoveva im Sommer. Mit Ihrer Frau, dächt' ich. Hätt' ich Euch beide hier, wie froh würd' ich sein. Ich stehe noch vereinsamter als Sie, und in meinem innern Leben, Schaffen und Leiden rein auf mich angewiesen.

Von ganzem Herzen

Ihr

M. 6/2. 52. Fr. Dingelstedt.

Wien d 12ten Febr. 1852.

Theuerster Freund!

Hiebei die Aenderungen, Kürzungen u. s. w. die Sie für die Agnes Bernauer verlangten, so gut oder so schlecht sie mir bei meinem etwas vergrippten Kopf geglückt sind. Ihren Bogen hätte ich gern als Andenken zurückbehalten, aber Sie bedürfen seiner und also wird er auch mit beigeschlossen. Sie werden finden, daß ich alle Ihre Fingerzeige, die ich sammt und sonders wohl motivirt finde, benutzt und größtentheils auch Ihre eig'nen Ideen ausgeführt habe. Das Nähere ergiebt der Bogen selbst.

Ihr lieber Brief kam gerade am Geburtstag meiner Frau bei uns an, nämlich am 9ten, Nachmittags, und machte uns natürlich große Freude. Ich betrachte ihn als das erste Ordenszeichen, welches mir für mein neues Stück

zu Theil geworden ist, denn draußen „im Reich“ kennt Keiner auch nur den Titel und hier in Wien habe ich nur ein ganz Paar verschwiegener Freunde damit bekannt gemacht. Da ich den Abend einige von diesen bei mir sah, so kostete es mir, aufrichtig zu sprechen, große Mühe, den Brief für mich zu behalten, aber ich ging als Sieger aus der Versuchung hervor, und freue mich jetzt darüber, indem ich in Bezug auf das Reden von Dingen, die erst im Werden begriffen sind, den Aberglauben unserer Altvordern in höherem Grade theile, als ich selbst gestehen mag. Ihr Urtheil über das Stück hat mir sehr wohl gethan und wärmt mich jetzt innerlich, und durch eine so rasche Aufführung erwerben Sie Sich um mich und mein Stück das größte Verdienst. Wenn meine Grippe nicht zunimmt, statt abzunehmen, was ich nicht fürchten will und nichts Unvorhergesehenes dazwischen kommt, so werde ich mich selbst unter den Zuschauern der Agnes Bernauer befinden; irgend eine heimliche Ecke findet sich ja wohl in Ihrem Theater, wo ein Poet seinen Angstschweiß vergießen kann, ohne bemerkt zu werden. Ich habe außerordentlich viel Lust dazu und würde etwa acht Tage vor dem 29ten kommen; in dem nämlichen Monat reis'te ich vor zwölf Jahren von München ab. Daran sieht man recht, wie alt man wird; was mag sich Alles verändert haben, wie manches von den „alten bekannten Gesichtern“ mag nicht mehr zu finden seyn! Damals lief Herr Meyr dort auch schon herum und ließ eine Brochüre gegen Heine, Uhland und das junge Deutschland drucken, wegen deren wir Studenten ihm gern den Hals umgedreht hätten. Jetzt ist er denn mit Glück von der Negative zur Positive übergegangen! Sein Stück gereicht mir zur wahren Erbauung und es thut mir herzlich leid, daß ich an dem Genuß Niemand Theil nehmen lassen darf.

Da ich Sie nächstens zu sprechen hoffe, dieß Mal nicht mehr, bis auf die freundlichsten Grüße an Sie und Ihre Frau Gemahlin von uns Beiden. Das Wetter ist hier so mild, daß ich gestern im Prater mit meinem Töchterchen schon Blümchen fand, wenn auch nur Gänseblümchen.

Von Herzen

Ihr

Fr. Hebbel.

Ihre Agnes macht mir schlaflose Nächte, lieber Freund. Von Berlin erfahre ich, — durch Hendrichs, der im März hier gastiren sollte und mir abschrieb, — daß im März die scheusliche Doppelgängerin derselben in der Metropole der Intelligenz wirklich über die Bretter gehen soll. Geschieht dies, und erzielt Hr. Meyr dort nur einen Pseudo-Erfolg, woran ich nicht zweifle:

1) weil das Stück schlecht ist,
2) weil er als Rezensent einen persönlichen succès de terreur sich machen wird,
3) weil dort mit zwölf Galerie Billets à la Birch-Pfeiffer'sche Renommé's fabrizirt werden:

so bin ich in der fatalsten Situation, ihn abgewiesen zu haben. Er ist ein Altbayer, wird sich auf das „Stammesgefühl“ berufen, unter Schellings Schlafrock und unseres dortigen Gesandten Uniform kriechen und mir von Berlin aus die

gefährlichsten Intriguen spielen, an welche meine hiesige Gegnerschaft mit schadenfrohester Bereitwilligkeit sich anhängt. Treibe ich nun gar das crimen laesae (Bavariae) so weit, Ihr Stück, das eines „Fremden“ und „Norddeutschen“, vor, nach oder neben dem des „Landsmannes“ zu geben, so ist zu jener Abweisung noch eine Annahme als zweite Todsünde hinzugefügt. In solcher Collision müssen Sie Selbst mir helfen, indem Sie Ihr Stück unverzüglich an Hülsen einschicken, den ich nicht kenne, also auch nicht in unserem Interesse bearbeiten kann, während Sie ihn persönlich als ehrlich und liebenswürdig schätzen gelernt haben. Ob Sie dabei die Existenz der Mehr'schen Agnes ignoriren oder (als durch die Blätter angekündigt) voraussetzen wollen, bleibt Ihnen überlassen. Fair Play muß Hülsen Ihnen doch lassen, und bei aller Eingenommenheit seiner Rathgeber für Mehr wird ein Vergleich zu dessen Gunsten unmöglich ausfallen. Wenn wir nur einen Aufschub seines Stückes herausbringen so ist das schon viel und wird zu einem völligen Rückzug, sobald ich mit dem Ihrigen ungehindert hier operiren darf.

Verstehen Sie mich wohl lieber Freund: ich schlage keine Intrigue vor, deren wir beide weder fähig noch bedürftig sind, nur eine natürliche Maßregel, mit welcher Sie mir zu Hilfe kommen und den Rücken decken. Daß es übrigens bei Ihrer Agnes bleibt, versteht sich. — Eher opfere ich meine Stellung, als meine Überzeugung. Schicken Sie nur die Nachträge recht bald

Ihrem

treu-ergebenen

M. 12/2 52. Fr. Dingelstedt.

Wien den 16ten Feb. 1852.

Liebster Freund!

Ihr gestriger Brief traf uns, wie ein Donnerschlag. Wir hatten uns so sehr gefreut, und auf einmal schien sich Alles wieder zu verfinstern. Aber wirklich nur für einige Stunden. Ich sah mich auf der Stelle nach Trost um und fand ihn bei Mehr, dessen Stück ich von der ersten Seite bis zur letzten noch einmal las, und zwar mit den Augen des Publicums. Als ich fertig war, blickte ich wieder heiter.

Nein, es ist unmöglich, daß dieß Gemisch von Arroganz und Philiströsität in Berlin auch nur einen Pseudo-Erfolg erringt oder erkriecht. Ihr Argument: es ist schlecht, folglich u. s. w. fällt allerdings sehr schwer ins Gewicht, aber ich entgegne: es ist nicht die rechte Sorte des Schlechten. Mutter Birch schenkt Fusel ein und würzt ihn mit Spaniol, aber sie reicht kein abgestandenes Wasser herum, das schon den Weg durch sieben Regentraufen machte. Sie speculirt auf die niederträchtigsten Theater-Effecte und kümmert sich den Teufel viel um die Mittel, aber es sind Effecte und sie erreicht ihren Zweck. Dieser Bursche — bei Gott, wenn seine Leistung nur um einen Zollbreit höher stände, ich hätte nicht gewagt, eine Meinung darüber abzugeben. Aber er ist ja so langweilig, daß man ein Jahrtausend zurück gelegt und graue Haare bekommen zu haben glaubt, wenn man bei seinem vierten Act anlangt! Den Stoff hat er vernichtet,

denn sein Ernst ist ein Hampelmann, dem der Erste, Beste die Zügel aus der Hand nimmt; seine Figuren haben nicht einmal ein Gesicht, geschweige Herz und Eingeweide; seine Diction ist schleppend, seine Phrasen sind alle von den Vätern ererbt: was bleibt ihm? Nein, bei dem gänzlichen Mangel an Spannung mögte ich meinen Kopf darauf verwetten, daß die Berliner, die ich diesen Sommer einigermaßen kennen lernte, nicht den zweiten Act aushalten. Und der Kritiker, ich meine dieser Kritiker, kommt dort gewiß nicht in Betracht, er trieb sein Wesen in Rötschers Jahrbüchern und die sind längst todt. Mir ist Herr Meyr wenigstens in keinem einzigen Blatt begegnet und ich habe mich doch genug umgesehen, weiß auch ziemlich, wie die Plätze besetzt sind.

Glauben Sie nicht, daß ich Ihren Brief leicht oder gar leichtsinnig genommen habe. Das liegt mir fern. Ich kenne „Altbayern" sehr gut und kann mir denken, daß Sie dort ein Fahrwasser haben, wie in einem Strom, der immer und ewig zu gefrieren droht. Das „Stammsgefühl" könnte sich allerdings gegen Sie erheben, wenn Herr Meyr reussierte. Aber er kann und wird nicht, und, um das Unmögliche einmal als möglich zu setzen, wer weiß denn, außer uns Beiden, wer zuerst bei Ihnen anklopfte, Er oder ich? Was können Sie dafür, wenn heute ein Mensch kommt und Ihnen eine erträgliche Arbeit anbietet, die Sie acceptiren, weil sie Ihnen eine Lücke deckt; was können Sie dafür, sage ich, daß morgen ein Gott folgt? Auch die Olympier müssen sich dem trop tard beugen; es ist ihr Fatum, wie das unsrige. Doch diese Schwenkung wird ganz überflüssig seyn, denn wir haben es hier mit dem durchaus Wüsten und Leeren zu thun, und ein lebendiger Hahn kann wohl durch sein Gekrähe einen Triumph erschreien, wenn die Hühner zu Gerichte sitzen, aber nie ein ausgestopfter Adler. Ich glaube daher, Sie dürfen ruhig, und ohne etwas zu riskiren, vorwärts gehen und kann Ihnen im Vertrauen sagen, daß die Burg, obgleich Meyr sich auch hier schon gemeldet hat, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, Ihnen sogleich folgen wird. Darüber vielleicht mündlich mehr.

An Hülsen habe ich augenblicklich das Stück abgesandt. Ich kenne und schätze ihn als einen Mann von Charakter, der das Beste will und sich auch nach Kräften selbstständig zu erhalten sucht; noch seinen letzten Briefe an mich, in dem er mir die Annahme des Michel Angelo meldete, schloß er mit den Worten, daß bei ihm nur der gesunde Blick, und keinerlei Einfluß, die Richtschnur abgäbe. Das ist nun gewiß recht gut und recht schön; nun aber wissen Sie, daß er seine Studien in einer Militairschule gemacht hat, wo wohl mehr Mathematik, als Aesthetik vorgetragen wird. Dennoch mögte ich's auf seinen Instinct ruhig ankommen lassen, da dieser am Ende richtiger führt, als der hyperphilosophische Krimskrams, den ich — ich weiß nicht, ob es Ihnen anders geht — wirklich von Tag zu Tag gründlicher verachten lerne. Aber was soll er machen, wenn er sein Wort schon gab? So viel glaube ich jedoch mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß er die Sache ernstlichst in Erwägung ziehen wird, und da ich ihn verpflichtet habe, das Stück selbst zu lesen, er aber schon zum bloßen Lesen viel Zeit braucht, so ist die Frist, die wir brauchen, gewonnen und Sie können, wenn Sie Ihrem ursprünglichen Plan folgen, vor Berlin auf dem Platz seyn. Ich werde daher auch höchst wahrscheinlich meinen

Plan ausführen und kommen; in zwei Tagen bin ich ja dort und einem Vagabunden, wie mir, brennt der Boden immer unter den Füßen, wenn er wieder sechs Monate still saß und sich irgend ein Vorwand zu einem neuen kleinen Ausflug darbietet. Was können wir dann nicht Alles bereden, und das Wetter ist, wie im Frühling. Wenn sich mir nichts ganz Unvorhergesehenes in den Weg stellt, so bin ich bald nach diesem Brief da! Die Aenderungen u. s. w. haben Sie nun schon. Hier war kürzlich Richard III., errang aber nur einen halben Erfolg. Es ist ein bedenkliches Stück; zu lang, als daß nicht viele Kürzungen nöthig wären, und als Epilog doch zu sehr auf die scheinbaren Episoden gebaut, um diese Kürzungen ertragen zu können.

Von ganzem Herzen

Ihr

Fr. Hebbel.

Wien den 1ten April 1852.

Mein theuerster Freund!

Gestern Nachmittag zwischen zwei und drei langte ich in Wien wieder an und wurde von Frau und Töchterlein auf dem alten Fleischmarkt empfangen. Klopstock würde auf den Moment gleich eine Ode gemacht haben, wenn er ihn erlebt hätte; Leute uns'rer Art begnügen sich zu sagen: er war schön! Das war er aber auch wirklich, ein Wiedersehn wird mit einer Trennung nicht zu theuer bezahlt. Dieß soll uns auch trösten, denn ich habe mich, trotz dessen, was mich erwartete, von Euch nur schwer losgerissen. Nun, im July bin ich wieder da!

Wie soll ich Dir und Deiner lieben Frau all die Güte und Liebe danken, womit Ihr mich aufgenommen und bis zum letzten Augenblick überschüttet habt! Ich saß wirklich unter dem Wunderbaum, der durch Gaben reicher wird und für Eine Blüte, die er auf den Wanderer zu seinen Füßen fallen läßt, zwei neue aus sich erzeugt, die er ihm ebenfalls herunter wirft! Und ich bedarf dessen so sehr, daß die Wohlthat, mir erwiesen, eine zweifache ist, wenn ich's mir auch nur selten merken lasse. Nicht ohne die tiefste Rührung verließ ich die letzte Nacht Dein Haus, und nicht, ohne Euch aus vollster Seele gewünscht zu haben, was ich mir selbst wünsche, überschritt ich die Schwelle. Ich glaube, ein wahrer Wunsch ist ein Segen! Genug davon! Das Wort, das nicht schon einmal entweiht wäre, ist ja nicht mehr zu finden!

Meine Reise ging so gut von Statten, als sie nur konnte, bis auf einige körperliche Anwandlungen, die mir zeigten, daß ich mich doch ein wenig zu stark im Wirbel herum gedreht hatte. Das Wetter war schön, der ganze Frühling kukte schon hie und da aus einem Baum mit springenden Knospen hervor und ich erblickte unterwegs nicht bloß ganze Veilchenbeete, ich sah schon einen Schmetterling, einen glänzend-bunten, was mir eine ganz besondere Freude machte. Du prophezeitest ganz richtig, die lyrische Stimmung stellte sich von selbst ein und das Gedicht wurde fertig, das bis dahin zwischen Seyn und

Nichtseyn schwebte. Als sie wieder verschwand, erhielt ich in jener humoristischen, aus der nach meiner Erfahrung das Drama erwächs't, ein Surrogat. Ich sah mich nämlich, von Linz an, wo man zu Vieren in's Interieur des K. K. Eilwagens gepackt wird, von lauter menschlichen Carricaturen umgeben, und solch eine Gesellschaft zu genießen, bin ich, wie gemacht. Wenn ich mitten in der treibenden und schwellenden Unendlichkeit, der ungeschaffene Welten, wie aus den Poren spritzen, solche Käfer herumkriechen sehe, welche in dem ganzen Blumenflor nur ihr Futter erblicken und in dem Meer von Sonnenstrahlen eine unentgeltliche Heizungs-Anstalt, so ärgere ich mich nicht darüber, sondern es gereicht mir zum Vergnügen, und ich suche mich eben so klein zu machen, wie sie, damit sie ein rechtes Vertrauen zu mir fassen und sich ganz in naturalibus zeigen. Sie Alle zu verstehen, mach ich mich anheischig; sie zu lieben, geht über meine Kräfte, wie manche andere christliche Forderung auch. Ich traf unter Anderen einen Kerl, der einen Mißwachs und ein Hungerjahr wünschte, vermuthlich, weil er in Korn speculirt hatte; war das nicht ein prächtiges Exemplar, das eine Daguerrotypirung von Jean Paul oder seinem Apostel Börne verdient hätte?

Als Hütteldorf (Du kennst den Ort doch, wo Friedrich Halms Muse thront?) erreicht war, fühlte ich mich schon, wie zu Hause; Penzing und Hitzing wurde förmlich genossen, der Stephansthurm, wie ein Großvater begrüßt. Auf dem Posthof — nun, das weißt Du schon! Mein kleines Mädchen ist ordentlich größer geworden, sie hat so etwas Mädchenhaft-Verschämtes bekommen, das Ihr (wenigstens in ihres Vaters Affen-Augen) allerliebst steht! Aber nach der ersten Aufregung spürte ich's doch, daß der Mensch sich nur durch's Sterben das Leben fristet, und that einen gesunden Schlaf, der mich wirklich recht erfrischte und stärkte.

Heute morgen war es mein Erstes, den Doctor Berger aufzusuchen, den ich auch sogleich traf. Er schreibt Dir morgen selbst; wenn es nicht gleich geschah, so lag der Grund in seiner Abwesenheit. Du kannst keinen besseren Advocaten finden und wenn Du etwas bei ihm ausgerichtet haben willst, so brauchst Du es mir nur zu sagen. Von Teichmann aus Berlin fand ich ein Blättchen vor, das ich beischließe. Du magst daraus entnehmen, wie leicht und ungesucht wir dort, sobald wir wollen, zu unserem Zweck kommen werden; ich antworte ihm morgen. Barneveldt liegt schon auf meinem Tisch: ich gehe gleich daran.

Deiner lieben Frau, die ich außerordentlich hochschätzen gelernt habe, bitte ich, zu sagen, daß die meinige ihren Kranz gleich am frühen Morgen über meinem Bilde aufgehangen hat. Dönniges und Gemahlin bitte ich mich ebenfalls freundlichst in Erinnerung zu bringen; ich hoffe, der Sturm soll sich schon verzogen haben. Auch Schmidt und Kugler grüße freundlichst von mir; es that mir leid, die wackeren Männer nicht noch zu sehen. Meine Frau hat in meiner Abwesenheit sehr viel gespielt! (Telegraphische Depesche, die entziffert werden will). Morgen schicke ich Dir meine „sämmtlichen Werke" für Kolb; ich muß mein eigenes Ex. nehmen, aber es liegt mir viel daran, daß er sie im Zusammenhang kennen lernt und Du weißt aus eigener Erfahrung, daß

die „neuen Poeten“ sich nicht selbst lesen. Verzeih meinem dumpfen Kopf dieß Quodlibet!

Mit den wärmsten Grüßen von uns an Euch

Dein

Fr. Hebbel.

Wien d. 3. Apr. 1852.

Mein lieber, theurer Freund!

Am gestrigen Tage war ich nicht im Stande, an Kolb zu schreiben, denn ich konnte nicht aufstehen. Ich hatte schon unterwegs fürchterliches Kopfweh und das steigerte sich in der vorletzten Nacht zu einer solchen Höhe, daß ich besorgt geworden wäre, wenn ich die Besorgniß nicht für die Brücke hielte, auf der die Krankheiten hinüber spatziren. Heute geht's mir zwar noch nicht gut, aber doch besser, und so lasse ich meine Bücher vom Stapel laufen. Man erschrickt ordentlich, wenn man aus allen Ecken und Enden zusammensucht, was man Alles geschrieben hat, und sieht, welch einen Haufen das bildet. Ich glaube, wir Deutsche könnten viel höher kommen, als die Titanen, da sie die Berge auf einander thürmten, um den Himmel zu stürmen; wir brauchten nur die Ergebnisse unserer Leipziger Messen zusammen zu tragen. Einmal, ich bin nur Einer von so vielen und doch — wie hoch muß ich physisch hervorragen, wenn ich meine sämmtlichen Werke als Piedestal benutze!

Uns're Manöver in München haben hier in Wien vortrefflich gewirkt. Das Verlangen nach der Agnes Bernauer ist allgemein; die Direction des K. K. Hofburgtheaters hat meine Frau längst vor meiner Ankunft aufgefordert, daß ich ihr gleich nach der Aufführung in München das Stück in der dort acceptirten Gestalt senden möge. Ein anderes Mal mehr Detail; ich soll heut Mittag bei der Goethe essen und die Stunde ist fast da, wenn auch nicht der Appetit.

Kolb hab' ich geschrieben, wie's mir eben aus dem Herzen in die Feder lief; er wird das nicht übel nehmen, wie ich ihn jetzt zu kennen glaube. Er erhält mein letztes Exemplar, darum sieht die Sammlung so buntscheckig aus. Lies den Brief, er ist offen, und siegle ihn dann.

Meine Frau hat Deinen Barneveldt auch schon gelesen; sie denkt über das Stück, wie ich. Ich freue mich recht darauf, mit frischen Kräften daran zu gehen. Gestern Abend gab ich einem meiner Freunde, dessen Urtheil ich hoch schätze, das Exemplar mit; heute Abend bringt er's wieder.

Die Querstreiche sind nicht durchgefallen, sondern durchgestürzt, wie ein Mühlstein, der die Tiefe sucht. Richard III. macht leere Häuser.

Deiner lieben, mir sehr werth gewordenen Frau von uns das Herzlichste; den kleinen Preußen sah ich die ganze Nacht exerciren, energisch, wie der alte Fritz.

Ewig der Deinige

Fr.

Wien d. 5. April 1852.

Mein theurer Freund!

Wenn der Briefbote bei Dir anklopft, so bin ich's, der ihn beladen hat. Sieht's nicht fast so aus? Dieß Mal freilich habe ich einen Grund. Ich habe Dir etwas mitzutheilen, was Du durchaus wissen mußt.

Voici zwei Nummern der Presse, so wie des Fremdenblattes, mit Notizen über die Agnes Bernauer. Die Wiener Zeitung ist, wie ich höre, nachgefolgt.

Darnach ist das Stück durchgefallen, alle Bairische Blätter, die Allg. Zeitung nicht ausgenommen, sind mit Freibilleten erkauft gewesen und durch diese, die Du dazu commandirt hattest, bin ich drei Mal gerufen worden.

Das soll, wie Du sehen wirst, aus Dresden nach Wien gemeldet worden seyn, ist aber, wie ich durch den Doctor Glaser zufällig erfuhr, umgekehrt von hier nach Dresden gegangen, um dann auf dem bekannten Schraubenwege sicher zurück zu gelangen. Den Director des ganzen Manövers, bei dem nicht bloß ich, sondern auch Du, ja die Augsb. Allg. Zeitung betheiligt ist, wirst Du leicht errathen. Man hatte das für alle Fälle vorbereitet.

Hier wird im Wanderer ein Gegenartikel kommen, der sich streng an die Facta hält. Aber das reicht kaum aus. Vielleicht kannst Du einen Schlag thun; ein bloßer Privatbrief irgend eines angesehenen Mannes, ein Wort von Kaulbach, ein Referat von Förster oder Marggraff würde sicher viel ausrichten. Ein Zurückkommen der Allg. Z. auf den Gegenstand ist wohl nicht möglich? Jedenfalls mag Dr. Kolb sehen, daß es gefährlich ist, über einen Mann, der Herrn Laube im Wege steht, auch nur Thatsachen zu melden. Laß mich bald ein Wörtlein von Dir hören und grüße Deine liebe Frau herzlichst von uns Beiden!

Dein

Fr.
(in großer Eile)

Unmittelbar nach Empfang Deines letzten Briefs, mein theurer Freund, bin ich zu Kaulbach gegangen, um ihm ein gutes Zeugniß für Dich abzuverlangen. Er kann aber keins geben, weil er Deine Agnes nicht gesehen. Nun habe ich Alles in Ernst Försters tapfere Hand gelegt und gleichzeitig Kolb einen Wink gegeben. Ich selbst muß neutral bleiben, doppelt so in der jetzigen Krise. Ein unmittelbares Auftreten für Dich würde Dir von mir nichts nützen, im Gegentheil schaden. Überhaupt wird der Augenblick, hier für Dich zu wirken nicht günstig sein. „Der Landbote“ (!) läßt keinen Tag vorübergehen, ohne mir bei Aufzählung meiner Todsünden die Judith und „das andere Schandstück des getauften Juden Hebbel“ (sic) hochberedt vorzuhalten. Landbote, Landbötin, Tagblatt, Augsb. Postzeitung e tutti quanti machen Chorus; — wenn der Feuilletonist Eurer Presse dies Charivari hörte, würde er von der Claque „aller bayrischen Blätter“ eigene Begriffe kriegen —! —

Daß man Deiner Frau Dein Werk abverlangt und diesem gleichzeitig das Genick bricht, das finde ich — ganz in der Ordnung.

Freund, laß uns über solchen Menschen und Dingen stehen; sie haben nur so viel Bedeutung, als wir selbst ihnen beilegen. Ich darf Dir nicht predigen, was Du vor wenig Tagen mir selbst den Text lesend gesagt hast; diese wenigen Tage sind für mich an Schmerz und Kampf ein ganzes Leben gewesen, und ich stehe aufrecht da, in meiner Stellung auch von ferne nicht erschüttert, in meiner Stimmung voll des souveränsten Menschenhaßes, — nicht doch der souveränsten Menschenverachtung. Wenn das Menschen sind nämlich. Reden wir nicht davon. Halten wir uns ruhig; unsere Zeit wird kommen oder wiederkommen, und dann —

Und Melchior Meyr?! — Aus solchem Holze muß man sein, um oben auf zu schwimmen. Ich sah's voraus. Es sind triumphirende Briefe von ihm, von Schelling, von Malzen eingelaufen ...... „Vorüber, ihr Schafe vorüber!“

Deine Bücher habe ich nur einen Tag gehalten, gehegt, geherzt — statt Deiner — und dann sammt Deinem Briefe an Kolb geschickt. Die beste Wirkung kann nicht fehlen.

Gott segne Dein Weib und spare ihm ewig die Schmerzen des meinigen!

treu-verbunden

Dein

M. 9/4 52. Fr. D.

Den 15. April 1852.

Daß du für mich gehandelt hast, mein theurer Freund, danke ich Dir von ganzem Herzen; aber **leiden** sollst und brauchst Du für mich nicht. Der Sturm ist vorüber gegangen, ohne in meiner äußeren Stellung auch nur das Mindeste zu ändern; von einer daraus entstandenen „Intendanz-Krise“ war nie die Rede, und nur die Wiener Blätter ließen es sich angelegen sein, nicht nur mich abzusetzen, sondern auch meinen Nachfolger, Grafen Pocci, sofort zu ernennen. Ich weiß, was das alles zu bedeuten hat, und wie furchtbar tief mich auch der ganze Vorfall berührt hat, gebe ich ihm doch keine weitere Gewalt über mich und finde sogar darin einen Trost, daß ich bei dieser Gelegenheit — neben vielem Abscheulichen und Gemeinen, wie Du richtig sagst — auch viel Erfreuliches gefunden: alles Gute und Große der deutschen Presse, Du, Gutzkow, Warrens, Schücking und so manche Andere auf meiner Seite, da läßt sich denn die Feindschaft der Entgegengesetzten leicht ertragen und verschmerzen. Für jetzt glaube ich in der Sache nichts mehr thun oder thun lassen zu sollen. Der Artikel im Lloyd, den Kolb freundschaftlichst aufnahm, ohne von mir darum ersucht zu sein, hat meiner Frau glänzende Genugthuung gegeben, und ich werde sie nehmen, sobald die polizeiliche Entscheidung erfolgt ist, die mit einer Geldbuße von ein Paar Gulden die ganze, schon „criminell“ gewordene und als cause célèbre begrüßte Geschichte abmachen wird.

Für Deine Interessen war ich inzwischen nicht müßig, wie stark mich mein eigener Handel auch in Anspruch nahm. Einen Artikel in der A. Z. jetzt zu bringen, worin die beiden Agnesen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden, hielt Förster, Kolb und deine übrigen hiesigen Freunde für unrathsam. So lassen wir ihn also bis zur Wiederholung ausstehen, mit der ich nicht eilen

darf, will ich nichts übereilen, und die jeder Zeit recht kommt, wenn die rechte Zeit da ist. Einstweilen habe ich Herrn Dr. Meyr, welcher sich mit seinem Erfolge natürlich überall hier meldete, nicht auf die Bretter gelassen, welche er im Sturm nehmen zu können meinte. Ich empfahl dir wiederholt Stuttgart, wohin auch meine Abschrift abgegangen ist. — — — — — — — — —. —

Wien den 17ten May 1852.

Mein theurer Freund!

Du hättest den Brief schon, den ich jetzt anfange, wenn ich Dir nicht über Meißners Reginald hätte berichten wollen, der Sonnabend über die Bretter ging. Was meine Gesundheit betrifft, so bin ich seit acht Tagen wieder ganz der Alte und fühle mich in meinen Knochen so niet- und nagelfest, wie je zuvor. Ich habe aber die Lehre erhalten, daß man in einem antidiluvianischen Eilwagen nicht ununterbrochen drei Tage und zwei Nächte hinter einander sich schaukeln lassen darf, wenn man seine Nerven nicht gründlich verstimmen will, und werde mir sie merken. Denn die physische Erschöpfung war's allein, die mich in einen so jämmerlichen Zustand versetzte; diese war aber auch so groß, daß ich neun und dreizigjähriges Kind alles Ernstes glaubte, das Alter klopfte schon bei mir an und es sey mit dem schönen Feuerwerk im Gehirn für immer vorbei. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

An das Gastspiel haben wir längst nicht mehr gedacht; ich meine auch, Dir das schon geschrieben zu haben. Meine Frau hat nicht eine einzige der verabredeten Rollen angesehen und das Studium der Isabella in der sposa di Messina würde ja allein eine Woche erfordern. Wozu auch? Wir tendirten ja Nichts, als einige Wochen freundschaftlichen Beisammenseyns, um die es uns allerdings sehr leid ist, auf die wir aber unter den eingetretenen Umständen Verzicht leisten müssen, da an einen friedlichen und fröhlichen Lebensgenuß in München nicht zu denken wäre. Mögen die edlen Bavaren Bier trinken und auf die Fremden fluchen; ich werde sie nicht wieder incommodiren.

Von dem ultramontanen Geschwätz über unsere „Berufung" nach Neu-Athen habe ich Nichts vernommen, auch Nichts von dem Widerspruch der Allg. Zeitung, da ich durchaus keine Blätter lese. Hoffentlich war Letzterer nicht ungehörig abgefaßt; es würde sich mit meiner hiesigen Position schlecht vertragen, wenn ich in einem solchen Organ als ein Avanturier hingestellt würde, der sich nach einer anderen umsähe. Doch ist das wohl nicht geschehen, da man die Notiz hier sonst gewiß augenblicklich in Umlauf gesetzt hätte, wie die edle Note des Herrn Dr. Altenhöffer über mein Stück. Ich hätte die Nr. gern angesehen, aber ich konnte sie nirgends mehr auftreiben.

Herrn Ille Illa Illud bitte ich denn, seine Holzstöcke nur nach Leipzig zu expediren. Ein junger Dr. der Rechte hat nach einmaligem Anhören der Agnes einen „Acten-Auszug" geliefert, der als Text dienen mag. Deine Güte mögte ich anders in Anspruch nehmen. Nach meiner Meinung streichst Du mein Stück aus dem Repertoire und wiederholst es nicht; so entschiedener Bubenhaftigkeit gegenüber müssen wir alle Beide stolz seyn. Mit der Wiederholung des Stücks

fällt dann aber auch der Grund weg, weshalb dein Artikel über dasselbe, den Du für die Allg. Z. schreiben wolltest, verschoben wurde. Laß' diesen denn jetzt vom Stapel; gieb Nichts darin, als einen einfachen Umriß des Inhalts und der Grund-Idee und enthalte Dich jedes anerkennenden Worts über die Ausführung. Das schließt alle Opposition aus, da doch der erbittertste Gegner den Inhalt und die Fassung nicht in Abrede stellen kann; auch schneidet es der Redaction jeden anständigen Einwand gegen die Aufnahme ab und giebt mir das entschiedenste Recht, zu meiner früheren Ansicht über sie zurück zu kehren, wenn sie dieselbe doch verweigern sollte. Für unmöglich halte ich den Fall nicht, denn Kolb hat mir für meine Zusendung nicht einmal gedankt, was doch die bloße Höflichkeit erheischt, aber ich käme dann doch völlig in's Klare und darauf halte ich viel. Hier hast Du meinen Wunsch; daß Du ihn erfüllen wirst, wenn Du kannst, weiß ich, und daß ich Dir für den bloßen Versuch eben so dankbar seyn werde, wie für die Realisirung, weißt Du!

In Weimar werde ich sehr gern eine Gastrolle geben, schon um den todten Literatur-Majestäten einmal meine Reverenz machen zu können. — — — —

Nun zu Meißner. Er ist seit einiger Zeit hier und gefällt mir eben so gut, wie Dir; ein wackerer Bursch, der jetzt über seine „Pariser Studien“ und den Wahnsinn des Socialismus weit hinaus ist. Aber sein Richard hat keinen brillanten Erfolg gehabt! Zwar ist er nach dem zweiten und dem dritten Act gerufen worden; doch der vierte und der fünfte haben nicht so gezündet, ohne daß darum von einem eigentlichen Fiasco die Rede seyn könnte. Auch läßt sich bei aller Theilnahme für den Dichter nicht läugnen, daß sein Stück schwach ist; das Verdienstliche liegt in den Einzelheiten, nicht im Ganzen, und das ist immer schlimm. Aber auf jeden Fall ist er ein respectables Talent, das Aufmunterung verdient; ich thue alles Mögliche, um ihn wieder aufzurichten, gestern zog ich den ganzen Nachmittag im Prater mit ihm herum und heute schlepp' ich ihn nach Schönbrunn. Dein

Fr. Hebbel.

Hiebei das Erstlingsgedicht eines jungen Lyrikers*). — Lorm nannte in der Wiener Zeitung Herrn Redwitz neulich einen zweiten Jesaias! —

Wien den 12ten July 1852.

Hiebei, theuerer Freund, sende ich Dir meine Bemerkungen zum Barneveldt; da ich mich eines Doppelcouverts bediene, werden sie, wie ich mit Zuversicht hoffe, doch gewiß unmittelbar in Deine Hände gelangen. Deine Bearbeitung, in Quart gebunden, halte ich noch zurück, weil ich nicht weiß, auf welchem Wege Du sie zurückgesandt haben willst; ich habe nirgends auch nur ein NB. gemacht und sollte daher denken, daß der directe Dir recht wäre, es ließe sich ja aber leicht auch ein indirecter finden. Für den Fall, daß Du letzteren vorzögest, könnte ich mich meines Freundes Gartner bedienen, den ich Dir vorgestellt zu haben glaube. —

*) Es ist ein Gedicht von Laube auf den Tod des Schauspielers Wilhelmi gemeint.

Meine Bemerkungen werden Dir zeigen, daß sie aus der ernstlichsten Beschäftigung mit Deiner Tragödie hervorgegangen sind; ich habe das Werk in beiden Gestalten gewiß fünf Mal gelesen, und kein Wort niedergeschrieben, was nicht in allen seinen Consequenzen reiflich überdacht wäre. Im Allgemeinen gehen sie nur auf veränderte Mischung der vorhandenen Elemente aus; wo ich mehr verlange, glaube ich es nicht ohne triftige Gründe zu thun. Freilich giebt es in der dramatischen Kunst auch ganz individuelle Puncte, jedenfalls aber hoffe ich, daß Du Einiges wirst benutzen können. Ich wünsche Dir für das Stück in Deinem Bade-Aufenthalt eine recht reine ruhige Stimmung, wie sie mir erst im Herbst kommt.

Ich gehe am ersten July mit meiner Frau nach Venedig, Mailand u. s. w., und werde von dort aus eine Reihe von Briefen schreiben, um mir die Eindrücke frisch zu erhalten. Am ersten August sind wir wieder in Wien. Da ich Venedig noch nicht sah, so bin ich sehr gespannt, und lese jetzt in meinen Mußestunden die Goldonischen Stücke, die theilweise im Venetianischen Dialect geschrieben sind. Schauervolle Lectüre! So weit kamen die Menschen des Tacitus herab! Das ist la Speranza d'Italia! Für den Liebedienst, den Du der A. B.*) in der Allg. Z. erweisen willst, danke ich Dir im Voraus. Wohl hätte ich Manches auf dem Herzen, doch die Herren sind mir nun einmal nicht grün und so wollen wir uns auf einen Act einfachster Gerechtigkeit beschränken. Wenn Du in zwei Zeilen den Uebergang über Herodes und Michel Angelo (die ja eben Vorgänger der Agnes sind) nehmen mögtest, wäre es mir lieb; in Herodes namentlich, zu dem die Vorstudien mir zwei Jahre kosteten, steckt mehr, als es scheint. Eine umfassendere Aufgabe kann ein Dichter sich gar nicht stellen, denn das Stück behandelt kein Völker- sondern ein allgemeines Weltschicksal; freilich ist es aber mit einer solchen Aufgabe, wenn man nicht zur Trilogie greifen, also das Werk für ewig von der Bühne ausschließen will, auch untrennbar verbunden, nicht zu tief in's Detail hinab zu steigen; nun kann ein Referat, zu dem doch oft gegriffen werden muß, nie in so brennenden Farben glänzen, wie die unmittelbare, hier aber bei so weit ausgespanntem Rahmen nur in den Hauptmomenten mögliche Darstellung, und so wird denn leicht die höchste, auf absoluter Concentration beruhende Kunst mit Kälte verwechselt. Dieß hätte ich gern unter die Leute gebracht; da Du doch so freundlichst fragst! Glaube ja nicht, daß ich meine Münchener Interessen leicht aufgab und aufgebe. Ist es möglich, sie weiter zu verfolgen, so werde ich mich herzlich darüber freuen. Ich glaubte nur, daß die Literaten- und Pfaffen-Bande über mich Herr geworden sey, und es ist die Eigenschaft meiner Natur, durch die ich mich allein erhalte, daß ich gleich im Ganzen resignire, um das Einzelne nicht tropfenweise verschlucken zu müssen. Kannst Du die Genov: durchsetzen und mir so zu einer Basis verhelfen, ohne die kein Krieg möglich ist, so wollen wir alle unsere Operationspläne wieder aufnehmen. Daß Dönniges zurückkehrt ist allerdings ein gutes Zeichen.

Nun lebe wohl, theurer Freund, und grüße herzlichst Deine liebe Frau.

---

*) Agnes Bernauer.

Viel lieber, wie nach Venedig, wären wir zu Euch gekommen, um ein Paar Wochen mit Euch zu verleben, doch, das haben die Hunde verdorben. Mögen sie fortfahren, mehr Bier zu trinken, wie andere Menschen, um mehr — zu können, wie diese.

Wie immer

Dein

Fr. Hebbel.

Wien d. 16ten Aug: 1852.

Lieber Freund!

Wie ich aus Venedig, wirst Du wohl auch aus Interlaken zurückgekehrt seyn. Ich wünsche von Herzen, daß Du von Deiner Reise so aufgefrischt seyn mögest, wie ich von der meinigen! Mir hat es außerordentlich wohl gethan, der bunten Lagunenstadt einmal in's räthselhafte Angesicht zu blicken; ich hoffe, nun wieder einige Püffe vertragen zu können, an denen es auch ohne Zweifel nicht fehlen wird. Der Zufall begünstigte mich unterwegs sehr; Regen und Sonnenschein stellten sich immer zur rechten Zeit ein, so daß ich so wenig von der Hitze, wie vom Staub ungebührlich viel zu leiden hatte. Ebenso war mir gegen alle Regel und Ordnung ein mitgenommener Empfehlungsbrief wirklich nützlich und verhalf mir zu einer ganzen Kette der angenehmsten und interressantesten Bekanntschaften, die sich bis Mailand hinüberschlang. In Mailand war ich nämlich auch; einmal in Venedig, wäre es unverzeihlich gewesen, den Sprung nicht zu machen. Uebrigens wirkte das Italiänische Klima dieß Mal ganz, wie früher, auf mich; es spannt mich ab. Ich habe die Feder kaum in die Hand genommen, um nach Hause zu schreiben.

Verzeih, wenn ich gleich wieder mit einer Bitte komme; es ist nur eine ganz kleine. Als ich Herrn von Hülsen in Berlin im vorigen Sommer meinen Michel Angelo einreichte, stellte ich die Bedingung, daß er erst nach Statt gehabter Aufführung in München gegeben werden dürfe. An eine Aufführung in München ist nicht mehr zu denken; es muß mir aber von Wichtigkeit seyn, Herrn von Hülsen für den Wegfall einen plausibeln Grund melden zu können, damit er seinerseits an's Werk gehe. Denken muß er daran, denn ich ward neulich von der Feuilleton-Redaction der Constitutionellen Zeitung ersucht, ihr doch ein Exemplar des Stück's zu schicken, was beweis't, daß die Presse sich damit beschäftigt, wozu sie natürlich keinen Grund hätte, wenn das Theater nicht mehr an die Inscenirung dächte. Schicke mir also etwas Präsentables, aus Grunerts Ungastlichkeit oder Dahns übergroßer Fähigkeit hergenommen, damit ich mich legitimiren kann, und zwar je eher, je lieber. Herr von Hülsen war in Wien, aber leider in meiner Abwesenheit; ich hätte ihn gern gesprochen. Mit den besten Grüßen von uns Beiden an Dich und Deine liebe Frau

Dein

Fr. H.

München, 18 Sept. 1852.

Die erste freie Stunde seit den 6 Tagen, daß ich, aus meinem Sommer-Urlaub zurückgekehrt, wieder hier bin, widme ich Dir, mein viellieber Freund, um zunächst die verspätete Antwort auf Deinen Brief vom 8. v. M.*) zu entschuldigen. Ich habe denselben nicht nachgeschickt erhalten, sondern vorgefunden, weil ich alles Geschäft auf 4 Wochen hinter mich geworfen; daher mein langes Schweigen.

Die Michel-Angelo-Frage wird die „ostensible" Einlage, von der Du in Berlin jeden Gebrauch machen mögest, zu Deiner Zufriedenheit erledigen. — —

Hier „wage" ich im Octoberfest die Judith wieder aufzunehmen. Mit Genoveva hoffe ich aufs Frühjahr herauszukommen. Agnes ruht noch in Frieden. Meyr ist jetzt persönlich hier, um die seinige durchzusetzen; ich halte ihn auf Repertoire-Länge mir vom Leibe, glaube auch nicht, daß er irgendwo reussiren kann.

Während Du mit Deinem Weibe an der Adria lustwandeln gingest — hoffentlich in Byrons und Platens Fußtapfen, des Nächsten sichtbar werdend in einer Reihe von Epigrammen und Sonetten — saß ich mit dem meinigen in der Nordsee. Norderney hat mich zu neuem Kampf wunderbar gestärkt, und das Haus meines alten siebenzigjährigen Vaters, den ich seit fünfzehn Jahren zum ersten Male und wohl zum letzten Male in dieser Welt wiedergesehen, mir einen Frieden in die Seele gegossen, wie ich ihn seit meiner Wanderschaft, alias Carrière, nicht genossen. Inzwischen sagten mich die deutschen Zeitungen abgesetzt, an die Bibliothek versetzt, auf Passau festgesetzt — meine Theater-Kasse bankrott, meine Gnade beim König verscherzt . . . lauter anmuthige Variazionen auf dasselbe wohlbekannte Thema. Allen solchen Lügen gegenüber protestire ich nur durch Thatsachen: ich mache im October, dem Schluß unseres Rechnungsjahres, einen wahrhaft glänzenden Kassen-Abschluß, bessere Einnahmen selbst als das vorige Jahr nachweisend — ich setze Calderon und Turandot neu in Szene — ich stehe bei Hof und bei König Max nach wie vor in augenscheinlicher Gunst — und meinen, in erster Instanz allerdings verlorenen Rechtshandel betreffend, so geht dieser den Weg Rechtens i. e. alles Fleisches, er schläft bei den Appell-Acten sanft und selig ein.

Daß unter solchen Umständen von Barneveldt oder Chenier nicht die Rede ist, begreift sich wohl. So lange ich meine „Stellung" behaupten muß, um sie zu beweisen, ist der Poet begraben. Die Größe des Opfers fühlt eben nur der Poet nach und mit.

Grüße Frau und Kind und Freunde. Unter letzteren Debrois van Bruyck zuerst. Seinen Brief und sein Buch fand ich ebenfalls vor, kann aber auf jenen erst antworten, wann ich dies gelesen. Entschuldige und erkläre es bei ihm.

In alter Lieb' und Treu

Dein

Fr. Dingelstedt.

---

*) Wahrscheinlich ist Hebbels Brief vom 16ten gemeint.

Wien den 6ten Oct. 1852.

Recht von Herzen, mein theurer Freund, freute ich mich, als ich Deine Schrifzüge nach so langer Zeit wieder erblickte, und gleich auf der Stelle wollte ich Dir antworten. Aber ein Besuch, den ich nicht abweisen konnte, verhinderte mich an der Ausführung meines Vorsatzes, und was nicht in der angeregten Minute, die uns die Feder in die Hand drängt, wirklich durchgesetzt wird, das geschieht nach unserer menschlichen Weise, schwerlich noch denselben Tag. So habe ich denn in der That erst heute Nachmittag Dein officielles Schreiben in Sachen des Bildhauers Michel Angelo, wofür ich Dir bestens Dank sage, nach Berlin abgesandt und nutze nun die Abendstunde zur endlichen Unterhaltung mit Dir. Der Regen, der in dicken Tropfen durch einen Herbstwind vom ersten Kaliber an die Fenster geworfen wird, schützt mich vor jedem Ueberfall und meine Frau studirt indessen ihre Phädra.

Wohl kann ich nachempfinden, was in Deinem Herzen vorging, als Du nach fünfzehnjähriger Trennung Deinem alten Vater zum ersten Mal wieder guten Tag und dann — Gott allein weiß in solchen Momenten, auf wie lange — Lebewohl sagtest. Das sind Stunden, die im Leben immer selt'ner werden, je weiter man kommt; sie schütteln Einen durch und durch, man wird einmal gründlich wieder aufgeweckt. Wann wird Einem das sonst noch zu Theil! Man erzählt von Napoleon, daß in den letzten Jahren seines Lebens selbst mörderische Schlachten seine Nerven nicht mehr zu reizen vermochten; gewiß aber hat er die alte Lätitia nicht ohne Bewegung erblickt, wenn er aus einem Feldzug zurückkam. Neue Aufregung, Entfesselung des stockenden Stroms, daß das Herz wieder klopft und das Hirn wieder blitzt; das Wie? ist gleichgültig. Von den Ehren, die Dir mittlerweile die Deutschen Zeitungen zu Theil haben werden lassen und die Du recht appetitlich aufzählst, habe ich durchaus Nichts vernommen; die Wiener Blätter müssen alle diese Ernennungen nicht gebracht haben, denn wenn ich sie auch nicht lese, so erfahre ich von Anderen doch Alles, was meine Freunde betrifft. Daß Dein Proceß einschlafen würde, habe ich erwartet, mein alter Bruder academicus Gartner schrieb mir diesen muthmaßlichen Ausgang schon vor Monaten und das Facit ist also, daß der Lump seine Prügel weg hat und daß ein höchst nöthiges Exempel statuirt worden ist. — — —

Lieber Freund, schließe nicht von Dir auf mich; so schwer die Selbst-Erkenntniß seyn soll, wenn ein alter lateinischer Spruch nicht aus der Luft gegriffen ist: in diesem Punkt kenn' ich mich. Ich habe Dich im letzten Frühjahr aufrichtig bewundert, wenn ich so zusah, wie Du, vom Repertoiremachen an bis zum Thürabschließen herunter Alles am Schnürchen laufen ließest und mir dabei im Stillen auch immer redlich gesagt, daß ich's nicht könne. Mir geht die Fähigkeit, Vielerlei auf einmal zu thun, leider ganz ab; es ist schlimm genug, aber es ist so; ich habe, wenn sich's um mich zusammen drängt, gleich ein Gefühl, als ob ich mir den Kopf abreißen und damit kegeln solle. Freilich ist es, wenn es auch fest steht, daß das klassische Weimar an dem Tragicus, der dieß schreibt, Nichts verlor, auch noch nicht ausgemacht, ob es an dem Practicus viel gewann!

Die Agnes ist in Weimar wirklich mit entschiedenstem Erfolg (Applaudissement nach jedem Act) gegeben worden; ein Enkel Goethes hatte die Freundlich-

keit, es mir noch denselben Abend zu melden und Ziegesar bestätigte es den folgenden Tag. In Stuttgart muß sie aller- allernächstens kommen; nach Briefen, die ich allerdings schon vor Monaten empfing. Ich lasse sie jetzt, da sie mehrfach begehrt wird, im Mcpt. drucken, habe übrigens schon manche Urtheile über sie eingesammelt, die den guten Münchnern viel Freude machen würden. Herrn Meyr hoffe ich selbst in Berlin die Schlacht noch liefern zu können.

Daß Du die Judith auf Deinem Rep. zu erhalten suchst, ist Alles, was ich irgend wünschen und hoffen kann; dabei ist auch keine Gefahr, denn die Leute können sich doch nicht selbst in's Gesicht schlagen. Uebermorgen bringt Laube sie auch wieder, der überhaupt menschlicher wird. Mit der Genoveva wollen wir's uns sehr, sehr, sehr überlegen und Agnes sey in München begraben, sie wird überall auferstehen.

Nun gute Nacht und die herzlichsten Grüße an Deine sehr liebe Frau! Ich gehe an den 5ten Bd. der Ritter vom Geist, die mir großes Interesse einflößen. Zu dem Buch gratulire ich Gutzkow; das ist sein Boden, hier ist ihm gelungen, was er in Blasedow begann.

Von Herzen

Dein

Fr. Hebbel.

München, 3/1 53.

Heute geht mit dem Pack-Wagen (absit omen!) an Dich, mein viellieber Freund, die Jahres-Übersicht des hiesigen Repertoires in drei Exemplaren, und in zweien die zweite, nicht vermehrte, aber gewiß verbesserte Auflage des Barneveldt ab. Jene bitte ich Dich in gutem Sinn und Zweck zu verwenden, diese einstweilen noch ganz geheim zu halten und nur an Teichmann in Berlin einen dringend empfehlenden Brief in meinen Interessen zu schreiben, — vorausgesetzt natürlich, daß das Stück denselben Dir zu verdienen scheint. Gern hätte ich es noch vor dem Druck Dir mitgetheilt, um eine Überarbeitung letzter Hand Dir abzupressen; allein eines Theils schämte ich mich, andern Theils mußte die letzte gute Theater-Zeit benützt werden, sollte das Stück nicht zu spät kommen. Hülsen erhält es gleichzeitig mit Dir, — die größern Hoftheater in Norddeutschland kurz nachher — Süddeutschland ebenso, — Wien nicht eher, bis Dir der Augenblick günstig dünkt. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mit Laube stehe; seit 9 Monaten wechselten wir keine Zeile mehr, und ich fühle, daß, wie unsere Wege, auch unsere Herzen auseinandergehen. Sondire Du gelegentlich das Terrain für mich. Verloren darf mir die Burg nicht gehen, allein ich meine, erst über alle anderen Bühnen dorthin gelangen zu können, oder zu müssen. Sag' mir Deine Ansicht, Deinen Rath; ich will sie dankbar und getreulich befolgen. Und jedes Falls lasse in den Blättern nicht eine Silbe von dem Stück verlauten, bevor es in Berlin angenommen, vielleicht noch besser, bevor es dort gegeben worden ist. Im Mai ist für Wien noch immer Zeit, dächt' ich.

Dein Schweigen zeigt, daß Du auch brütest. Gieb mir den Moloch, sobald er fertig ist. Genoveva soll mit dem Frühling bei uns, wahrscheinlich auch

in Stuttg einziehen; dann wird es Zeit, daß Du und die Deine nachkommt. Der Fremden-Sturm hat sich gelegt; man giebt Geibel-Essen, wie man Dich und Dönniges und mich vorigen Winter aufgefressen.

Tempora mutantur —! —

Grüße Frau und Titele, wie wir Euch grüßen. Im neuen Jahr

Dein alter

Fr. Ogstedt.

p S. die Meyr'sche Agnese kommt nicht!

Wien den 18. Jan. 1853.

Daß ich, mein theurer Freund, gleich nach Empfang Deines Barneveldt an Hofrath Teichmann geschrieben und ihm Dein Kind warm an's Herz gelegt habe, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es machte sich um so besser, als ich ihm noch eine Antwort schuldig war, der Anlaß also nicht vom Zaune gebrochen zu werden brauchte. Er wird nun gewiß das Seinige thun, Hülsen wird Dir schon als College treu und gewärtig seyn und wenn die darstellenden Kräfte nicht gar zu tief unter Null stehen, wirst Du in Berlin auslaufen. Von diesen entwarf mir Teichmann freilich in seiner letzten Epistel ein trauriges Bild und ich kann es aus eigener Anschauung nur bestätigen. Er meinte, sie könnten bis auf die ordinairste bürgerliche Misere, aus Mangel an Frauen, gar Nichts mehr geben und müßten selbst die Stücke von Schiller und Goethe eins nach dem andern fallen lassen; der Faust hielt sich z. B. nur noch durch die Hexenküche und den übrigen Spektakel. Ich glaub's, denn die alten Lichter sind nach und nach ausgegangen, neue nicht angezündet worden und für Kienspan-Flämmchen geht die Zugluft zu stark.

Was nun Dein Drama selbst betrifft, so hat es meines Erachtens durch die Umarbeitung unbedingt gewonnen. Ich mögte mich eines entschiedenen Erfolgs vollkommen sicher halten, wenn die Schauspieler auch nur nothdürftig das Ihrige thun. Wien wäre ganz der Platz. Aber hier stehen die Sachen noch immer wunderlich und ich getraue mich nicht mehr, zu entscheiden, was von den Personen ausgeht und was in den Verhältnissen liegt. Mir ist Alles räthselhaft, nur das Eine weiß ich mit Bestimmtheit, daß eher der letzte Tertianer sämmtlicher Kaiserlich Königlicher Gymnasien seine Stücke aufs Burgtheater bringt, als ich. Meine letzte persönliche Erfahrung war, daß für die Agnes Bernauer Anfangs Aenderungen verlangt wurden und daß ich dann, als ich sie gemacht hatte, den Bescheid erhielt, der Gegenstand passe überhaupt nicht. Dieß Letztere hätte man wenigstens gleich wissen können. Doch, wie gesagt, ich weiß nicht, ob ich mit den Dingen oder mit den Personen zu thun habe und noch weniger, mit welcher Person im einzelnen Fall. Die Judith wurde im November zwei Mal wieder gegeben, und unter so ungeheurem Zulauf, daß die Tantiemen größer ausfielen, wie selbst bei den ersten Vorstellungen. Die Maccabäer dagegen ließen sich trotz der A. A. Zeitung nicht durchbringen. Der Nachahmer glaubt das Original oft dadurch zu überbieten, daß er es im innersten Lebensnerv verletzt, muß es aber auch damit büßen, daß die erwarteten Wirkungen

ausbleiben. Es kann darüber gestritten werden, ob die alten jüdischen Mythen, ungeheuerlich, wie sie sind, überhaupt dramatisch brauchbar sind. Aber darüber kann nicht gestritten werden, daß das Bestreben, sie zu vermenschlichen, nicht gelingen kann. Zum Simson gehört der Esels-Kinnbacken und wer wollte die mit diesem erfochtene Victoria auf ein einfaches Naturgesetz reduciren? Das ist eitel Thorheit!

Ich arbeite diesen Winter Nichts, der Trieb hat sich nicht gemeldet und es wird mir lieb seyn, wenn er sich gar nicht wieder einstellt, ich werde sicher Nichts thun, ihn zu wecken. Werke, wie Agnes Bernauer und Michel Angelo kann ich nicht überbieten, auch habe ich die Satisfaction, von Männern ersten Rangs (z. B. von dem strengen Gervinus) die anerkennendsten Urtheile zu erhalten. Aber sie schützen mich nicht vor der unwürdigsten öffentlichen Behandlung und wenn mir der völlig gleich bleibende Ton auch schlagender, wie Alles, beweis't, daß es von jeher mit dem Krieg gegen mich nicht besonders ehrlich gemeint war, so wird man das Spießruthenlaufen doch am Ende müde. Also: der Dämon muß mir hart zusetzen, wenn er mich wieder aufstören will. Ich habe in den letzten vier Wochen meine Charakteristik Feuchterslebens vollendet und darin manches lit. Urtheil niedergelegt, z. B. über die Dorf-Poeten, über die Ritter vom Geist, über Deinen Nachtwächter u. s. w. Das mag befremdlich klingen, aber der gute Feuchtersleben war, wie ich mit Staunen aus seinen Papieren ersah, ein grimmiger Feind der ganzen modernen Literatur, und wenn ich auf der einen Seite seine Ansichten nicht unterdrücken durfte, so konnte ich sie auf der anderen doch noch weniger ohne Gegengewicht in die Welt schicken. Ordentlich wohlthuend war es mir übrigens, mich mit Gutzkow einmal auseinander zu setzen; er gab mir bei Gelegenheit der Judith einen schönen Vorschuß und sein Roman setzte mich in den Stand, diesen zurück zu zahlen, denn es ist ein höchst bedeutendes Buch, das nicht genug empfohlen werden kann.

Die hiesigen Journale werden über Deine dramaturgische Thätigkeit berichten; sie nehmen sich freilich Zeit. Genoveva, überhaupt mein ganzes Drama, ist für mich nur noch eine Tantiemen-Frage; in literarischer Beziehung bin ich gänzlich disgustirt und würde, wenn ich so reich wäre, wie Lord Byron, jede Aufführung meiner Arbeiten, wie er, verhindern. Aber ich habe keine „alte Abtey" und man verbraucht in Wien, wenn man für zwei Familien sorgen soll, Geld viel Geld. Kannst Du mir also auch ein Paar Theater-Abende herausschlagen, so verdienst Du Dir an mir ein Gottes-Lohn. — Meine Frau ruft: ich bin fertig, nun muß ich mich auch in den Frack werfen, es ist halb zehn, der Juristenball beginnt. Mit den herzlichsten Grüßen von uns

Dein

treu anhänglicher

Fr. Hebbel.

Wien den 22. März 53.

Lieber Dingelstedt!

Ich sende Dir hiebei einen Bogen von meiner Skizze über Feuchtersleben. Entschuldige seine Gestalt und lies, was pag 341 steht. Erlaubte Dir Deine

Zeit, eine kurze Anzeige der Sammlung zu geben, so könnte ich Dir alle 7 Bände schicken; sie enthalten doch manches Interessante und die Arbeit würde Dir keine besondere Mühe machen, denn Du dürftest, ohne irgend eine Gefahr zu laufen, meine eigene Ansicht über den Mann adoptiren und Dir mit einem simplen Auszug helfen. Unter einer anderen Bedingung steht mir aber kein Exemplar zur Verfügung; Du kennst den Buchhändler-Brauch. Ich bin ganz glücklich, die Sache endlich hinter mir zu haben; hätte ich Feuchtersleben's Stellung, der modernen Literatur gegenüber; näher gekannt, so wäre ich gewiß auf die Herausgabe nicht eingegangen: so halte ich nun zu guter Letzt noch die Aufgabe, seine Spitzen mit Baumwolle zu umwickeln, um nicht meinerseits verantworten zu müssen, was *er* sagt. Nun, es ist überstanden, kostet mir aber freilich auch den ganzen Winter.

Zur Genoveva wird es wohl bei Euch nicht kommen. Sag' es mir nur geradezu, lieber Freund, ich begreife die Münchner Verhältnisse sehr gut und gehöre nicht zu den Leuten, die sich selbst Nichts expliciren können. Nur möchte ich jetzt gerne das Definitive und bäte für den Fall, den ich voraussetze, um das Mspt, da ich im Sommer jedenfalls auf Reisen gehe und es dann vielleicht brauchen kann. Von Teichmann in Berlin habe ich noch Nichts weiter gehört; wie steht es dort? Ich habe meinen Diamant für das Carls-Theater bühnengerecht gemacht, weil eine Schauspielerin ihn zu ihrem Benefice wünschte; auch hat die Censur ihn passiren lassen, aber die Vorstellung des Kaufmanns in Venedig, der ich neulich in diesem Theater beiwohnte, disgustirte mich so, daß ich das Stück zurückzog. Nun, die Arbeit ist nicht verloren, denn ich schreite jetzt zur Gesammtausgabe meiner Sachen.

Mit bestem Gruß an Dich und Dein Haus

Dein

Fr. Hebbel.

Mein viellieber Freund!

Wenn die Antwort auf Deinen Brief vom 22. v. M. länger auf sich warten ließ, als es bei mir Wunsch und auch Brauch ist, so wolle dies entschuldigen; ich war ein paar Tage abwesend, weil ich meine arme Frau, die an das Sterbebett ihres Vaters nach Prag gerufen wurde, wenigstens bis an die Gränze — weiter ließ mich der leidige Dienst nicht — geleiten mußte.

Für Deine Ehrenrettung gegen Feuchtersleben meinen besten Dank; ihn durch eine Anzeige seiner Werke und Deiner an sie gewendeten Mühe auszudrücken, vermag ich nicht. Fände ich auch die Zeit zum Lesen und zum Schreiben, so würde ich, ihm gegenüber, die Stimmung nicht finden, welche zu einem, Dir und Deinem Verleger erwünschten Urtheil nothwendig ist. Ich habe diesem Halbdichter und Halbdenker gegenüber niemals ein anderes Verhältniß gehabt, als das einer aufrichtigsten Abneigung, persönlich wie litterärisch, und dies ist, wie Du siehst und sagst, in vollkommener Gegenseitigkeit begründet gewesen.

Genoveva ist und bleibt angenommen. Laß mich meine und Deine Zeit dafür wählen, und der Erfolg wird meine Annahme, auch mein Zögern recht-

fertigen. Willst Du eine Abschrift des Buchs, so hast Du nur zu befehlen. Im nächsten Herbst (Octoberfest) sieh Dir incognito die Aufführung an, und verschicke erst nachher.

Mein Barneveldt macht ganz das Glück im deutschen Theater, welches er verdient nach Deiner guten Meinung, und welches ich nach meiner noch besseren Erfahrung für ihn und mich erwartet habe. In Oldenburg war er angenommen, da starb, acht Tage vor der Aufführung, der Landesherr, und die Bühne ward auf sechs Monate geschlossen. In Braunschweig fehlte es nur an Oranien, sonst wäre er, vielleicht schon im Sommer, drangekommen. In Hannover störte das Gastspiel der Bayer die Proben. In Darmstadt und Kassel gleiches Rennen mit Hindernissen, aber dafür ohne Ziel. „Das sind die Kleinen unter den Meinen." Die Großen machen es natürlich ganz anders, da geht's im Großen. Hülsen vertagt seine Entscheidung in infinitum; Teichmann antwortet Dir gar nicht, mir ausweichend und nichtssagend. In Wien habe ich gar keinen Versuch gewagt: so lange mein Freund Laube in der Burg regiert, wird für die Hebbel, Gutzkow, Freytag, Prutz das Thor geschlossen sein, während Mosenthal und Prechtler ein- und ausgehen und die „Litteratur" genügend durch Monaldeschi, Struensee und Karlsschüler, deren Stoffe nicht zensurwidrig sind wie Agnes, Uriel Acosta, Journalisten oder Barneveldt, vertreten wird. —

„Der Rest ist Schweigen." Grüße und küsse Dein Weib, und laß uns vergessen, daß wir einmal Dichter waren.

Dein

München 2 April 1853. Fr. Dingelstedt.

Sobald Deine gesammelten Werke heraus sind, schick sie mir, und Dein Leben dazu. Ich werde Dein Litteraturbild in der A. Z. zeichnen.

Wien den 14. April 1853.

Hiebei, lieber Freund, remittire ich die Tantième-Quittung. Deine Leute haben aber vergessen, die Copialien für Agnes Bernauer und der Judith in puncto der Weimarer und Stuttgarter Theater zu berechnen. Ich bitte, dieß nachzuholen und den nöthigen Abzug zu machen, da ich Dir doch unmöglich zu der Mühe der Besorgung auch noch die Kosten aufbürden kann.

Als es sich vor Jahren um die Aufführung meiner Maria Magdalena in Berlin handelte, brauchte die Intendanz die eine Hälfte der Ewigkeit, bevor sie sich entschied, und die zweite, bevor das Stück in Scene ging. Sie lassen sich dort immer Zeit und ich mögte aus der Zögerung keineswegs auf die Ablehnung des Barneveldt schließen. Mit Teichmann wechsle ich jährlich nur zwei Briefe; sein Stillschweigen, mir gegenüber, beweis't daher gar Nichts, und aus seinen Aufschlüssen, Dir gegenüber, geht nur hervor, daß sein Einfluß kein directer ist. Uebrigens sind sie dort sehr schlecht beschlagen und können Nichts geben. Bauernfeld wird gerade so behandelt, wie Du und ich, und macht doch an die Kräfte bei weitem nicht unsere Ansprüche. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ich noch in diesem Monat hinübergehe; dann wirst Du erfahren, wie ich Alles finde. Tieck ist wohl der eigentliche Director, ohne dessen Rath Hülsen Nichts thut, und der

sieht die neue Welt freilich mit dem Rücken an, obgleich er Einige von uns, z. B. meine Wenigkeit, persönlich gern hat.

Ueber Feuchtersleben habe ich mich wahrscheinlich zu flüchtig geäußert. Kein Gedanke an persönliche Invectiven, nur verbissene, indirecte Polemik, die ich aber auch nicht ohne Commentar passiren lassen konnte, wenn ich den Verdacht nicht auf mich laden wollte, daß ich sie theile. Um eine kurze Anzeige des Buchs ersuchte ich Dich bloß, weil ich Dir vom Verleger ein Ex. zu verschaffen wünschte, da wenigstens ich ein Urtheil, das einigen Werth für mich hat, gern auch Schwarz auf Weiß besitze.

Mit meiner Gesammt-Ausgabe sieht es weitläufig aus. Die Sächsischen Advocaten meinen, ich müßte mich vorher mit Freund Campe arrangiren. Was das heißt, weißt Du selbst am besten. Doch werde ich mich bei ihrem Spruch noch nicht ohne Weiteres beruhigen. Eben darum die Reise.

Nun zu Genoveva. Glaube nicht, lieber Freund, daß Empfindlichkeit den mindestens Antheil an meiner Vorfrage hatte. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die für den ersten Dienst aufhören, dankbar zu seyn, wenn nicht der zweite, dritte u. s. w. darauf folgt. Aber ich bilde mir ein, Eure Verhältnisse aus der Ferne ganz richtig beurtheilen zu können und mir scheint, daß man in München, wo man seit einiger Zeit schon viel Süßigkeiten consumirt, meine Kost bitter finden muß. Irre ich mich darin, so ist es mir lieb; irre ich mich aber nicht, so kann ich nicht rasch genug in's Klare kommen, denn ich gebe dem Felsen, der über mich zusammenstürzen will, lieber selbst den letzten Stoß, als daß ich's dem Wind überlasse. Frag' Dich also, ob Du mir wirklich zum Herbst das Stück heraus bringen kannst. Ist es der Fall — eh bien! Ist es aber nicht, so remittire mir's, damit ich anderwärts einen Versuch mache. Einige Thüren stehen mir noch offen.

In Weimar leben die Leute ja schon in dulci jubilo. Es war voraus zu sehen.

Deine arme Frau beklag' ich von Herzen. Das giebt immer einen Riß, wenn's auch zu erwarten war.

Herzlichst, wie immer

Dein

Fr. Hebbel.

Wien den 10ten September 1853.

Dein Brief, liebster Freund, hat mich überrascht. Ich rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß die Genoveva im Oktober in München vor den Lampen erscheinen würde und nun ist sie wieder zurück gelegt. Vielleicht waltet hier ein Irrthum ob und den will ich auf der Stelle berichtigen; vielleicht hast Du Gründe, die sich nicht gut brieflich expliciren lassen und denen will ich mich beugen. Das Burgtheater denkt gar nicht daran, Dir zuvor zu kommen, ja, das ist eine absolute Unmöglichkeit, wenn Du bei Deinem ursprünglichen Plane bleibst. Das Burgtheater denkt nicht einmal daran, eine Genoveva zu bringen, sondern es will versuchen, das alte Stück unter einem neuen Namen auf die

Bretter zu lassen. Es ist auch in den hiesigen Blättern nur gesagt worden, daß ein Drama von mir in Scene gehen werde und kein Mensch, kaum meine vertrautesten Freunde ausgenommen, weiß bis zur Stunde, ob von einer Novität oder von einem älteren Werk die Rede ist. Buchstäblich so steht's und ich will seelenvergnügt seyn, wenn ich bis Anfang October nur weiß, ob aus der Sache überhaupt etwas wird, denn sie hat auch dann noch ihre Schwierigkeiten, wenn ich die Genoveva in eine Kunigunde, Magdalena, Siegelinda, oder Magellona umtaufe, indem sie vor zwei Jahren ja auf ausdrückliche Reclamation der Geistlichkeit zurückgezogen werden mußte, obgleich sie schon ausgetheilt war. Daraus geht hervor, daß die Concurrenz des Burgtheaters Deine Zwecke gar nicht beinträchtigen kann und daß Du sie nur wieder aufzunehmen brauchst, um sie ungestört zu realisiren. Aber Du sprichst auch, wenn auch nur beiläufig, von dem kritischen Boden, auf den sich meine Stücke in München gefaßt machen müßten und das rückt Alles unter einen ganz anderen Gesichtspunkt. Dieser kritische Boden fällt schwer in's Gewicht und ich habe ihn hinlänglich kennen gelernt, als ich die Agnes Bernauer, die doch selbst vor dem strengen Gervinus Gnade findet, Spießruthen laufen sah. Vielleicht hat irgend ein Meyer, Schuster, Schneider &c. ebenfalls eine Genoveva unter der Feder oder sich den Stoff wenigstens angeeignet, wie der Jäger den zu fällenden Baum, und dann bin ich verloren, denn Genoveva war Pfalzgräfin bei Rhein und ist also unbestritten Altbayrisches National-Eigenthum. Im vollsten Ernst: ich mögte mit diesem Gesindel Nichts wieder zu thun haben, denn erst viel später habe ich erfahren, wie weit die edlen Bavaren in ihrer Niederträchtigkeit gegen mich gegangen sind. Vielleicht ist aber auch Dein Haase, über den ich wenigstens in Freund Kühnes Europa nicht viel Gutes las, nicht so eingeschlagen, wie Du gedacht hattest, und Du besorgst einen üblen Ausgang. Ist das der Fall, so laß das Stück ruhen und wage Nichts, denn es käme für uns Beide Nichts dabei heraus. Nur um das Eine bitte ich Dich, sage mir in zwei Zeilen, was Du jetzt, nun Du hinsichtlich des Burgtheaters im Klaren bist, zu beschließen gedenkst; es ist für mich von Wichtigkeit, das zu wissen.

Von ganzem Herzen gratulir' ich Dir zum Töchterlein; Gutzkow hat auch eins. Ich sehe Deine Kinderchen noch so deutlich, als ob der kleine Husar mir erst gestern etwas vorgetrommelt hätte. Mein Mädchen ist jetzt fünf Jahre und hat vor ein Paar Tagen eine Gouvernante erhalten, weil es absolut nicht anders mehr ging; schreckliche Nothwendigkeit, eine fremde Person in's Haus und an den Tisch zu nehmen. — — — — — — — — — — — — —

Nicht über Wien, sondern über Berlin habe ich Dir Interessantes zu sagen. Ich ging bloß Deines Stücks wegen hin, denn auch ich hatte gar Nichts weiter darüber gehört und ärgerte mich grimmig. Hülsen traf ich nicht, wohl aber Teichmann und dieser theilte mir mit, daß die Intendanz schon drei Mal entschlossen gewesen sei, den Barneveldt zu geben und drei Mal wieder, es nicht zu thun. Jetzt habe Hülsen das Stück mit nach Paris genommen und werde dort seinen Entschluß fassen, übrigens sey er durchaus untractabel und habe leider an Einsicht nicht so viel gewonnen, als an Bonhommie verloren. Ich ließ ihm eine Freundlichkeit ausrichten, für die er sich schwerlich durch Einlösung

seines Versprechens den Michel Angelo aufzuführen, bedanken wird, doch ist mir das auch ganz gleichgültig. — — — — — — — — — — — — — —

Mit den besten Grüßen von uns

Dein

Fr. Hebbel.

Eine so rasche Wieder-Aufnahme Deiner „Genoveva", lieber Hebbel, wie Du sie möglich glaubst, wie ich sie auch gewiß gern wirklich machte, ist doch nach allen Seiten hin unthunlich. Wir spielen jetzt noch vier Wochen, dann wird das Haus, behufs Restaurazion und Gasbeleuchtung, geschlossen, und erst im neuen kann die Pfalzgräfin ihren Einzug halten. Daß die Neu- und Alt-Bayern sie nicht wie Agnesen empfangen, lasse meine Sorge sein. Ich gehe vorsichtig, aber keineswegs ängstlich an die Sache. Stelle mit altem Vertrauen die Wahl der Zeit anheim, und wenn mir Herr Laube wirklich nicht dazwischen kommt, werde ich eher beschleunigend als vertagend zu Werke gehen.

Über Berlin ließe sich viel sagen, aber wenig — schreiben. Wenn ich Dich nur einmal wieder einen ruhigen Abend hier hätte!

Gutzkow liest uns heute Philippen und Perezen vor; zur Aufführung behalte ich ihn nicht da. Er spricht mit Liebe von Dir und Eurem Wiederfinden.

Alles Schöne von Haus zu Haus wünschend

Dein getreuester

M. 18/9/53. Fr. Dingelstedt.

Alter, lieber Freund!

Wenn statt meiner dieß Blatt Papier in Bellevue eintrifft, so bin ich nicht Schuld daran. Auch nicht mein „Podagra" oder gar der Musen-Furor, obgleich ich bereits tief im zweiten Theil meiner Nibelungen stecke. Es war mein fester Entschluß, zu reisen und ich glaubte gestern bis Nachmittag 5 Uhr noch fest, daß ich mich heut Abend in den Wagon setzen würde; geschrieben hätte ich Dir natürlich früher. Aber um die genannte Stunde vernahm ich aus Mosenthals verhängnißvollem Munde, daß ich nicht „Comite-Mitglied" sey, sondern nur „Vertrauens-Mann", daß aber nach den Dresdner Statuten nur ein wirkl. Comité-Mitglied gehen könne und daß man als solches schon vor acht Tagen den Herrn Carl Rick gewählt habe. Das ist nun, so weit es mich betrifft, allerdings so. Ich habe mich seit zehn Jahren von allem Verkehr mit den Wiener Literaten losgesagt und nehme an Nichts Antheil. So hat sich denn auch der Schiller-Verein constituirt, ohne daß ich etwas davon wußte. Als es sich aber um die öffentliche Aufforderung zu Unterstützungen handelte, glaubten die Herren vom Comité einiger auch in Deutschland allgemein bekannter Namen zu bedürfen und erwiesen mir die Ehre, mich dazu zu rechnen. Sie schickten deshalb Halm zu mir, dem ich nicht abschlagen konnte, was ich jedem Anderen abgeschlagen hätte, da er immer sehr gefällig gegen mich gewesen ist. Eben so machten sie es mit Grillparzer; beiderseits bedangen wir uns aber nur, daß

unsere Arbeit mit der Unterschrift angefangen und beschlossen seyn müsse. Das hat sich an mir denn jetzt gerächt. Die Hauptsache für Dich ist jedoch, daß ich hier Alles nachträglich durch Mosenthal so gerichtet habe, wie Du es wünschtest; Herr Rick wird ganz so stimmen, wie ich gestimmt hätte und Weimar ist als Vorort gesichert, so weit es von Wien abhängt. Kann ich Dir sonst in dieser Angelegenheit dienen, so bin ich jederzeit bereit, denn was ich nicht aus Pathos für die Sache thue, das thu' ich gern für einen Freund.

Wenn Du wieder in Weimar eintriffst, wirst Du muthmaßlich meine Nibelungen vorfinden; ich erhielt heute die Abschrift und der Buchbinder wird hoffentlich flinker seyn, wie der Copist war. Ich wiederhole Dir aber, was ich Dir schon mündlich sagte: genir' Dich nicht, sie zurück zu spediren, wenn Du sie nicht brauchen kannst. Doch darüber das Nähere eben mit Nächstem. Freund Gutzkow suchte ich, wie Du mir auf die Seele bandest, redlich auf, es bekam mir aber schlecht. Er wußte mir beim Glase Bier nichts Angenehmeres anzuthun, als daß er Emil Kuh, von dem er sehr wohl weiß, daß er seit zehn Jahren in meinem Hause aus- und eingeht, ein Mal über das andere einen „höheren Commis" nannte. Als ich das nicht so hingehen ließ und ihn zurecht wies, klagte er über Mangel an griechischen Sitten; wahrscheinlich kennt er einen verloren gegangen Gesang der Ilias, worin Diomed sich schadenfroh die Hände reibt, weil er Glaukos für einen Kutscher erklären hört. Mir ist das tiefste Erbarmen als letzter Eindruck geblieben; man muß weit gekommen seyn, wenn man einen jungen Autor erst brieflich um ein Urtheil ersucht und nachher auf ihn schimpft, weil es nicht nach Wunsch ausfällt. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich, wenn sich irgend ein Weg zeigte, für Gutzkow etwas Nachhaltiges zu thun, aus allen Kräften und mit Freuden dafür wirken würde; aber meine längst gehegte Ueberzeugung, daß sich absolut mit ihm nicht leben läßt, steht jetzt fester, wie je. So weit muß auch das Elend Einen nicht bringen.

Wenn Du Hettner siehst, grüß' ihn freundlichst; er wird nächstens von mir hören. Den hab' ich sehr gern wieder gesehen.

Wie immer

Dein

Wien, d. 5. Oct. 57. Fr. Hebbel.

Weimar den 30 April 1858.

Über die Kluft einiger Jahre und vielfältiger Wechselfälle reiche ich Dir, alter Freund, die Hand, erstlich zum brüderlichen Druck, dann in der Absicht, Dich zu einem Besuche in „Ilm-Athen" herüberzuziehen. Ist es Dir recht, wenn wir am 24. Juni, dem Geburtstag meines gnädigsten Herrn, Deine Genoveva geben, so schicke mir sogleich das Stück in Deiner letzten Bearbeitung und Einrichtung für die Burg. Du Selbst kommst zur Aufführung nach und findest hier Manches, was Dich erfreuen wird, und Manchen, den Du erfreust. Mit der Bitte um Antwort und schönsten Gruß von Haus zu Haus

Dein

Fr. Dingelstedt.

Du hast, lieber Freund, meine „Studien und Copien nach Sheakspeare" so gütig beurtheilt, daß ich Dich wohl auch als Mitarbeiter an dem Tempelbau erwarten und ansprechen darf, dem jenes Büchlein nur als Vorhalle dienen sollte. Ich meine, daß eine neue Übersetzung der Tragödien eine Arbeit wäre, wie für Dich geschaffen, und würde, wenn nicht eine ganze Reihe, doch wenigstens einige, am ersten und nächsten

König Lear

von Dir übersetzt, erklärt, eingerichtet wünschen. Zieht Dich Deine Neigung nach anderer Seite, vielleicht zu den römischen Stücken oder den englischen Historien, so bezeichne mir selbst Deine Wahl, sobald als möglich, damit noch vor Winter die gesammte, umfangreiche Aufgabe vertheilt und eingetheilt werden kann, um dann in regelmäßigem Fortschritt und von allen Seiten zugleich in Angriff genommen zu werden.

Mit brüderlichem Gruß

Dein

Weimar, am Pfingstfeiertag 1858. Fr. Dingelstedt.

Weimar den 9. Juni 1858.

Ich melde Dir, lieber Freund, daß die Wasser- i. e. Lese-Probe Genoveva's vorgestern glücklich überstanden ist, und die Feuer-Probe, erste Aufführung, zum 24. Juni festgesetzt bleibt. Wie Dir mein gnädigster Herr in Wien Selbst gesagt haben wird, feiern wir diesen Seinen Geburtstag in Seiner Abwesenheit. So beklagenswerth das nun auch sein mag, hat es mich doch nicht bestimmen können, das Stück um deswillen zurückzustellen. Ebenso, hoffe ich, wirst Du Deinen Besuch uns gönnen, auch wenn der Herr vom Hause nicht da ist, sondern nur Sein Verwalter Dir dessen Honneurs macht. Letzterer wird dafür sorgen, daß, nicht trotz, sondern gerade wegen Seiner Abwesenheit, Ersterer thue, was Seines hohen Amtes ist. So erwarte ich Dich denn, — mit Liszt, leider aber ohne Frau, die ich unlängst nach Kissingen gebracht habe, — zur Darstellung, zu den Hauptproben am 22 und 23, zur ersten Wiederholung Sonntag 27, je eher, je besser, je länger, je lieber. Solltest Du nicht kommen, so schreib's

Deinem

treu-eigenen

Fr. Dingelstedt.

Ihren Majestäten Christine I & II schuldigen Respekt und Handkuß, wie sich am Rande versteht. Kommen HöchstDieselben mit —? —

Verzeihung für eine Nachschrift: Ich möchte, um feurige Kohlen auf Deinem (ehemals?) blondgelockten Haupte zu sammeln, einen Bericht über das Stück an die Augsburgerin schicken, und einen zweiten, nebst Zeichnung, habe ich der Illustrirten bereits zugesagt. Hättest Du wohl die Güte, mir — zwanglos und im vollen Vertrauen — Material zu liefern, die Genesis des Stückes, seine

Schicksale, Deine Intentionen, und was Du sonst noch vom Wagen los und in die Öffentlichkeit hinein wünschest? Aber bald, weil die Berichte am 25. früh fortmüssen, um nicht nachzuhinken!

Dein
Fr. D.

Lieber Freund!

Dieß Mal haben uns're Briefe sich gekreuzt; Du hast meine Frage an demselben Morgen gelesen, wo Deine Antwort bei mir eintraf. Den Dank für Deine nochmalige herzliche Einladung werde ich Dir dadurch abstatten, daß ich komme, so sehr ich es auch beklage, daß ich Deine liebe Frau nicht finden soll, die ich außerordentlich gern einmal wieder gesehen hätte. Dein gnädigster Herr thut wohl daran, das schöne Italien nicht zu rasch zu verlassen, da er die nicht gering anzuschlagenden Strapazen der Reise einmal daran gesetzt hat. Ich hätte freilich sehr gewünscht, mich ihm in seiner eigenen Residenz noch einmal vorstellen zu dürfen, denn hier geschah es so im Husch, daß ich zwar wohl von ihm, er aber schwerlich von mir einen Eindruck entgegen nahm. Vielleicht ist mir das Schicksal später noch einmal günstig. Meine Frau und mein Töchterchen, welches letztere sich an „Ihrer Majestät" nicht wenig ergötzt hat, danken dir bestens für die Erlaubniß, auch mit kommen zu dürfen, aber das Burg-Theater schließt erst am 1ten July und die Pensions-Prüfung findet erst am 28ten Aug. statt. Sie sind also beiderseits an die Scholle gebunden und werden, so gern sie sich auch das deutsche Bethlehem mit mir ansähen, wieder nach Gmunden gehen, wo ich sie wieder abholen werde. Ich selbst aber mache mich auf den Weg, so bald ich kann, und bin sicher am 22ten bei Dir, nicht, um den Proben beizuwohnen — die sind in guter Hand, und ich dispensire mich im Voraus — aber um mit dir zu plaudern und ein Glas Bier zu trinken, was ziemlich lange nicht mehr geschah. Hoffentlich hast Du dich nicht geirrt, meiner Pfalzgräfin all den Putz vom Leibe zu reißen, der dich aus besonderen oder allgemeinen Gründen incommodirte; jedenfalls hattest du carte blanche. Mein Gott, wie recht hat Goethe mit seinem Ausspruch, daß die Jugend ihre besten Kräfte in unnöthigem Aufwand verpufft! Diese Genoveva ist nun auch solch ein Stück, worin das Pulver bloß deswegen verschossen wird, weil es vorhanden ist. Es stehen Dinge darin, die ich malgré moi noch jetzt achten muß und dicht dabei andere, wegen deren ich mir zur Beschwichtigung meiner Gewissensbisse von Menzel und Julian Schmidt zugleich eine Bastonade ausbitten mögte. „Du bist, wie eine Ader, die zerspringt" hätte man dem Verfasser mit seinen eig'nen Worten zurufen können; viel Blut und sogar Lymphe! Gut scheint mir auch jetzt noch, wo ich auf das Ganze mit nüchternen Augen, wie auf die verworrenen Bilder eines erlöschenden Traums zurück blicke, das Gemälde der entstehenden Leidenschaft in den ersten zwei Acten. Erschütternd hat, auf mich selbst, wie auf's Publicum, bei der Darstellung der Schluß gewirkt, sowohl der fünfte Act, als der Epilog; namentlich das Verhältniß der beiden Männer zu einander. In Act 3 und 4 ist die Gesindestube nicht zu verachten, und den

tollen Claus, der dort angelegt wird, halte ich mit seinem zur Zeit der gänzlichen Verlassenheit aufflammenden Gottes-Bewußtseyn für die höchste Spitze des Werks. Aber sonst geht es so labyrinthisch darin her, daß ich selbst mich verirre, wenn ich keine Brille aufsetze. Genoveva selbst, an sich nicht eben ärmlich ausgestattet, hat man doch mit Recht zu bildmäßig-passiv gefunden. Das konnte freilich bei meiner Absicht nicht anders seyn, aber es fragt sich, ob ich diese Absicht haben durfte, worüber ich nicht zu entscheiden wage. Denn das Stück ist eigentlich ein zweiter Theil der Judith, er führt das leidende Opfer, die Heilige, vor, wie diese das Handelnde, die Heroine, die tödtend stirbt, und beide zusammen schließen so den Kreis der jüdisch-christlichen Welt-Anschauung ab. Aus derselben Wurzel erwuchs auch Golo, der seine Dialectik, sein Belauschen der Zwiespältigkeit unserer Natur allerdings viel zu weit treibt, der aber doch am Schluß sittlich höher steht, trotz Blut und Schuld, als am Anfang, und das furchtbare Wort zu Ehren bringt, daß das Böse nicht im Keim erstickt, sondern nur in der Frucht abgeschüttelt werden kann. Sogar Margaretha, an und für sich scheußlich verzeichnet, weil individuell motivirt, statt aus dem mittelalterlichen Volksglauben einfach abgeleitet, ist darauf zurück zu führen, weil das hellste Licht (in Genoveva) den tiefsten Schatten (in ihr) bedingt. Ebenso Jude und Türkin, obgleich in gut-altdeutscher Manier à la Cranach Vedettenmäßig hingestellt. Der Hauptfehler war, daß ich zu früh an diese Riesen-Aufgabe kam. Sie verlangte die höchste Reife des Geistes und ich hatte noch zu viel mit dem lieben Herzen zu thun. Denn warum läugnen, was schon mancher Kritiker herausgefühlt hat: ich selbst steckte in einer gar heißen Situation, als Golo entstand. Und wenn ich auch, ohne darum mit Einer hohen Aesthetik oder gar mit Schiller anbinden zu wollen, von dem Princip, daß man das erste Liebeslied erst schreiben soll, wenn man sich versucht fühlt, dem Idol die erste Ohrfeige zu versetzen, nicht viel halte: hier geht der Puls noch zu stark. Aber freilich, er geht wirklich und das ist denn doch immer auch schon etwas. Ich durfte daher mit Recht lachen, als ich die „christliche Tragödie" des Herrn von Redwitz las und dabei an meine eigene dachte, in der Himmel und Hölle zwar wunderlich durch einander schießen, aber doch auch durch innere Bezüge nach den Grundbedingungen des Christenthums mit einander verknüpft sind und sich nicht dumm und abstract, wie Heiß und Kalt im russischen Bade gegenüber stehn. Uebrigens war Genoveva mein erster dramatischer Gedanke; schon in Wesselburen (so heißt ein Ort in einem Ländchen, welches Dithmarschen heißt und welches früher nur Pferde ausführte, jetzt aber auch Poeten liefert, z. B. mich und Klaus Groth) habe ich damit gespielt.

Du wolltest „Confession's", hier hast Du einen ganzen Bogen voll; das Verdienst der Aufrichtigkeit möge ihre Verworrenheit entschuldigen. Nun aber auch kein Wort mehr, bis auf das eine: Auf baldiges fröhliches Wiedersehen!

In alter Anhänglichkeit
Dein

Fr. Hebbel.

Wien, den 14. Juny
58.

Lieber Freund!

Erlaube mir, daß ich mich in einer Hofangelegenheit einmal an den ausgezeichneten Hofmann wende, der neben dem eben so ausgezeichneten und von mir nach Gebühr öffentlich belobten Nachtwächter in Dir steckt. Ich habe dem Großherzog mein Epos: „Mutter und Kind“ dedicirt, wozu er mir mündlich die Bewilligung ertheilte, weiß aber nicht, ob es schicklich ist, ihm mit der Post zu schreiben und kenne den Gesandten nicht, der ihn hier vertritt. Ich sende Dir daher im alten Vertrauen das für ihn bestimmte Exemplar sammt dem Brief und bitte Dich, Beides in seine Hände gelangen zu lassen. Für Deine liebe Frau lege ich gleichfalls eins bei, das Du ihr vor oder zu Weihnacht, je nachdem Du deutsche Hexameter würdigst, je nachdem Du sie nämlich neben oder unter Lebkuchen und vergoldete Nüsse stellst, mit meinem herzlichsten Gruß übergeben magst. Sollte das Büchlein schon früher in Weimar eingetroffen seyn, was ich für sehr möglich und äußerst wahrscheinlich halte, so erkläre mich nicht für nachlässig und saumselig, sondern entschuldige mich damit, daß ich der Letzte in ganz Wien war, der von Vater Campe versehen wurde; erst gestern bekam ich mein liebes Kind von Angesicht zu sehen und der Buchbinder hat über Nacht schwitzen müssen. Dies ist aber auch die einzige Unart, die mir in der ganzen Angelegenheit widerfuhr; sonst danke ich Gott, daß Cotta nicht zugegriffen hat. Du wirst lächeln und an die „sauren Trauben“ denken, es ist jedoch nicht die mindeste Selbsttäuschung dabei im Spiel. Campe war auf das Gedicht so versessen, daß er es für immer in den Besitz seiner Buchhandlung zu bringen wünschte, und hat mir nicht allein 1500 fl. C. M. baar gezahlt, sondern mir noch obendrein das freie Verfügungsrecht über die sämmtlichen bei ihm erschienenen Stücke zurückgegeben, so daß ich nun endlich mit Ernst an eine Gesammtausgabe denken kann. Wenn ich Dir nun mit Schaam und Erröthen eingestehe, daß wir gar keine Contracte gemacht, nicht einmal halbwegs vernünftige Verabredungen getroffen hatten und daß ich zehn Jahre lang über diesen Punkt mit ihm verhandelte, so wirst Du bekennen, daß ich dieß Mal die Rolle des Fuchses nicht spielte. Mir ist ordentlich ein Stein vom Herzen gefallen, aber freilich konnte ich mich hart halten, da mir noch von einer anderen Seite ein guter Antrag gestellt war und so kam es denn zu einer schließlichen Verständigung. Was treibst Du denn? Steckst Du in Deinem Lustspiel? Der Himmel geb's. Wie steht's mit Shakespeare? Ich habe den zweiten Act des Demetrius hinter mir und damit die Basis, die mir bei meiner Ueberzeugung, daß alle Kraft des Dramas aus den Zuständen fließt und daß man selbst die Ananas wachsen sehen muß, immer am schwersten fällt. Uebrigens ist die Aufgabe eben so schwierig, als groß, und das vornehmlich wegen der Ueberfülle der Materie; die Erde mit allen ihren fünf Welttheilen ist mir hier geschenkt und ich kann nicht einmal Europa brauchen! Dein Geiziger hat hier außerordentlich gefallen, namentlich auch meiner Frau und meinem ganzen Freundeskreis; ich für meine Person sähe nun freilich lieber, daß Du die Rolle der Hebamme mit der der Wöchnerin vertauschtest! Hast Du denn gar keine Lust, einmal in meine Drachen- und Zwergen-Welt hinein zu schauen? Fürchte Dich nicht, General-Intendant; es geht in diesen Nibelungen ganz menschlich her, wenn mein Hagen auch

nicht Gefrornes zu sich nimmt, wie bei Geibel (vide zweite Auflage.) Aber im vollsten Ernst: sieh Dir das Stück, das man hier für mein bestes erklärt, ein Bischen an und sag' mir, was Du davon hältst!

Mit den alten Gesinnungen

Dein

Wien den 14. Dec.
1858.

Fr. Hebbel.

Dein Christkindel, lieber Freund, ist richtig hier angelangt und von mir sofort an meinen Gnädigsten Herren und meine (nicht minder gnädige) Frau befördert worden. Ersterer wird Dir Selbst danken; letztere liest mit mir Dein Idyll in der Sylvester-Nacht, die wir tête-à-tête zuzubringen pflegen. Ich freue mich unendlich darauf, einmal ohne Hintergedanken auf die Bühne ein Stück Poesie genießen zu können, wobei ich nicht bezweifle, daß Du auf dem Haberrohr ein ebenso tüchtiger Virtuos sein wirst, als auf der Orgel.

Daß Du mit dem Epos ein gutes Geschäft gemacht, freut mich ebenso. Cotta würde ein noch besseres gemacht haben, und darum geschieht es ihm recht.

Deine Nibelungen habe ich mir sofort verschrieben. Ich wußte nicht einmal, daß sie heraus sind, so paradiesisch sind die Litteratur-Zustände in Ilm-Athen!

Vom Demetrius höre ich mit Schrecken, daß Du erst mit dem zweiten Aufzug fertig bist. Sage mir, und das bald, ob ich auf das Stück zur bestimmten Zeit, bis spätestens Ostern rechnen kann, — eventuell, ob Deine „Königin Christine" auch ohne dasselbe mitspielen will, vorausgesetzt, daß mein Plan zur Ausführung kommt.

Deine Dramen zu sammeln, ist ein vortrefflicher Gedanke. Laß ihn nicht fallen, um des Himmels Willen nicht! Geh rasch an's Werk, bei dem ich Dir als Handlanger helfen will, so viel ich vermag. Ich weiß mich in Deiner kritischen Schuld, und wäre das auch nicht, so gelüstet es mich von freien Stücken, ein Kind Deiner dramatischen Muse zu zeichnen, mit so vieler Kraft, Schärfe und Wärme, daß ein gutes Stück vom jungen und alten Deutschland, die Clique in München und die Claque in Wien, davor, wie vor einem Medusenhaupt, zurückfahren soll.

Lebe wohl, Großer, Fester, Beneidenswerther! Grüße und küsse die Deinen von mir und von uns Allen, und möge es im neuen Jahr unter uns beim Alten bleiben!

Treu-eigen

Dein

Wr 26/XII/58.

Fr. Dingelstedt.

Mein Lustspiel?!? daß Gott erbarm'! Mein ganzes Leben ist Comödie, aber keine göttliche!

Ich hoffe, mein alter, sehr lieber Freund, daß Du Deinen Sylvester-Abend nicht, wie Du vorhattest, mit „Mutter und Kind" sondern, wie es sich für den

Vater eines bald mannbaren Töchterleins geziemt, mit „Mutter und Kindern" vergnügt und froh verbracht hast. Denn wenn man die Wahl hat zwischen classischem Punsch, wie Ihr ihn in Weimar vermöge gründlicher Englischer Studien zu brauen versteht und zwischen moderner Poesie, so müßte man wirklich in den Weihnachtstagen aus kindlicher Freude über die Erlösung des Guten zu viel gethan haben und einer Hunger-Kur benöthigt seyn, wenn man sich auf Kosten des unzweifelhaften Realen für das immer zweideutige Ideale entscheiden sollte. Ich wenigstens mit meinem kleinen Familien- und Freundes-Kreise habe mich an's Essen und Trinken gehalten, obgleich ich durch gütige Fürsorge der Verleger und Autoren auch in „der Lage" gewesen wäre, etwelche neue Werke kennen zu lernen. Uebrigens wirst Du keineswegs davon dispensirt, meine epische Leistung „auf dem Haberrohr" zu Dir zu nehmen; jedoch in mäßigen Dosen, wie man den Homer und den Virgil in Tertia lies't, und nicht an einem der wenigen Tage, die roth im Kalender angezeichnet stehen.

Du bist erschrocken, daß vom Demetrius erst zwei Acte fertig sind? Beruhige Dich, die ganze Agnes Bernauer schrieb ich in drei Monaten, die ganze Judith in einem. Aber ich bin auch erschrocken, und zwar über den verdächtigen kleinen Nachsatz: „vorausgesetzt, daß mein Plan zur Ausführung kommt." Denn nur, wenn dieser ganz fest steht, widme ich dem Russen den Winter; sonst würde ich ihn auf etwas Lucrativeres verwenden, auf Vorlesungen nämlich, zu denen ich von halb Wien aufgefordert bin. Ein pensionsunfähiges Subject, wie ich, welches für seine alten Tage auf das „dankbare Deutschland" angewiesen ist, muß ja leider nicht bloß an den Adler denken, der „zur Sonne fleucht", sondern auch an den Hamster, der „zur Höhle kreucht". Laß mich denn recht bald wissen, wie die Würfel fallen, damit ich nicht zu lange am Kreuzweg stehen muß. Wäre die Sache *sehr* zweifelhaft, so würde ich den Demetrius, den ich zu *Ostern* liefern *kann*, für den *Herbst* vorschlagen, da Du zu dem wirklichen Geburtstag Schillers ja doch auch etwas bringen mußt. Damit wäre dann zugleich auch dem Pöbel der Rachen gestopft, der es schon im Voraus unerhört findet, daß am Schiller-Fest nicht Schiller allein tanzen soll. Käme Deine Feier-Woche zuletzt doch noch zu Stande, so ließest Du allenfalls zum Schluß die Nibelungen, als ein Zeugniß der *neuen* Zeit in Scene gehen. Kein Stück von mir hat eine solche theatralisch-dramatische Wucht und kein's bietet den Schauspielern solche Rollen; auch wär' es ja wohl nicht so übel, den guten Deutschen bei einer solchen Gelegenheit einmal die gigantischen Grundwurzeln zu zeigen, denen sie es allein verdanken, daß sie noch nicht ganz vertrocknet sind. Nun entscheide; meine Frau steht natürlich in jedem Fall zur Verfügung.

Aber Du kennst die Nibelungen noch nicht. Dein gnädigster Herr hat sich sehr wohlwollend über das Mskt. gegen mich geäußert und jetzt befindet es sich auf der Altenburg in den Händen der Princessin. Laß Dir es doch für ein Paar Tage geben und thu' einen Blick hinein. Ich hatte es eigentlich für Dich mit nach Weimar genommen, aber ich greife dann am wenigsten gern nach der ganzen Hand, wenn man mir freundlich einen Finger von selbst reicht und ich fand Dich mit der Genoveva genug geplagt. Dennoch glaub' ich, Du wirst

die Stunde nicht bereuen, die Du darauf verwendest, denn hier in Wien sind nicht bloß Halm, Rettich's u. s. w. sondern sogar ernste Männer, wie Lewinsky, höchlich davon erbaut und später will ich Dir eine damit zusammenhängende Geschichte erzählen, wozu ein ganzer Brief gehört.

Die innigsten Glückswünsche an Dich, Deine liebe Frau und Dein ganzes Haus von mir und den Meinigen; es ist mein erster Brief im neuen Jahr.

Wie immer

Dein

Wien den 2. Jan. 1859. Fr. Hebbel.

Prost Neujahr, lieber „alter Fritze"! und Glück in's Haus, so viel es tragen kann!

Daß ich das neue doch mit Deinem Epos angetreten, wird Dich Sybariten baß verwundern. Und doch ist's geschehen, zu meiner und meiner Frau innigem Behagen, die jetzt erst recht, mit mir vereint, für Deine Gabe dankt. Sie ist vortrefflich, wie es sich von selbst versteht. Die Figuren Deines Idylls sind eben so treu, wahr, lebendig, als der Hintergrund groß, fast über den Rahmen hinausgehend. Deine Beschreibung des Hamburger Brands müßte klassisch werden mein' ich, und in alle Schulbücher übergehen. Und welcher Reiz in den Localtönen, den Zeitfarben! Homer's und Sophokles' Kranz auf Einem Haupte, obendrein einem kahlen! drückt's Dich nicht?

Den Demetrium laß in's — Namen liegen; lies statt dessen vor. Ich kann ein halbes Jahr Deiner Kraft, kann ernste Interessen nicht auf das Glücksrad meines Plans stellen, der, wenn auch mir nicht über den Kopf doch aus Weimar's beschränktem Boden so weit herauswächst, daß mir um sein Gelingen bangt. Zudem: auf den 24. Juni wieder ein Stück von Dir, bis in idem würde eine Revolution bei Hofe und im Litteratenthum machen und meinen Gnädigsten Herrn in Verlegenheit bringen. Also: im Sommer Deine Frau, wenn meine Saaten wirklich reifen; im Spätherbst Dein Stück, Nibelungen, die ich mir in der nächsten freien Stunde hole, oder Demetrius, den Du doch nicht fertig bringst, fauler Kerl!

Damit entlasse mich in allen Gnaden, grüße und sei gegrüßt wie immer von

Deinem

Wr 4 1 59. Fr. Dgstdt.

Außerordentlich freut es mich, lieber alter erprobter Freund, daß mein Gedicht dich angesprochen hat. Die idyllisch-vergnüglichen Zustände liegen uns Beiden seit lange zu fern, als daß ich es so ohne Weiteres voraussetzen durfte. Vor Jahren sagte Jemand zu mir, es würde ihm interessant seyn, mich auch einmal im epischen Gebiet zu erblicken. Ich antwortete grimm-entbrannt: es wäre Ihnen also interessant, mich im Narrenthurm zu sehen, denn verrückt müßte ich vorher geworden seyn, ehe ich die Zahl der Hexameter- und Stanzen-Schmiede vermehrte: Nichtsdestoweniger trage ich jetzt, wie Du sagst, den Kranz des Homer

neben dem des Sophocles und, wie ich in Cotta's Interesse hoffen will, obgleich Du vergessen hast, mir ihn auch zu zu erkennen, neben dem des Pindar. So gut kennt der Mensch sich selbst und weiß voraus, was er thun wird! Uebrigens führen „Mutter und Kind“ sich so auf, daß Vater Campe seine Freude daran haben kann. Nach Wien hat er gar nicht Exemplare genug schicken können; es ist wahrscheinlich das Stoffliche, Familien- und Fraubasenmäßige, was die Leute anzieht. Sogar an unserm Kaiserlichen Hof ist es vorgelesen worden und bereits zwei Mal, in großer Assemblé; fürchte Dich aber darum nicht vor mir, ich bin noch ganz umgänglich. Das macht vielleicht der „kahle Schädel“ den wir jetzt nach Cäsars Vorgang mit Lorbeeren zu decken suchen müssen, nachdem wir ihn durch minder ruhmwürdige Bestrebungen (wie bläht sich Eure Tugend, hoher Ratte!) um einen ganzen Wald von Haaren brachten. Denn wahrlich — doch warum mit dem prahlen, was unwiderbringlich verloren ist!

Auch darüber freue ich mich herzinniglich, daß ich deinen verdächtigen kleinen Nachsatz gleich richtig verstanden habe. Aufrichtig: so schön mir Dein Plan zur Schiller-Feier in der ersten Begeisterung erschien, so zweifelhaft wurde mir doch die Herstellung von Zwölf Muster-Vorstellungen in Weimar, als ich zu reflectiren anfing. Was mich betrifft, so wäre ich jedenfalls mit dem Demetrius fertig geworden; schon jetzt stehe ich auf der Höhe des dritten Acts und die letzten zwei sind bei mir immer bloße Tiger-Sprünge, denen ihre Beute gewiß ist, mag sie nun werth seyn, was sie will. Auch glaube ich nicht, daß das Stück mich nun noch wieder los läßt, aber unbedingt lassen wir es bis zum Herbst liegen, denn um Alles mögte ich dem Großherzog oder Dir keine Verlegenheit bereiten. Dagegen sag' mir eben so offen und „gradaus“, ob ich dann mit Sicherheit auf die Darstellung desselben am 9ten Nov: rechnen darf; schwerlich wird etwas im Wege seyn und der Erfolg dürfte bei der Anlage des Ganzen fest stehen, besonders, wenn Du nachhilfst.

Begierig bin ich, Dein Urtheil über die Nibelungen oder vielmehr über Siegfried's Tod zu vernehmen; ich erzähle Dir später eine Geschichte, die damit zusammen hängt. Das Manuscript gieb der Princeßin zurück, wenn Du es „erledigt“ hast, wie es hier seit der „Reformation“ heißt; sie wünscht es noch zu behalten und ich brauche es nicht, denn ich habe mir noch eine zweite Abschrift nach dem Brouillon machen lassen. Sag' mir dann doch auch gelegentlich, wie es mit Deinem „Shakespeare“ steht; ich hätte für den Fall des Zustandekommens gar mancherlei Vorbereitungen zu treffen. Meine Frau, ich wiederhol's, steht für jedes Deiner Arrangement's zu Diensten; nur wird es immer der Vermittlung Deines gnädigsten Herrn bedürfen, um sie außer dem Ferial-Monat los zu kriegen. Wir würden dann von Weimar, falls ich mit käme, oder von Prag, falls wir uns dort ein Rendezvous gäben, nach Holstein gehen, um in der Nordsee zu baden; mein Haus in Gmunden habe ich für den Sommer schon an einen Professor abgetreten. Alles Herzliche an Deine liebe Frau; bleibe unter uns Alles bei'm Alten!

Wie immer

dein

Wien, d. 11ten Jan. 59. Fr. Hebbel.

Ich hab's doch gewagt, alter Fritze! wie Dir Figura, mein Programm, zeiget. Sage mir nun mit einer Zeile, offen wie immer, ob es Deine Frau auch wagen will, nachdem mit Deinem Demetrius ihre unstreitig dankbarste Rolle weggefallen? Kommt sie, um eine Isabeau, Stauffacherin oder Armgard, mit einem Worte um — Aushilfsrollen zu spielen? Daß sie mir, uns, allen willkommen ist, versteht sich und braucht's dazu keiner Phrase unter uns. Allein als Opfer soll sie nicht erscheinen. Ich erkenne da wiederum eine Folge Eurer (verzeiht mir Beide!) falschen Position in Wien: Königin Christine hat abdicirt und ist nun ohne Land und Reich, eine Königin in partibus. Sie hat weder ein „altes" Fach, daß ich ihr Mutter Isabeau geben könnte, noch ein „junges", worauf in jetzigem Falle die Bayer, die Seebach, die Fuhr sich stürzen. Was also?

Moral: Laßt Euch in Wien pensioniren. Spielt hier —, als arme, aber uneheliche Leute, — Du mit mir Schiller und Goethe, Dein Weib auf unserer Bühne Heldinnen und tragische Mütter. Wir zahlen wenig, jedoch mit Liebe. Im Ernst: die Sache ist zu überlegen.

Item: Baldgefälligst meldest Du mir mit zwei Zeilen, ob Ihr kommt, ob sie mitthut? Noch einmal: offen, ohne Zwang, kein Opfer, weder für den hochseligen Schiller, noch für

Deinen
annoch höchst unseligen

Wr. 3/3/59. Fr. Dingelstedt.

P. S. Die Meinigen grüßen Euch in alter Liebe!

Lieber Freund!

Warum sollten wir „zur Tages-Ordnung" übergehen? Ich habe Dir, Du kannst dessen versichert seyn, Nichts übel genommen und Du wirst mir, davon halte ich mich überzeugt, auch Nichts übel nehmen. Du konntest Deine Einladung, wie die Sache einmal lag und stand, nicht anders stellen und ich konnte sie nicht acceptiren; das begreifen wir alle Beide, Du wie ich und ich wie Du: wie sollten wir uns also veruneinigen oder auch nur mit einander schmollen? Nein, es bleibt beim Alten, und das ist sehr nöthig in so ernster Zeit, die, wie ich besorge, noch viel mehr hinunter knirschen wird, als Dein so schön angelegtes und der Ausführung so würdiges Schiller-Fest. Wir alle z. B., die wir in Oesterreich leben, haben die gegründetsten Aussichten, Bettler zu werden. Das wird den Stoicismus ohne Zweifel stärken und dem wahren Christenthum auch förderlicher seyn, als alle Predigten des Pater Klinkowström, obgleich der Mann es sehr ernst meint und den Dienstboten anräth, lieber in ein Pesthaus zu gehen, als bei Juden und Protestanten einzutreten. Aber man muß eben Anlage zum Diogenes haben, und wenn man, wie ich, nicht die geringste Lust verspürt, in eine Tonne zu kriechen, so sieht man der Zukunft, für die man sich schon ganz geborgen glaubte, mit einem gelinden Schauder entgegen. Dennoch freut es mich, daß das Schwert endlich gezogen wird, denn an die Wieder-Herstellung des Friedens durch einen Congreß konnte doch nur ein Narr denken.

Wir hätten uns im Juny sicher gesehen, wenn es nicht zum Krieg gekommen wäre, aber wer kann reisen bei 30 bis 40 p. ct. Agio? Jetzt ist es daher mehr als zweifelhaft.

Grüße Deine liebe Frau auf's Herzlichste und behalte in treuem Andenken

Deinen

Wien d. 28. Apr. 59. Fr. Hebbel.

Lieber Freund!

Die Woche der Götter ist vorüber, der Genius, der nach Franz Schuselkas eben so sinn- als tactvoller Rede den Völkern „Himmelsbrot" gebacken hat, während sein Großvater, der alte ehrliche Bäckermeister in Marbach, im Gegensatz zum hochbegnadigten Enkel, nur irdische Semmeln lieferte, ist zu seinen Olympischen Collegen zurückgekehrt und unser arme Hofrath Lewinski hat für den würdigen Acht und Vierziger gebüßt. Jetzt dürfen die Würmer sich wieder regen und von dieser allgemeinen Licenz mache ich gleich Gebrauch, indem ich Dir, was ich zur Zeit der Fackelzüge und der Sarg-Bekränzungen nicht wagte, verabredetermaßen die ersten beiden Abtheilungen meines Nibelungen-Trauerspiels, nämlich den „Gehörnten Siegfried" wie der Prolog im Druck und auf den Theater-Zetteln heißen soll, und „Siegfried's Tod" in sauberer und, wie ich wenigstens hoffe, wohl collationirter Abschrift übersende. Ich will nicht dick thun, aber auch nicht dünn und spreche daher unverhohlen meine Ueberzeugung aus, daß diejenige Bühne, welche dieses Stück zuerst einführt, dafür schwerlich in der Geschichte des deutschen Theaters gescholten werden wird. Ich weiß jedoch auch gar wohl, daß auch bei bestem Willen der „Liebe Mühe" wie Du Dich früher einmal ausdrücktest, zuweilen umsonst ist und bitte Dich für diesen Fall nur um möglichst rasche Remittirung und um ein aesthetisches Wort. Wie steht's mit Deiner Komödie? Hast Du meinen Rath befolgt und Dich, ohne viel nach dem Woher und Wohin zu fragen, frisch in's Geschirr geworfen? Bei mir hat die Methode sich wieder trefflich bewährt: Anfangs Februar 1857 schloß ich Siegfrieds Tod und habe seitdem, wie ein musicalisches Drama und drei Acte Demetrius, so wie ein halb Dutzend Abhandlungen in der Wiener Zeitung wohl hinreichend beweisen, keine Minute wieder an die Nibelungen gedacht. Diesen Herbst gab ein Gespräch mit Hettner in Dresden neuen Anstoß und schon sind zwei Acte von Kriemhilds Rache fertig. Bei dem Brüten kommt nicht viel heraus; wenn man voll vom Gegenstand ist, kommt im rechten Augenblick Alles von selbst und den rechten Augenblick muß man mit Ruhe erwarten. Grüße Deine uns sehr, sehr liebe Frau herzlich und laß Dir in Deiner schönen Unabhängigkeit das Bagatell nicht über den Kopf wachsen.

Dein alter

Wien den 13. Nov. 1859. Fr. Hebbel.

Du hast mir, lieber Freund, ein ganz vortreffliches Werk*) geschickt, in dem Dichter und Stoff sich einmal so vollkommen decken, daß ein geradezu wunderbarer Gesammteindruck herauskommt. Nicht genug, daß Du aus der epischen, breiten Schale den dramatischen Kern rein und rund herausschälst, assimilirst Du den, uns denn doch fern liegenden Gegenstand Dir so mächtig, daß er auch uns fremd zu werden aufhört; mit diesen Recken können wir leben, wir verstehen sie, sie sind sogar „bühnen-gerecht“. So steht mir auch die Theater-Wirkung außer allem Zweifel: ein paar unbedeutende Striche, und das Stück kann in Szene gehen. Ja, die bedenkliche Geschichte mit dem Brautnacht-Mysterium, Schrecknuß allen keuschen Musen, hast Du unendlich zarter, discreter, reiner behandelt, als alle Deine frommen und „mäßigen“ Vorarbeiter. Ein einziges fehlt, der Schluß. Die Trilogie muß, meines Erachtens, fertig sein; sonst geht Publikus unbefriedigt heim. Mit deinem machtvollen Schwung und Fluß der Production läßt Kriemhildens Rache sicher nicht lange mehr auf sich warten; dann zwei Theater-Abende dem Ganzen gewidmet, und eine That ist fertig, die, Du hast Recht, in der Kunstgeschichte ihren Platz verdient.

Kann Weimar diese That für sich in Anspruch nehmen? Du kennst unsre „Kräfte“, unsere „Mittel“, unser „Publikum“; sie sind kraftlos, mittelmäßig, privatissima. Deine Nibelungen in Weimar kommen mir vor wie der Riese im Schilderhaus. Willst Du indessen mit der Skizze vorlieb nehmen, gut; ich bringe die drei Theile nächsten Winter, wenn Du bis Ende Juni's den 3ten mir fertig schickst. Deswegen geb' ich 1 und 2 auch nicht zurück. Freilich: Berlin, Dresden, München, — (Wien zählt für solche Aufgaben nicht mehr —) das würden die rechten Wiegen für Deine Kinder sein, wie ich dort am rechten Platze; indessen . . . .

Nebenbei bin ich inzwischen auch zum Bettelvoigt der deutschen Litteratur befördert worden, der täglich zwei, drei Gesuche von Schillerstiftungswegen empfangen und — abweisen muß. Denke Dich in meine „Stellung“, in meine Stimmung hinein, und sage Du mir, wie lange ich aushalten muß, kann, darf —?

Meine Frau duldet mit mir und — mich, was nicht wenig heißen will. Wir grüßen Euch, freie Menschen, die auf ihrem rechten Wege geblieben, neidlos, wenn auch leidvoll!

treu-eigen
Dein
Wr 7/12/59. Fr. Dgstdt.

Deinen „Rubin“ habe ich neulich bei unserem Hofe theilweise, ganz erfolgreich, gelesen!

Wien den 31sten März 1860.

Hochmuth kommt vor dem Fall!

Nicht anders, mein sehr theurer Freund, kann ich dieses Blatt beginnen, als mit dem obigen mene tekel, das Du vielleicht in jüngeren Jahren aus

*) Die Nibelungen.

dem Munde Deines Papas oder Deiner Mama auch schon das eine oder das andere Mal vernommen hast, wenn Du nach einem wohl bestandenen Examen das Haupt ein wenig zu kühn in den Nacken warfst. Wenn ich ganz unbefangen meinem Herzen gefolgt wäre, so hätte ich Dir auf Deinen lieben Brief sogleich geantwortet und dem General-Intendanten Sr Königlichen Hoheit meinen submissesten Dank, dem Aesthetiker und Bühnen-Kenner aber meine herzliche Freude über sein ermunterndes und einstimmendes Wort ausgedrückt. Mich plagte jedoch der Teufel; weil ich in drittehalb Monaten mit drei Riesen-Acten fertig geworden war, so dachte ich, die letzten beiden würden auch nicht viel mehr, als vier bis fünf Wochen wegnehmen und nun konnte ich dem Kitzel nicht widerstehen, Alles aufzuschieben, bis ich zugleich die glückliche Entbindung zu melden hatte. Dafür bin ich denn bestraft worden, und das gehörig. Zu Weihnacht brach ich meine Arbeit ab, gewissermaßen freiwillig, denn die Stimmung war noch keineswegs erschöpft oder schien es wenigstens noch nicht zu seyn; mit Eintritt des neuen Jahres wurde ich aber von einer solchen Ermattung befallen und daneben von einer solchen Migraine ergriffen, daß ich bis Mitte Februars nur noch vegetirte und mich auf eine furchtbare Krankheit gefaßt machen zu müssen glaubte. Zustände dieser Art, die jede Thätigkeit ausschließen, selbst das Briefschreiben, pflegen sich nun zwar gewöhnlich bei mir einzustellen, wenn ich ein großes Drama wirklich zum Abschluß gebracht habe; es war mir aber völlig neu, durch sie unterbrochen zu werden und ich habe mich mehr gequält, als ich sagen kann. Plötzlich wurde der Kopf mir wieder frei, und so wenig ich es noch hoffen durfte, so habe ich dennoch an meinem Geburtstag, dem 18ten d. M. den letzten Vers von Kriemhilds Rache nieder geschrieben und also in Wahrheit ein Monstrum von Elf Acten zu Stande gebracht. Immerhin ist das etwas, wenn auch nur in dem Sinn, daß ich nun eine Last vom Halse los bin, die mich fünf Jahre lang drückte, wenn auch inzwischen Manches entstand, was nicht unmittelbar damit zusammenhing. Ob es mir gelungen ist, die Basreliefs des alten Liedes von der Wand abzulösen, ohne ihnen ihren Charakter zu nehmen und ihnen genug, aber nicht zu viel Eingeweide zu geben, muß sich nun zeigen. Mit der größten Selbstaufopferung habe ich mich an diesem Hauptpunkte der Aufgabe abgemüht und oft das beste Detail über Bord geworfen, um den Alles bedingenden Grundlinien nicht zu nah zu treten. Dieß Zeugniß kann ich mir geben, und es ist keine Kleinigkeit, denn was man im Drama weg wirft, das ist für immer verloren, da es eben nur an dieser und an gar keiner anderen Stelle Werth und Bedeutung hat, wenn es überhaupt etwas taugt. Ich bekenne aufrichtig, daß ich hier sogar an Shakespeare hie und da zu tadeln finde, und selbst an seinem Meisterstück, am Lear. Man stößt auf Ausführungen, die bewunderungswürdig an sich, aber dabei so zarter Natur sind, daß sie sich mit dem Hintergrund, mit einer Welt, in der man blockt und die Augen ausreißt, nicht vertragen. Dies wird Dir ungefähr zeigen, was ich meine; ob man es mir aber dankt, daß ich auf alle Farben der Cultur Verzicht leiste und meinen Siegfried in der ersten Liebes-Scene z. B. wie einen steinernen Roland hinstelle, ist abzuwarten. Wahrscheinlich wird man daraus schließen, mir sey Nichts eingefallen.

Weise meinen Dank nur nicht deshalb zurück, weil er zu spät kommt; es hat mich ganz außerordentlich gefreut, daß Du zufrieden bist und dem Stück auch ein gutes Theater-Prognosticon stellst. Wenn ich nach Deinem Zeugniß im ersten Theil das Brautnacht-Mysterium discret genug behandelt habe, um gegen Anfechtungen der Prüderie gedeckt zu seyn, so habe ich im zweiten, wie ich glaube, das Grauenvolle und Ungeheuerliche ebenfalls auf das Allgemein-Menschliche zurückgeführt, ohne den Kern anzutasten und Kriemhild so hingestellt, daß das Mitleid nie zurücktritt, wie sehr Furcht und Entsetzen sich auch steigern mögen. Dann sind beide Abtheilungen, wie eng sie in der Wurzel auch zusammenhängen, doch so ausgefallen, daß sie selbstständig für sich existiren und getrennt werden können. Das ist gewiß sehr gut, da die Bühnen sich mit seltenen Ausnahmen kaum bei Schiller auf eine Trilogie einlassen. Du willst nun eine solche selt'ne Ausnahme machen: lieber Freund, Anfangs hat mich Dein Gedanke begeistert, aber später, als ich von der Migraine verdüstert auf dem Sopha lag, sind mir allerlei Bedenken aufgestiegen. Zunächst: bist Du des Großherzogs sicher? Er hat mir über das Stück zwar ein Paar von ihm unterzeichnete Zeilen zukommen lassen, aber diese waren, obgleich artig und verbindlich, doch so offiziöser Natur, daß ich kaum annehmen darf, Freund Geibel bei ihm aus dem Felde geschlagen zu haben. Dieß muß ich Dir ehrlich vermelden, denn ich darf Dich der Gefahr nicht bloß stellen, Deinem Herrn und Gebieter zwei Abende hinter einander ein widerwärtiges Gericht vorzusetzen. Dann ist durch den zweiten Theil die Aufgabe der Schauspieler noch gestiegen. Denn statt des Einen weggefallenen Siegfried sind drei neue Haupt-Charaktere, Dietrich, Etzel und Rüdeger hinzu getreten, deren Jeder seinen Mann verlangt. Es war nämlich ein großer Fehler meiner Vorgänger, diese ungeheure Gruppe so nebenbei abzuthun, den gewaltigen Dietrich z. E. wie einen Strohmann hinzustellen, für den einige Kreidestriche genügten, und ihm zuletzt doch das Schwert des Schicksals anzuvertrauen. Was konnte dabei heraus kommen, als das bekannte Homerische Gelächter? Ich habe es umgekehrt gemacht und schmeichle mir, daß mein Elfter Act alles Frühere nicht bloß an Rührung und Erschütterung, sondern auch an theatralischer Spannung übertrifft, aber dadurch sind freilich auch die Schwierigkeiten der Darstellung um ein Unendliches gewachsen. Ueberlege Dir dieß und frage Dich, ob der Versuch, wenn Du ihn des Großherzogs wegen überhaupt wagen darfst, ohne Dir zu schaden, doch nicht besser auf Einen Abend beschränkt wird. Da stände Dir denn zwischen Theil 1 und 2 die Wahl frei; vor Allem aber schicke mir jetzt das Mspt zurück, damit ich es ergänzen lassen, nebenbei auch einmal wieder durchlesen kann, denn ich bin ohne Exemplar.

Du gratulirst mir und meiner Frau, daß wir „auf dem rechten Wege" geblieben sind. Lieber Freund, hätte ich geahnt, was mir in Wien bevorstand, hätte ich die Winke des damaligen Dänischen Gesandten, des wohlwollenden Generals Löwenstern, nicht unterschätzt, so säße ich seit 1846 als Professor in Kiel, denn ich hatte ein Versprechen von Christian dem achten und er war ein Gentleman, der Humboldt's Mißhandlung in dem famosen Briefwechsel wahrlich nicht verdiente. Das war mein rechter Weg! Jetzt heißt es: Durch!

Vor schon langer Zeit hörte ich von dem Redacteur, daß die „Stimmen der Zeit“ eine Vorlesung von Dir bringen würden. Warum kommt sie nicht? Oder sollte sie mir gar entgangen seyn, denn ich sehe die Hefte nicht regelmäßig.

Deiner sehr lieben Frau von mir und der meinen das Herzlichste und so, wie immer, in erprobter Anhänglichkeit

Dein

Fr. Hebbel.

Lieber alter Freund!

Ich danke Dir für Deine herzlichen Zeilen, die ich in diesem Augenblick empfange, aber wie konntest Du denken, daß ich ein Stück, wie die Nibelungen, in München vom Stapel laufen lassen würde, um den Lohn für eine fünf- und eigentlich siebenjährige Arbeit, in Kritiken von Melchior Meyr und Moriz Carriere ausgestellt zu erhalten? Nein, ich habe dumme Streiche genug gemacht, aber so weit werde ich mich doch nicht versteigen! Es ist an dem ganzen Gerede kein wahres Wort; zu Weihnacht war allerdings ein nach München ausgewanderter Wiener Literat, der Sohn des hiesigen Schloßhauptmann's Lang, bei mir, den ich von seiner Eltern Hause her kenne und bat sich für Dahn das Mscpt aus; es fiel mir aber nicht ein, es ihm zu geben und ich konnte es ihm ruhig abschlagen, ohne ihn zu verletzen, da ich es ja gar nicht besaß. Damit war Alles vorbei und wenn ich mir von Dir kürzlich die Handschrift zurück erbat, so geschah es eben, wie ich Dir schrieb, weil ich nach Abschluß des letzten Stücks das Ganze einmal wieder durchgehen wollte und mein Brouillon in den Actschlüssen unvollständig ist. Ich bin aber bis dato noch nicht so weit gekommen, denn wir haben schreckliche drei Wochen durchzumachen gehabt und schleppen noch daran. Meine Kleine wurde nämlich vom Scharlach befallen und das so heftig (150 Pulsschläge in der Minute) daß sogar der Arzt die größte Besorgniß hegte. Jetzt ist sie außer Gefahr und ich habe meine zwölf Nachtwachen auch schon überwunden, aber meine arme Frau geht noch wie auf dem Kopf herum, da kannst Du Dir leicht denken, wie wir den heutigen ersten May feiern, der im Uebrigen auch stürmt und saus't und vielleicht Nachmittags auch noch zu hageln anfängt, damit die Prater-Fahrt gut ausfällt. Nein, lieber Freund, das edle München steht Dir nicht im Wege, sie haben dort keinen Jambus von mir und Brunhild wird nicht brummen; ich will aber auch nicht, daß Du die Katze im Sack käufst und schicke Dir also anbei das dritte und letzte Stück, Kriemhild's Rache. Bis jetzt kennt es Niemand, meine Frau und die Fürstin Hohenlohe ausgenommen, denn zu der Zeit, wo ich gewöhnlich den kleinen Areopag meiner Freunde zusammen zu rufen pflege, war mein Kind schon krank und der Scharlach verlangt eine sechswöchentliche Quarantaine, die ich streng einhalte, da ich nicht mag, daß sich meinetwegen irgend Einer aussetzt. Lies es denn und sag' mir Deine Meinung, schicke es mir aber einstweilen noch zurück, da ich nur einen einzigen halbwegs orthographischen Abschreiber in Wien kenne und dieser volle sechs Wochen zu einer Abschrift braucht, weil er ein kleiner Beamter ist und fast nur Sonntags Zeit hat. Zu der von Dir selbst zu bestimmenden Frist treffen ein:

Der gehörnte Siegfried	— 1	Act.
Siegfrieds Tod	— 5	Acte.
Kriemhilds Rache	— 5	Acte.
zus.:	11	Acte (!)

Für nächsten Winter freue ich mich unendlich auf den Abschluß des Demetrius; die Nibelungen ließe ich zu Weihnacht gerne erscheinen, aber mir fehlt bis dato der Verleger, da ich ungern einen hiesigen nehme, obgleich sie gut bezahlen und Campe zu öconomisch ist, besonders bei der Aussicht auf einen Krieg.

Ehrlichst

der Deine

Wien den 1. May 1860. Fr. Hebbel.

Deinem Wunsche gemäß schicke ich Dir, lieber Freund, den dritten Theil der Nibelungen zurück, um das Ganze in verabredeter Weise von Dir zum Herbste wieder in Empfang, und dann in Angriff zu nehmen. Ich darf Dir dabei gestehen, daß der Schluß mir bedenklicher erscheint, als die erste Hälfte. Kriemhild wird (vom Standpunkt des Theater-Publikums aus) am zweiten Abend „an Interesse verlieren", während sie beim ersten im Vordergrund stand. Auch der Mangel an „fortschreitender Handlung, an Bewegung, Spannung" wird aufgemutzt werden. Mich stört dergleichen nicht; ich gehöre zu Deiner treuen Gemeinde, ich begreife außerdem, daß ein Schluß seiner Natur nach eben nur ein Schluß sein kann, und hoffe endlich, daß Dein 5ter Act in seiner (epischen?) Breite und Großartigkeit ein Bühnen-Bild abgiebt, welches für die vier früheren einsteht, wo sie es nöthig haben sollten. Bedenklicher ist mir (für Weimar!) das volle Dutzend erster Männer-Rollen, worauf das Ganze ruht. Da muß nun Gott und eine tüchtige Einoxerei helfen, — mit der denn freilich das Ergebniß weder für Dich noch für uns im Verhältnis steht! Immer habe Dank und meinen Glückwunsch für Deine neue, große That, die ich erkenne wie ich soll, fördere wie ich kann.

Mit bestem Gruß von Haus zu Haus

Dein

Wr 21/5/60. Fr. Dingelstedt.

Lieber Freund!

Die Zeit rückt heran, wo die Theater sich wieder öffnen, und wenn das bei Euch in Weimar auch noch länger dauert, wie bei uns in Wien, wo es leider schon ganz nah bevorsteht, so wirst auch Du Dich doch bereits mit Deinem Herbst- und Winter-Programm beschäftigen, wär's auch vorläufig nur noch in mitternächtlichen Träumen. Da will es sich denn geziemen, daß ich Dir eine Last abnehme, von der ich selbst nicht mehr weiß, ob ich Dich damit beladen habe oder ob Du sie freiwillig trägst, die Dich aber in dem einen, wie in dem

anderen Fall in der freien Bewegung hindern muß. Ich ziehe hiermittelst mein elfactiges Nibelungen-Ungeheuer feierlichst und förmlichst von der mir in Aussicht stehenden Darstellung auf dem Großherzoglich-Sachsen-Weimarischen Hof-Theater zurück, leiste Verzicht auf die zwanzig Friedrichs'dore, die mir nicht entgehen könnten, wenn die Sache auch noch so schief ginge, und schenke sogar der Augsb. Allg. Zeitung ihre Didascalie, obgleich sie in ihrer hohen Unpartheilichkeit vielleicht so weit ginge, den großen Kunstkenner Kertbeny, der mich zum Dank dafür, daß ich ihn einmal aus der Thür warf, in ihren Wiener Berichten seit Jahren großmüthig in die Schule nimmt, zu diesem wichtigen Literatur-Act auf Diäten nach Ilm-Athen zu deputiren. Du wirst über diesen Leichtsinn staunen, ich habe aber gute Gründe für meinen Rückzug und bessere, als unser Windischgräz, als er von Kapolna abmarschirte. Ein ordentlicher Mensch muß eine eintägige Hinrichtung überdauern können; ob aber auch eine zweitägige, ist die Frage, und da die Weimaraner, Habitués, wie Herder, und Gäste, wie Jean Paul eingeschlossen, sich schon bei der ersten Aufführung von Schillers Wallenstein zu Tode langweilten, so dürften meine Nibelungen sie noch weniger munter halten. Was wäre aber mein Schicksal, wenn ich sie nicht bloß um einen Rast- sondern auch um einen Genast-Abend brächte, und ein Biedermann die Rache dafür übernähme?

Nach dem Spaß der Ernst. Nimm meinen herzlichsten Dank für Dein wohlerwogenes Wort, dem ich durchaus beistimme. Die Aufgabe ist für eine Bühne ersten Rangs nicht leicht, für jede andere aber zu schwer; der Kraft-Aufwand würde zum Resultat in keinem Verhältniß stehen und ein halber Erfolg wird unbedingt schaden, ein ganzer kaum nützen. Also kein Wort mehr darüber.

Neulich las ich im Familien-Kreise Deinen „Hymnus auf meinen Reisesack“ vor. Was war die Wirkung? Mein Töchterchen fing gegen den Schluß heftig zu weinen an. Du siehst, sie klebt noch am Stoff und spürt noch Nichts von der Form. Es war aber ein possirlich-herziger Anblick, der Dich ergötzt und gerührt haben würde.

Laß einmal wieder ein Wörtlein von Dir hören!

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Dein

Gmunden den 5ten August 1860. Fr. Hebbel.

Deine Gmundner Abdications-Epistel, lieber Freund, habe ich erst vorgestern, bei meiner Rückkehr aus dem Seebade, hier vorgefunden. Ich beeile mich Dir zu erwiedern, daß ich so leichten Kaufes Dich nicht loslasse. Der Großherzog, mein Gnädigster Herr, weiß, daß Deine „Nibelungen“, 1r Theil auf November, 2r auf Dezember, hier angesetzt sind. Er intressirt sich für deren Aufführung; Seine Maler sollen Costüme dazu zeichnen. Ich habe eigends für das Werk eine Brunnhilde aus Hessen-Kassel verschrieben (Frau Knopp). Nun kommst Du auf einmal und sagst: Ich will nicht. Das geht, bei Deinen Beziehungen zu meinem Herrn, nicht wohl an, — von den unsrigen zu geschweigen. Schicke

mir also das Opus wieder zu, sobald wie möglich. Ich stehe Dir für einen großen Erfolg, noch mehr: ich schreibe die Kritik hocheigenhändig. Also: nicht gemurrt! Stuck geschickt! Nothzucht gelitten!

Ich bin, nach einem halb in Prag und Marienbad, halb in Ostende verbadeten Kalender-„Sommer“ verdrüßlich hierher zurückgekrochen. Die Berliner Blätter berufen mich dorthin, damit es nicht geschehe. Misère!

Dein

Wr 18/9/60. Fr. Dstdt.

Lieber Freund!

Vous l'avez voulu, und so hat sich der Drachentödter wieder eingeschifft und trifft nächstens auf der Ilm ein, um sich Einer hohen General-Intendantur pflichtschuldigst vorzustellen. Die Rächerin Kriemhild wird folgen.

Wenn Du mich jetzt schreiben sähest, würdest Du Deinen Spaß daran haben. Mein kleines Eichkätzchen will den Brief durchaus nicht zu Stande kommen lassen; bald zupft es an der Feder, bald hüpft es über das Papier und wenn ich das Dintenfaß nicht immer zudeckte, würde es gewiß sein Pfötchen hineintauchen und Dir ein Autograph mitschicken. Hast Du je ein solches Thierchen in der Nähe gehabt? Ich kenne nichts Anmuthig-Possirlicheres; wir haben das unſ'rige schon zwei Jahre und es macht uns sehr viel Vergnügen, denn es ist so zahm, daß es die Hand leckt und hinter her läuft, wie ein Hündchen. Einiger Aufheiterung bedarf der Mensch aber auch in Wien; ich verkaufte vorgestern einen Theil meiner Staats-Papiere und hatte einen Baar-Verlust von 2300 fl, was denn, wenn es so fortgeht, die angenehmste und sicherste Aussicht auf den Bettelstab eröffnet! Wohl dem, der nicht in Wien zu leben braucht; es ist nicht mehr zum Aushalten und ich nehme vielleicht noch diesen Herbst ein Sturzbad in Paris, um zu erfahren, ob meine Nerven sich noch von Bindfaden unterscheiden.

Wenn die Mädchen erklären, daß sie in's Kloster wollen, finden sie zuweilen noch zwischen Thür und Angel einen Liebhaber. So ergeht es auch meinen Nibelungen-Dramen, denn kaum war Dein Werbe-Brief eingetroffen, als ich auch einen aus München erhielt, den ich dahin beantworten werde, daß ich Nichts dagegen habe, wenn sie Dir nachfolgen wollen. Einer getrennten, nicht unmittelbar auf einander folgenden Darstellung der drei Stücke unter Deiner liebevollen Leitung sehe ich mit erträglichem Herzklopfen entgegen, da wir, wenn der erste Schuß nicht trifft, den zweiten ja ruhig in der Büchse behalten können. Gott aber soll mich vor der Münchner Initiative bewahren!

Ist es denn wirklich Nichts mit Berlin und Dir? Platz und Mann könnten doch gar nicht besser zusammenpassen, Concurrenten hast Du nicht, denn Gutzkow's Bewerbung ist geradezu lächerlich in den Augen jedes Vernünftigen, und der Nachtwächter konnte doch kaum unter Friedrich Wilhelm IV. ein Hinderniß seyn. Ich würde mich darüber freuen, wie über ein persönliches Glück. Neulich habe ich mich Deinetwegen recht geärgert. Der Zufall führte mir einen Artikel der A. A. Z. über das Münchner Theater in die Hand, der so gut anfing, daß ich

glaubte, er könne nur mit einem Rückblick auf Deine Verwaltung endigen. Du wurdest aber gar nicht genannt und auch die Redaction fand sich nicht zu einer ergänzenden Note bewogen.

Dein

Wien d 24 Sept. 1860. Fr. Hebbel.

Lieber Freund!

Zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch zu den 70 000 fl, die wohl verdienen, daß Du den Hut vor ihnen abnimmst. Ich kenne nur Eine Familie, der ich dieß goldene Kalb mehr gegönnt hätte, als der Deinigen, und wer Dir gratulirt, ohne diese Ausnahme zu machen, der ist entweder ein Heiliger, oder er lügt.

Dann sende ich Dir auch die Schluß-Scene zum 1sten Act des 3ten Theils. Ich bin zwar auch jetzt noch keineswegs damit zufrieden, doch ist sie besser, wie die erste Fassung, denn es ist für das Stück sehr gleichgültig, wie viel oder wie wenig Kriemhild von Rüdeger gewußt hat, aber sehr wichtig, wie sie gewohnt war, sich den Heunen-König vorzustellen. Weiter habe ich den 2ten und 3ten Act bedeutend zusammen gestrichen und Siegfrieds Geburt, so wichtig sie mir auch für das gedruckte Werk noch immer scheint, ganz heraus geworfen. Es sind im Ganzen circa 150 Verse weggefallen, die den Karren bedeutend erleichtern werden; denn es bleibt ewig wahr, daß keine Charakteristik der Welt für den Stillstand der Handlung entschädigen kann, wogegen eine rasche Handlung dem Zuschauer leicht über flache Charaktere hinweg hilft. Ich übermache Dir die sämmtlichen Striche mit actenmäßiger Genauigkeit; Dein Secretair wird sich leicht zurecht finden und die Jamben köpfen, daß es eine Lust ist. Dagegen glaube ich nicht, daß Act 1. 4 und 5 noch erhebliche Kürzungen vertragen; hier gehen Handlung und Charactere überall zusammen, wie sie sollen. Ueberlege Dir jedoch das ganze Unternehmen noch einmal in der letzten Stunde; Graf Hiob und der Balmungschwinger, die Camelien-Dame und Kriemhild, die es übel nimmt, daß man ihr den Mann todt schlägt!

Liszt war hier; mich freut's, daß Ihr ein bißchen wieder zusammen rückt. Das Leben ist ein Cotillon; man muß zuweilen ja sogar mit dem Leuchter tanzen, und Reibungen sind unvermeidlich!

Dein

Wien den 27 Oct. 1860. Fr. Hebbel.

Glückwunsch gegen Glückwunsch, mein Freund! Die Sonne des gestrigen Tages ist Dir, wie ich von München weiß, mit einem glänzenden Zeichen aufgegangen; fünf Jahre später, als ich es gewollt, aber immerhin zu rechter Zeit, an rechtester Stelle. Meine Frau und ich umarmen Dich und die Deine herzinnigst, treulich theilnehmend an Glück und Unglück, ich insbesondere darüber erfreut, daß uns zwei nun ein neues Band, das blau-weiße, umschlingt. Es ist eines von denen, die man mit Stolz, mit Genuß trägt, weil sich nicht jeder

Kammerjunker oder Staats-Hämorrhoidarius in die heilige Gemeinschaft drängen kann.

Zu den „Nibelungen“ lade ich erst Ende Jänner's Dich ein. Um Neujahr erhalte ich 1) einen trefflichen Hagen in Lehfeld (unter uns gesagt,) 2) eine pikante Brunhild, die Bulgovsky, die zwei Monate bei uns gastirt. Die Knopp ging nicht an. Daher, nur daher die Zögerung.

Du bist in Paris gewesen, im Krater unserer Ausbrüche und Erdstöße.... Wie mögen Dich die dortigen Eindrücke erfrischt und gehoben haben! Giebt man Deine Judith dort, so fliege ich auch einmal hinüber und schreibe einen Artikel über internationale Dramatik, von der sich auch unsere klassische „Weltlitteratur“ noch nichts träumen ließ!

Noch einmal Glück auf, Bruderherz, und — Vorwärts!

Dein

Wr 29/XI/ 60. Fr Dgstdt.

Lieber alter Freund!

Als Dein Briefchen bei mir eintraf, hielt ich den Maximilians-Orden nur noch für einen Zeitungspuff, denn meine Begegnung mit den Münchnern auf meiner Durchreise nach Paris war nicht allzufreundlich. Seitdem ist das blaue Band mit dem großen, goldnen Stern jedoch wirklich bei mir eingetroffen und ich habe dem König herzlich dafür gedankt, da dieß Ehrenzeichen schon deshalb einen ganz besonderen Eindruck auf mich machte, weil es aus einer Stadt kam, in der ich drittehalb Jahre als armer Student, bald mit diesem, bald mit jenem Riegelhäubchen, herum gelaufen bin. Die Vergangenheit hat überhaupt eine sehr große Gewalt über mich und da sie für mich nicht die freundlichste war, so ist das recht heilsam, indem sie mich mit manchem Uebel der Gegenwart aussöhnt, was ich ohne die Vergleichung vielleicht nicht so gut ertragen würde. Für den Burschen, der im Jahre 1837 an schwülen Sommertagen im Englischen Garten am Chinesischen Thurm sein Bier trank, stehe ich ein, daß er, wenn er im Geist den Herrn Doctor Hebbel mit dem Maximilians-Orden erblickt hätte, ganz gewiß nicht an die Identität mit seiner eigenen werthen Person gedacht, sondern höchstens von fabelhafter Aehnlichkeit gebrummelt haben würde. So ist das Leben; bald bringt es weniger, als der Mensch erwarten durfte, bald auch mehr, und mir hat es mehr gebracht.

In Paris blieb ich nur zehn Tage; es war zu kalt für mich, und auch zu theuer. Doch habe ich einen großen Eindruck mit weggenommen und werde, vorausgesetzt, daß das Oesterreichische Agio nicht bis zum jüngsten Tag steigen soll, ohne Zweifel noch einmal wieder hingehen. Napoleon der Dritte hat Erstaunliches geleistet und das darf man hoffentlich anerkennen, ohne seinen Deutschen Patriotismus zu verdächtigen. Er glich doch die ganze Zeit hindurch

„Dem Mann der Fabel, den der Löwe vorne,
Der Tiger hinten packte, dem die Adler
Mit Schnäbeln und mit Klau'n von oben drohten
Und der auf einem Schlangenklumpen stand.“

und dabei, nicht etwa eine neue Stadt zu bauen, sondern eine alte in eine neue umzuschaffen, will etwas heißen. Das Beispiel, daß auch der Absolutismus noch Talent voraussetzt, wenn er nicht, wie eine blind laufende Mühle, sich selbst zertrümmern soll, liegt nicht all zu fern. Mögen die Deutschen, die mit oder ohne ihre Schuld bereits alle möglichen Fehler begangen haben, nur nicht auch noch den letzten, gefährlichsten und folgenreichsten von allen begehen, nämlich den, den Gegner zu unterschätzen. Möge Preußen namentlich sich bei Zeiten daran erinnern, daß die Schlacht bei Jena vielleicht weniger durch die französischen Kanonen, als durch den eigenen Dünkel verloren ging! Die franz. Offiziere lernen schwerlich Deutsch, um im Frühling Schiller und Goethe zu lesen und durch deren Vermittlung humane Kosmopoliten zu werden. Genug davon und zu viel!

In Bezug auf die Nibelungen noch Dieß. Im ganzen Vorspiel können wir ohne Verwandlung wegkommen; wozu der Wechsel mit den Säälen? Ich begreife meine eigene Dummheit nicht mehr. An dem letzten Stück habe ich noch Unendliches gethan und halte ich es jetzt auch in den zweifelhaften Acten für ungleich wirksamer, wie früher. Ich bin aber auch fast verrückt dabei geworden, denn in der Begeisterung zu schreiben, ist Kinderspiel, aber die in der Begeisterung übersehenen Lücken zu stopfen, ist Teufels-Qual. Kommt es auch zum letzten Stück, so schicke ich Dir jedenfalls die neue Fassung.

Und nun das Herzlichste an Deine liebe, liebe Frau, und die vergnügtesten Feiertage!

Dein

Wien den 19. Dez. 1860.

Fr. Hebbel.

Gestern war Leseprobe der Nibelungen, 1t u. 2t Theil. Ich eile, Dir, lieber Freund, den außerordentlichen Erfolg derselben, tiefen Eindruck auf das hartgesottene Theater-Völklein, zu melden, wie denn auch eine kleine Vorprobe im Olymp, — ich las vor 14 Tagen bei Hofe Deinen und Geibels fünften Aufzug nach einander, mit einer kritischen Parallele beider Werke, — die erstaunlichste Wirkung hervorbrachte. Die Aufführung steht auf den 26. Januar ziemlich fest. Scheust Du die Winterreise nicht, so komme. Ich verspreche Dir eine mise-en-scène, nicht blos sorgfältiger, sondern auch in Ausstattung glänzender als das größte Theater sie liefert, und eine Aufführung, die in den männlichen Rollen mit jeder concurrirt, freilich in den weiblichen Hauptrollen viel zu wünschen übrig läßt.

Die Besetzung ist:

Günther — Grans	Chrimhild — Daun
Siegfried — Wünzer	Brunhild — Hettstedt
Hagen — Lehfeld	

Komm, sieh und siege!

Meine Frau vereint ihre Einladung mit der meinigen. Beide bringen wir Dir und den Deinen herzlichste Grüße und Wünsche zum neuen Jahre.

Treulichst

Dein

Wr 9/1/61.

Fr. Dgstdt.

Nicht die Winterreise, theuerster Freund, würde mich abhalten, zu Euch zu eilen, auch nicht die Winter-Arbeit, die dieß Mal ohnehin nicht viel bedeutet, aber der Mangel an Geld, welches der Ausflug nach Paris verschlungen hat, und das Oesterreichische Agio von 50 fesseln mich an meinen Schreibbock. Es ist bei uns wirklich so weit gekommen, daß ein Jeder, der eine Reise unternimmt, ausgenommen die Ochsen- und Pferdehändler und die Diplomaten, Gefahr läuft, von dem ersten besten gewissenhaften Juristen unter Curatel gestellt zu werden. Ich muß mich daher begnügen, Dir schriftlich für die Liebe, die Du meinem dramatischen Lindwurm zuwendest, meinen Dank auszusprechen, d. h. einstweilen, denn „es kann ja nicht ewig so bleiben“ sang Kotzebue, als er zum ersten und letzten Mal eine lyrische Stimmung verspürte und entweder gehen wir zu Grunde, oder wir werden wieder flott.

Was Du mir über den Erfolg des Stücks im Lesezimmer Deiner Schauspieler und auf den Höhen des Weimarischen Olymp meldest, hat mich gleichmäßig erfreut. Man hat alle Ursache, etwas darauf zu geben, wenn die Setzer in den Druckereien, einem Manuskript gegenüber, ihr loses Maul halten oder es gar mit Eifer lesen, wie es mir bei H. G. Voigt in Wandsbeck (alten Andenkens!) bei Gelegenheit der Genoveva widerfuhr. Man kann von Glück sagen, wenn die Schauspieler auf Leseproben ihren Part herunter haspeln, ohne ihn durch gute oder schlechte Witze zu würzen; wie alterirte Beckmann der Effekt der Judith, als er den Daniel anzukündigen hatte und ausrief: „War dieser Mann nicht dumm?“ statt, wie der Grund-Text vorschrieb: „War dieser Mann nicht stumm?“ Gewiß aber will es noch viel mehr heißen, wenn ein neues Trauerspiel in einem Hof-Zirkel durchdringt, wo man sich mit „der Erde Leid“ wohl nicht viel zu schaffen macht, weil man mit „der Erde Lust“ genug zu thun hat. Ich will das daher als ein gutes Omen für's Gelingen betrachten und etwas weniger zittern. So weit ich urtheilen kann, haben es meine beiden Vorgänger Raupach und Geibel in zwei Punkten versehen und darum die Wirkung ganz oder zum Theil verfehlt. Einmal glaubten sie, sie dürften das alte Gedicht zerstückeln und einzelne Glieder willkürlich verarbeiten; das geht aber nicht, hier heißt es: Alles oder Nichts! Dann hielten sie den Ton nicht einfach genug; man muß bei einem solchen Stoff aber auf $^{9}/_{10}$ der Cultur Verzicht leisten und mit dem Rest doch auskommen, ohne trocken zu werden. Das ist die ganze Kunst, aber die Herren wollten mit Ihrem Ich nicht zurücktreten und nicht umsonst im 19ten Jahrhundert geboren seyn. Daß ich mich selbst verläugnet habe, wird eine gerechte Kritik früher oder später einräumen; ich wollte dem Publicum bloß das große National-Epos ohne eigene Zuthat dramatisch näher rücken. Für den dritten Theil (Kriemhild's Rache) habe ich noch unendlich viel gethan; wenn die ersten zwei so ausfallen, daß Du auch an den denken darfst, so erhältst Du eine neue Abschrift. Er ist jetzt unendlich drastischer. Und so — Glück auf! Das Glück muß überall zugenommen haben, seit es aus Oesterreich so ganz verschwunden ist; ich versich're Dich, wir sitzen hier, wie auf dem Treib-Eis, und ich wünsche mich zum ersten Male weg! Doch daran ist nicht zu denken, denn was ich zu leisten vermag, kann man anderwärts so wenig brauchen, wie hier. — Grüße Deine liebe Frau aufs Herz-

lichste und (wenn es geht, ich weiß es nicht) bezeuge Sr Königl. Hoheit meinen tiefsten Respect.

Dein alter

Wien d. 15ten Jan. 1861. Fr. Hebbel.

Rabenvater!

Wie kannst Du Dein Riesenkind in Deiner Abwesenheit taufen lassen wollen? Ein so treuer und sorgsamer Pathe ich auch bin, wünsche ich doch wiederholt Deine Anwesenheit bei dem auf

Donnerstag 31. cr.

vertagten Feste, das im Kalender deutscher Bühnen roth angestrichen werden muß und wird. Somit schlage ich Dir vor, bei Liszt zu wohnen, der Dich mit offenen Armen empfängt, sobald ich ihm einen Wink geben darf, daß Du kommst. Er bewohnt die Altenburg ganz allein, hat also Raum für Dich, der mir fehlt, da mein Haus ein — Masernspittel ist.

Ich selbst habe die Verpflichtung, Dir das ganze Stück, welches ich so zu sagen bestellt, zu honoriren, und die Hauptkasse wird Dir für die drei Theile zwanzig Louisd'or zahlen. Es klingt, als ob ein Bettelmann das Maul voll nähme. Aber ich habe nicht mehr. Also: ich erwarte Dich zum 29, 30, 31.

Dein

Wr. 25/1./61. Fr. Dgstdt.

Lieber Freund!

Dein heutiges Theater-Malheur veranlaßt mich, mit Liszt für den Nachmittag nach Jena zu gehen; Rienzi hätte mich interessirt, aber der Prophet hat mir schon zu oft prophezeit. Also auf Wiedersehen morgen Vormittag, wo ich auch Deine liebe Frau, von den Anstrengungen des Balls erholt, wieder zu begrüßen hoffe. Mir erging es gestern Abend besser, als ich dachte, denn ich hatte einen Anflug von der Angst, mit der man zu einem Examen geht, aber die hohen Herrschaften waren sehr tolerant gegen Schleswig-Holsteins rauhe Rechte.

Dein

(Weimar) 3. Febr. 61. Fr. H.

Lieber Freund!

Ich sollte Dir billig nicht eher schreiben, als bis ich wieder ordentlich zusammen geflickt bin, denn zwanzig Stunden Eisenbahn mitten im Winter könnten ganz füglich die dreizehnte That des Herkules abgeben, und ich habe noch nicht einmal ein Dampfbad genommen. Aber ich habe in Dresden Dein Wintermärchen gesehen und ich muß Dir den Eindruck mittheilen, ehe er sich verwischt und abschwächt. Die Vorstellung fiel mir geradezu vor die Füße, ich war Abends spät angekommen, und wollte Mittags um zwölf gleich wieder fort,

nachdem ich bei Lüttichau meine Karte angebracht und Hofrath Pabst nach Deinem Rath meinen Besuch gemacht hatte. Da fiel mein Blick — eben im Vorzimmer der Exzellenz — auf den Theater-Zettel und natürlich entschloß ich mich zu bleiben. Die Vorstellung gehört zu den interessantesten, die mir im Lauf des Lebens vorkamen; Dawison, dessen Organ jetzt unendlich weicher ausgeschliffen ist, fand sich vortrefflich mit seiner verzwickten Aufgabe ab, Röder war köstlich, obgleich derb und drastisch und die Inscenirung konnte nicht besser seyn. Vor Allem aber beschäftigte mich das Stück in seiner neuen Gestalt, denn hier ist nicht bloß von einem neuen Rock die Rede, sondern fast auch von einem neuen Nerven-System. Du hast für das Theater, so Manches sich auch vom kritisch-aesthetischen oder richtiger historisch-antiquarischen Standpunkt einwenden lassen mag, einen köstlichen Griff gethan; die Wirkung ist nicht bloß mächtig, sondern auch höchst eigenthümlich, worunter ich immer eine solche verstehe, die nur auf dem einen bestimmten Wege, nur durch diese ganz besondere Mischung der Elemente zu Stande kommen konnte, und der Musik muß man es ganz entschieden zum Verdienst anrechnen, daß sie sich nicht selbständig hervor drängt. Genug, ich gratulire von ganzem Herzen; das Stück muß überall packen und würde in Wien den ganzen Winter das Haus füllen. Muß es denn gerade das Burgtheater seyn?

Für Alles, was Du und Deine liebe Frau für mich gethan, nochmals meinen wärmsten Dank, auch von meinem theuren Weibe, die es betrachtet, als ob es ihr selbst geschehen wäre. Hoffentlich sind die Masern jetzt bei Dir im Abschiednehmen begriffen; wie Schade, daß sie sich gerade im Fasching einlogiren mußten! Willst Du mir Siegfried und Hagen, Kriemhild und Brunhild freundlichst grüßen; da ich mein eigener Abschreiber war, fand ich nicht Zeit, mich bei ihnen zu beurlauben, nicht einmal meinen Dutzbruder Genelli habe ich noch gesehen. Meine Christine zittert noch ein wenig bei dem Gedanken, zur Kriemhild umgetauft zu werden, und obendrein mit Blut; doch wird die Angst sich wohl legen, falls es, was ja einzig und allein bei den Göttern steht, nothwendig werden sollte. Ist Wünzer wieder stimmfähig, d. h. nicht im Deutschen Parlament, sondern auf Deiner Bühne?

Die herzlichsten Grüße von Haus zu Haus!

Dein

Wien d. 13. Febr. 1861. Fr. Hebbel.

Gestern, alter Junge, ist denn die 2te Aufführung vom Stapel gelaufen. Und wie —! — Serenissimus hatte statt Samstags, wo Er das Theater nicht besuchen konnte, Sonntag befohlen. Ein Haus voll wie bei der größten Opernvorstellung. Glänzende Aufführung — viel ruhiger, runder, rascher als am 1ten Abend. Das dankbarste Publikum von der Welt. Stürmische Applause und Hervorrufe Lehfeld's, der beiden Frauen, Wünzers. Das Ganze ein Abend voll Sieg, den ich Dir gewünscht hätte.

Sonst nichts als Mißgeschick, seit Du fort bist. Mein Masernspital immer noch im Gange. Ich selbst Lazarus mit Einem Schwären. Kaibel vom Schlage

gerührt, nicht tödtlich, aber bedenklichst (deshalb Kaplan-Milde.) Liszt abgereist. Proben ohne Ende, die ich in Oper und Schauspiel selbst halten muß. Morgen ein Höchstbefohlenes Gastspiel der Bulyovszky, das die Daun zur Verzweiflung bringt und mich gênirt. Misere über Misere.

Im März packe ich Deine „Rache" an. Daß Dein Weib mitmacht, ist entschieden. Wann? noch nicht. Das Stück braucht große Vorbereitungen, zwei neue Decorationen 2c. Du bist nicht ungeduldig, und ich bin treu. Also: Auf Wiedersehen!

Dein

Weimar 18/2/61. Fr. Dgstdt.

Dank für Dein gutes Wort über das W. Märchen. Wien und Berlin geben es doch nicht.

Lieber Freund!

Ich danke Dir herzlichst für Deine „neuesten Nachrichten" und freue mich, daß der Liebe Mühen dieß Mal nicht umsonst gewesen sind. Denn ich weiß sehr wohl, wer die erste Geige spielte und das Conzert trotz der nicht immer schußfesten Instrumente zusammen hielt. Was nun das „Fortsetzung folgt" anlangt, so ist meine Frau allerdings bereit, das Heldenwerk, in einem Stück ihres Mannes vor einem fremden Publicum die Hauptrolle zu spielen, mit gewohntem Opfermuth zu unternehmen. Ich kann das aber natürlich nur wünschen, wenn es Dich in Deiner Theater-Wirthschaft auf keine Weise kreuzt, und das vermag ich selbst nicht zu beurtheilen. Der alte Goethe hielt sich, wohl nicht ganz ohne Grund und Recht, die Gastspiele möglichst vom Leibe; sie haben ganz entschieden ihr Störendes, wenn es nicht ausdrücklich auf einen Taubenschlag abgesehen ist, wie jetzt in Wien, wo wir im Herbst regelmäßig mit neu entdeckten Nachtigallen beginnen, die noch vor Frühlingsanfang als Krähen wieder davon fliegen. Über diesen Punkt, den wir in Weimar bereits flüchtig berührten, mußt Du Dich also unumwunden äußern; ich werde nicht vergessen, wem ich den Dank dafür schuldig bin, daß ich überhaupt bei Euch erscheinen durfte, und ein Rückzug ist leicht gefunden. Verträgt es sich aber mit dem Grund- und Haus-Gesetz Deines kleinen Staats, daß wir kommen, so wird es geschehen, so weit es an uns liegt, denn ein Urlaub ist aus bekannten Gründen für meine Frau schwer zu erlangen, und auf dem gewöhnlichen Wege gar nicht, wie ich auch nicht unterließ, Deinem gnädigsten Herrn zu bemerken, als von der Sache die Rede war. Sey denn so gut, Dich hierüber offen auszusprechen, damit meine Frau im letztgedachten Fall an ihre Rollen gehen kann; sie wird ohnehin viel Zeit brauchen, aber es wird Dir, wie mir, auch gleichgültig seyn, ob wir Mitte oder Ende April in's Feld rücken, da Weimar ja wohl bis zum ersten May beisammen bleibt. So viel ist gewiß: wenn es dazu kommt, so wirst Du sie als Darstellerin erst kennen lernen, denn im Tragisch-Dämonischen hat sie ihres Gleichen nicht und ihre Kriemhild im Raupachschen Nibelungenhort war ja gerade der Blitz, der vor fünfzehn Jahren bei mir einschlug und mich in Wien festhielt.

Was Du mir von Deinem Regisseur Kaibel schreibst, hat mich entsetzt, herzliches Beileid! Die Masern werden jetzt bei Euch vorüber seyn; ich bin durch sie Vorleser bei Hofe geworden, was Krimhild's Rache in so fern zu Gute gekommen ist, als es ja für die Melodie spricht, wenn sie auch noch auf der Dorf-Geige leidlich bleibt. Von dem Erfolg Deines Wintermärchens habe ich neulich in einer Soirée die Rettich, die meine Tischnachbarin war, lange unterhalten, und zwar im Bereich gewisser Ohren, die sich dabei sichtlich verlängerten. Meinen Michel Angelo bringen die Juristen hier jetzt zum Besten ihres Unterstützungs-Fonds zur Aufführung, und das mit den Kräften des Burgtheaters — bei Carl Treumann*). Von Dresden, wo ich Siegfrieds Tod auf der Durchreise zurück ließ, habe ich noch Nichts gehört. Wir haben hier Doppel-Frühling, Constitution ohne Preßfreiheit und andere Kleinigkeiten, und warme Tage ohne Veilchen.

Grüße Deine liebe Frau von uns Beiden auf's wärmste und schreibe mir über den Hauptpunkt zwei Zeilen, sobald Du kannst.

Immer der Alte,

Dein

Wien, den 3. März 1861. Fr. Hebbel.

Lieber Freund!

Wir sind also im Reinen und meine Frau wird in's Feld rücken, sobald Du rufst. Ich bin mittlerweile auch nicht faul gewesen und:

„Gescheh'n ist die tyrannisch-blut'ge That,
Der ärgste Gräuel jämmerlichen Mords,“

wie es in Richard dem Dritten heißt, nämlich, ich habe den dritten Nibelungen-Theil behandelt, wie die Grönlands-Fahrer den harpunirten Wallfisch, auf dessen Rücken sie Feuer anmachen, und schicke Dir das behackte und behauene Monstrum neben diesem Brieflein zu. Die Leistung meiner Hand oder vielmehr Faust wird Deine kühnsten Erwartungen übertreffen, denn ich habe nicht weniger als drei hundert und achtzig Verse weggebracht und das lange Stück dadurch in ein so kurzes verwandelt, daß es die Schranken eines gewöhnlichen Theater-Abends um Nichts mehr überschreitet. Am meisten habe ich Etzel, Volker und Dietrich genommen, dagegen aber Hagen, Kriemhild und Rüdeger sehr zart angefaßt, denn so wichtig Siegfrieds Geburt im Gegensatz zu Brunhild's Geburt, die sich gegenseitig bedingen, für das Gedicht auch ist, und so wenig Volker's Vision vom Hort, diese mystische Grundwurzel des Ganzen, diesem auf fehlen darf: das Theater-Publicum kann sie entbehren, wenn ihm nur Hagen, Kriemhild und Rüdeger in ihrer vollen Motivirung vorgeführt werden und wenn ihm nur Dietrich und Etzel nicht geradezu räthselhaft bleiben. Ich bin überzeugt, daß Deine und meine Striche, so weit Du überhaupt gekommen bist, auch in den meisten Fällen zusammen treffen und habe deshalb die Rolle meiner Frau ausschreiben lassen; die etwa sich ergebenden kleinen Abweichungen können wir ja

*) Damals Direktor eines Vorstadt-Theaters in Wien.

später ausgleichen. Für das, was ich stehen ließ, mögte ich im Allgemeinen fußfällig bitten; nur die Schild-Geschichte im letzten Act kann ich nicht beurtheilen. Der Zug in dem alten Epos, daß Hagen sein Schild zu schwer wird wegen der hinein geschossenen Pfeile und daß Rüdeger ihm vor Beginn des Kampfes den seinigen reicht, ist gewiß sehr schön und ich habe ihn zu retten gesucht; ob er aber auf dem Theater nicht aufhält oder gar stört, weiß nur ein Zauberer, wie Du.

Neben den Nibelungen schmuggeln sich dieß Mal zwei Photographien bei Dir ein, die hier sehr gut gefunden worden sind: heißt sie willkommen und — thut deßgleichen!

Dein alter

Wien, den 14. März 1861. Fr.

Das Urlaubsgesuch an den Kaiser ist unterwegs. Macht Euch also fertig, lieben Freunde. Auf Sonntag den 28. d. M. steht Siegfrieds Tod (mit einer oder zwei Proben, je nach Eurer Ankunft) auf Donnerstag den 2. Mai Kriemhilds Rache; dann Repetition: Sonnabend 4. und Sonntag 5. Mai. Im Ganzen vier Abende; vierzehn Tage Urlaub, vom 24. April bis zum 8. Mai. Alles Übrige mündlich.

Treulichst

Wr. 5/4/61. Fr. Dglstdt.

Dank für die herrlichen Lichtbilder. Wir können sie nur mit Schattenrissen erwiedern!

Lieber Freund!

Herr von Zedlitz hat mir jetzt angezeigt, daß Se. Majestät, der Kaiser, meiner Frau einen vierzehntägigen Urlaub für Weimar bewilligt hat. Sie ist vollkommen wieder hergestellt, muß aber noch für Costüme sorgen, da das Burg-Theater keinen Fetzen hergiebt, und wählt darum

Sonntag, 11. May „ „ 1sten u. 2ten Theil
und
Mittwoch, 15. May „ „ 3ten Theil.

Wir werden daher rechtzeitig zu den Proben eintreffen, vorausgesetzt, daß Dein und unser Freund Laube uns Allen nicht noch trotz dem Kaiser und dem Grafen Lanckoronsky einen Streich spielt, wozu er nicht übel Lust zu haben scheint, obgleich wir uns in der ganzen Angelegenheit jedes, auch des kleinsten Schritts, enthalten haben, so daß es sich absolut nur um eine Gefälligkeit handelt, die das hiesige Oberstkämmerer-Amt dem dortigen Hof-Marschall-Amt, event: der Kaiser dem Großherzog, Königl. Hoheit erweis't.

Alles Übrige mündlich.

Dein

Wien, d. 23. April 1861. Fr. Hebbel.

Lieber Freund!

Ich war gestern Abend, und eigentlich den ganzen Tag, in Folge der vielen Anstrengungen und Aufregungen so abgespannt und zusammenhangslos, daß ich Vieles vergaß, sogar das Briefchen für den Kapellmeister. Hiebei erfolgt es; sey so gut, es mit einer Oblate zu versehen und es dem Theater-Diener zu übergeben.

Was Du mir in freundschaftlicher Theilnahme über das Beengende einer kleinen Stadt mit ihren kleinen Verhältnissen sagtest, fällt sehr schwer in's Gewicht und kann, um mit Hamlet zu sprechen, nicht bloß Narren, sondern auch Weise zur Besinnung bringen. Ich täusche mich nicht darüber, und weiß, was es heißt, die Rolle des Dachses zu spielen und vom eigenen Fette zu zehren; ich habe es schon erfahren. Aber eine große Stadt ist trotz aller ihrer Lebensströmungen auch nicht viel wert, wenn die Atmosphäre des Kreises, in dem man zunächst athmen und wirken soll, vergiftet ist. Es ist darum sehr möglich und wenigstens durchaus nicht unwahrscheinlich, daß wir uns früher wiedersehen, als wir denken, denn man kann uns in Wien nach Allem, was vorfiel, nur halten, wenn man in die gründliche Umgestaltung des Verhältnisses willigt, und ich löse dieses im entgegengesetzten Fall unbedingt auf. Am schlimmsten ist es, daß Du selbst in Weimar zu dem gehörst, was nicht fest steht, obgleich ich es Dir nicht verargen kann, wenn Du Dir einen größeren Wirkungskreis wünschest; doch gegen Deinen event: Nachfolger kannst Du meine Frau ja durch einen bündigen Contract sicher stellen. Wenn ich Dich recht verstand, als Du die Sache zuerst anregtest, so kannst Du 1400 Rtl. geben; dafür spielt sie erste Rollen im Schau- und Trauerspiel, mit Ausschluß (darüber sprechen wir freilich nicht, aber es versteht sich wohl von selbst) der chargirten. Die Pension beträgt jährlich 500 Rth. und wird natürlich unter allen Umständen gezahlt, auch dann, wenn sie durch irgend ein nicht vorherzusehendes Unglück gleich im ersten Jahre dienstunfähig werden sollte. Dieß wären die Hauptpunkte, mit denen die gnädigsten Herrschaften in allem Wesentlichen übereinstimmen; alles Uebrige weißt Du besser, wie ich. Darnach werde ich also in Wien handeln, denn Du hast schon recht, man muß den Moment zu ergreifen wissen, wo es rathsam ist, zu gehen, wenn man sich nicht ganz festsetzen kann. Aus Wien hörst Du bald von mir.

Nun noch meinen herzlichsten Dank für Alles, ausgenommen für Dietrich von Bern und für den Rauch, die mich beide gleich empfindlich in die Augen bissen. Was man auch über meinen Antheil an den Nibelungen in Zukunft sagen mag, den Deinigen wird man in der Theater-Geschichte als einen gloriosen bezeichnen, denn es ist vielleicht ohne Beispiel, daß in Deutschland eine Trilogie über die Bühne schreiten durfte, bevor sie noch gedruckt war.

Mit den herzlichsten Grüßen von uns Beiden

Dein

Weimar, d. 20. May 1861. Fr. Hebbel.

Lieber Freund!

Wundre Dich nicht, daß Du erst jetzt von mir hörst, obgleich wir bald vierzehn Tage wieder in Wien sind. Ich habe bis dato kaum den einen oder den anderen meiner Bekannten gesprochen, denn ich war die ganze Zeit über mit der Abfassung eines Memorials beschäftigt, das großentheils aus Actenstücken zusammengestellt und nach allen Seiten sorgfältigst erwogen werden mußte. Du erhältst hiebei den Schluß desselben, der allgemeiner Natur ist und Dich nicht bloß deshalb interessiren dürfte, weil ich mit Dir gesiegelt habe; gieb mir Deine Meinung darüber, die Thatsachen, die ich anführe, stehen juristisch fest und sind schlagend bis zur Unbegreiflichkeit. Ich hatte sie längst in Händen, aber es konnte mir aus Achtung vor der Literatur nicht in den Sinn kommen, Gebrauch davon zu machen, ausgenommen in dem jetzt eingetretenen Fall der Nothwehr. Wie danke ich Dir für Deinen Rath oder vielmehr für Deinen ernsten Apell; den Sonntags-Spatziergang im Park mit Dir, auf dem Du mich gehörig aufrütteltest, eigentlich durchwalk'test, werde ich Dir noch weniger vergessen, wie die Nibelungen-Aufführung, die doch wahrlich, wenn man jetzt ernüchtert daran zurück denkt, in der heutigen Theaterwelt etwas von einem Nibelungen-Abentheuer hat. Ja wohl, wenn man sich nicht ganz festsetzen kann, muß man zur rechten Zeit aufstehen! und ich werde es darnach verhalten. Uebrigens ist über den Ausgang noch Nichts zu sagen, denn auf ein bloßes flüchtiges Wort von mir hin regt sich hier Alles gewaltig, bis in die Minister-Kreise hinein; nur das steht fest, daß wir unserseits lieber gehen, als bleiben, obgleich ich meine Wallfischnatur recht wohl kenne und wohl weiß, daß die „schlechte Unendlichkeit“ an die so Manche ihr Leben vertrödeln, für mich nicht vorhanden ist und daß ich nur Sterne, nicht Sandkörner zählen kann. Du würdest, wenn wir näher zusammenrückten, in mir viel mehr Melancholie und Apathie entdecken, als Du erwartest, aber das sind Eigenschaften, die Niemand schaden, als dem, der sie hat, zumal, wenn er kein Mitleid, oder gar Wartung und Pflege verlangt, sondern sich, wie eine traurige Bestie, in die finsterste Höhle zurück zieht und dort des letzten Besuches harrt. Meine Frau dagegen würde Dich und Euch Alle für meine Mängel und Defecte entschädigen, denn es steckt viel in ihr, nur tief, sehr tief. Mit meinen Stücken bekämst Du gar Nichts zu thun; ich würde viel eher zurückhalten, als treiben, wie ich Dich denn dringend gleich jetzt bitte, die verwünschte Maria Magdalena, von der Lehfeld träumt, dort zu lassen, wo sie sich seit Jahren befindet und wo sie hin gehört, nämlich, wo der Pfeffer wächst. Das verstand ich darunter, als ich Dir mündlich sagte, die Dramen ständen auf einem anderen Blatt; Du glaubst gar nicht, wie delicat ich hier verfahren bin und noch verfahre, denn nach Deiner Nibelungen-Aufführung könnte ich mit leichter Mühe großen Lärm machen. Nächstens mehr. Die herzlichsten Grüße an Deine liebe, liebe Frau von uns Beiden; die besten Empfehlungen an alle Burgunder, Heunen und Amelungen!

Wie immer treulichst

Dein

Wien (im Juni) 1861. Fr. Hebbel.

Für Schorn lege ich wegen seines schönen Artikels in der L. Ill. Z. eine Zeile bei.

Lieber Freund!

Dein Brief kam zu spät, viel zu spät. Der Rubicon ist überschritten und Du selbst gratulirst mir dazu. Wie könnt' ich zurück?

Nicht zwar, als ob man uns in Wien gern gehen ließe. Wir sind keine Invaliden, die man los zu werden wünscht; meine Frau ist im Alter hinter der Rettich über 10 Jahre zurück und der Bayer-Bürk, die Du einmal bei Gelegenheit des Großgastspiels mit zu den „Jüngeren" rechnetest, nicht um 10 Monate voraus; auch ist sie darum nicht weniger bei'm Publikum beliebt, weil sie nur selten gut beschäftigt wird. Man sucht uns zu halten; der Hofrath Raymond hat meiner Frau die bündigste Versicherung gegeben, daß die Drohung nicht das Geringste bedeutet und zu den kleinen Hausmitteln gehört, die alle ihre Colleginnen schon mehr als einmal probirt haben, und mir ist die Professur der Aesthetik an der Universität, um die ich mich vor zehn Jahren bewarb, in Aussicht gestellt worden. Ich habe nach drei Tagen schon abgelehnt, darüber mit dem Ministerium in's Einvernehmen zu treten und dadurch auf wenigstens 2000 fl. jährlich (1000 fl. Gehalt und bei meinem großen Anhang unter der Jugend 1000 fl. Honorar) Verzicht geleistet. Auch meine Frau hat ihre letzte Erklärung bereits am vor-vorigen Sonntag abgeben wollen; sie ist aber nicht angenommen worden, sondern man hat sie dringend ersucht, sich acht Tage Bedenkzeit zu nehmen. Diese Bedenkzeit ist nun freilich verstrichen, aber der Hofrath Raymond ist erkrankt und kann Niemand sprechen; so wie er wieder zugänglich ist, wird sie ihre Erklärung einfach wiederholen. Dann handelt es sich nur noch darum, ob man ihr jetzt abschlägt, womit man ihr bei ihrer Abreise gedroht hat, und auch auf diesen Fall war ich vor Empfang Deines Briefes gerüstet, indem ich einfach meine Mannesrechte reclamirt und ihr Hof-Decret, sammt den zwanzig Dienstjahren höflichst auf den Tisch gelegt hätte. Nun kann ich das allerdings nicht mehr, aber jedenfalls ist die Sache viel zu weit gegangen, als daß wir nicht, wenn das Arrangement hier zu Stande kommt, auch ohne bestimmte Zusicherung der Pension kommen müßten, falls die übrigen, von uns stipulirten, von den Herrschaften Punkt für Punkt gebilligten und von mir zu allem Ueberfluß am Morgen der Abreise in dem Billet, womit ich Dir den Dank für Lassen übersandte, formulirten Bedingungen eingehalten werden. Das versteht sich nun von selbst, denn darüber hast Du allein zu entscheiden. Uebrigens legst Du auf die Thränen der Fräul. Daun und auf das Treiben der Weimarer Dichter doch vielleicht ein wenig zu viel Gewicht. Fräulein Daun weint ohne Grund, denn für meine Frau ist die Zeit der Gretchen und Julien vorüber und auf die Isabellen, die Lady Macbeths u. s. w. macht das Fräulein wohl keinen Anspruch. Was Du mir aber über die Weimarer Dichter meldest, beweist mir bloß, daß ich Recht hatte, wenn ich sie nicht besuchen wollte; im Uebrigen sollen sie sich in Acht nehmen, denn ich kann zwar keine Armeen aus der Erde stampfen, aber doch Mücken hinein. Daß ihr

Geschreibsel auf den Großherzog und die Großherzogin Eindruck machen sollte, scheint mir unwahrscheinlich; sie schrieben ja früher auch und es war nicht der Fall. Auch habe ich gute Gründe, anzunehmen, daß bei Hofe Alles steht, wie vorher. Du wirst die Pension schon noch heraus schlagen, und wär's nicht sogleich, so macht sich's später; schreibe mir nur noch, wann meine Frau, falls sich's hier ohne einen Gewaltsschritt arrangirt, eintreten soll, das laß' mich aber schnell wissen.

Mein Memorial verpflichtet Dich zu Nichts; wie könnte es das! Wir haben es nur mit unserer mündlichen Stipulation zu thun und auch diese hätte ich augenblicklich fallen lassen, wenn Du mir Deinen Brief gleich nachgeschickt hättest. Jetzt ist es zu spät. Uebrigens hat das Memorial den beabsichtigten Erfolg gehabt; mein Gegner, der berechtigt gewesen wäre, mir einen seiner „Freunde" auf's Zimmer zu senden und um „Erklärung" zu bitten, hat äußerst timide geantwortet. Von mir und meinem Interesse ist mit keiner Sylbe die Rede darin, wie Du zu glauben scheinst, nur von allgemeinen Literatur-Fragen ohne persönliche Beziehung. Also, in Hoffnung rasch eine Zeile Antwort zu erhalten, mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus

Dein

Wien den 16. Juni 1861. Fr. Hebbel.

Jetzt, mein theurer Freund, wird Deine Odyssee zu Ende seyn, wie mein Idyll es längst ist. Du wirst in diesen Tagen wieder an der Ilm eintreffen, wie ich längst an der Donau sitze. Mögest Du viel Gesundheit und Lebensmuth mit heimbringen! Deine Spuren sind mir mehrfach aufgestoßen, wenn auch nur in Karten-Gestalt; auch die Hausmeisterin „zum Kühfuß" überreichte mir eine, die ich mit tiefem Bückling entgegen nahm.

In Weimar hast Du Manches verändert gefunden, wenn die Fama nicht falsch berichtet; Liszt ist fort, wie es heißt, für immer, und die Altenburg im buchstäblichen Sinne versiegelt. Das war nun wohl auch, wie einmal Alles stand, das Beste; ich weiß persönlich gar Nichts von ihm. In Wien geht stark die Rede, daß Du Laube ablösen würdest; ich halte das, wenn das Gerücht auch noch verfrüht seyn sollte, für sehr möglich, ja wahrscheinlich. Doch würde auch die Gewißheit mich nicht einen Augenblick von der Uebersiedlung abhalten, denn Du müßtest jedenfalls auf eine conditio sine qua non eingehen, die Dich verhinderte, für uns etwas Wesentliches zu thun, so aber halte ich es nicht länger aus, wenn ich nicht durchaus muß. Das besorge ich nun nicht, obgleich die Schraube sich hier äußerst langsam dreht, so daß bis zur Stunde das Definitivum noch nicht da ist, wozu nun freilich die Krankheit des Hofrathes Raymond und die darüber eingetretenen Ferien mit beigetragen haben mögen. Man ist hier so weit davon entfernt, uns gern oder auch nur gleichgültig ziehen zu lassen, daß man im Gegentheil Alles aufbietet, uns zu halten. Das ist auch ganz natürlich, denn meine Frau hat nie aufgehört, zu den Lieblingen des Publicums zu zählen und auch ich war nicht umsonst funfzehn Jahre hier. Ich werde Dir, wenn wir uns wieder sehen, die Beweise schriftlich vorlegen, wie

sehr man die Vermittlung wünschte; nicht Deinetwegen, unter uns bedarfs dessen nicht, sagt Max Piccolomini, aber gewisser Leute wegen, die es sonst nicht glauben würden, daß man 5000 fl., lebenslänglich, gegen 1500 Thaler in die Schanze schlägt, wenn es sich um Nichts, als um einen freieren Athemzug handelt. Da so wenig mit Raymond, wie mit Laube aus der Stelle zu kommen war, so bin ich direct an den Oberstkämmerer gegangen, und nun wird's wohl endlich vom Fleck rücken. So wie das Resultat da ist, melde ich es Dir sogleich; zwischen uns ist ja Alles stipulirt und in der Pensions-Frage verlasse ich mich ganz auf Dich, auf Deine Freundschaft, wie auf Dein Talent. Eile ist ohnehin nicht vorhanden, da Ihr uns vor März oder April nicht braucht und ich die Zeit des Gagen-Wegfalls möglichst abzukürzen wünschen muß; oder hätte ich von Deiner Großmuth eine Entschädigung zu erwarten? Uebrigens habe ich untrügliche Proben in Händen, daß wir dem gnädigsten Herrn nach, wie vor, willkommen sind; da wird sich denn auch wohl der Minister gefügig zeigen, wenn ein Meister, wie Du, ihn knetet.

Dein Wink, in den letzten Theil der Nibelungen noch eine Scene zwischen Dietrich und Etzel einzulegen, ist mir sehr fruchtbar geworden; sie ist bereits geschrieben, und nun sie fertig ist, begreif' ich gar nicht mehr, wie sie je fehlen konnte. Auch als politischer Dichter habe ich mich versucht, die Indignation über den verrückten Becker hat mir eine Ansprache an den König von Preußen eingegeben. Es ist doch unglaublich! Ein solcher Mensch weiß, daß der Sandsche Meuchelmord Deutschland dreizig Jahre gekostet und alle Gefängnisse gefüllt hat, und er glaubt, die verruchte Dummheit im größten Styl wiederholen zu dürfen, bloß, weil er sein kostbares Studenten-Leben daran setzt. Mich hat selten etwas mit solchem Ekel erfüllt, und ich fürchte die Folgen.

Dein

Wien d. 31. Aug: 61 Fr. H.

Kommt Gutzkow? — — —

Wien den 23sten April 1863.

Theuerster Freund!

Du wirst längst nach einem zweiten Briefe von mir aufgesehen haben, denn ich versprach ihn ausdrücklich, als ich Dir den ersten schrieb. Entschuldige mich, ich war arg herunter. In der Brust braucht man keinen anderen Feind, als das eigene Herz, welches Einem schon genug zu schaffen macht; bei mir hatte sich aber auch noch ein verkappter äußerer Widersacher eingeschlichen, der so viele Namen hatte, als mich Aerzte besuchten und mich durch Stiche, Athembeschwerden u. s. w. weidlich tribulirte, ohne sich an das ihm reichlich dargebotene Jod im Geringsten zu kehren. Seit acht Tagen geht es mir besser, denn seit acht Tagen behandle ich mich selbst, indem ich abwechselnd Dampfbäder und Seidlitz-Pulver brauche; die localen Schmerzen mindern sich und fangen an zu wandern, der Kopf wird freier und die allgemeine Stimmung, die der eines Lichtes glich, in das hinein geblasen wird, man weiß nicht recht, von wem, erheitert sich. Da der May nun obendrein vor der Thür steht, so werde ich wohl noch einmal: Hosiannah! mit rufen.

Nun also zunächst und zuerst Dir aus vollem Herzen den ganzen, ganzen Dank für alles Schöne, Liebe und Gute, das mir aus Weimar gekommen ist. Ich weiß genau, wie Alles zusammen hängt, wenn es mir auch Keiner erzählt hat; dessen sey gewiß! Das Decret, das mich zum Privat-Bibliothecar Sr K. H. des Großherzogs macht, vom 14ten März datirt, ist am 9ten d. M. auch richtig eingetroffen, und Schöll hat mich schon höchst ironisch als seinen neuen Collegen apostrophirt. Wehe ihm, wenn ich einmal in seinem Studir-Zimmer Folianten neben Octav-Bänden erblicke. Da will ich ihm zeigen, daß ich auch vom Handwerk etwas verstehe. Er hat mir nämlich in diesen Tagen seinen Aufsatz: „Goethe als Staatsmann“ geschickt, der mir sehr gediegen scheint.

In meiner betrübten Zeit ist mir noch Manches zu Theil geworden, das dem Menschen nicht täglich vom Himmel fällt. Die alte Geschichte: entweder fehlt der Becher oder der Wein oder gar der Mund. In Mannheim sind die Nibelungen mit Eurem Lehfeld als Hagen in Scene gegangen und nach dem Bericht des Ober-Regisseurs an mich mit größerem Erfolg, wie „seit einem Decenium“ irgend ein Stück. Da Heidelberg in der Nähe liegt und die Studirenden, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, hinüber ziehen, so freut mich das. In Berlin und Wien halten sie sich tapfer, wie die untrüglichen Tantième-Verrechnungen beweisen; in Hannover stehen sie bevor. Hier gaben mir die Techniker-Verbindungen am letzten Sonnabend einen großen Fest-Commersch, bei dem zu erscheinen ich nicht ablehnen konnte, obwohl ich nur ein halber Mann war; die Universität wird in noch größerem Styl folgen. Napoleon sagt: es ist einerlei, wofür die Jugend sich begeistert, wenn sie sich nur begeistert. Damit tröste ich mich und lasse den Rheinfall über mich ergehen.

Hast Du von Neuberg über unseren Aufsatz etwas gehört? Ich glaube, es sieht bei der Sache nicht viel heraus, und jedenfalls müssen wir nach den zwei gelieferten Proben doch jetzt über Honorar, Modus u. s. w. das Nähere abwarten. Das Blatt will aber wahrscheinlich einen bloßen Novitäten-Referenten und ich kann nur als Aesthetiker dienen.

Adolph Stern hat sich Dir vorgestellt; ich hoffe, Du wirst mit ihm zufrieden seyn, sobald er seine natürliche Schüchternheit überwunden hat.

Cato schloß immer mit Carthago, welches er zerstören wollte; ich schließe mit Gmunden welches Deinetwegen jetzt ausgebaut wird.

Ewig

Dein

Fr. Hebbel.

Briefwechsel mit Emil Kuh.

1 Uhr nach Mitternacht.

Hochgeehrter Herr

Schon eine volle Stunde nach Mitternacht ist verstrichen, und ich springe aus dem Bette, und setze mich an den Schreibtisch, um an Sie zu schreiben. Staunen Sie nicht über diesen wunderlichen Anfang! Ich habe Ihnen keine wichtigen Neuigkeiten mitzutheilen, aber ich hielt es auf meinem Lager nicht länger aus, und zwar vor Aufregung und Leidenschaft, durch das Denken an Sie, hervorgerufen. Ihr Bild schwebte um, neben und über mir, ich mußte mit Ihnen sprechen, da ich schon einmal eine so verflucht unbändige Natur bin und mich in jede Stimmung, wie in das All' auflöse. Es ist gut, wenn ein Wesen, das man heiß liebt und tief verehrt, von Zeit zu Zeit von einem scheidet, denn man kann sodann das schreiben, was gesagt für Wahnsinn ausgelegt werden müßte. Das Gefühl, das mich an Sie dämonisch fesselt, muß meiner Ansicht nach das heiligste sein, dessen ein Erdensohn fähig sein kann. Liebe ist nicht so rein, Freundschaft nicht so flammend und doch trägt es, ich kann mich nicht anders ausdrücken, einen sinnlichen Charakter an sich.

Ich glaube an eine Bestimmung im höchsten Sinn, die sich mir in dem Wahlverwandtschaftlichen Verhältnisse, das durch die ganze Natur geht, majestätisch enthüllt. Und ich bin deßhalb der festesten Ueberzeugung, daß ich mit Ihnen zusammenstoßen mußte, weil ich sonst ein halber Mensch geblieben wäre. Deßhalb lebe ich auch stets in einer gewissen unheimlichen Angst, Sie könnten sich einmal von mir abwenden, und diese unerklärliche Angst trübt mir oft die schönsten Momente, die mich von dem Gegentheile gerade überzeugen. Mir ist physisch dabei zu Muthe, wie wenn man für einen Augenblick zuweilen fürchtet, blind zu werden. Soll ich es aufrichtig gestehen, ich empfinde Ihnen, gegenüber, wenn ich Ihre übrigen Freunde vor meine Seele führe, Eifersucht! Und obgleich es der schönste Moment meines Lebens war, als sie sich äußerten, ich sei Ihnen der Liebste von Ihren Freunden in Wien, so stachelt der Gedanke an diesen Ausspruch meine Leidenschaft nur desto stärker auf, weil der Unglaube sein bleiches Antlitz zeigt, ohne daß ich über all' dieß mir Rechenschaft zu geben, im Stande wäre.

Darum Theurer schlage nicht zusammen,
Das Gefäß das heil'ge leicht und kühn!!
Wisse! daß es in sich birgt die Flammen,
Die mich nähren können und verglühn!!

Ich komme aber auch, Sie für all' das um Verzeihung zu bitten, wenn es auch leichter Art und unbewußt geschehen ist, was ich beging, und verlange

dagegen, daß Sie mir unbedingt vertrauen und fest auf mich bauen mögen, denn ich sage es stolz und sicher: daß außer Ihrer Frau, kein Mensch auf Erden lebt, der Ihnen so angehört, wie ich. Ich juble schon, daß ich mit Ihnen die Triumphe jetzt feiern werde und daß mir Jeder die goldenen Schalen, die für Sie bestimmt sind, reichen wird, wie ich den Wermuth trank, der Ihnen oft gespendet wurde.

Doch genug — ich habe getrunken indem ich den Becher ausgoß und mich kümmert's nicht, wenn Sie verwundert drein schauen und über die vielen Handbewegungen lachen, welche ich jetzt vielleicht gemacht habe.

In Liebe Ihr

Wien den 1. März 1852. Emil.

Geehrter Herr!

Ich hörte heute von Ihrer guten Frau, daß die Aufführung der Agnes also auf den 19ten festgesetzt sei. An diesem Tage wird meiner Ansicht nach, ein Seitenstück zu Nestroi's „Ebener Erde und im ersten Stock" gespielt werden, und zwar: „München und Wien." Mit dem Schlage 7 bin ich dann in eben solcher Aufregung hier, wie Sie alldort es sein werden und der Schluß des Stückes wird, wie ich voraus zu wissen, mir einbilde, der sein: Sie verneigen sich um 10 vor dem Sie herausklatschenden Auditorium mit frohem Herzen und ich schlafe in banger Erwartung und gesteigerter Pein — nicht ein. Das Drama ist dann hochtragisch, weil ich als gänzlich schuldloses Individuum bei diesem Conflikte zu leiden und zu dulden habe, und mein Gewissen tritt dann als Critikus auf und deducirt mir, wie schlecht das Stück sei, weil die Versöhnung darin gänzlich mangle. Doch wozu dieser scherzhafte Ernst, und dieser ernsthafte Scherz. — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier wird überall von der „Agnes" geredet und man ergeht sich in allerle Combinationen, wie Sie den „Stoff" (?) behandelt haben mögen.

Von Klein erhielt ich heute einen 4 Seiten langen Brief voll Humor und die tiefste Verehrung für Sie an den Tag legend. Er entschuldigt sich über sein langes Stillschweigen und setzt hinzu:

> „Habe ich doch einem Mann, den ich so hoch verehre, wie Hebbel den Empfang seiner, mir zugeschickten Dichtungen, sammt Schreibens noch nicht gemeldet! Ein Kerl, der das kann, ist zu Allem fähig".

Er meldet mir sodann die Neuigkeit, daß Sie sich der Aufführung eines neuen Stückes halber, Agnes Bernauerin betitelt, in München befänden und bemerkt, „es wäre die 99te Agnes in Deutschland, aber eine von Hebbel sei freilich noch nicht dagewesen". Es gehört das Genie des Allesandersmachenswieandere Leute eines Hebbel dazu, zu diesem Stoffe zurückzukehren. — — — — — — — —

Es grüßt Sie in Liebe und Verehrung

Ihr

Wien 6/3 1852. Emil Kuh.

München den 10ten März 1852.

Ihr gestriger Brief, lieber Kuh, hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich will Ihnen rasch einige Worte antworten, wenn es auch nur cursorisch seyn kann. Ich lebe hier in einem Wirbel, wie noch nie; wenn ich mich in so viele Menschen zertheilen könnte, als ich Glieder habe, würde ich kaum all den Einladungen, Festivitäten u. s. w. nachzukommen vermögen, die auf mich niederhageln. Das ist nun gar meine Sache nicht, muß aber durchgemacht werden, und beweis't mir im Uebrigen, daß ein Dichter die Wirkungen, die er hat, nie nach dem Journal-Geträtsch abmessen soll. Auf dem Münchner Boden hätte ich wahrlich nicht zu erndten geglaubt und gerade hier ist meine Saat, von den allerhöchsten Kreisen an, hundert- und tausendfältig aufgegangen, wie mir zahllose Proben auf unwidersprechliche Weise darthun.

Nun zu Ihrem Brief. Zu Warens hätten Sie nicht gehen sollen; seine Antwort kenn' ich schon jetzt, Sie brauchen sie mir nicht zu schreiben. In seinem Salon wird das Repertoire des Burgtheaters gemacht und die Besetzung festgestellt; wie könnte er Sie zum Kritiker ernennen?

Klein antworten Sie gleich, und fordern ihn auf, bei Gelegenheit der Agnes Bernauer von Meyr seine Schuldigkeit zu thun und auf die meinige hinzuweisen, denn die Schmach, ein solches Machwerk auf eine solche Bühne zu bringen, ist zu groß. Setzen Sie ihm allenfalls den Plan der meinigen auseinander, nach dem Schema, das Sie haben.

Die Agnes wird schwerlich schon am 19ten kommen; Sie brauchen also an dem Tage nicht zu zittern. Uebrigens erhalten Sie Nachricht, sobald es möglich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Schreiben Sie mir nie einen Brief, ohne mir über die Meinigen Nachricht zu geben. Ob mein Kind den Schnupfen hat oder nicht, daran liegt mir mehr, als an aller Literatur und Kunst der Welt!

Grüßen Sie Glaser und Debrois!

Ihr

Fr. Hebbel.

Mailand den 12. July 1852.

Lieber Kuh!

— — Im besten Wohlseyn sind wir Sonnabend Nachmittag hier eingetroffen. Es wäre doch unrecht gewesen, in Venedig zu seyn und nicht hinüber zu gehen. Ihr Vetter war so freundlich, mich mit einer Empfehlung an einen seiner Freunde zu versehen. Nun verkehre ich denn auch hier ausschließlich mit dem Militair, und es ist mir von hohem Interesse, auch habe ich in diesem neuen Lebenskreise schon Manches gelernt.

Man begreift es vollkommen, wenn man die Lombardei auch nur durchfliegt, warum gerade sie von den ältesten Zeiten an der Zankapfel zwischen Italien und Deutschland werden mußte. Es war auf beiden Seiten gleich viel Recht vorhanden, wie überall auf den Punkten, wo die Raçen sich kreuzen. Jedenfalls ist hier mit vereinten Kräften Großes zu Stande gebracht worden. Der Dom ist ein so gewaltiges Werk, daß dem Menschen das Maaß aus der

Hand fällt, so wie er ihn nur betritt, ich mögte ihn über Sct. Peter setzen. Heute Abend werden wir ihn mit dem General Marsano, einem sehr gebildeten Mann, den wir gestern kennen lernten und der sich erbot, uns hinauf zu führen, besteigen; man soll oben zwischen einem Walde von Statuen wandeln. — —

Ihr

Fr. Hebbel.

Recht sehr danke ich Ihnen für die Mittheilung Ihres Reisebildes. Ich habe es mit Vergnügen gelesen, weil es mir manche Erinnerung wieder auffrischte. Es ist Ihnen auch an und für sich wohl gelungen und Sie dürfen es, wenn Sie die etwas riesig ausgefallene Hebe auf ihr natürliches Maaß reduciren, zu Ihren besten Aufsätzen rechnen. Aber zur Veröffentlichung scheint es sich doch nicht zu eignen; wenigstens müßten Sie Alles, was mich betrifft, ausmerzen. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich es sogar lieber sähe, wenn auch Ihr Gedicht auf Tieck und mich ungedruckt bliebe, so sehr ich es schätze; in einer Sammlung, die Sie doch früher oder später zusammenstellen werden, hätte es einen besseren Platz gefunden. Ich weiß sehr wohl, daß Männer, wie Tieck und Cornelius zu selbständig sind, um sich in ihren Urtheilen über mich durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu mir bestimmen zu lassen; sie sind ja nur meine Freunde geworden, weil sie etwas Achtungswerthes an mir zu entdecken glaubten. Dennoch — trauen Sie hierin meiner Erfahrung — sind derartige Publicationen der Mißdeutung ausgesetzt! Noch einmal: besten Dank!

4. Jan: 53.

Ihr

Fr. H.

Hamburg d. 12. July 1853.

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Brief, den ich vorgestern gleich bei meiner Ankunft in Hamburg empfing. Nichts kann mich mehr freuen, als daß es Ihnen wieder gut geht; sorgen Sie nur dafür, daß Ihre Gesundheit sich gehörig befestige und schonen sie namentlich Ihre Brust. Die Herzens-Angelegenheit, die Sie mir mittheilen, finde ich ganz in der Ordnung; in Ihren Jahren wäre nur das Gegentheil unnatürlich. Doch fürchten Sie Sich vor dem Verplempern und ahmen Sie Werners Beispiel nicht nach, der darin vielleicht zu rasch gewesen ist. Der Mensch soll sich, so lange er noch in der Entwicklungs-Periode steht, den Gedanken an den materiellen Druck des Lebens so fern halten, als möglich; Hamlet und Faust müssen vollständig abgethan seyn, bevor er sich nach Haus und Heerd umsieht. — — — — — — — — — — —

Ihr

Fr. Hebbel.

Hamburg d. 25sten July 1853.

Meinen herzlichsten Dank für Ihre treuen und fleißigen Berichte. Das Aphoristische meiner Gegenäußerungen entschuldigen Sie mit der sprunghaften Situation, worin ich mich befinde. Ich habe zu viel zu thun.

Sie werden wissen wollen, was Gervinus Brief enthielt. Er schreibt mir über den Michel Angelo und sagt, daß das Stück ihm einen ganz reinen, einzigen Genuß gewährt habe, und daß, wenn die Moral desselben gehörig beherzigt würde, das große deutsche Capitol um ein Paar Jahrhunderte früher zu Stande kommen müßte. Von diesem spröden Mann ist das viel und darf mich freuen, wie ich glaube.

Mit Campe bin ich auch auf gutem Wege, wir sehen uns fast alle Tage. Am meisten verkehre ich mit Wienbarg, den ich eigentlich jetzt erst kennen lerne. Er ist keine productive, aber eine tiefe Natur, ein Bergwerk mit verschüttetem Schacht. Wenn die Zeitung für Norddeutschland, die er beabsichtigt, zu Stande kommt, wird sie gediegen seyn.

Hiebei ein zweiter Reisebrief, von dem ich hoffe, daß er interessant ist. Ein dritter und letzter über Helgoland morgen oder übermorgen. Nach Dithmarschen komme ich nicht mehr; überhaupt mache ich selten den Weg, wegen dessen ich die Stiefel anziehe. — — —

Der Mensch existirt nur durch den Reflex seiner selbst in Handlung und That; wenigstens ich.

Ihr

Fr. Hebbel.

Als Beitrag zur Charakterisirung des Verhältnisses zwischen Kuh und Hebbel, sei hier der schöne Brief der Mutter des ersteren an Hebbel abgedruckt:

Marienbad, den 7t. August 1853

Verehrter Herr von Hebbel!

Nehmen Sie, verehrter Herr, den innigsten tief gefühlten Dank einer Mutter gütigst an, das sind auch die einzigen Worte, die sich über Ihr Benehmen in Beziehung meines Emil in seiner Krankheit sagen lassen, ich wußte es schon längst, daß Sie all der unendlichen Liebe dieses Menschen nicht wiederstehen können, glaubte aber, obwohl ich mir Ihr Herz so reich an Liebe dachte, daß Sie in Ihrer Größe wohl meines Sohnes Liebe, Verehrung, und reine Anbetung sich gefallen lassen, aber nicht so leicht erwiedern. Der Vesuv in all seiner Höhe und Unergründlichkeit läßt Millionen Menschen zu sich hinaufsteigen, aber in seine Tiefe schauen nicht; noch viel weniger nimmt er eine Seele auf. Meinem Sohne ist also das so seltene Glück geworden Ihr Freund zu sein, und Sie, den einst kommende Geschlechter gleich einem Gott verehren werden, Sie sitzen gemüthlich an dem Krankenlager eines jungen Menschen der so garnichts noch ist, als daß er das große Verdienst hat, Sie sich als seinen Meister errungen zu haben, es kann Sie mein Sohn, ich fühle es, durch nichts lohnen, als daß Sie ihn heranbilden, und dann einst die Freude an ihm haben, daß er geistig Ihr Geschöpf ist, und so können Sie sich versichert halten, daß nachdem ich durch Emils Unvorsichtigkeit erfahren, daß er 4 Wochen krank war, nie aufhören werde, Ihnen stets mit Dankbarkeit und Verehrung anzuhängen und ich zu Gott bitte mir Gelegenheit zu geben, Ihnen nur einst in freudiger guter Situation beweisen zu können, wie ich stets bin und bleibe Ihre dankbare Ergebenste

Antonie Kuh.

Marienbad d. 15 July 1854.

— — — An Putlitz und Uechtritz haben wir einen sehr angenehmen Umgang, nur verführen wir uns gegenseitig, nicht zum Essen oder gar zum Trinken, sondern zum geistigen Zechen, zum übertrieben vielen Sprechen, was

auch seinen Rausch erzeugt. Beide sind eben so treuherzige und offne, als feine Männer, mit denen sich vortrefflich verkehren, wohl auch für die Zukunft der Faden fortspinnen läßt. Sie lernen mich jetzt als Doppelgänger kennen, einmal in Person, wo ich Ihnen als ein ganz leidlicher Mensch vorkomme, vor dem Keiner zurück zu schrecken braucht und einmal in Emil Kuh's Characteristik, die hier leider viel gelesen wird, und in der ich als böser Dämon herumspuke, vor dem man das Kreuz schlagen muß. — — — —

Ihr
Friedrich Hebbel.

Marienbad d. 29. July 1854.

— — Sie meinen, Sie könnten für Ihre Arbeiten im Eisenbahn-Büreau kein „Pathos" aufbringen. Wer verlangt das von Ihnen? Sie können nicht leben ohne Fleisch und Brot; sollen Sie darum die Kälber wie Ihr Liebchen behandeln und Roggen und Weizen wie Ihre Freunde? Kein Mensch wird eine solche Forderung an Sie stellen! Fassen Sie die Sache einfach, wie sie zu fassen ist. Sie sind ein Dichter und können eben deshalb nie ein Schriftsteller werden; was bleibt Ihnen also übrig, als eine Existenz, die nicht aus der Feder gesogen werden soll? Das Schicksal ist Ihnen günstig, Sie erreichen schnell, worum viele Andere sich Jahre lang bemühen müssen, freuen Sie Sich und richten Sie Sich ein! Wohl ist es nicht ganz so angenehm, des Morgens am Actentisch zu sitzen und ein riesenhaftes Dintenfaß nebst einer colossalen Streusandbüchse zum vis-à-vis zu haben, als bis zehn Uhr im Bett zu liegen und dann in's Kaffeehaus zu gehen. Aber eine Lebensweise, wie diese, hätte zur schmählichsten Sclaverei geführt, während es jetzt ganz bei Ihnen steht, Sich zum freien Mann zu machen. Nichts Jämmerlicheres auf der Welt, als dazu verdammt zu seyn, bei Buchhändlern und Redacteuren mit Manuscripten herum zu ziehen, und das hätte Ihnen bevorgestanden. Nichts Leichteres, Menschenwürdigeres, als die Hälfte des Tags für äußere Zwecke zu verwenden, um sich den Rest rein und ungetrübt für die inneren zu bewahren! Ihr Onkel fordert gewiß nicht, daß Sie eine Relation oder eine Rechnung mit so viel Begeisterung in die Hand nehmen sollen, wie den Macbeth oder den Lear; er ist zufrieden, wenn Sie dieselbe accurat und flink expediren. Aber Sie brauchen nun auch nicht mehr über ein tiefsinniges Kunstwerk in Einem Abend eine Kritik zu liefern, deren Sie Sich nachher ein ganzes Jahr schämen. Mit Einem Wort, Sie sind in gleichgültigen Dingen gebunden, aber in den heiligsten fessellos, Ihre Hand ist geknechtet und Ihr Geist ist frei. Wünschten Sie es umgekehrt?

Glauben Sie jedoch nicht, daß ich Ihnen das Unbequeme des Uebergangs aus Ihrer bisherigen Art zu seyn in die neue nicht nachempfinden kann! Vollkommen! Sie lernen die Disciplin zum ersten Mal kennen, denn Sie waren nicht einmal auf der Schule, wo sie auch regiert, und diese Bekanntschaft hat etwas Abstoßendes. Aber eben darum müssen Sie in's Allgemeine gehen und Gewinn und Verlust im Ganzen und Großen berechnen! Uebrigens vermag ich Ihre jetzigen Verhältnisse nicht zu beurtheilen, denn Sie haben mir das Detail

vorenthalten und ich weiß so wenig, womit, als wie lange Sie Sich beschäftigen. Hierüber etwas mehr und über den Dänenprinzen, mit dem Sie Sich nach Art und Unart junger Leute gern vergleichen, etwas weniger zu vernehmen, wäre mir lieb gewesen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Unser Haupt-Umgang ist Uechtritz, der den Ort mit uns zugleich verlassen wird. Ein unendlich feiner Geist im wohlthuendsten Sinne des Worts, höchst mittheilungswürdig und mittheilungsbedürftig, nur daß ein tiefsinniges Gespräch, zu lange fortgesetzt, ihn für seinen Zustand zu sehr angreift und ihm eine schlaflose Nacht kostet; er ist 54 Jahre alt. Putlitz ist schon fort. — —

Ihr

Fr. Hebbel.

Lieber Freund!

Warum sind Sie nicht aufrichtig? Ich merkte gestern wohl, daß Sie verstimmt von Breslau zurück kamen! Warum muß ich's erst durch eine Mittelsperson erfahren, warum Sie es waren?

Sie trafen Ihre Characteristik Friedrich Hebbels. Das war an und für sich kein Unglück. Aber Sie trafen Ihr Werk nicht am rechten Ort, nicht in der Leihbibliothek, wo Sie nachfragten, nicht bei dem Gnomen Kahlert, den Sie deshalb aufsuchten, sondern bei Dietrich, dem berühmten Wursthändler auf der Schmiedebrücke. Ich gebe Ihnen zu, daß diese Ueberraschung nicht die angenehmste seyn konnte. Aber warum sahen Sie Sich nicht näher in der Boutike um? Sie hätten bald Trost gefunden.

Auf telegraphischem Wege habe ich ermittelt, daß dieser Dietrich fast die ganze moderne Literatur bei sich aufgestapelt hat und daß ihm namentlich von meinen Werken nichts fehlt. Dabei begeht er gegen mich die Bosheit, daß er nur schlechte Waare hinein wickelt, während er Ihre Characteristik höchst anständig nur als Emballage für Limburger Käse verwendet. Verdorbene Blutwürste werden in die erschütterndsten Scenen der Maria Magdalena gepackt, Schinken, der zu stinken anfängt, in die Judith, und Schmalz von der ärgsten Qualität in die Genoveva. Einzig und allein das Trauerspiel in Sicilien liegt noch unberührt da, aber nicht, weil Herr Dietrich es schätzt, sondern weil noch keiner seiner Artikel so übel riecht, daß er es, wie er behauptet, entsprechend placiren könnte.

Ich theile Ihnen diese Erhebungen mit, die eben bei mir eingingen, damit Sie Sich beruhigen und aus der Einsamkeit wieder in die menschliche Gesellschaft, die Sie zu meiden scheinen, zurückkehren. Erscheinen Sie also heute Abend bei Prechtler, der Sie freundlichst einladen läßt und seyen Sie um halb 7 Uhr bei uns, damit wir zusammen gehen, weil Sie Weg und Wohnung nicht wissen.

Ihr

d. 7. Dec. 54.

Fr. Hebbel.

Gmunden d. 14. July 1855.

Lieber Kuh!

Nicht der Respect, den ich Ihnen als gründlichem Reformator des Bahnstyls schuldig bin, giebt mir jetzt die Feder in die Hand, auch nicht meine persönliche Zuneigung zu Ihnen, sondern die Langeweile. Nicht zwar, als ob ich Sie um jenen Respect zu verkürzen gedächte; im Gegentheil, ich weiß es vollkommen zu würdigen, was es heißt, ein Sintemalen und Alldieweil auszurotten und ich schätze denjenigen, der solche Disteln und Dornen der Sprache vertilgt, höher, als den, der auf Schlangen und Nattern Jagd macht. Auch nicht, als ob meine persönliche Zuneigung irgend abgenommen hätte; Sie werden mich ganz so grob finden, wie früher, und ich verspreche Ihnen, um Ihnen das zu beweisen, gleich für den ersten Abend, falls Sie es wünschen sollten, einen gelinden Zank, Sie wissen es aber längst, daß ich erst erkalte, wenn ich höflich werde. Allein —

So weit hatte ich an einem trüben Nachmittag geschrieben, als das Wetter sich plötzlich aufklärte und meine Jeremiade in der Geburt erstickte. Sie schließen von selbst daraus, daß unser Entrée in Gmunden nicht das freundlichste war. Bei strömendem, eiskalten Regen kamen wir an, und bis auf wenige Sonnenblicke, die uns hämisch an das erinnerten, was uns mangelte, prasselte und rieselte es den ganzen folgenden Tag fort. Solch ein Zustand ist für Jedermann zum Verzweifeln und für mich doppelt. Doch ist er Gott Lob jetzt vorüber und heute, den 17ten, kann ich Ihnen schon von einer Parthie im Hochgebirg berichten, die ich gestern in Gesellschaft der beiden ersten Bergsteiger der Gegend, nämlich des Barons von Wönningen-Ingelheim und des Grafen Schmiedegg, gemacht habe. Es ist die schwierigste, die hier unternommen werden kann und eine der schwierigsten überhaupt; wir waren an 1000 Fuß über dem Traunstein und ich unterzog mich ihr, wie Sie mich kennen, mehr gezwungen, als freiwillig, weil ich an ein rasch gegebenes unüberlegtes Wort festgenagelt wurde. Nun, ich bereue es nicht, oben gewesen zu seyn, wenn ich auch schwerlich noch einmal hinauf klettre, denn wir waren von vier Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends bis auf's Aeußerste angestrengt und legten die letzten drei Stunden bei Gewitter und Wolkenbruch zurück, so daß selbst die Führer, nervigte Männer mit eisernen Sehnen, kaum mehr weiter konnten. Wir versammelten uns am Abend vorher in der sogenannten Groß-Alm, einer einsamen Maierei, wo wir übernachteten; meine aristocratischen Freunde hoch zu Roß voran, ich bescheiden zu Fuß hinterdrein. Der Weg dahin über Orth, Altmünster und Neukirchen war höchst interessant, da aber ein Wetter aufkam, beeilte ich meine Schritte und flog mehr, als ich ging. Es machte einen eigenen Eindruck auf mich, zu sehen, wie Alles aus Berg und Wald in's umfriedete Dorf heimkehrte, während ich mich immermehr in die Wildniß vertiefte; Schnitter und Schnitterinnen kamen in Massen an mir vorbei, Schaafe und Ziegen, die auf der Weide waren, wurden rasch und ängstlich losgebunden und in die Ställe getrieben, während der Wind sich immer gewaltiger erhob und ich jeden Begegnenden fragte, ob ich auf dem rechten Pfade sey. Der Abend verstrich bei Bier und Café sehr angenehm, ich erfuhr viel Gründliches über hiesige Zustände, auch wurde manche

lustige Geschichte erzählt; der Graf Schmiedegg schenkt bei einer Bergpartie einem Berliner Regierungsrath einmal Edelweiß, dieser drückt ihm mit gnädiger Miene dafür einen Sechser in die Hand und erschrickt zu Tode, wie er ihm nun durch einen Dritten als ungarischer Magnat vorgestellt wird, entschuldigt sich aber gleich darauf sehr glücklich damit, daß er die Herren für eine Gesellschaft Führer gehalten habe. Die Nacht brachte nicht viel Schlaf; altväterische Betten, mit Figuren bemalte Schränke versetzten mich in ein früheres Jahrhundert zurück. Ganz in der Frühe ging's fort, die Gries-Alm hinauf und, nachdem wir das ganze sog: Höhlen-Gebirge durchkrochen hatten, die Sattel-Alm wieder herunter, nicht ohne Gefahr, von dem hinter uns aufsteigenden Nebel überholt und gezwungen zu werden, auf dem ersten besten Fleck zu übernachten. Auf der Gries-Alm, die schon hoch genug ist, jedoch noch unter dem Schnee liegt, lernte ich die erste Sennenhütte kennen; ich hätte nicht geglaubt, daß es einen so schmutzigen Alten, einen so blöden Hansel und eine so schmierige Dirne in der Welt gäbe, als ich da beisammen fand. Die Bauern schicken, wie ich bei der Gelegenheit erfuhr, die garstigsten Mägde hinauf, um ihre Gastfreundschaft nicht durch die Jäger, denen sie Milch und Brot schuldig sind, alle Tage in Anspruch genommen zu sehen. Als Curiosum wurde mir ein Basilisk gezeigt, ein blankes, schwarzes, ekelhaft-niedliches Thier, das gutes Wetter prophezeit, wenn es aufwärts kriecht. Nun kamen wir in die Schnee-Region und es war keine Kleinigkeit, die gefrornen schiefen Flächen zu überschreiten, besonders für mich, der ich ohne Bergschuhe war; einmal, am Rande, brach ich ein, erwischte aber glücklicherweise noch einen Felsblock, an dem ich mich hielt, sonst wäre ich viele Klafter hinabgestürzt. Ich hörte dafür aber freilich auch Lawinen donnern und sah, wozu selbst die Eingeborenen selten gelangen, die Gemsen in ganzen Rudeln, weit über hundert, wie sie bald über den Schnee dahin hüpften, bald die Felsen hinan und hinunter kletterten, ja sich uns sogar auf Schußweite näherten. Doch mußte ich mich anstrengen bis zur völligen Erschöpfung und war dabei von einem Durst geplagt, daß ich, über und über vom Schweiß triefend, den gefrornen Schnee Handvoll nach Handvoll mit der größten Begierde verschlang, um den Gaumen nur zu netzen. Wie wir Abends um sieben Uhr in Ebensee anlangten, durchnäßt bis auf die Haut, ich fast ohne Stiefel, sprachen meine Begleiter mich gewissermaßen frei, indem sie erklärten, daß ich als Alpengänger jetzt die Weihe erhalten hätte und mich überall, sowohl hier, als in Tyrol und in der Schweiz, mit Ruhe an jeder Partie betheiligen dürfe. Dabei versicherten sie mir, daß ich keineswegs, wie ich geglaubt hatte, am Schwindel litte, denn ich hätte Strecken zurückgelegt, vor denen ein Schwindliger unbedingt zurückschaudere, und da die Führer dieß bekräftigten, so muß etwas Wahres daran seyn.

Ihr Brief kam gestern, den 13ten, in meine Hände; ich erwarte den nächsten mit Ungeduld. Wir befinden uns leiblich und grüßen herzlichst.

Gmunden d. 22sten July 1855.

Lieber Kuh!

Unsere Abrede war die gewöhnliche, daß Sie mir nämlich zuerst schreiben und dann sogleich Antwort erhalten sollten. Ich habe Ihnen auch an demselben Tage geschrieben, wo ich Ihren Brief empfing und bin meinem Wort also treulichst, wie immer, nachgekommen. Dieß zur Ablehnung Ihres Vorwurfs.

Es thut mir sehr leid, daß es in Ihrem Hause so übel steht. Hoffen wir das Beste, einstweilen aber freuen Sie Sich zum ersten Mal aufrichtig, daß Sie schon Ihren gesicherten Platz außer demselben haben. Dieß ist der Moment, wo Sie Ihre Unabhängigkeit schätzen lernen können, wäre es auch nur, weil Sie Sich sagen dürfen, daß Sie bei gehöriger Oeconomie Ihrem Vater keinen Pfennig mehr zu kosten brauchen. Ich würde an Ihrer Stelle, wenn er sich nicht völlig wieder arrangirt, selbst Essen und Trinken u. s. w. nicht mehr annehmen, aber freilich von meinen erwachsenen Brüdern auch das Gleiche verlangen. Auch uns ergeht es keineswegs nach Wunsch. Mein Reisebericht ist jetzt in Ihren Händen; seit dem Tage, wo ich ihn absandte, haben wir beständig schlechtes Wetter. Nur mit Mühe und Gefahr stiehlt man dem unaufhörlichen Regen ein kurzes Spazierstündchen ab. Dabei sammelt man Husten und Schnupfen in ansehnlichen Dosen ein, und um diese los zu werden, sind wir doch hierher gekommen. Ich kann deshalb über den Gesundheits-Zustand meiner Frau nicht das Mindeste sagen, und der meinige ist nicht der Rede werth. Sie ist im Allgemeinen heiter und vergnügt, aber ihr Hals ist noch immer leidend und ihr Organ umschleiert, so daß ich es ernstlich zu erwägen anfange, ob sie nicht doch sehr bald das Theater verlassen muß. Dieß ist natürlich nur für Sie.

Leben Sie wohl und bereiten Sie Sich auf Nothwendigkeiten vor, die früher, als Sie es erwarten konnten, an Sie heran zu schreiten scheinen. Die Meinigen grüßen Sie auf das Herzlichste, Titi, die mich nur „aus Langeweile“ liebt, das heißt: nur dann, wenn die Mama nicht da ist, feiert heute ihren Namenstag, sie bildet sich übrigens zur guten Katholikin aus, betet in jeder Kapelle am Wege und schmückt jeden Altar mit Aehren und Blumen. Für Debrois lege ich ein Paar Zeilen bei.

Gmunden, d. 4. Aug. 1855.

Lieber Freund!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Uns ergeht es, wie Sie aus meinem Brief an Glaser schon wissen werden, im Allgemeinen wohl, doch ist der Gesundheitszustand meiner Frau noch immer so, daß sie, was ich übrigens ganz für Sich zu behalten bitte, morgen um eine Verlängerung ihres Urlaubs bis zum 1sten Sept. einzukommen denkt. Wir haben eine Reihe schöner Tage gehabt, die erst diesen Nachmittag unterbrochen ward, und die nächste Umgegend von Gmunden, die unendlich reizend ist, buchstäblich abgesucht. Wie manches liebliche oder grandiose Naturbild wäre aufzuzeichnen gewesen, wenn ich nicht leider, wie der reiche Mann im Evangelium, in den

Tag hinein lebte! Eines neckischen Abends sey gedacht, an dem ich, von einem Spaziergang bei leisem Sprühregen an der Traun heimkehrend und meiner vorausgeschickten Familie in „den goldenen Brunnen" folgend, die ganze Wirthsstube zu der Gäste Verwunderung und Titele's Entsetzen, mit Nachtschmetterlingen erfüllte, die sich zu Hunderten unter'm Regenschirm auf meinen Kleidern niedergelassen hatten und sich nun, vom Licht geblendet, durch's Zimmer verbreiteten, ja in Wein-Bouteillen und Suppen-Terrinen hinein segelten. Doch vor Allem Erwähnung verdienen die Bäder, die ich im Freien in der herrlichen grünen Traun nehme und zwar zwei Mal des Tags, wenn die Witterung es gestattet. Da haben Schleusenwerke und Mühlen-Dämme eine natürliche Douche gebildet, der ich in der Welt Nichts zu vergleichen wüßte und bei der ich, meine Kleider über die Leiter hängend, die herunter führt, ganze halbe Stunden zubringe. Von dem milden Geplätscher an, das wie eine halb warme, halb kalte Hand über den Rücken gleitet, bis zu dem Strahl, der es mit der Helgolander Sturmwoge aufnimmt und mit dem Menschen Fangball spielt, kann man alle Grade und Abstufungen durchkosten; dabei steht man in einem Wasser, das den Champagnerschaum an Weiße und quellendem Perlen-Reichthum übertrifft und wenn man sich unter das Gefäll stellt, wo es am stärksten ist, so kommt man sich vor, als ob man in einen Kristallmantel gehüllt wäre, denn links und rechts vertheilt es sich, wie in Falten über die Brust, und die Sonne wirkt alle Farben des Regenbogens hinein. Wegen dieses Genusses bin ich zu beneiden. — —

Wien d. 8ten August 1855.

Geehrter Freund!

Gestern Nachmittag erhielt ich Ihre herzlichen und zum reiflichen Nachdenken anregenden Zeilen. Wie sich im Unglück die Einem am Nächsten stehenden Individuen erst vollständig entfalten, so daß man an Eltern, Freunden oder Geschwistern Seiten entdeckt, welche bis dahin nicht nur nicht sichtbar, sondern überhaupt gar nicht hervorgetreten waren, ebenso erblickt man in solchen Zuständen an sich selbst Eigenschaften, deren Vorhandensein sich früher kaum ahnungsvoll angekündigt hatte, ja die mit dem vergangenen innern und äußern Leben im schneidendsten Widerspruche zu stehen scheinen. —

Die Nachricht, daß Sie und Ihre Frau Sich in Gmunden so wohl fühlen, war eine angenehme. Ihre reizenden Darstellungen der Traun und der nächtlichen Spaziergänge um den See machen Einem das Wasser im Munde zusammen laufen und die Phantasie verwandelt den dumpfen Athem der Wiener Luft urplötzlich in den frischen Hauch der Alpen. Auch auf mich übte vor Jahren der Gmundner See einen nie zu verwischenden mächtigen Eindruck aus; mir war es damals, als hätte er dem Meer ein paar Geheimnisse abgelauscht und spielte, von Gletschern umgeben, vom üppigsten Grün umkränzt, ein wenig den Ozean, wie ein feuriges Kind den König. —

Gmunden d. 9. Aug. 1855.

Lieber Kuh.

Mein großer Brief ist jetzt in Ihren Händen und vor Eintreffen dieser Zeilen wird Ihre Antwort abgegangen seyn.

Ihren Brief vom 6ten erhielt ich gestern und danke Ihnen für die Zimmermannsche Recension, die freilich nicht tief und gründlich, aber doch wohlwollend ist. Michel Angelo ein Künstler-Drama und sogar eine Art Antikritik! Das ist mir neu! Ich glaubte, ein allgemein gültiges Symbol menschlicher Zustände aufgestellt zu haben und habe wahrlich an mich selbst nicht gedacht.

Ihre Bemerkungen über den Gyges beweisen mir, daß das Drama in seiner Totalität zu Ihnen zu sprechen anfängt. Die eine über das: „nur bloß" verstehe ich nicht; sie müssen mir etwas deutlicher sagen, was Sie meinen. Mit der zweiten haben Sie Recht und die Ehre, dem Gyges seinen Schweiß abgetrocknet zu haben, soll Ihnen unverkürzt bleiben. Wir schreiben fortan: „wer so kämpft, wie Du!" statt „wer so schwitzt, wie Du!" und als Marginalie mag der Name „Kuh", mit einem Lorbeerkranz und drei Sternen dabei stehen.

Doch kommen wir zur Hauptsache. Sie haben in mir von jetzt an nicht bloß den Verfasser des Trauerspiels in Sicilien, sondern auch einen Oberösterreichischen Grundbesitzer zu verehren. Denken Sie Sich, ich habe mir gestern am Gmundner See eine außerordentlich schön gelegene, an sich in ihrem jetzigen Zustande zwar äußerst bescheidene Villa gekauft. Der Hofrath Nordberg hat das Geschäft vermittelt und Alles gratulirt mir zu dem Besitz und zu den billigen Bedingungen. Nun führe ich aber natürlich, obgleich für die Reise über Bedarf versehen, nicht so viel Geld bei mir, um die erste Zahlung vollständig machen zu können, und meine Papiere sind, wie Sie wissen, in dem unverbrennlichen Kasten des Herrn Juweliers Kobek. Da müssen mir meine Herren Verleger, wenn sie es nicht genirt, aus der Patsche helfen. Bitten Sie also die Herren Pötzelberger & Fromme, mir, wo möglich, durch Sie 3 bis 400 Guld. C. M. zu senden; sie stehen gleich nach meiner Zurückkunft, die vielleicht schon am 16ten d. M., jedenfalls aber am 1sten Sept: erfolgt, wieder zu Diensten. Fühlten die Herren sich aber dadurch genirt, so wenden Sie Sich mit gleichem Ersuchen, jedes Mal unter Vorzeigung dieses Briefes, an den Herrn Kobek, der mir den Gefallen wohl auch thut. Ich muß Sie bitten, die Sache mit Dampf zu betreiben, da der Kontract in spätestens acht Tagen unterschrieben wird; beeilen Sie sie also, Sie sollen zum Lohn auch einen Metzen von meinen schönen Goldäpfeln haben. — — — — — — — — — — — — —

Wien d 13ten August, 1855.

Mein Schreiben vom 11ten sammt den G. 300. muß bei Empfang meines heutigen schon längst in Ihren Händen sein. Daß die Verehrung für Sie, nun zum Dichter auch der Gutsbesitzer hinzukam, im Steigen begriffen ist, und daß ich derselben Rechnung tragen werde, können Sie Sich denken. Uebrigens muß ich gegen die beharrlich fortgesetzte Beschimpfung des Trauerspiels in Sicilien und seiner ehrenwerthen Insassen ernstlichen Protest einlegen. Dieses,

wie ein Stiefkind von Ihnen behandelte Drama dürfte sich noch einmal an seinem unnatürlichen Vater rächen und Ambrosio könnte „ewig leben, der Wicht".

Neulich fuhr ich mit Mosenthal in die Stadt. Er sagte mir, daß ihn Gutzkow gebeten hätte, er möchte ihm einen Berichterstatter aus Wien für seine „Unterhaltungen" verschaffen und er frug mich, ob ich nicht bereit wäre, einen Versuch zu machen. Ich nahm das Anerbieten an und Mosenth. theilte dieß auch, mich als einen eminenten Schriftsteller ihm characterisirend, Gutzkow mit. Freilich mußte ich bereits auf dem Altar des Deborah'schen Vaterlandes mein Opfer darbringen und „den Goldschmied aus Ulm" lesen. Wenn man Schloenbach's „Weltseele" verschlucken kann, so darf man allerdings nicht mehr von poetischen Foltern zu reden sich unterfangen, allein ein Stück von Mosenthal ist trotzdem eine kleine aus der Zeit der Theresianischen Halsgerichtsordnung stammende allerliebste Zange, die man ruhigern Muthes im Laxenburger Schlosse als Curiosität anschaut, als man sich dieselbe appliciren läßt. Der Goldschmied aus Ulm hat einzelne hübsche Details, die Composition ist 3' unter 0 und in der Characteristik gleicht er den übrigen Manufacturen des Weil'schen Schwiegersohnes. Die wunderliche Sage vom Galgenmännlein bildet den Kern des „romantischen Volksmärchens", aber gerade dort, wo der Poet wieder Goldwäscher hätte sein sollen, ist er Sandschaufler geblieben. Schließlich sei über das Ding bemerkt, daß mir eine solche Höhle, mit geplünderten Sachen noch nicht untergekommen: Wallenstein's Lager, Agnes Bernauer, Michel Angelo, Goethe's Faust und ähnliche brauchbare Gegenstände liegen hier übereinander gethürmt. Sobald diese Leute wirkliche Blumen und keine fabrizirten zum Strauß aneinander reihen — was auch schon Etwas bedeutet — so erblickt man hier der Blumenhäupter beraubte Stengel, dort stengellose Blumen im unästhetischen Gemisch beisammen und fragt sich erstaunt, wer denn der ungeschickte Gärtner gewesen sei!

Ich las jetzt einen Band von Grabbe: Nannette und Marie, Scherz, Ironie, Satyre und tiefere Bedeutung, Marius und Sulla und die Abhandlung über die Shakespearomanie. Ich warf das Buch, weil ich jene Abhandlung zuerst gelesen hatte, wüthend an die Erde und bereute es, nach der Lecture des Marius und Sulla, in welchem Stücke ein paar vortreffliche Scenen und einzelne grandiose Züge stehen. Die Unverschämtheit und der Dünkel dieses Mannes haben in der Invective gegen Shakespeare einen Grad erreicht, den ich kaum für möglich hielt; Shakespeare ist eigentlich schwach in der Exposition, die Charakteristik überbietet jedenfalls seine sehr mangelhafte Composition und in der Diction darf man ihn keineswegs als Muster aufstellen. Dieß das Resumé. Ich, Grabbe, der Verfasser des Gothland machte den ersten und zwar glücklichen Versuch, den Engländer zu überflügeln, dieß der in der Kapsel verborgene Zettel. Entweder Grabbe berührt jene Puncte im Shakespeare, wo die Mangelhaftigkeit der Form mit der Unzulänglichkeit des Planeten selbst, möchte ich sagen, zusammenfällt, so daß man mit demselben Rechte von einem zu überbietenden Shakespeare sprechen kann, wie man dieß von der Erde zu thun im Stande ist, wenn man höhere und vollendetere Organisationen in der Sonne zu finden glaubt, oder Grabbe faßt wirklich wunde Stellen im Shakespeare an, aber ihm gebricht es an dem

Vermögen, das z. B. Ihnen innewohnt, das Warum zu sagen, oder er leitet aus einem Symptom vollster Gesundheit die Diagnose für eine vorhandene Krankheit ab und meint der Fuß des Julius Cäsar sei lahm, weil dessen Augen sich der Fernsichtigkeit erfreuten. Grabbe's Comödien sind schauerlich unbedeutend, langweilig und unliebenswürdig bis zum Prügeln und im Ganzen trägt seine Production das „S'il pouvait" an der Stirne. Nur die Niederträchtigkeit und die Dummheit vergleichen Sie mit Grabbe. — — — — — — — — — —

Gmunden d. 18ten Aug: 1855.

Lieber Kuh!

Mit Recht dürfen Sie verwundert seyn, daß ich Ihnen meinen Dank für rasche Besorgung des Geldes noch nicht ausgesprochen habe. Aber ich wollte Ihnen gern zugleich schreiben, wie es mit unserm Bleiben oder Kommen bestellt sey. Das kann ich nun zwar noch nicht, denn der kleine Urlaub meiner Frau ist von Wien aus noch immer nicht bewilligt. — — — — — — — — —

Mein Contract ist abgeschlossen, ich bin souverainer Herr des Hauses Nr. 31 in Orth und werde es noch auf ein Paar Tage beziehen. Titele hat sich gestern schon einen Apricosenbaum ausgesucht, der ihr feierlichst versprochen wurde, als sie neulich an einem Fieberchen darnieder lag, für Sie lege ich eine Blume aus dem Garten bei, und zum Herbst wird köstliches Winterobst eintreffen. Die Umschreibung findet dieser Tage statt, und als gestern ein Auflauf entstand, der einen Feuerlärm zu bedeuten schien, sah ich keineswegs so ruhig zu, wie sonst wohl der Fall war, denn der neue Besitzer sieht schon das Risico. Der Hofrath Nordberg hat mir das Alles geordnet, und da vor dem ehemaligen Polizei-Director in Wien noch immer alle Thüren auffliegen, so ging es so schnell. Sagen Sie den Herren Fromme und Pötzelberger meinen besten Dank und überreichen Sie ihnen den beiliegenden Empfangschein.

Meine Frau hat sich von ihrem Freudensprung noch nicht erholt, ihr Fuß ist noch sehr schwach und sie liegt mehr, als sie geht. Dabei haben wir fast unaufhörlich Regen und Kälte, so daß wir uns mehr um die Leihbibliothek, die glücklicherweise vorhanden ist, als um die Traun und den See bekümmern müssen. Da habe ich denn Manches gelesen, was mir sonst schwerlich in den Weg gekommen wäre. Mit vielem Interesse Hackländers Soldatenleben im Frieden; eigenthümliche Zustände prägnant und instructiv dargestellt und offenbar aus reicher Erfahrung geschöpft. Mit Ekel Auerbachs Diethelm von Buchenberg; eine Verruchtheit, wie sie kaum in französischen Criminalprocessen vorkommt und so spitzfindig unter Bauern gar nicht vorkommen kann, die zuletzt durch einen moralischen salto mortale, der noch unmöglicher ist, wie alles Uebrige, geadelt werden soll. Mit Befriedigung Tiecks Dichterleben, das ich mir seit Jahren fern hielt, weil ich fürchtete, daß es die Probe bei mir nicht wieder bestehen würde, das ich jetzt aber fast noch höher schätze, wie früher. Mit unendlicher Langeweile Otto Müllers Charlotte Ackermann, in der selbst das Anecdotische allen Reiz einbüßt. — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt liegt Freytags Soll und Haben auf meinem Tisch, ein Buch, wodurch

der Verfasser die Theorie seines Freundes und Mit-Redacteurs Julian Schmidt corrigiren zu wollen scheint, denn wenn dieser mit Eifer darthat, daß die Poesie dort, wo man sie bisher suchte, nicht zu finden sey und sie deshalb der Welt absprach; so beweis't Jener, daß man sie finden kann, wo man sie noch nie gesucht hat, nämlich im Handel und Wandel, auf der Börse und im Comtoir. Nun, ich wünsche Glück zu diesem Appell vom Schwert an die Elle!

Heute ist das Wetter leidlich, gestern Abend bot der Traunstein bei bedecktem Himmel zur Zeit des Sonnen-Untergangs einen Anblick dar, wie ich ihn selbst in Italien niemals hatte. Er war in rothes Feuer getaucht, vom Gipfel bis zum Fuß, und spiegelte sich so im See; es war, als ob sein Eingeweide Jahrtausende lang Metalle gekocht hätte, und als ob diese nun plötzlich glühend und sprühend aus allen Ritzen hervor brächen. Der Vesuv kann nicht imposanter ausgesehen haben, als er Herculanum und Pompeji verschlang. — — — —

Ihr

Fr. Hebbel.

Wien, den 21ten August 1855.

Geehrter Freund!

Gestern erhielt ich Ihre lieben Zeilen vom 18ten und danke für die aus Ihrem Garten mir gesendete Aster. Ich dachte mir, als ich vor dem 15ten keinen Brief von Ihnen erblickte, daß Sie nicht vor 16ten hier eintreffen würden. Die unfreundliche Witterung, die Sie in Gmunden hatten, war auch in Wien stabil; jeder Tag brachte Regen und Sturm. Ich arbeitete währenddessen einen Brief über den Gyges aus, welcher im Literaturblatt der Wiener Ztg. erscheinen wird; dieses Mal unter strengster Verschweigung meines Namens. Wenn ich jetzt das Gefühl in mir habe, daß eine Production, oder ein Aufsatz gut sei, so darf ich demselben schon trauen, denn ich gehe sehr ehrlich mit mir ins Gericht und an Einsicht in die Kunst bin ich doch ebenfalls reicher geworden. Mein Brief hat einzelne vortreffliche Parthieen, das weiß ich. Man soll den Kuh darin nicht erkennen: ein gewisser nüchterner Hauch durchzieht den Brief, wenn auch der Kern ziemlich saftig ist. Ich tadelte hüben und drüben, rechts und links Manches an dem Vater, allein dessen Benjamin ward mit zärtlichster Liebe gehegt und gestreichelt. Es ist Methode in meiner dießmaligen Begeisterung.

Meine ungarische Novelle dürfte bis zu Ihrer Rückkunft vollendet sein; ich glaubte wirklich schon, die Muse habe mir auf ewig Lebewohl gesagt und ich freue mich, daß sie sich wieder liebevoll bei mir einfand. Zwei Sonnette und ein kleines Gedicht, welche jüngst entstanden, erlaube ich mir, Ihnen zu schicken.

Ich lese in diesem Augenblicke die Geschichte der Juden von Graetz und zufällig Auerbach's Diethelm von Buchenberg, der Ihnen so mißhagte. Ich vermag noch nicht, Etwas darüber zu sagen, da ich erst zwanzig Seiten verschluckte. Jedenfalls däucht mir, daß hier wenigstens mehr Psychologie und weniger „Gemüthlichkeit" vorhanden sei, als in den Dorfgeschichten. Das Buch von Graetz wird Sie theilweise unendlich interessiren; ich las nie die Schriften

eines Ambrosius, oder Augustinus, aber ich vermuthe, daß diese Bücher auf mich einen ähnlichen Eindruck, wie diese Zusammenstellung jüdischer Kirchenväter, ausüben müßten. Man bekommt durch Graetz's Darstellung einen Einblick in jene lebendigen Werkstätten, wo der Talmud erzeugt wurde und das Ringen und Kämpfen der alten Juden um einen so oder so zu deutenden biblischen Satz, das Bannverhängen der jüdischen Patriarchen, wenn irgend eine Lehre mißachtet, oder gebeugt wurde, während Rom das Volk aus einer Stadt in die andere trieb und gleich Thieren behandelte, das Alles trägt einen großartigen Character an sich. — — — — — — — — — — — — — —

Gmunden d. 24. Aug. 1855.

Lieber Freund!

Sie entschuldigen Sich, daß Sie mir lauter Kleinigkeiten schreiben? Ich will Ihr Gewissen erleichtern und Ihnen mit lauter Kleinigkeiten antworten! Es ist billig, daß der erste Brief, der aus meinem Hause abgeht, an Sie gerichtet ist, wichtige Dinge habe ich Ihnen aber nicht mitzutheilen und so muß es schon bei den Kleinigkeiten bleiben.

Ja, wir sitzen jetzt bereits in und auf unserem Eigenen; es giebt eine Thür, aus der ich nicht heraus geworfen werden kann und einen Garten, über dessen Planke ich nach Belieben klettern oder springen darf, ohne daß mir irgend ein Mensch etwas darein zu reden hat. Das ist für mich ein höchst possirliches Gefühl, denn ich habe in früheren Jahren so wenig darauf gerechnet, Grundbesitzer zu werden, als ich jetzt darauf zähle, Flügel zu bekommen, und ich könnte mir selbst die Fenster einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigenthümer sey.

Lassen Sie Sich meinen heutigen Tag schildern! Heute morgen um sieben Uhr hörte ich mit meiner ganzen Familie in der Pfarrkirche die Messe. Mein Freund Gärtner fungirt hier nämlich während der Dauer seines Aufenthalts als Priester und wir wollten ihn doch auch einmal in pontificalibus sehen. Dann saß ich wohl eine Stunde im Garten unter dem schattigsten meiner Apfelbäume; wir haben deren dreizehn und einer ist noch schwerer beladen, als der andere. Darauf ging ich mit Gärtner in die Traun. Nach dem Essen ruhte ich mich ein Stündchen auf meinem Boden in duftigem Heu und las, wenn ich nicht schlief, wozu die schwüle Hitze es nur wenige Minuten kommen ließ, in Soll und Haben; dabei fand ich, daß dieser Freytag so langweilig ist, wie ein Sonnabend. Nun ging ich mit meiner kleinen Familie zum Baden an den See und selbst Titele mußte mit hinein. Darauf kehrte ich zu meinem Apfelbaum zurück und genoß, den Gyges neben mir im Grase, die göttliche Abendbeleuchtung des Traunsteins, der mir gerade in's Fenster sieht. Dann wurde gegessen und währenddem kam der Vollmond über die Gebirge herauf. Diesen Anblick hätte ich Ihnen gegönnt; er hielt uns bis tief in die Nacht hinein fest, und wenn wir uns gar zu sehr in die Betrachtung des himmlischen Gestirns verloren, so rief uns der dumpfe Fall eines Apfels oder einer Birne wieder auf die Erde zurück und versetzte namentlich mich wieder in die Zeit, wo ich

als kleiner Knabe oft Stunden lang auf solch eine Begebenheit wartete, um dann mit meinem Bruder, der auch hinter irgend einem Busch gekauert hatte und nun zu meinem Entsetzen plötzlich hervorsprang, um die wurmstichige Beute zu raufen.

d. 25. August.

So weit schrieb ich gestern, heut morgen habe ich mir meinen Tisch in den Garten stellen lassen und fahre fort. Es ist wieder ein Göttertag, der Traunstein schält sich langsam aus dem blauen Nebel heraus, der See dampft und über dem Bassin in meinem Gärtchen flattern die Libellen, die meine täglichen Gäste sind. Leider sind nur noch vier solcher Tage unser, denn am Mittwoch treten wir die Rückreise an und am Donnerstag sind wir in Wien. Nun, wir freuen uns, daß wir wenigstens so lange bleiben durften und zur Entschädigung für das, was uns hier entgeht, sehen wir Sie und uns're übrigen Freunde wieder. Ich rechne darauf, Sie bei Ankunft des Dampfboots in Nußdorf zu treffen, aber Sie allein; für die Paar Stunden können Sie Sich schon frei machen, und wenn Sie kommen, so will ich es Ihnen dafür verzeihen, daß Sie Ihrer jungen Geliebten statt eines Gebetbuchs als erste Lectüre meine Maria Magdalena in die Hände gegeben haben. Der Anna melden Sie wohl den Tag unserer Ankunft; wir lassen sie bestens grüßen. Auf Ihren Brief über Gyges bin ich begierig, das Stück ist zwischen mir und Gärtner Gegenstand vielfacher Gespräche gewesen und er hat mir einige vortreffliche Winke gegeben, die ich benutzen werde. Ihn zieht vor Allem Rhodope an, die er für mein schönstes Weib erklärt, wie den Gyges für mein bestes Stück; meine Frau bezeichnete Rhodope neulich außerordentlich gut, sie sagte, sie sey aus lauter Schleiern gewebt. Apropos, wenn Sie mein Haus besingen wollen, so werden Sie jedenfalls nicht mehr der Erste seyn; Pastor Kolbenheyer in Oedenburg hat es schon gethan. Gärtner hat es malen lassen, und so haben sich beide Confessionen schon darum verdient gemacht. Es ist acht Uhr Morgens, eben fällt mir eine Birne fast auf den Fuß, ich schließe, um meiner Frau auf den längst angetretenen Spatziergang zu folgen. — — — — — — — — —

Ihr

Fr. Hebbel.

Hebbel's Haus am Traunsee.

Ein schlichtes Haus im schlichten Garten,
Doch schaut es frei auf Berg und See,
Und man vergißt auf seiner Schwelle
Der Erde Bitterkeit und Weh.

Ein Dutzend Bäume spenden Schatten,
Nur wen'ge Blumen steh'n im Beet,
Doch athmet man den Duft der Thäler,
Wenn nur das kleinste Lüftchen weht.

Ein schmaler, nied'rer Zaun umfriedet
Den traulich abgeschied'nen Ort,
Doch ungehindert fliegt das Auge
Zu hohen Alpenspitzen fort.

Du steh'st auf Deinem eig'nen Boden,
Und nennst die ganze Fernsicht Dein!
Mir aber will die süße Stelle
Ein Abbild Deiner Dichtung seyn.

Emil Kuh.

Lieber Kuh.

Was ich Ihnen heute morgen schrieb, muß ich heute Nachmittag wiederrufen. Der Direction des Burg-Theaters ist der Tod einer Mutter und ein durch ärztliches Attestat beglaubigter Leidens-Zustand für einen kleinen Urlaub nicht genügend, obgleich diese Gründe zur Zeit Ackermanns und Schröders ausreichend befunden wurden. Meine Frau muß am 28sten wieder in Wien seyn, um am 29sten spielen zu können; wir treffen daher nicht erst am Donnerstag, sondern schon am Dienstag ein und erwarten Sie in Nußdorf.

Ihr

Orth, d. 25sten Aug: 1855. Fr. Hebbel.

Wien, d. 7ten November 1855.

Sehr geehrter Freund!

Dieses Mal dürften Sie mit großem Recht ungehalten sein, daß ich nicht gleich den Tag darauf, wo Sie mir den ersten Act Ihrer Tragödie lasen, zu Ihnen kam; denn gewiß war dieß, namentlich in diesem Augenblicke, kein geringer Beweis Ihrer mich so ehrenden und mir so wohlthuenden Freundschaft.

Allein, wenn ich Ihnen mündlich die Ursache meines Fernbleibens genannt haben werde, so hoffe ich vollkommen entschuldigt vor Ihnen dazustehen.

Nichts, buchstäblich Nichts im ganzen Umkreise menschlichen Denkens, Ihre Poesie ausgenommen, hätte mich in den letzten Tagen aus meiner brütenden Schwermuth reißen können und als Ihre Frau liebenswürdig die Lectüre des Nibelungen-Acts anregte, da fühlte ich eine Seligkeit, der ich keine Worte zu leihen vermag. Nehmen Sie es nicht krumm, verehrter Freund, daß mir Ihr Gedicht ein Mittel zum Zwecke erschien; durchdrang es mich doch so tief, daß ich mein armseliges Ich vollkommen versinken sah und ein Theil jener großen und reinen Welt zu sein glaubte, in die mich Ihr Genius getragen.

Ich kann Nichts dafür, daß mich die Liebe in so strengen Dienst genommen hat und ich weiß am besten, wie unendlich hemmend und störend sie nach mancher Seite auf mich einwirkt. Sie haben mich übrigens „verschrieen", Verehrtester, indem Sie vor zwei Jahren Ihre Verwunderung an den Tag legten, daß gerade ich mit jener Leidenschaft nichts zu schaffen hätte!

Ich bin nicht klar darüber, ob es das Wesen der Liebe ist, mehr von trüben und bösen Stimmungen, als von lebensfrohen beherrscht zu sein, oder ob mein Individuum die Schuld daran trägt. Wenn mich kein Zufall widerwärtiger Art von außen her kreuzt, so spinne ich mir aus meinem Innern die Fäden hervor, die mich an Leid und Qual mitleidslos knüpfen. Dieses Mal war Ersteres der Fall.

Ich muß Sie in vielen Dingen hier um Ihren Rath fragen und Ihnen die Briefe zeigen, die von der Urheberin dieser Zustände an mich geschrieben wurden.

Verzeihen Sie meinen etwas verworrenen Zeilen!

Verehrtester Freund!

Da Adele*) gestern im Burgtheater war, so ging ich ebenfalls hinein und sah Laube's Tragödie. Mir war zu Muthe, als ob ich auf der Treppe gestanden hätte, von wo aus man rechts in Meißner's Zimmer und links in Mosenthal's Gemach sich verfügen kann. Die Trivialität dieser dichterischen Arten ist colossal: der Beamte in mir wurde lebendig und ich staunte über die Unbeholfenheit und Willkür der jungdeutschen Conzipisten. Ich fuhr nach der Vorstellung nach Döbling und „reinigte" mich draußen, um biblisch zu sprechen, indem ich einen Act aus Richard II. las.

d. 3/2 1856.

Troppau, den 3. Juni 1856.

Aus Briefen Debrois's und Glaser's an mich entnahm ich, daß Sie jetzt „überhaupt an keinen Menschen schreiben", und so muß ich denn, der ich mir Ihr beharrliches Stillschweigen auf keinerlei Weise zu erklären wußte, mich für den Moment darein finden.

Mein äußeres Leben ist eintönig, wie der Schlag einer Uhr und über mein inneres habe ich nicht mehr nöthig, Ihnen wiederum Mittheilungen zu machen.

Trotz den disparatesten Stimmungen, die mich oft genug überkommen, weil jetzt zu so vielem Anderen sich noch das Fernsein von Allem, was mir in Wien lieb und werth ist und zum Theil die Lust am Dasein gewährt, gesellte, bereue ich es doch nicht, daß ich mir von einer ebenso häßlichen, als schmerzenbereitenden Situation den Entschluß, Wien zu verlassen, abzwingen ließ: die Zwistigkeit im Hause und die amtliche Despotie meines Onkels hatten einen Punct erreicht, von wo aus ich mich selbst zu verlieren anfing, und weder die Nähe Adelens, deren baldige Abreise stets vor meiner Seele stand, noch der Umgang mit Ihnen, der Sie Sich mir, Sie mögen sagen, was Sie wollen, tief im Herzen entfrembeten, boten mir für jene Qualen reichlichen Ersatz. Nun, ich baue auf freundlichere Tage, und wenn ich auch dem Ausspruche Schiller's, daß das eine gemeine Natur sei, die Heilung annehme von der Zeit, beistimme, so ist es doch wohl gewiß, daß das Vernarben moralischer Wunden durch geistige Prozesse herbeigeführt wird, sobald nur der Lebensnerv unverletzt blieb und daß diesen das Schicksal nicht durchschneide, will ich gläubig hoffen.

Seit acht Tagen bin ich im Vorgemach poetischer Production und ich denke, mein Fuß soll vorwärts schreiten können.

Für die gütige Uebersendung der Tempeltey'schen „Tragödie" meinen Dank; Sie erwarteten aber sicher nicht, daß ich diese Klytämnestra anders als ein Machwerk nennen würde? Ich war auf eine so bodenlose Unfähigkeit übrigens nicht gefaßt. Der Achilles von Palleske ist eine Shakspear'sche Dichtung gegenüber dieser wahrhaftigen Gymnasial-Arbeit, die nebenbei so siech und frostig aussieht, daß man meint, sie stamme von dem Lehrer, der vierzig Jahre den Ovid vortrage, her und nicht von irgend einem seiner verselustigen Schüler.

*) Kuh's spätere Gemahlin.

Jedenfalls kein Compliment für den Verfasser. Ich hätte nicht, wie es der Fall war, eben die Oresteia zu lesen gebraucht, um die colossale Nichtigkeit der preußischen Klytämnestra nach allen Seiten hin zu begreifen. Das Drama der Alten, das stets aus dem Mythos seine Kraft zieht, ist in einer gewissen Beziehung mehr musikalischer Natur, als das moderne, denn es giebt, trotz der, dem neueren Drama immer im Tone des Vorwurfs entgegengehaltenen, traditionell berühmten Plastik, doch nur die allgemeinen Umrisse der Gestalten, so daß wir bloß Helden, Jünglinge, Greise, bejahrte und junge Weiber, Könige und Sklaven zu schauen bekommen, nicht aber diesen ganz bestimmten König, diesen eigenthümlich halb stark, halb weich gearteten Jüngling, diesen so und nicht anders organisirten Helden, der sich von allen übrigen in der Welt genau unterscheidet. Deßhalb mußte, meiner Ansicht nach, der Ausbruch des Schmerzes, der Jubelruf der Freude, umsomehr da wir ungeheuerliche Figuren dort erblicken, außerordentlich gesteigert werden und was uns an individueller Vertiefung entzogen ward, das schenkte man uns dafür an ungewöhnlicher Ausgestaltung der Gattung. In solcher Weise schafft ja auch die Musik und wenn die furchtbaren Posaunen im Don Juan erklingen, so muß das letzte Gericht im Lear unbedingt davor an Gewalt des Ausdrucks weichen, ebenso wie das Clärchen nicht einen einzigen Laut in ihrer Kehle hat, der an momentaner Süßigkeit den Accorden eines wunderbaren Schubert'schen Liedes gleich käme.

Dieser Tempeltey jedoch geht in der Darstellung der Leidenschaften weit hinter jedes halbwegs uns rührende bürgerliche Trauerspiel zurück und operirt, oder besser, manipulirt mit schrillen Querpfeifen, statt mit alttestamentarischen Tuba's. Die Scenen, wo Klytämnestra die Ankunft Agamemnon's erfährt, und Alles, was auf diese Nachrichten folgt, reichen gewiß nicht im Mindesten an die Scenen der Houwald'schen „Heimkehr" hinan und der scheußliche Traum in letzgenanntem „Stuckel" von den Schwänen ist ein Meisterstück der Erfindung im Vergleich mit den nach Logarithmentafeln ausgerechneten Hallucinationen der furchtbaren Tochter Tyndar's. Komisch wirkt die Travestie des Goethe'schen Parzenliedes und die Dialectik Klytämnestra's, mit der sie ihre Schuld bald auf die Achseln der Götter — Schultern darf man von den Tempeltey'schen Olympiern nicht sagen — bald auf die vermeintliche Untreue Agamemnon's und auf ihre eigene Geilheit, endlich aber und hier scheint der Dichter einen riesigen Respect vor seinem Genius gekriegt zu haben, auf den Opfertod Iphigenien's wälzt, ist ekelhaft, unsinnig und unpoetisch, wie das gelähmte Plappern eines Trunkenboldes. Der Vers ist niederträchtig und von gloriosen Bildern, wie „Ich bin die Königin des Jammers!" wimmelt es. „Also du, Demetrius, bist Iwans erster Sohn?"

Jetzt griff wieder eine „Klytämnestra" nach der funkelnden Krone des Gyges, morgen dürfte ein „Narziß" das ehrwürdige Haupt des Meister Anton gefährden. In der deutschen Literatur geht's doch lustig her!

Ihr

Emil.

Wien den 5ten Juny 1856.

Mein lieber Kuh!

Moralische Erschütterungen haben das mit Erdbeben und ähnlichen Elementar-Ereignissen gemein, daß sie zeigen, was im Menschen wirklich unwandelbar fest steht und was in Ermangelung der Probe nur fest zu stehen schien. Je mehr der Mensch in solchen Fällen auf sich selbst gestellt wird, um so leichter und um so reiner ergiebt sich das Resultat; wenn ich Sie also, nachdem ich Ihnen meine wohl erwogene Meinung über Ihre Rechte, wie über Ihre Pflichten mit auf den Weg gegeben hatte, eine Weile Sich Selbst überließ, so hätten Sie das, ich mögte sagen, mit Dank anerkennen, aus meiner Selbstbescheidung aber nicht einen Schluß ableiten sollen, zu dem nicht der kleinste Grund vorhanden war. Ich bin Ihnen nicht mehr entfrembet, als Sie Sich Selbst entfrembet sind; seyen Sie nur der Alte, so werde ich es gewiß seyn. Wenn Ihr vorletzter Brief nicht das flüchtige Product einer erregten Stimmung gewesen ist, sondern das Bleibende Ihrer jetzigen Gemüthszustände in treuem Ausdruck fixirt hat, so ist Alles, wie es seyn soll. Ich war es aber wohl Ihnen, wie mir selbst schuldig, Sie nicht augenblicklich dabei zu fassen, denn dem ersten Irrthum, wenn Ihre siebenjährige Jüngerschaft im Verhältniß zu mir einer gewesen wäre, was ich nicht glaube, dürfte unter keiner Bedingung ein zweiter folgen. Prüfen Sie Sich also und schreiben Sie mir dasselbe, wenn Sie können, noch einmal.

So viel zur Verständigung und, wie ich denke, zugleich zur Ausgleichung und Beschwichtigung. Von Anderem bei anderer Gelegenheit; nur dieß noch, daß ich Sonntag mit meiner Frau bei Ihrer Familie war. Wir hatten diesen Besuch längst beabsichtigt, aber Ihr Bruder, der uns hinaus zu führen versprach, als er mir Ihre ersten Zeilen aus Troppau brachte, hat sich bei mir nicht wieder sehen lassen und ich mußte mir daher erst von Ihrem Vater die Adresse verschaffen. Mir war, ich darf Ihnen das nicht vorenthalten, als ob ich in ein Todten-Gewölbe träte, in dem nur noch Leben gespielt würde. Der Zustand Ihrer Mutter besonders hatte etwas Erschreckendes für mich; nie habe ich ein menschliches Wesen erblickt, das innerlich so kochte. Verhält es sich denn wirklich so, daß Sie bei Ihrer Abreise nicht Abschied von ihr genommen haben? Meine ernste Mahnung: seyen Sie nicht zu rasch fertig mit Menschen und Dingen und vergessen Sie nicht, daß das größte Recht (Ihr Recht habe ich gegen Ihre Mutter vertheidigt) durch die Art der Ausführung in das größte Unrecht verwandelt werden kann! —

Troppau, den 16. Juni 1856.

Durch meinen Bruder Theodor wissen Sie bereits, daß ich die ganze Woche nach Erhalt Ihres Briefes zu Bette lag; mein Stillschweigen ist also entschuldigt.

Nicht der „flüchtige Ausdruck einer erregten Stimmung" ist es gewesen, wenn ich Sie aufforderte, Sich wieder ganz so, wie früher, gegen mich zu stellen, weil Sie unbedingt den Alten in mir anträfen, sondern es war das

Resultat jener tiefen Neigung, die mich unauflöslich an Sie fesselt und deren Wurzeln noch in keiner Wendung meines Lebens im mindesten verletzt wurden; „uns bindet ja das Ewige" riefen Sie mir Selbst einmal zu, das, wie es in den „Künstlern" heißt, großmüthig in die Sterblichkeit sich einschloß, und wie sollte diese Leuchte, welche Hymen's Fakel unter Männern, die einander angehören, vertritt, selbst im ärgsten Sturm verlöschen, wie sollte in diesem Kreise ein „Irrthum" möglich sein, da das Eintreten in denselben Solches schon ausschließt!

Nachdem ich dieß ausgesprochen, ist es mir erlaubt, einen Punkt zu berühren, welchen ich als den wichtigsten in unserem Verhältnisse ansehe, der aber von Ihnen — ich irre mich gewiß nicht — anders als von mir betrachtet wird. Sie nannten neuerdings die Worte: Pflichten und Rechte und suchen mithin meine innigen Beziehungen zu Ihnen aus der Pflicht allein abzuleiten und auf diese zurückzuführen. Nun existiren wohl Pflichten in der Welt, welche die Frucht bestehender, außer uns liegender, unsere bereitwillige, oder errungene Erfüllung nicht weiter berücksichtigender Zustände und Formen sind und solche, die nicht minder bindend, als jene, aus unseren Neigungen, ja auch aus unseren Leidenschaften hervorgehen und die ich im Gegensatz zu den ersteren mit den Pflanzen vergleichen möchte, deren höchster Reiz in der Blüte ruht, während die anderen, wie das ebenfalls lebendige, doch regungslose Gestein uns wohl auch gar eindringlich an die ewige Ordnung der Dinge und an das Respectiren dieser Ordnung mahnen, ohne uns dabei durch das wunderbare Spiel des Lebens unseren Dienst zu erleichtern und das harte Müssen scheinbar in ein freudiges Wollen zu verwandeln. Wer würde denn die Pflichten eines Bruders, dessen Geschwister ihm innerlich entfremdet wären, wer die des Dienenden, dem der Beruf unabweisbare Forderungen auferlegte, oder die des Mannes, der sich unvorsichtig an ein unbedeutendes Mädchen kettete, an dessen Wehe er Schuld trüge, wenn er sie nun von sich stieße, wer würde alle diese Pflichten jenen coordiniren wollen, die aus Liebe und Freundschaft emporwuchsen, mögen sie auch noch so schwere Opfer von ihm erheischen, noch so drückende Qualen ihm bereiten?! Eine Pflicht schöner Art ist aber meine gegen Sie: das Herz spann den Faden, der von mir zu Ihnen sich hinüberschlingt, und nicht bloß der Dichter in Ihnen war es, der meine Phantasie dämonisch gefangen nahm, nicht nur der Jünger in mir schloß sich so fest an den Meister an, nein, der Bund wurde rein menschlich besiegelt und die mächtige Empfindung, die mich an Sie geknüpft hat, heißt Freundschaft, wenn ich sie auch erst als reiferer Mensch so taufen durfte.

Daß ich nun diese Pflicht, wie auch jene gegen meine Eltern hie und da mehr als ich hätte sollen, aus den Augen verlor, dessen bin ich mir jetzt, wie damals, als ich es that, bewußt. Bedenken Sie aber auch, daß Ihre Anforderungen an mich, durch *meine schrankenlose Hingabe* an Sie, solange Sie der einzige Stamm waren, um den ich mich rankte, nicht aber durch die in jenen Anforderungen liegende Berechtigung derselben, die äußerste Spitze erreicht hatten. Meine Mutter schrieb mir vor einiger Zeit, „ich hätte durch Jahre, Hebbel's halber, die eigene Familie vernachlässigt, wild und leidenschaftlich Alles um mich sonst vergessen, was nicht jenen hohen Mann betraf, und nun wäre

ein neuer und gewaltigerer Orkan über mich gekommen.“ Ich antwortete ihr darauf, daß ich nichts von Ihrem Ich zu schauen bekommen hätte, wäre mein Wesen nicht in Ihnen beinahe untergegangen und daß Menschen, welche nicht in dieser Sphäre gewesen, ein Verhältniß solcher Art gar nicht fassen könnten. Jede große Empfindung dehnt sich bei mir ungemessen aus, allein dieses Fühlen hochgradiger Natur schließt keineswegs, wie es meistens der Fall ist, das baldige Verlöschen bei mir ein; gerade ich bin nicht „zu rasch fertig mit Menschen und Dingen“, und so gewiß es ist, daß eine Enttäuschung von Seite meiner Braut mir eine unheilbare Wunde schlüge, so fest steht es auch, daß ein Lösen des Bandes zwischen Ihnen und mir viele Nerven meines Daseins zerreissen müßte.

Wie jedoch sollte das Aufflammen eines stärkeren Gefühls in mir, der Liebe nämlich, das Probefeuer des an sich selbst schwächeren Gefühls und zwar der Freundschaft, abgeben? Darf man, ich frage Sie in Wahrheit, Gold, das mit Scheidewasser geprüft wird, in einen Krater hinabwerfen, um zu sehen, ob es dort unten auch Stand halte?

Das Bild, welches Sie von den Erderschütterungen gegen mich brauchten, wage ich in einer anderen Weise auf mich anzuwenden: Nicht alle Gesundbrunnen werden verschüttet, wenn es in den Eingeweiden der Erde wüthet, nicht jeder Fluß nimmt eine andere Richtung, wenn die Rinde des Planeten zu bersten droht, doch viele Quellen bleiben auf Augenblicke gänzlich aus, um bald wieder, nicht selten mit verdoppelter Kraft und an Lebensfülle reicher, zurückzukehren.

Ich hoffe, daß sie mich nicht abermals der Begriffsverwirrung zeihen. Gleich Iphigenien wollt' ich, daß Gott mein Herz mir aus der Brust nähme, zu sehen, wie rein es sei!

Antworten Sie mir auf diesen Brief und fügen Sie Ihrer Antwort freundlich die genaue Adresse Ihrer Wohnung in Gmunden bei.

Keine Antwort wäre auch eine Antwort.

Ihr

Emil.

Gmunden den 13ten July 1856.

Lieber Kuh!

Seit ungefähr acht Tagen sind wir wieder in Gmunden. Nach einer raschen und angenehmen Fahrt trafen wir bei'm schönsten Wetter hier ein. Unsere Thür war zum Empfang von der alten Frau, die das Häuschen bewohnt, mit einer Blumen-Guirlande geschmückt. Rosen und Lilien stachen in ausnehmender Schönheit hervor, und da diese mir so nahe stehen, als ob ich schon im Schooß meiner Mutter von ihnen geträumt hätte, so können Sie Sich denken, wie sehr die kleine Aufmerksamkeit mich gerührt hat. Noch ein Paar Tage blieb es schön und ich erlebte mit Vögeln zwei reizende Abentheuer. Einmal flog eine Taube so dicht an mir vorbei, daß ihr Flügel mein Ohr streifte, obgleich ich eilig den Kopf wandte, und Niemand hatte sie aufgescheucht. Ein ander Mal hätte ich einen Sperling, der unbemerkt zu meinen Füßen hüpfte, fast ertreten; ich schleuderte ihn mit der Stiefel-Spitze fort, wie einen Stein.

Das ist doch artig, nicht wahr? Seitdem können wir die Stunden, wo die Sonne scheint, freilich zählen. Dennoch wird an meinem Garten fleißig gearbeitet, es werden Wege gemacht, auch wird ein kleiner Pavillon angelegt. Ich selbst werde von morgen an in der Steyrischen Tracht herum gehen; mein grauer Rock mit den grünen Aufschlägen, so wie der spitze Hut kommen noch heute. Diese Tracht bezeichnet nämlich nicht, wie ich im vorigen Jahre glaubte, wo ich sie mit Entschiedenheit ablehnte, den Jäger, sondern den Grundbesitzer. Nur des Federschmucks muß man sich enthalten, und das wird mir, wie ich wenigstens hoffe, nicht schwer fallen.

Hier haben Sie ein Pfand, daß ich gegen Sie wieder der Alte bin. Ich bin es aber erst seit gestern, wo ich aus einem Briefe von Debrois eine Thatsache erfuhr, die ich nicht ahnen konnte, die er selbst, nach der naiven Art der Mittheilung zu schließen, gar nicht würdigen zu können scheint, die aber für mich eine ungeheure Tragweite hat und mich vollständig mit Ihnen aussöhnt. Nicht, als ob ich Ihnen sonst nicht von hier aus geschrieben hätte; so gewiß, wie allen Andern, denen ich Antworten schuldig bin. Aber so hätte ich Ihnen nicht schreiben können, denn so wenig ängstlich meine Zunge ist, so gewissenhaft ist meine Feder! Das Nähere später, am besten mündlich, weil gerade heute meine Zeit gemessen ist; es ist wohl auch einstweilen genug. Antworten Sie mir nun umgehend, schreiben Sie mir über Alles, auch über Ihre Herzensangelegenheit, und seyen Sie überzeugt, daß Ihr Wohl und Weh Ihnen Selbst nicht mehr am Herzen liegen kann, wie mir.

Ad: Orth bei Gmunden N: 31.

Orth bei Gmunden den 24. July 1856.

Lieber Kuh!

Ihr Brief hat mich in Ihre Zustände versetzt und ich sehe mit Freuden, daß Sie Sich in Ihre unfreiwillige Einsamkeit nicht bloß zu schicken, sondern sie auch zu benutzen verstehen. Ihre Gedichte sind der treue Spiegel Ihrer Empfindungen und für das innige Ausathmen Ihrer Seligkeit in den ersten beiden Nummern verzeiht man Ihnen die Bitterkeit, womit die dritte das rein Zufällige in etwas Allgemeines zu verwandeln sucht. Zu dem Unternehmen eines Dramas wünsche ich Ihnen Glück, rathe Ihnen aber, mir dieß nur als fertiges und abgeschlossenes Ganzes mitzutheilen. Sie kommen mir wie Robinson vor, der erst von aller Welt abgeschnitten werden mußte, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß er in seinen eigenen Händen und Füßen recht schätzenswerthe Werkzeuge besitze.

Es versteht sich von selbst, daß wir den alten Faden fortspinnen, nicht einen neuen knüpfen. Sie haben dieß aber nicht der „Vermittlung" Ihres Freundes Debrois zuzuschreiben, wie er im wunderlichsten Mißverständniß zu glauben und sich nicht wenig darauf zu Gute zu thun scheint, sondern einer Mittheilung desselben, auf die ich nicht gefaßt seyn konnte und die, wie ich Ihnen nicht verhehlen will, für sein Verhältniß zu mir nicht ohne Folgen seyn wird. Ich hätte ihm meine Meinung gleich unumwunden gesagt, wenn er sich

nicht gerade in einer productiven Stimmung befände, die ich achte und schone, obgleich die Begeisterung bei ihm auf der Stelle in Trunkenheit umschlägt und sich so vor der Zeit selbst zerstört. Auch in Gmunden, wo ich ihn wahrscheinlich nächstens sehe, werde ich den Gegenstand nicht berühren, wenn er nicht selbst mit Gewalt darauf dringt; um so ernsthafter aber wird die Erörterung in Wien ausfallen müssen. Sie kümmert das Ganze nicht, oder doch nur so weit, als Sie jetzt vor meiner Seele wieder ganz in der alten Gestalt dastehen; darum kein Wort darüber, bis ich Sie wiedersehe.

Ich schreibe Ihnen in meinem neuen Pavillon. Langsam zog ein Gewitter über die Berge herauf, jetzt beginnt es, sich zu entladen; über dem Traunstein kreuzen sich die Blitze und das Höllen-Gebirg, das langgestreckt hinter ihm herumkriecht, beginnt, in den finsteren Wolken zu verschwinden. Meine Nachbarn stecken rasch abgerissene grüne Zweige in die Fenster, auch bei mir, weil Sie gegen das Einschlagen schützen sollen, jetzt erhebt sich der Herold, der den jähen Ausbruch ankündigt, der Wirbelwind, gleich muß der erste schwere Regentropfen fallen und ich kehre in mein Haus zurück, um, wie ich es in solchen Momenten gerne bin, bei meiner Familie zu seyn. Ich fahre im Zimmer fort, meine Frau sitzt mir gegenüber und näht, Titi lies't in einem Kinderbuch von Houwald und unser kleiner Hund läuft mit heraushängender Zunge ängstlich hin und her. In Bezug auf Ihre Haupt-Angelegenheit kann ich Sie nur an unser letztes Gespräch und an meinen ersten Brief erinnern. Diesen legten Sie nicht in meinem Sinne aus; nicht von Ihren Rechten und Pflichten in Ihren Beziehungen zu mir wollte ich reden, sondern von Ihren Rechten und Pflichten vis-à-vis Ihrer Familie, die ich besucht und die einen sehr beängstigenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Hüten Sie Sich, Entscheidungen herauf zu rufen, die erst in Jahren nöthig seyn werden und seyen Sie versichert, daß jede Leidenschaft, die sich durch die Zeit als echte beglaubigt, sich durchsetzt. Die Civil-Ehe will mir durchaus nicht gefallen; aparte Verhältnisse sind Nichts werth und werden von Tag zu Tag drückender. Laviren Sie und binden Sie Sich nicht.

Sie erkundigen Sich nach meinem neuen Werk. Uechtritz glaubt, daß ich einen Roman schreibe; daraus entnehmen Sie, daß Keiner mein Geheimniß kennt. Ich werde, aus Aberglaube, wenn Sie wollen, den Schleier auch nicht eher lüften, als bis ich entweder fertig seyn oder die Ueberzeugung gewonnen haben werde, daß das Werk ein Torso bleibt. Das Letztere besorge ich noch nicht.

Was sind das für Pläne, die der dortige Buchhändler hat? Ich könnte ein Jahrbuch vortrefflich mit meinem Moloch-Fragment befrachten; allenfalls könnten auch die vermischten Schriften vom Stapel laufen. Aber freilich kostete Beides viel Geld und die Oesterreichischen Verleger scheinen sich lieber eine Kuppel Möpse, als einen einzigen Löwen zu kaufen und machen eben deshalb so schlechte Geschäfte.

Schreiben Sie mir öfter, und erwarten Sie, wie früher, von Zeit zu Zeit, aber nicht regelmäßig, Antworten. Das Herzlichste von Weib und Kind.

Troppau, den 16. August 1856.

— — — Hätte Schiller, der als Mensch im Centrum der Sittlichkeit stand, diese, mit dem Riesenarme Shakespeare's, oder nur mit Ihren Sehnen ausgestattet, in die Kunst hineinzuheben vermocht, seine Dramen wären ohne Frage nach einer gewissen Seite hin weniger schwächlich; oder würde er — wie es Goethe that, jene Mächte der Poesie nur ein bischen mehr entrückt haben, der Eindruck, der von ihm ausging, wäre dann zweifellos ein anmuthigerer gewesen. Ersteres lag wohl nicht in seiner Gewalt und zu Letzterem ließ er sich nicht herbei; der tragische Genius sträubte sich dagegen. Die Romantiker nahmen sich Goethe's ethische Lauheit zum bösen Exempel, allein diese Dichter hatten keine Mignon's und Clärchen's in die „mondbeglänzte Zaubernacht" hinein zu setzen; die Jungdeutschen stellten sich an, als ob sie die ethischen Räthsel mit Kantischer Strenge, weit hinaus über Schiller, in Fleisch und Blut darstellen könnten, aber Werner's „Herz und Welt" weiß leider nicht viel vom Kathegorischen Imperativ und sogar die blasse Thekla ist wie eine Cleopatra hitzig und vollblütig, wenn man ihr Laube's und Gutzkow's leidenschaftliche Unterröcke vis-à-vis postirt. Erst in Ihnen küßten sich zum ersten Male die Pole Goethe und Schiller und auf Ihre Schultern wird in Jahrhunderten der größte Dramatiker der Deutschen steigen müssen.

Ich lese jetzt neben Macaulay's Geschichte von England, dem ersten historischen Werke, das wie eine Produktion der Kunst mein ganzes Sein in Aufruhr bringt, Humboldt's Briefe an eine Freundin und Schleiermacher's Monologe. Es ist mir angenehm, daß mir letztere Sachen zugleich in die Hände fielen, denn man kann da so recht den Unterschied zwischen einer fast unbedeutenden Natur, wie Schleiermacher, der sich mit „schöner Menschlichkeit" schminkt und einer bedeutenden wie Humboldt, der dieselbe ausstralt, wahrnehmen. Gott möge mich bewahren, eine solche nüchterne, erheuchelte Zufriedenheit mit sich und der Welt zu erringen, wie sie der Berliner Pietist zur Schau trägt! Humboldt's Briefe — ich habe das Buch zwar noch nicht vollendet, — kommen mir übrigens, trotz aller echten und gesunden Humanität eines feingebildeten, ja graziösen und kräftigen Geistes, der uns hier entgegentritt, wie eine seltsame, grillenhafte Laune eines tapferen Krieger's vor, der sich eine Turteltaube anschafft und dieselbe in den freien Stunden hegt und pflegt. Selbst ein leiser, halb unbewußter Drang, in Goethes Fußstapfen zu treten, wird mir in Humboldt's Briefen fühlbar. Vielleicht täusche ich mich hierin? Unästhetisch berührt mich in den Briefen das ziemlich vorgerückte Alter und die allzu große Weisheit der Turteltaube.

Auch Eigenes förderte ich in diesen Tagen wieder zur Welt und ich erlaube mir, Ihnen meine letzten Verse wieder beizuschließen. Es ist das erste Mal nun, daß ich Sie förmlich „ansinge".

Wir haben jetzt schöne, nur zu schöne Tage, denn die Sonne heizt das nordische Vorhaus Schlesien, als ob Citronen darin zur Reife kommen sollten. So monoton und flach die Gegend um Troppau herum ist, so hat sie für mich doch deßhalb einen eigenen Reiz, weil das Thierleben auf den Feldern ungleich reicher und mannigfaltiger ist, als in Oesterreich. Wenn man durch einen Acker, über eine Wiese geht, so flattern hier und dort wilde Hühner auf, ein Hase

rennt in der Ferne, man stolpert über einen Maulwurf und Goldammern schwingen sich aus den Klee- und Kartoffelfeldern empor, daß man, wenn gerade die Abendsonne scheint, glaubt, es wäre ein Stern in tausend Splitter zersprungen, die nun in der Luft herum führen.

Wien den 19. August 1856.

Mein sehr werther Freund!

Seit dem 15ten sind wir wieder in Wien und nur eine Wetter-Rose, die wir von einer hohen Alp mit herunterbrachten und die durch das Oeffnen oder Schließen ihrer stachlichten Strohblätter besser, wie ein Barometer, Regen und Sonnenschein verkündigen soll, erinnert uns noch an die verflossenen schönen Tage; sie hängt dürr und vertrocknet an einem Faden in meinem Fenster. Zum ersten Male überzeuge ich mich gründlich, daß der Fürst Schwarzenberg Recht hat, von Cloaquen-Dampf zu sprechen, wenn er aus dem frischen Gebirg in die staubige Metropole zurückkehrt; die Atmosphäre ist gegen die uns gewohnt gewordene wirklich tödtend, und ich gehe, wie auf dem Kopf. Da ist denn an kein Arbeiten zu denken und ich muß es als ein wahres Glück betrachten, daß ich bei meiner Rückkunft Kants sämmtliche Werke vorfand, die Glaser auf einer Leipziger Auction für mich gekauft hat und die mir eine eben so angenehme, als ernste Beschäftigung darbieten.

Von Ihnen liegen jetzt drei Briefe vor mir und ich weiß es zu würdigen, daß Sie mir in Ihrer gegenwärtigen Krisis so oft schreiben. Ihr erster Brief hatte sich mit dem meinigen gekreuzt, den zweiten erhielt ich bei meiner Abreise auf dem Gmundener Bahnhof und der dritte lief den Sonntag nach meiner Ankunft ein, es ist daher nicht ganz meine Schuld, wenn ich mit der Antwort so lange gegen Sie in Rückstand blieb. Es wird auch heute schwerlich viel werden, denn zu dem gänzlich eingenommenen Kopf kommt noch ein sehr fatales Zittern der Hand, das von dem etwas starken Gebrauch der kalten Bäder herrühren mag, aber Sie werden vorlieb nehmen. Lassen Sie mich denn vorläufig heraus heben, was mir das Wichtigste scheint und alles Uebrige auf ein anderes Mal verschieben.

Es freut mich, daß Sie entschlossen sind, meinen Rath zu befolgen und Ihrer Familie gegenüber zu laviren. Glauben Sie mir, die Menschen fügen sich viel leichter in die That, wie in das Wort, und das gilt nicht bloß von Staatsstreichen. Aber was wollen Sie damit sagen, daß ich Ihre Geliebte „mit Silber-Bleistift" gezeichnet hätte? Ich weiß durchaus nicht, worauf sich dieß bezieht. Seyen Sie versichert, daß ich kein Wort über sie vernahm, das nicht aus Ihrem eigenen Munde kam, wenn ich die sich selbst widersprechenden Reden Ihres Vaters ausnehme, und diese fielen wahrlich nicht bei mir in's Gewicht. Ist sie schon aufgetreten? Ich bin sehr gespannt, den Erfolg zu vernehmen. Die neue Folge Ihrer Gedichte schließt sich, etwa mit Ausnahme der Glosse, in der mich die „Glut-Cisternen" stören und des Nachrufs an Schumann, in dem mich die versuchte Glorification des Wahnsinns peinlich berührt, den früheren organisch an. Ihr Individuum kommt darin rein und rund zum Ausdruck und

wenn ich die eigentlichen lyrischen Kristalle auch noch vermisse, so nimmt Ihre Poesie doch schon eine schöne Stufe ein und ist wohlberechtigt. Auch in Ihren Briefen zeigt sich der erfreulichste Fortschritt; leid thut es mir, daß ich von Ihrer ungrischen Novelle gar Nichts weiter höre. Daß Sie Sich mit Robert Prutz einmal auseinander setzen wollen, kann ich nur billigen; machen Sie dem Mann dann auch deutlich, wie wir Wissenschaft und Kunst dienen und wie wenig wir darauf aus sind, uns mit irgend einer „Macht", die der Wahrheit ausgenommen, zu verständigen. — — — — — — — — — — — — —

Ihr

Fr. Hebbel.

Troppau, den 21. August 1856.

— — Die Gabe der Poesie ist an sich schon eine schlackige Goldstufe von Sittlichkeit und deßhalb sehen wir manchen außerordentlichen Poeten, z. B. Heine, die Goldstufe ungeläutert durchs Dasein tragen und trotz aller schlechten menschlichen Eigenschaften, trotz aller Sünden und Fehler, selbst nach der sittlichen Richtung hin die Mehrzahl derjenigen überragen, die, auch mit solchen Flecken behaftet, nur einen ordinairen Eisenklumpen von der Wiege zum Grabe schleppen.

Ihr Urtheil über meine letzten Gedichte bereitete mir eine ungeheuere Freude, auch stimmte es mich unendlich froh, daß Sie Sich gerade in einem Momente meiner ungarischen Novelle erinnerten, wo ich dieselbe zuversichtlich ihrem Ende zuführe. Die Musikanten, die ich gestern, während des Mittagsessens hörte, bliesen durch einen Czardas, den sie vortrugen, die glutigen Kohlen zur Flamme an und ich war schon an dem nämlichen Abende daran, das Ding zu baldiger Vollendung weiter zu fördern. Merkwürdig ist es doch, daß man beim Produciren von dem relativ wichtigsten, oder geringfügigsten Objecte, das man bildet, überzeugt ist, es reife jetzt die prächtigste Frucht und daß die einzelnen Productionen, eine jede wie ein egoistischer, keinem Anderen Etwas gönnender Sohn das sämmtliche Vermögen des Vaters in Beschlag zu nehmen sucht. Und dieser mysteriöse Prozeß wird Einem um so unbegreiflicher, wenn man sieht, es habe sich heute bloß ein graues Fell über eine Maus gebreitet und die Begeisterung sei so mächtig gewesen, als hätte sich ein Nilroß ans Licht der Welt empor gearbeitet. Auf Ihre Bedenken bezüglich der Wahnsinn's-Verherrlichung in meinem Schumann-Gedichte war ich gefaßt, ebenso darauf, daß Ihnen die „Glut-Cisternen" mißhagen werden. Auch mir gefallen sie durchaus nicht, doch ich wollte nicht, wie es Uhland in einer Glosse that, wo das Wort nur zwei Reime zuließ, dieselben in beiden Strophen anwenden, und da ich mir jetzt fast nie eine sogenannte Licenz erlaube, so mag die Glosse, die ich übrigens, wie den „einsamen Baum" auf Tod und Leben gegen etwaige Angriffe vertheidigen würde, mit diesem Muttermal fort existiren. Sie sagen unter Anderem, „obgleich ich noch die eigentlichen lyrischen Crystalle vermisse ꝛc." Das schmeichelt mir, denn ich sehe, daß Sie solche von mir erwarten. Bis jetzt blitzt unbedingt keiner noch in meiner Mineralien-Sammlung, doch vielleicht kann ich dieß nicht mehr sagen, wenn eine Erfindung, die mir neulich kam, vollständig zum künst-

lerischen Ausdruck gelangt. Ich will versuchen, sie Ihnen mitzutheilen: In der märchenhaften Zeit Harun al Raschid's lebt ein den himmlischen Mächten wohlgefälliger Mensch, der mit seiner Trompete, durch welche er sich seinen Lebensunterhalt fristet, lustig durch das Land zieht. Er kommt einmal des Nachts an eine Höhle, ein Dämon haust darin, der den Vorübergehenden, wenn sie ihn anbetteln, eine holde, oder eine verhängnißvolle Gabe reicht, je nachdem der Einzelne es verdient. Auch jener Mann steht jetzt vor der Höhle, er fragt, was hier zu kriegen sei und auf die ihm gewordene Kunde schlägt er aus, was ihm geboten wird, mit dem Bedeuten, er wäre ganz glücklich mit dem, was er besitze. Höchstens könnte er eine neue Trompete brauchen. Er erhält sie und zieht fröhlich weiter. Er verdient jetzt damit das Doppelte, was er anrührt, bringt ihm Glück und endlich liegt er ruhig auf seinem Sterbebette und schließt die Augen für immer. In seiner ärmlichen Kammer steht ein Bett, ein Kasten, ein Käfig, worin ein Vogel singt und in der Fensterecke hängt seine Trompete. Es ist Abends, ein Bettler tritt in die Stube mit seinem kleinen Knaben. Er zieht sich das Feiertagsgewand an und nimmt den Vogel mit sich, der Kleine spielt indeß mit der im Sonnengolde funkelnden Trompete. Der Bettler fühlt sich so gesund, seit er das Kleid des Verstorbenen am Leibe hat, er läßt unbewußt die Krücke fallen und geht nach Hause. Der erste Ton des Vogels daheim bewirkt, daß Weib und Kind glückliche Gesichter zeigen. Der Kleine blieb ein wenig in der Wohnung des Todten zurück, führte endlich die Trompete an den Mund und bläst. Dieser Ton erweckt den Todten, er erhebt sich von seinem Lager und schreitet musicirend auf's Neue durch's Land! — — — —

Emil.

Troppau, den 4ten October 1856.

Ich hoffe, daß Sie diese Zeilen, verehrtester Freund, wohl antreffen, denn ich weiß, daß Sie oft im Herbst und Frühling von kleinen, aber fast unerträglichen Unpäßlichkeiten heimgesucht werden. Die Jahreszeit ist übrigens ungewöhnlich freundlich in diesem Jahre und brachte Ihnen vielleicht schon Ihre Blüten und Früchte; dann sind Sie gewiß gesund! Mein Bruder Angelo, der mich vor acht Tagen besuchte, sagte mir, daß er zwei Mal bei Ihnen gewesen sei, daß ihm das erste Mal gar nicht die Thüre geöffnet wurde und daß er Sie das zweite Mal nicht getroffen habe.

Prutz benimmt sich hübsch gegen mich: ich sandte ihm nämlich damals den Aufsatz über Schiller und zwei Lieder; eines derselben erschien bereits in der dritten Nummer des September, die mir durch die Brockhaus'sche Buchhandlung neulich zukam.

Ich habe jetzt meine Gedichte redigirt. Alle jene, die Sie negirten, wurden bis auf zwei herausgestrichen, und letztere blieben nur deßhalb stehen, weil sie für mich einen menschlichen Werth besitzen, wie ein Geräth, an das sich theure Erinnerungen knüpfen und das man nicht aus dem Zimmer schmeißt, wenn es demselben auch nichts weniger als zur Zierde gereicht. Ich will die Sammlung an Krabbe in Stuttgart schicken. Ich habe wohl nicht nöthig, Sie

um Erlaubniß zu bitten, Ihnen die klingenden Freuden und Leiden meines Lebens widmen zu dürfen!

Neulich lernte ich den Provinzial des hiesigen Minoritenklosters kennen, einen unendlich liebenswürdigen und wahrhaft gebildeten Mann, mit dem ich nun ab und zu verkehre. Wir sprachen einmal über das Bild der Maria im neuen Testament und kamen dann auf die Gemälde der Muttergottes zu reden und da rezitirte ich dem Priester Ihr Gedicht auf die Madonna del Sisto. Der Eindruck, den es erregte, war ein tiefer: der Minorit schloß die Augen und lächelte, wie ein Mensch, dem der Sonnenschein wohl thut. Die ganze Staffage um mich herum, als ich jene Verse vortrug, war weihevoll und angenehm-unheimlich: der stille umfriedete Klostergarten in später Abenddämmerung, hohe Bäume, denen ein leiser Wind gelbe Blätter abschüttelte, vor uns in Rasenbeeten ein junger schwarzer Hund, der sich mit einer zahmen Fischotter herumbalgte, die einem gutmüthigen Drachen ähnlich sah, der schwarze Talar des Geistlichen, die herüber schimmernde Flamme aus der Klosterküche hinter vergitterten Fenstern und das Aveglöcklein mit seinen demüthig-sanften Tönen, dieß Alles bewegte mich auf eine wunderbare Weise und ich zweifle, ob Ihr Madonna-Gedicht so bald wieder in einer solchen Athmosphäre und so gut dabei gesprochen werden wird. Ich mußte es dem Provinzialen einige Tage darauf copiren. Auch Ihre Genoveva liegt in einer heiligen Klause, auf dem Tischchen vor einem Betschemmel neben Kruzifixen und alten Chroniken der Geschichte des Franziscus von Assisi.

Der Provinzial, unter dem sämmtliche Minorit-Klöster in Böhmen, Mähren und Schlesien stehen, war der Erzieher des Fürsten Felix Lichnovsky und des Fürsten Sapieha. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit den innigsten, herzlichsten Grüßen an Ihre gute Frau und an Titi,

Ihr

Emil.

Wien den 13. Oct. 1856.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe in der letzten Zeit eine ungeheure Freude erlebt, die noch vorhält und noch lange vorhalten wird. Mein Freund Rahl hat nämlich die Arbeit am Arsenal bekommen, und so haben sich denn endlich doch auch auf unserem Boden der rechte Mann und die rechte Aufgabe einmal zusammen gefunden. Diese Nachricht wäre für mich und mein Haus immer ein Fest gewesen; jetzt war sie es doppelt und dreifach, weil ich den Tag zuvor mit meiner Frau seinen Manfred gesehen hatte. Denn dieß ist ein Bild, welches man nach Conception und Ausführung ruhig neben den besten Titian hängen kann, und welches mein oft ausgesprochenes Urtheil, daß Rahl innerhalb eines goldenen Rahmens wie ein gebundener Herkules dastehe, glänzend bestätigt. Ich konnte also zugleich der Welt und einem Freunde Glück wünschen und wenn es für den Mann ein Gefühl giebt, das an's Entzücken streift, so hat er es in einem solchen Moment. Uebrigens machte ich auf dem Wege zu Rahl einen Freudensprung, fiel dabei,

verrenkte die Hüfte und mußte humpelnd zu Hause hinken. Dieß wird hoffentlich von seinem Haupt den Neid der Götter ablenken, wenn auch nicht die Mißgunst der Menschen.

Ich selbst stecke tief in den Nibelungen und habe den ersten Act jetzt geschlossen; in der nächsten Woche denk' ich ihn zu lesen. Sie werden Sich wundern und mich viel weiter glauben; ich habe aber eine neue Eintheilung gemacht, und hoffe jetzt, mit fünf großen Acten eben so leicht fertig werden zu können, als mit zehn kleinen. Dabei ist viel gewonnen, denn ein Theater-Director, der sich zur rechten Zeit in einen unerschrockenen Metzgerknecht verwandelt und meine Reden behackt, findet sich leichter, als einer, der mir zwei Abende hinter einander einräumt. Jedenfalls sehe ich jetzt durch das Dickigt hindurch und kenne den Weg, was bei einem so desparaten Gegenstand denn schon etwas heißt. So bin ich innerlich abermals in gespanntester Thätigkeit und habe den Herbst zu segnen, äußerlich betrachte ich mich, wie ich neulich an Jemanden schrieb, der mich zu einer Unternehmung einlud, als einen Todten, dem zwar neben Nägeln und Haaren höchst wahrscheinlich auch die Zähne im Grabe nachwachsen, der sich aber sehr hüten wird, an den Sargdeckel zu klopfen.

Sie wollen Ihre Gedichte herausgeben und sie mir widmen. Daß ich Ihre Arbeiten schätze, wissen Sie; ich brauche Ihnen also nicht zu sagen, daß ich die mir zugedachte Ehre zu würdigen weiß. Aber ich halte es für meine Pflicht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie Sich dadurch alle meine F e i n d e auf den Hals ziehen, schwerlich aber alle meine F r e u n d e gewinnen würden. Ueberlegen Sie das und fassen Sie darnach Ihren Entschluß. Sonst werden Sie Ihr Ich wohl ziemlich nach allen Seiten ausgesprochen haben und mit der Sammlung nicht zu früh kommen.

Troppau, den 18ten October 1856.

Mehr noch als die Nachricht über Rahl, erfreute mich Ihre Mittheilung, daß Sie wieder an den Nibelungen arbeiten. Ich war übrigens durchaus nicht verwundert, zu vernehmen, daß Sie mit dem Gedicht eine andere Eintheilung machten, denn ich dachte es mir innerlich, daß es Ihrer N a t u r widerstreben wird, sich auf zehn Acte einzulassen; Sie bauen keine antiken Wasserleitungen, sondern graben artesische Brunnen. So viel ich, nach den Scenen, die ich kenne, zu urtheilen im Stande bin, brauchen Sie nicht zu fürchten, durch die mit der dramatischen Form nothwendig verbundene Explication der Helden des Liedes, dessen Kraft und Naivetät zu schwächen, denn die Charaktere entfalteten bereits in der Anlage dadurch ihr Individuelles, indem sie sich, ganz im Gegensatz zu der gewohnten Weise des dramatischen Styls, a u s s c h l i e ß l i c h aus dem Zusammenprallen der Gestalten entwickelten und die Motive ihres Handelns stets von Anderen, nie von sich selbst empfingen: in diesem Sinne ist der Haß Hagen's gegen Siegfried dargestellt, in diesem Sinn das erste Begegnen des „Helden aus Niederland“ mit König Gunther, sowie die Scene der beiden Frauen vor dem Dom. Ein Jeder wird sich über das eigene Gesicht erst dann eigentlich

bewußt, nachdem ihm dasselbe aus dem Spiegel entgegen trat. Ich glaube daher, daß in diesem Drama der Monolog gar nicht vorkommen kann.

Um eine Kleinigkeit bitte ich: es möge nämlich der unheimliche Geigenstrich Volker's nicht von Ihnen getilgt werden; ich weiß, Ihre liebe Frau hat eine persönliche Abneigung gegen ihn. Er gehört aber ebenso zum Ganzen, wie das Herabschleudern des Trinkglases in der Maria Magdalena, wie die Kirschen in Richard III. Diese Dinge der Kunst haben ihr Verwandtes in der Natur: so möchte ich die üble Angewöhnung eines Weibes, das ich liebe, durchaus nicht missen, so ist Manchem der schwarze Fleck auf der weißen Haut eines Hundes oder Pferdes besonders werth. Wilhelm Gärtner drückte sich einmal, bei Gelegenheit einer Attaque auf den häßlichen Ausdruck in der Bernauer, vom Aufhängen an ihrem Halse, vortrefflich aus: Nein, nein, das muß bleiben, solche schwarze Striche müssen da sein, damit man nicht meine, es ginge Alles regelmäßig zu!

Was Sie mir in Bezug auf die Widmung meiner Gedichte sagten, das kann mich natürlich nicht zum Nachdenken darüber anregen. Ein Wort, verehrter Freund, hätten Sie auslassen sollen, das von der „Ehre, die Sie zu würdigen wüßten", denn ich sah nicht ein lächelndes Gesicht dabei und verstehe es mithin nicht, oder besser, ich will es nicht verstehen. — — — — — —

Ihr

Emil.

Wien den 28ten Oct: 1856.

Lieber Kuh!

Ich nutze eine in meinen Arbeiten eingetretene unfreiwillige Pause, durch ein heftiges mehrtägiges Fieber hervorgerufen, um auf Einen Punkt in Ihrem letzten Brief zu antworten; in jeder anderen Beziehung werden Sie schon so nachsichtig gegen mich seyn müssen, als es meine übrigen Freunde sind, von denen Werner seit July, Uechtritz seit August, Gartner gar seit vorigem October wartet, ohne daß mir Einer, wie ich wenigstens hoffe, darum sein Wohlwollen entzogen hätte.

Sie haben an meiner Aeußerung, daß ich die Ehre zu würdigen wüßte, welche Sie mir durch die Widmung Ihrer Gedichte erzeigen wollten, Anstoß genommen. Sehr mit Unrecht, denn sie war so aufrichtig gemeint, wie es ein Menschenwort nur sein kann, und wurde durch das, was vorher ging und was folgte, bedingt. Diese Erklärung wird Ihnen genügen; fordern Sie mir aber in ähnlichen Fällen nie eine zweite wieder ab, sondern glauben Sie immer das Beste und erinnern Sie Sich, daß ich der Mann der bloßen Ironie nicht bin, wenn auch allerdings der des Humors. Aus meiner Erwiederung auf Ihre Anfrage sprach auf der einen Seite die Achtung vor Ihrem Talent, und auf der anderen der Wunsch, daß Sie Sich bei Ihrem Eintritt in die Literatur durch die Berufung auf mich nicht schaden mögten, und das konnte Sie um so weniger überraschen, als ich es vor Jahren nothwendig fand, von Italien aus ein gleiches Bedenken gegen Sie auszusprechen, wie es sich um Ihr Engagement

bei einem Journal handelte. Die Entscheidung ist dagegen natürlich Ihre Sache, und vielleicht habe ich zu wenig erwogen, daß Ihr Büchlein über mich die Frage schon halb und halb entschieden hat, bevor sie noch überall aufgeworfen werden konnte. — — — — — — — — — — — — — — —

Troppau, am Allerseelentage 1856.

— — — — Jüngst las ich Otto Ludwig's Erzählung „Zwischen Himmel und Erde". Das Buch übte auf mich einen ungewöhnlich starken Eindruck aus und ist unbedingt das Bedeutendste, was vom Verfasser des Erbförster erschien. Der Meister Anton bekam wieder einen Sohn und der ist noch unmöglicher nach vielen Seiten, als der Erbförster. Ein Zug genügt, meinen Ausspruch zu rechtfertigen: der alte Dachdecker — krankhaft auf die „Ehre des Hauses" haltend, 2c. — erblindet, schämt sich seiner Blindheit und antwortet Jedem, der ihn um sein Befinden fragt: „ich leide ein bischen an den Augen, hat aber nichts weiter zu bedeuten". Zum Glück ist er eine Nebenfigur im Werke, das in Betreff der Darstellung meisterhaft genannt werden muß. Der deutschen Sprache wird allerdings ziemlich viel Unrecht darin zugefügt und der Poet erlaubt sich, um einen knorrigen Styl herauszubringen, Constructions-Verrenkungen, ja grammatikalische Uebergriffe. Ein Haarspalten der Seelenzustände, wie es in dieser Erzählung waltet, ist mir noch niemals untergekommen, und dieß geschieht mit so großer Virtuosität, daß man vor Otto Ludwig den Hut abziehen muß. Jedenfalls eine merkwürdige Production!

Wien, den 22. Nov. 1856.

Eben mit einem Brief an Uechtritz fertig, will ich die Feder nicht weglegen, ohne auch Ihnen, lieber Kuh, vorher geschrieben zu haben. Ich habe mich die letzten vierzehn Tage mit der Durchsicht und Ueberarbeitung meiner Gedichte, der in den beiden Sammlungen gedruckten, wie der manuscriptlichen, beschäftigt, um für den eventuellen und wenigstens nicht ganz unmöglichen Fall einer Gesammt-Ausgabe gerüstet zu seyn. Das hat fast dieselben Empfindungen in mir erregt, als ob ich noch einmal mein Testament machte, es ist den Sachen aber, wie ich glaube, höchst ersprießlich gewesen, zum Mindesten kann ich jetzt mit viel größerer Ruhe, wie früher, an sie denken. Um nicht gar zu arg gegen mein eigenes Fleisch zu wüthen, ließ ich mir bei Tendler den Emanuel Geibel geben; er leistete in dieser Beziehung auch die nützlichsten Dienste und drang mir mehrere Begnadigungen ab, ich mußte ihn dann aber rasch wieder aus dem Hause schaffen, weil ich bald spürte, daß er es auf einen General-Pardon abgesehen hatte, den ich doch mit gutem Gewissen unmöglich ertheilen konnte. Im Ernst: ich bin eine schwere Last vom Herzen los, und wenn man den Verbesserungen poetischer Werke nach oft gemachten Erfahrungen auch keineswegs immer trauen kann, so darf ich auf die meinigen doch vielleicht deshalb mit einigem Vertrauen blicken, weil ich nirgends Hand angelegt habe, als da, wo ich gleich bei der Entstehung des Gedichts nicht zufrieden war. Denn das scheint

mir die Gränze: am Gehalt, an den Gefühlen und Gedanken, wie dürftig sie sich auch ausnehmen mögen, wenn man von einer höheren Lebensstufe auf sie herabschaut, muß man nicht corrigiren, nicht mäkeln und meistern wollen, aber der Ausdruck läßt sich schärfen. Die Nibelungen stocken wieder, doch ist mir das eher lieb, als es mich ängstigt; ich bin ihrer jetzt so gut, als gewiß und kann in solchen Pausen manches Einschlägige studiren. Gärtners Buch über das Lied ist seit einigen Tagen auch da, und es ist ganz, wie er selbst: ein unentwirrbarer Weichselzopf, aber mit einzelnen goldnen Haaren, wie die Königskinder der Märchen sie mit auf die Welt bringen. Bei mir werden es zwei Stücke, jedes von drei starken Acten und jedes spielbar für sich. Spielbar! ich lächle, indem ich das Wort niederschreibe. — — — — — — — — — —

Ihr

Fr. Hebbel.

Wien, den 18. Dezember 1856.

Lieber Kuh!

Sie werden jetzt wohl wieder in Troppau eingetroffen seyn und ich benutze die Einsamkeit einer späten Abendstunde, um Ihnen auf Ihre letzten beiden Briefe zu antworten. Meine Frau hilft nämlich den Abschied des Fräulein Neumann feiern, die heute zum letzten Mal auf der Bühne steht und morgen unter die Gräfinnen geht. Die Künstlerin hat sich das Lorle in dem Meisterstück der Birchpfeifer für den heutigen Abend ausgesucht, was gewiß in jedem Sinn charakteristisch ist; das mögte im Angedenken der Menschen fortdauern und schreibt seinen Namen in Wasser!

Daß Sie Sich mehr und mehr von dem inneren Wert Ihrer Geliebten überzeugen, kann Ihre Freunde nur freuen; Besseres kann Keinem begegnen, als daß dasjenige, was er im Fieber der Leidenschaft mit Ungestüm ergriffen hat, später die Prüfung der Vernunft und der Zeit besteht. Da sich nun auch äußerlich Alles im besten Sinne zu machen scheint, so wüßte ich nicht, warum Sie nicht mit Hoffnung und Zuversicht in das neue Jahr hinein schreiten sollten, was ich Ihnen denn von ganzem Herzen wünsche. Zu der Herausgabe Ihrer Gedichte gratulire ich, dagegen verlangen Sie wohl nicht von mir, daß ich Ihre Ansichten über die Juden unterschreibe, da Sie wissen, daß ich mich vor vielen Jahren schon mit einem christlichen Freunde auf lange entzweite, als er ähnliche aussprach, und da Ihnen früher obendrein mein Wort: der Jude ist gerade so schlecht, wie der Mensch! recht wohl gefiel. Der Jude ist freilich, als Auserwählter, w i e j e d e r A r i s t o k r a t, zu Anmaßung und Undankbarkeit geneigt, und da seine Ansprüche aus historischen Gründen immer derber abgewiesen und stärker darniedergehalten wurden, wie die der übrigen Adelskasten, so hat sich auf der einen Seite das in ihm ausgebildet, was ich die kleine Courage nennen mögte und was leichter zur Unverschämtheit im Hause, als zur Tapferkeit auf der Straße führt, und auf der anderen hat er sich eine Dialektik angeeignet, die alle ursprünglichen Verhältnisse zu verschieben sucht, um leichter mit ihnen fertig zu werden, und aus der schon

der Talmud hervorging. Aber diese Eigenschaften können sich zunächst nie gegen Sie kehren, da Sie ja Selbst zu den Auserwählten gehören, und dann denke ich viel zu groß vom Menschen, obgleich ich ihn wahrlich nicht überschätze, um nicht an dem Glauben fest zu halten, daß er die kleinen Hindernisse, welche die Race ihm allenfalls in den Weg legen mag, durch die kleinste sittliche Anstrengung überwinden kann. Erwägen Sie diese Gedanken in ihrer ganzen Tiefe und söhnen Sie Sich mit Ihrer Nation wieder aus; es thut nicht gut, sich von dem Boden los zu trennen, dem man angehört und ich sehe Sie nicht gerne auf diesem Wege. Ihrer Familie nehme ich Nichts übel, sie hat nie Verpflichtnngen gegen mich gehabt und ich finde es natürlich, daß sie jetzt gegen alles Christliche etwas eingenommen ist; doch wäre es mir lieb, wenn ich erfahren könnte, ob der Brief, den ich Ihrer Schwester nach Amerika mit gab, von ihr an die Adresse besorgt wurde, da ich im entgegengesetzten Fall noch einmal schreiben müßte. Aber das hat Zeit und kann bis zu Ihrer Uebersiedlung nach Wien ruhig verschoben bleiben, da sie ja wohl nicht mehr bis Ostern dauern wird.

Mich haben meine Gedichte bis heute festgehalten und mich nach und nach wieder in eine Stimmung versetzt, deren ich mich nicht mehr fähig glaubte und die sich sehr fruchtbar erwiesen hat. Jetzt wünsche ich aber, sie vom Halse los zu werden und zu den Nibelungen zurück zu kehren. Der Wagen rollt, meine Frau steigt aus, ich wünsche Ihnen daher in ihrem und meinem eig'nen Namen nur noch schnell vergnügte Feiertage und ein fröhliches Neujahr.

Ihr

Fr. Hebbel.

Troppau, den 14. Januar 1857.

— — Ich lese jetzt den Goethe-Schiller Briefwechsel und genieße so recht das liebenswürdige und dabei hochbedeutende Buch. Der Eindruck, den es mir macht, ist ein doppelter: ein historischer und ein individueller, und Ersteres nicht bloß dort, wo die Geschichte selbst mit ihren ungeheueren Ereignissen in das Weben der zwei ungeheueren Menschen hineinspielt, sondern auch dort, wo diese selbst mit ihrem Einzel-Schicksale, mit ihren rein persönlichen Zuständen, Gedanken und Empfindungen vor uns hintreten. Folgende Stelle erinnerte mich ganz besonders an Ihre Position in der Literatur: „Wenn ich aber aufrichtig sein soll," schreibt Goethe, „so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen, einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde." — — — —

Troppau, den 16. März 1857, Nachts.

Hochverehrter, sehr theurer Freund!

— —

— —

Seit ich tiefe Blicke in die weibliche Natur that, verstehe ich den Mann besser und natürlich auch den Dichter, in welchem sich die Geschlechter vermählen. Das Weib ist unbedingt im Einzelnen vornehmer, im Ganzen und Großen aber der Mann. Manches Gespräch mit Ihnen, das ab und zu vor mir zu grünen anfängt, wie ein Baum im Frühling, enthüllt mir erst jetzt seinen bedeutungsvollen Kern und scheinbar längst von mir entzifferte Dinge in Ihren Werken reden in einer Mundart zu mir, welche ich sonst bloß dem Namen nach kannte. Der Mensch würde auch, wie ich glaube, nicht zu existiren im Stande sein, wenn er die jeweilige Schranke seines Fassungsvermögens so recht eigentlich sähe und begriffe; er erblickt auf jeder Stufe das Ziel selbst und plappert nur, daß er erst dahin gelangen müsse. Der Widerspruch ist das Leben und wer das Vorhandensein desselben immer und überall am klarsten erkennt, der wurde am schönsten mit den Räthseln fertig. In dieser Beleuchtung studire ich jetzt Ihre Schriften und da giebt mir die Familie Haidvogel ebenso wunderbaren Aufschluß über die Geheimnisse der Welt und der Kunst, wie König Herodes. Was den künstlerischen Genuß betrifft, so muß man bis auf den Knochen fast das Fleisch der „Illusion" abgestreift haben, und wenn man sich nicht jubelnd sagt: Wie ist das g e m a c h t! so ist man noch ungeheuer weit von dem Verständniß der Form entfernt. — — — — — — — — — — — — — — —

am 17. März.

Ich sende Ihnen heute ein kleines Kistchen Wein. Wundern Sie Sich nicht, aus der rebenlosen Provinz gerade diese Gabe zu erhalten, denn es ist hundertjähriger Traubensaft. Leeren Sie morgen Abend ein Glas auf mich, auf unser Freundschaftsbündniß und auf Adele. An ihre Frau stelle ich die gleiche Bitte und grüße viel tausend Mal die alte Garde, die an dem runden Tisch sitzen wird.

Wien, den 29. März 1857.

Lieber Kuh.

Vor einer halben Stunde aus dem Prater zurückgekehrt, wo ich mich umsonst nach dem ersten Veilchen umsah, um meine Frau bei ihrer Rückkunft aus dem Theater damit zu überraschen, nutze ich die einsame Abend-Muße, um Ihnen zu antworten. Ich lese jetzt einen außerordentlich merkwürdigen Schriftsteller, den Philosophen Schopenhauer, und schäme mich, ihn nicht früher kennen gelernt zu haben, ja, ich würde es kaum begreifen, wenn nicht seine eigenen bitteren Beschwerden über absichtliches und gänzliches Ignorirtwerden abseiten der Secten und Partheien des Tags das Factum einigermaßen erklärten und zugleich entschuldigten. Er kam mir auch dieß Mal rein zufällig in die Hand, indem ich, weil ich nach so angestrengter Arbeit einer Zerstreuung bedurfte, auf gut Glück um Bücher auf die Hof-Bibliothek schickte, und ich war nicht wenig erstaunt, einen der vor-

nehmsten Geister unserer Literatur in ihm begrüßen zu müssen. Wenn die erste Stelle, die man bei einem unbekannten Autor liest, nachstehendermaßen lautet: „ich habe die Menschheit Manches gelehrt, was sie nie vergessen darf, darum werden meine Schriften nicht untergehen" und wenn man, trotz des momentanen Stutzens, noch vor Abend ausruft: der Mann hat ganz recht! so will das gewiß etwas heißen. Er ist über siebzig Jahre alt und berührt sich vielfach mit mir, nur mit dem Unterschied, daß er, als Philosoph, Ideen zu Trägern der Welt macht, die ich als Dichter nicht ohne Zagen zu Trägern einzelner Individuen gemacht habe; so z. B. das Wort des Holofernes: „Oft ist mir zu Muth, als hätt' ich einmal zu mir selbst gesagt: nun will ich leben u. s. w." oder die furchtbare Resignation der Mariamne, mit der sie sogar ihren Staub dem Wechselspiel der Elemente entziehen mögte. Besonders tiefsinnig ist er über das Verhältniß der Geschlechter zu einander und einen Gedanken, den ich, an seine Entwickelungen anknüpfend, vom Spaziergang mit zu Hause brachte, will ich gleich hier niederschreiben, um mein Tagebuch nicht erst hervor suchen zu müssen. Edle Weiber, wie gemeine, quälen den Mann auf gleiche Weise durch Eifersucht, aber Jene, zu denen die Medeen so gut gehören, wie die Gretchen und Käthchen, durch Eifersucht, die sie empfinden, diese dagegen durch Eifersucht, die sie erregen, und auf dem Gipfelpunct herzloser Koketterie sogar zu erregen streben. Doch, einstweilen genug von Schopenhauer, an dem nur sein Name fatal ist.

Ich will jetzt nicht länger hinter dem Berge halten; allerdings habe ich ein episches Gedicht geschrieben, dessen Titel sogar (Mutter und Kind ein Gedicht in sieben Gesängen, von Hebbel) unter dem unmittelbaren Einfluß der Musen entstanden zu seyn scheint, weil er einen ganz regelrechten Hexameter abgiebt, wenn ich nach dem Vorgang von Goethe, Schiller und Deinhardstein den Vornamen über Bord werfe. Aber ich theile es nur Ihnen und den Vertrautesten mit und es muß für Andere, wie bisher, strenges Geheimniß bleiben; denn es soll erst zu Weihnachten kommen. Wie es entstanden ist, wüßte ich selbst nicht zu sagen; der Wunsch, endlich auch einmal ein Werk mit Anerkennung ediren zu können, hat keinen Antheil daran gehabt, obgleich ich jetzt allerdings zu mir selbst, wie zu einem alten Autor, Anmerkungen abfassen muß, denn was werden die Hottentotten und Karaiben nach tausend Jahren von der Hamburger Thorsperre, von Peter Ahrens, von den Wesselburner Fäusten, vom Schneider Weitling u. s. w. wissen und doch werden sie dieß humanste aller Deutschen Gedichte sicher lesen, sobald sie aufhören, Blut zu trinken und Menschenfleisch zu fressen, was unsere Missionaire doch gewiß durch Predigt und Bibel-Vertheilung nach und nach zu Stande bringen werden. Die Idee ist Ihnen längst bekannt, sie ist eine meiner allerältesten und fällt noch vor die Maria Magdalena; sie wollte sich aber früher nie runden, bis ich's auf diese Weise versuchte, wo es im Galopp ging, denn ich habe manchen Tag über hundert Hexameter gemacht. Sie schreiben von Kommen; es wäre hübsch, wenn Sie das möglich machen könnten, dann wollten wir das Ding lesen. Und warum sollte es nicht gehen, da Ihrem Onkel Ihre Dedication unbekannt geblieben ist?

Troppau, den 18ten April 1857.

— — — „Unpractische" Individuen, wie ich eines bin, nehmen in einer Woche, gleich der verflossenen, in der ich immerfort unter geistigen Niagarafällen stand, an Lebenskraft und Lebensmuth mehr in sich auf, als die realistischen Geschöpfe in einem Säculum. Lichtenberg nennt den Menschen das nimmer ruhende Ursachenthier und ich möchte den sogenannten practischen Menschen das nimmer ruhende Sachenthier taufen. Ich hasse jetzt nicht, wie einst, den Kaufmann, den Industriellen und Aehnliche, aber ich glaube, man müsse ihn einmal gehaßt haben, wenn man sich später durch das bereitwillige Einräumen seiner Existenzberechtigung mit ihm abfinden solle.

Nehmen Sie nochmals mein Glück auf! zur Reise und meinen Dank für die Mittheilung des Gedichts, welchen allerdings schon meine Thränen einschlossen, die mir die himmlische Form entpreßte. Wirkt diese einmal nach jeder Seite hin so mächtig, wie die Materie selbst, (der göttlich-reine Eindruck geht ohnehin von der Form allein aus), dann fängt der Künstler an, dem Weltschöpfer gegenüber den Demetrius zu spielen. — — — — — — — —

Troppau, d. 10ten Juni 1857.

Ehe ich, hochgeehrter Freund, über meine Privat-Angelegenheiten spreche, lassen Sie Sich ein Wort über Ihren Herodes sagen, den ich jetzt wieder gelesen habe. Dieß Drama bleibt mir denn doch nach vielen Seiten hin Ihr höchstes, denn es berührt alle Fragen, die den Menschengeist von jeher bewegen, es klopft an alle Thüren, an denen die Geschlechter vorbei müssen. Daß es dieß aber nicht in jenem Sinne thut, in welchem es der Hamlet und der Faust, die ich metaphysische Tragödien nennen möchte, thun, das eben verleiht Ihrem Werke einen Reiz eigenthümlicher Art. Shakespeare und Goethe führen uns zu den Bergleuten in den Schacht hinunter, Sie dagegen versetzen uns in einen Kreis von Gestalten, die sich um Nichts weniger, als um die Werkstätte der Erde kümmern, die uns aber durch ihren seltsamen Schmuck bestimmen, dem geheimnißvollen Ursprung dieser Dinge nachzuforschen, so daß wir Allein den Weg in die Tiefe antreten. Wenn man die tragische Idee, die dem Herodes zu Grunde liegt und die das tragische Moment der ganzen Welt ist, näher in's Auge faßt, so fragt man sich unwillkürlich, ob außer diesem noch ein Gedicht existirt, welches furchtbarer wäre? Die Menschen verstehen sich selbst und unter einander nicht. Das drückt jeder Vers des Gedichtes aus und wir spüren, daß es hier gar nicht der ungeheueren Leidenschaften bedurft hätte, ein schweres Geschick über die Träger derselben heraufzubeschwören. Sie sind der Anstoß zum Kampfe, nicht die Wurzel, wie in sämmtlichen Tragödien alter und moderner Literatur. Was es im Kern mit der menschlichen Freiheit auf sich hat, das beweist das vorliegende Gedicht in der eclatantesten Weise. Hätte Mariamne eine Ahnung von dem innersten Wesen des Herodes, sie würde ebensowenig das Motiv des Todesbefehls den schnödesten Eingriff in die Persönlichkeit nennen und es so empfinden, als Herodes den Todesbefehl gegeben hätte, wenn er ein begreifendes Organ für sein Weib besessen haben würde. Er muß ewig so

handeln, sie ewig so schweigen. Daß Soemus den König verräth, geschieht unbedingt nur deßhalb, weil er Mariamne liebt, nicht weil er sich selbst liebt, nur ist er sich des treibenden Motivs nicht bewußt, weßhalb auf die That, wie auf den Vollbringer ein verklärendes Licht fällt. Wie die Tragödie ferner zeigt, welchen Einfluß in Raçen, die allgemeinen Weltzustände auf die in solcher verzweifelten Gruppirung dastehenden Individuen ausüben, das muß man zum Gewaltigsten zählen, was in der dramatischen Kunst erreicht werden kann. Wie gezahnte Räder beißt hier ein Character in den Andern und die Schuld der Einzelnen verliert sich zuletzt in die Nacht der unvollkommenen Welt selbst. Die äußeren Schrecken, die der Tragödie vorhergingen und die ihr nachzügeln, kommen Einem wie ein orientalisches Freudenfest gegen jene Schrecken vor, die in den Herzen brüten und zeugen.

Von dem befreienden Gefühl, das der Herodes jetzt in mir erweckte, weil ich ihn nach wochenlanger Beschäftigung mit philosophischen Materien las, macht man sich nicht leicht eine Vorstellung. Die Philosophie, so sehr sie, im Vergleiche mit der Kunst scheinbar alle Widersprüche und Räthsel besser fixirt und weniger illusorisch der ersten Häute entkleidet, quält und verwirrt uns im Eigentlichen ebenso in abstracto, wie es das Leben practisch thut; bloß die Poesie beruhigt uns und gewiß ist es, daß sich jene von dieser immer das Asbestgewand ausleihen muß, wenn sie in die Flammen hinein will. — — — — —

Orth d. 16. July 1857.

Lieber Kuh!

Wenn bei mir von Besserung die Rede seyn kann, was ich dahin gestellt lasse, so schreitet sie jedenfalls in der Spiral-Linie fort und ist trotz der goldenen Kette von schönen Tagen, die zu meinem Glück und Heil noch immer nicht abgerissen ist, kaum zu bemerken. Geht es mir erträglich, so sage ich, wie meine Frau neulich gegen die Hofräthin Nordberg behauptete: „kein Wunder, ich bin erst sechs und vierzig Jahre!“ und geht es mir schlecht, so ruf' ich aus: „natürlich, ich bin ja schon sechs und vierzig!“ und wenn ich die Wahrheit dieser Beobachtung auch nicht selbst beschwören kann, so finde ich sie doch äußerst glaubwürdig. Uebrigens krieche ich am Stock und komme auch so nicht weit, kaum in mein Bad und wieder zurück; ich habe daher alle Ursache und die beste Gelegenheit, Untersuchungen darüber anzustellen, ob ich berechtigt war, den Vers: „Herr Siegfried wird den Tod mit einem Scherz empfangen u. s. w.“ niederzuschreiben. Unter solchen Umständen lese ich natürlich sehr viel und verschmähe Nichts, da ich in der Auswahl beschränkt bin, indem ich leider nur wenig Bücher bei mir führe. Zunächst habe ich Goethes Wahlverwandtschaften vorgenommen und es ist mir mit der Lectüre wunderlich gegangen. Der Roman scheint mir ungefähr aufgebaut, wie Charlottens Mooshütte, die der Hauptmann mit so vielem Grunde tadelt; überall Stifte und Drähte, deren Zweckmäßigkeit einleuchtet, deren Schönheit aber äußerst zweifelhaft ist. Dieser Mittler, und der Gebrauch, den der Dichter von ihm macht; diese eingeschobene Novelle u. s. w. Die letzte Parthie kann ihre pathologische Wirkung auf das

menschliche Gemüth freilich nicht verfehlen, aber das Ganze bezeichnet doch auf frappante Weise den Uebergang aus dem organischen Gebiet in das der Mosaik! Auch zu einem Roman von Boz, der Jahre lang unangerührt in meinem Schrank lag, habe ich mich endlich herabgelassen; er heißt: Dombey und Sohn! Dieser sogenannte Realist, den ich als Daguerrotypisten sehr hoch stelle, rückt seine Haupt-Figuren immer in die phantastische Region hinein, da ihm die ideale nicht offen steht und gränzt nach der Seite unmittelbar an Victor Hugo, so viel sein Deutscher Apostel auch gegen die Nachbarschaft einzuwenden haben mag. So haben wir in Dombey einen Vater, der seine Tochter haßt und daneben in gänzlicher Umkehrung des Naturgesetzes eine Tochter, die ihren Vater schwärmerisch liebt und das ist um gar Nichts besser, als die mütterliche Passion der Lucrezia Borgia in dem bekannten Hugoschen Stück, die durch Nichts motivirt wird und ihr darum ganz so steht, wie einer Tigerin das Sternkreuz. Da das Phantastische nun durchaus nicht aufgelös't, sondern nur willkürlich zurecht gebogen werden kann, so ist denn das letzte Resultat, trotz aller glänzenden Situationen in der Mitte, natürlich auch äußerst kläglich. Ganz eigen ergeht es mir mit Immermann's Münchhausen. Obgleich der alte Schulze und sein Oberhof sich in der alten würzigen Frische behauptet, so ist mir das Buch doch wegen des satyrischen Beiwerks geradezu zuwider und beweis't auf das Schlagendste, was dabei herauskommt, wenn man das Vergängliche und das Ewige in einander nestelt. Doch, Sie werden Sich wundern, daß ich bei der Literatur verweile, da doch die Welt zu so ernsten Betrachtungen Anlaß zu geben scheint. Lieber Freund, ich kann dieß Mal mit den lieben Wienern nicht übereinstimmen, ich sehe nur, daß das große tragische Grundgesetz sich einmal wieder schneidend bethätigt und stehe, wie der Chor, verlegen und überflüssig in der Mitte der erboßten Partheien. Auf der einen Seite konnte man nicht trauen, auf der anderen nicht warten; kein Wunder, daß der Knoten durchhauen wurde. Uebrigens finde ich die beiden Kaiserlichen Manifeste sehr würdig gehalten, und wenn Preußen wirklich mit England und Rußland in Verbindung getreten ist, um Oestreich das ganze Italien als Friedenspreis abzufordern, so wüßte ich nicht, wie das Uebereinkommen von Villafranka zu schelten seyn sollte. Daß die neue Constellation eine sehr düstre Perspective eröffnet, ist gewiß; am wenigsten haben wir uns persönlich darüber zu freuen. — — — — — — — — — —

Dresden, den 2ten October 1857.

Geehrter, sehr theurer Freund!

— — Mein Heutiges bezweckt bloß, Ihnen eine angenehme, Sie Selbst betreffende Angelegenheit warm an's Herz zu legen. Ich besuchte heute den Doctor Julius Hammer und sprach ihm oberflächlich von Ihrem epischen Gedichte. Nun ist Hammer einer der Vorstände der Tiedge-Stiftung, welche einen Preis von 200 Thalern für das beste Epos, im Style Hermann und Dorothea's, vor zwei Jahren erfolglos ausschrieb. In diesem Augenblick ist zwar der Termin abgelaufen, allein Hammer wird mit der Sache 8—10 Tage zögern und hofft in dieser Frist Ihr Gedicht eingegangen zu wissen. Es wird — wie er sich aus-

drückte, unbedingt gekrönt und das wäre nicht nur für Sie eine Freude, sondern auch eine Ehre für die Stiftung und ein Gewinn für die Literatur, wenn: ipsissima verba: „ein großer Dichtername den Preis davon trüge." Hammer meinte, daß es auch Ihrem Buchhändler nur lucrativ sein müsse, ein preisgekröntes Werk zu verlegen, Sie hätten also an Campe zu schreiben, daß „Mutter und Kind" zu Ostern, statt zu Weihnachten kommen solle, aus diesem und diesem Grunde, denn zu Weihnacht wird der Preis ertheilt. Senden Sie, falls Sie mit der Angelegenheit einverstanden sind, das Manuscript umgehend: „An das Comité der Tiedge-Stiftung", für Herrn Dr. Julius Hammer in Dresden, schließen Sie einen versiegelten Zettel, der Ihren Namen birgt, bei und versehen Sie das Manuscript, wie den Zettel mit einem Motto. Hammer forderte mir das Ehrenwort ab, daß ich gegen Niemanden über unsere Manipulation das Geringste rede. Schreiben Sie mir gütigst: poste-restante Berlin, ob Sie den Antrag acceptirten. Ich denke, er darf Ihnen nur erwünscht sein! Schicken Sie ferner Hammer Ihre Gedichte, über die er sich beeilen wird zu schreiben. Der Mann gefiel mir sehr wohl und auch ich übte einen guten Eindruck auf ihn aus. — — — — — — — — — — — — — — — —

Wien d. 6ten Oct. 1857.

Lieber Kuh!

Am Sonntag, den 4ten, erhielt ich Ihren Brief aus Dresden und gestern, Montag, den 5ten, habe ich das Gedicht an Hammer abgesandt. Es trifft daher jedenfalls früher ein, als er erwarten konnte, ich rechne nun aber auch mit Bestimmtheit auf das Resultat, da Sie mir, ohne Ihrer Sache sicher zu sein, zu einem solchen Schritt gewiß nicht gerathen hätten. Von einer Veröffentlichung zu Weihnacht ist jetzt nicht mehr die Rede, dafür werden wir unter der Aegide des alten Tiedge und seiner Urania am Schluß des Jahres preisgekrönt dastehen, wie Ernst Schulze, obgleich wir keine verzauberte Rose in der Hand halten. Die Verschiebung des Drucks wird übrigens ihr Gutes haben; mein Bade-Malheur in Gmunden machte es mir unmöglich, mich mit dem Werk zu beschäftigen und doch ist dieß, des Verses wegen, höchst nöthig, denn der ist sehr ungleich.

Wenn Sie in Berlin Titus Ulrich sehen, so fragen Sie ihn doch, ob er meinen Brief empfangen hat. Das Gegentheil kann ich mir zwar nicht denken, aber noch weniger kann ich begreifen, warum er mich ohne Antwort lassen sollte. Wenn seine Ansichten über lyrische Poesie meinen Gedichten nicht günstig sind, was gar wohl möglich ist, so braucht er es ja bloß zu sagen.

Daß Ihre Frau nicht zu der meinigen kam, ist zwar nicht recht, aber leicht zu entschuldigen und zu erklären.

Wir sind jetzt vollauf mit Bauen beschäftigt; in Gmunden wird schon eingerissen und der Plan zu dem neuen Hause, vom Schloßhauptmann auf das Zierlichste ausgeführt, ging vor einigen Tagen ab. Ich mußte ihn, der Behörden wegen, unterzeichnen und hatte dabei ein Gefühl, wie es mancher Monarch haben mag, wenn er ein Gesetz unterschreibt, wovon er Nichts versteht.

Sie sollten nun doch mit Ernst daran denken, den Doctor-Grad zu erlangen. —

Berlin, den 10ten October, 1857.

Sehr geehrter, theurer Freund!

Am 8ten, d. i. vorgestern, erhielt ich Ihre Zeilen und freue mich, daß Sie meinem wohlgemeinten Rath so schnelle Folge gaben. Es versteht sich von selbst, daß ich meiner Sache sicher war, soweit dieß ein Mensch überhaupt sein kann. Ich sagte augenblicklich zu Dr. Hammer: wissen Sie auch, Verehrtester, zu welchem Schritte Sie mich und dadurch möglicher Weise Hebbel bestimmen? und der Mann erwiederte, daß neun hundert neun und neunzig gegen Eins den von ihm, dem Comité und Ihnen gewünschten Erfolg des Schrittes verbürgen. Sie müssen wissen, daß der Tiedge-Verein schon im verflossenen Jahre den Preis hätte ertheilen sollen, daß aber dieß bei den durchwegs schlechten und mittelmäßigen Arbeiten, die eingelaufen waren, nicht anging. Ich begreife es übrigens, daß es dem Verein nicht gleichgültig sein mag, ob er einen von „Apoll's letzten Opferknaben", oder einen Priester Apolls gekrönt hat. — — — — —

Wien d. 14 Oct: 1857.

— — — Ihr Besuch bei Ludwig war eigentlich ein keckes Wagstück. Ich habe an diesem Mann, dessen bedeutendes Talent ich so wenig verkenne, als es mich genirt, nur das Eine auszusetzen, daß ich nicht der Erste war, dem er in Wien seine Stücke zusandte. Wie sah es denn sonst in Dresden aus? Giebt Dawison den „Lear" als „Spring' in's Feld?" Es wäre ja neu und wir haben hier jetzt ein „Käthchen von Heilbronn", bei dem das allerschnippisch'ste Stuben-Madel noch in die Schule gehen könnte. Das gefällt aber ungemein.

Der Schützenstraße, in der Sie jetzt hausen, erinnere ich mich recht wohl. Sie bildet eine Linie auf einer Art von Schachbrett. Berlin muß wegen der Krankheit des Königs jetzt in großer Aufregung seyn. Die Eventualitäten, die sich daran knüpfen, sind im gegenwärtigen Moment wichtig für ganz Europa, vielleicht entscheidend für Deutschland.

Suchen Sie doch auch gelegentlich den alten literarischen Diplomaten Varnhagen von Ense auf und grüßen Sie ihn von mir, vor Allem aber vergessen Sie Ihr Buch nicht. Es giebt Themata, die rasch angegriffen seyn wollen; wie Manches ist mir durch zu langes Drehen und Wenden zwischen den Fingern verflattert. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wien d. 16ten Nov: 1857.

Lieber Freund!

Den Abend vor Eingang Ihres Briefs hatten wir sehr viel von Ihnen gesprochen. Brücke, Glaser und Debrois hatten sich zusammen gefunden, Ersterer ging, Letztere blieben zum Essen und Ihrer wurde gedacht, wie Banquo's, nur in anderem Sinne. Debrois hat sich nämlich wieder eingestellt, nachdem er ohne Grund ausgeblieben war, weil ich ihm einige Worte über seinen Aufsatz geschrieben hatte. Ich hatte von seiner Verfasserschaft nicht die geringste Ahnung gehabt und war nicht wenig erstaunt, als Eitelberger mir auf meine Anfrage

seinen Namen nannte. Nach meiner Meinung hat er nie so Maaß gehalten und doch so erschöpfend gesprochen.

Für Ihre thatsächliche Beantwortung meines Briefs vom 3ten durch Ihren Artikel über meine Gedichte danke ich Ihnen bestens. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er objectiv genug gehalten ist, um ohne Anstand von jeder unpartheiischen Redaction gebracht werden zu können. Die Braunschweiger scheinen aber nichtsdestoweniger entschlossen zu seyn, ihn abzulehnen; lesen Sie nur, was mir Westermann schreibt, offenbar, bevor er ihn noch gesehen und gelesen hat. Ich habe ihm erwiedert, daß Ihre Arbeit jedenfalls geprüft zu werden verdiene und es ist möglich, daß er sich's doch noch anders überlegt. Geschähe es aber auch nicht, so muß ich Ihnen dennoch unbedingt abrathen, mit ihm zu brechen oder auch nur Empfindlichkeit zu zeigen; er ist nun einmal Ihr Verleger. Nur lassen Sie, da Sie wissen, wie es steht, Ihren Artikel nicht auf unbestimmte Zeit in seinen Händen. Seine Zuschrift schließen Sie gelegentlich wieder mit bei; sie ist wunderlich genug, aber vielleicht kann ich ihm dienen, denn ich stehe mit Cotta in Briefwechsel und bin sogar, ohne daß die Redaction es bis jetzt vielleicht selbst weiß, wieder Mit-Arbeiter der Augsb. All. Zeitung geworden. Suchen Sie die Nrn. 315 und 316 zu bekommen und lesen Sie den Aufsatz über den Gentz-Müllerschen Briefwechsel; er ist von mir. Behalten Sie das aber für Sich. Sie sehen, Alles ist im besten Zuge und es bedarf jetzt nur noch eines kleinen Nachdrucks von außen, um das entscheidende Verhältniß für immer festzustellen. Daran fehlt es jedoch hier in Wien ganz und gar; alle die Leutchen, die sich mit ihrer Verehrerschaft immer so viel wußten, bevor es zur Schlacht kam, stehen in nacktester Blöße als Maulhelden da. Ich denke zwar auch ohne sie fertig zu werden, und theile Ihnen meine Erfahrung nur mit, damit Sie Selbst sie nützen; Debrois kann Ihnen das Nähere sagen.

Auf Paul Heyses Kritik meiner Gedichte bin ich neugierig; die Münchner sollen sich aber in Acht nehmen, die große Lärm-Kanone habe ich ihnen schon jetzt vernagelt und nun ich wieder gemeiner Soldat geworden bin, werde ich die Patronen nicht schonen. Mit Geibel hatte ich kürzlich einen Spaß, der Sie belustigen wird. Der Pastor Kolbenheyer ersuchte mich vor zwei Jahren um Adressen, weil er eine große Reise durch Deutschland, Frankreich und England machte und ich gab ihm eine Menge, unter Anderem auch eine an Geibel, mündlich natürlich. Dieser hat er sich erst im letzten Herbst bedient und brachte mir einen Gruß zurück, mit dem Bemerken jedoch, daß man ein gewisses Epigramm vollkommen zu deuten wisse, daß dieß dem alten Respect aber keinen Eintrag thue. Die Herren haben also eben so viel Empfindlichkeit als Instinct.

Wien d. 27ften Nov. 1857.

Lieber Freund!

Ich habe einen Auftrag von Prof: Eitelberger an Sie, dessen ich mich um so lieber rasch entledige, als die Sache Ihnen wahrscheinlich nicht unangenehm seyn wird. Das Feuilleton der Wiener Zeitung, mit welcher zu Neujahr eine gänzliche Umgestaltung vorgenommen werden soll, kommt in seine Hand, und

er läßt Sie zur thätigsten Mitarbeiterschaft einladen. Er kam zu mir, als das Ministerium ihm den Vorschlag gemacht, er ihn aber noch nicht angenommen hatte; ich rieth ihm, unbedingt zuzugreifen und er hat meinen Rath befolgt. Dafür habe ich ihm aber auch meine persönliche Unterstützung zugesichert und bin schon jetzt für ihn beschäftigt. Senden Sie ihm zunächst, etwa bis Mitte December, eine Berliner Correspondenz umfassender Art und denken Sie zugleich auf Anderes. Dabei gebe ich Ihnen Eins zu erwägen. Ich hatte mich durchaus nicht geirrt, wenn ich glaubte, daß sich in Wien literairisch Manches verändern würde, und bin jetzt fester, wie je überzeugt, daß hier für Sie der Moment gekommen ist, wogegen Sie anderswo, und namentlich in Berlin, sehr schwer Wurzel schlagen dürften. Täusche ich mich in diesem letzten Punct, was ich freilich stark bezweifeln mögte, so habe ich Nichts gesagt; sonst aber lassen Sie Sich durch falsche Schaam nicht abhalten, einen Schritt zurück zu thun, der aus einer unzulänglichen Kenntniß der Menschen und der Dinge hervor ging und der vielleicht nur die Summe Ihrer Erfahrungen bereichert hat. Der Mensch ist zum Verharren im Verkehrten nur zu geneigt und doch geht der eigentliche Unsegen gewöhnlich erst daraus hervor, während selten viel verloren ist, wenn man gleich wieder umwendet. Sie können in dem kühlen kritischen Berlin, wenn ich richtig urtheile, noch eher Ihre Eisenbahn-Qualitäten, als Ihr Naturell brauchen, denn diese hängen doch wenigstens noch von fern mit der Mathematik zusammen, aber wer will das Tempo seiner Lungen oder die Farbe seiner Augen auf den Calcul zurückführen? — — — — — — — — —

Wien den 13ten Decbr. 1857.

Lieber Kuh!

Unsere Briefe haben sich gekreuzt, darum sprach ich Ihnen meinen Dank für Ihre Gedichte nicht auf der Stelle aus und später kam der poetische Geist über mich und ließ sich nicht abweisen. Es geht mir diesen Herbst fast ebenso, wie den vorigen und eigentlich, wie seit einem vollen Viertel-Jahrhundert: die ganz steife, prosaische Stimmung setzt sich plötzlich ohne alle Vermittlung in ihr Gegentheil um, und der Sturm spült alle die bunten Muscheln wieder an den Strand, die ich nicht allein für immer in der Nacht des Ozeans begraben glaubte, sondern die ich auch schon völlig vergessen hatte. So habe ich, seit ich Ihnen nicht schrieb, vier Balladen vom ersten Rang, unter den meinigen natürlich, gemacht und auch die Epigramme schwollen wieder zu einem neuen Buch an. Ob es fort geht und ob ich auch in etwas Größeres hinein komme, weiß ich freilich noch nicht; noch weniger, ob ich meine Nibelungen endige oder das russische Stück ausführe. Geibel hat mich mit seiner Brunhild nicht niedergeschmettert, wenn ich auch den großartigen Sinn, in dem er das Souveränitäts- und Majestätsrecht des Dichters ausübt, aufrichtig bewundere und mit Staunen sehe, daß das alte Lied mit seinen grimmigen Helden nicht anders für ihn existirt, wie eine tausendjährige Eiche für den Galanterie-Drechsler, der sie um ein Billiges an sich gebracht hat. Das Klotzige und Ungeschlachte hat er, wahrscheinlich aus freundschaftlicher Rücksicht auf mich und weil er mir doch auch

eine kleine Beschäftigung gönnt, Alles liegen lassen, so daß wir uns, da ich auch nicht die kleinste Versuchung spüre, mich an seinem Eigenthum zu vergreifen, gegenseitig, wie es edlen Sangesbrüdern ziemt, nicht im Mindesten beeinträchtigen. Sie sehen, ich fasse die Concurrenz auch jetzt noch, wo der Gegner bereits in voller Waffen-Rüstung vor mir steht, von der spaßhaften Seite; doch hat die Sache auch ihren Ernst. Zunächst ist mir durch das Produkt bei Cotta für das meinige die Thür verschlossen und dann werden die Recensenten, die nicht den Muth haben, es zu loben, was kaum möglich seyn dürfte, gewiß nicht ermangeln, das Mißlingen aus der Aufgabe selbst, aus der Beschaffenheit des Stoffs abzuleiten und mir dadurch bei'm Publicum den Weg zu verlegen. Uebrigens bin ich entschlossen, nicht das Geringste einzustecken, was von der Münchner Clique selbst ausgeht, sondern auf der Stelle durch Epigramme zu antworten; das eine hat schon fürchterlich gewirkt, wie ich aus einem Brief Mörikes entnehme und das hat doch gleich in dem „Kriegsrecht“, das sich in der nämlichen Sammlung befindet, den Balsam bei sich geführt, für Jeden wenigstens, der zu lesen versteht. Theilen Sie Eggers dieß gelegentlich mit, den ich überhaupt bestens zu grüßen bitte. Von Heyse las ich kürzlich eine Erzählung: **la Rabbiata**, die mir recht wohl gefiel. — —

Berlin, den 16. Dez. 57.

Vor acht Tagen sah ich endlich Bettina und die Dichterin Gisela. Bettina scheint mir ein ursprüngliches Wesen. Das Gesicht, von weißen, wirren Haaren umflattert, mahnte mich an Beethoven. Als die Frau, die sehr elend ist und neuerlich auf das bedenklichste erkrankte, mit lallender Stimme leidenschaftlich ausrief: Oh, Goethe war der edelste Mensch, der über die Erde schritt! da konnte ich mich einer tiefen Rührung nicht erwehren. Sie schenkte mir zum Andenken ihre Gespräche mit Dämonen. Fräulein Armgart gab mir ein Billet an Wilhelm Grimm mit, den ich, sowie den Bruder Jacob vor einigen Tagen sprach. Wilhelm, ein schöner Greis, liebevoll in Reden und Geberden, nahm mich freundlich auf und sprach nett über seine Begegnung mit Goethe. Er führte mich, auf seinen Stock und meinen Arm gestützt, in das Zimmer des Bruders hinüber, der wie ein Biber zwischen seinen Büchern stand. So angenehm Wilhelm Grimm auf mich wirkte, so abstoßend war mir Jacob Grimm. Er frug nach Ihnen, ferner ob ich Philolog sei und Aehnliches mehr. Der stiere Blick, der stets bloß das Weiße des Auges und spärlich die Pupille blicken läßt, dann seine Schwerhörigkeit vermehrten das Unbehagen. Als ich mich von der Deutschen Sprache empfahl, die, nebenbei bemerkt, die Vocabel „Borgtheater“ brauchte, da trat Jacob Grimm, während ich noch in der Thüre war, buchstäblich, wie ein aus der Ruhe gestört gewesener Biber, in seine viereckige Bücher-Wohnung zurück und ich dankte dem Himmel, daß ich die Begegnung hinter mir hatte. Varnhagen von Ense war ungemein liebenswürdig mit mir und grüßt Sie herzlich. Es war gerade ein Fräulein Assing bei ihm, die er dutzte und die sich Ihnen ins Gedächtniß ruft. Ihr

Emil.

Wien d. 29sten Dec. 1857.

Lieber Freund!

Fast war es mir angenehm, als Weihnachts-Abend kein Brief von Ihnen bei mir eintraf, denn ich war noch in Ihrer Schuld. Nun kam den folgenden Tag aber doch einer und ich mußte meine Portion glühender Kohlen auf's Haupt nehmen. Freilich kann ich mich besser rechtfertigen, als Ihnen lieb seyn wird: wir hatten wieder vierzehn Tage ein Lazareth im Hause. Erst legte meine Frau sich, dann kam ich an die Reihe und nur das Kind hielt sich bis jetzt tapfer. Doch war es dieß Mal nichts Apartes, was wir zu tragen hatten, sondern etwas Allgemeines, was wir mit der halben Welt theilten, und darüber ereifre ich mich nicht, wie Sie wissen. Auch wurde das Fest uns nicht gestört, sondern ging „in altem Glanz und alter Pracht" vor sich, soweit es ohne Ihre Gegenwart möglich war.

Daß Ihre Literaten-Wirthschaft ihren regelmäßigen Gang geht, freut mich; als ein Uebergang zu irgend einer festen Position hat auch das seine volle Berechtigung und diese behalten Sie gewiß im Auge. Für Ihre Mühwaltung hinsichtlich meiner Gedichte empfangen Sie meinen herzlichen Dank; es ist das erste Mal, daß ich für eine meiner Productionen mehr thue, als daß ich sie schrieb und wird auch höchst wahrscheinlich das letzte Mal seyn, da die innere Möglichkeit mit der äußeren Nothwendigkeit schwerlich jemals wieder so zusammen fällt. Aber, was seit zwanzig Jahren existirt, kann auch der Verfasser selbst beurtheilen, und für ein Buch, das so viele Keime der Bildung enthält, darf man sich rühren. Jetzt jedoch keinen Schritt weiter! Die Herren Kossak und Klein überlassen Sie ganz sich selbst; Annoncen hatten nur Werth bis Weihnacht. Nur Ulrich und Rötscher lassen Sie nicht aus dem Auge, weil ein persönliches Engagement besteht; Ersterem danken Sie für die vorläufige Notiz, die sehr zu rechter Zeit kam. Auch das Eggers'sche Literaturblatt überwachen Sie; ich weiß sehr wohl, daß es Nichts bedeutet, aber es handelt sich hier um die Leute, nicht um ihre Wirkung auf's Publicum. Uebrigens scheint es mit diesen Gedichten nicht übel zu gehen.

Hammer in Dresden hat sein Wort gelös't; Mutter und Kind haben den Preis davon getragen. Gestern erhielt ich die Anzeige und bin noch vor Verwunderung außer mir! Ich war so sehr vom Gegentheil überzeugt, daß meine jetzige Freude eigentlich nur darin besteht, einen Aerger los zu seyn. Denken Sie aber auch, was das heißt: in der literairischen Welt einmal eine gerade Linie! Freilich muß ich einige Haare lassen; ein Paar Stellen sind beanstandet, aus aesthetischen Gründen, wie die Herren sagen, aus politischen, wie ich sehr wohl weiß. Namentlich muß ich die Huldigung opfern, durch die ich den „edeln" Hans von Rochow, den würdigen Preußischen Junker, eben so unsterblich zu machen dachte, als ich selbst bin. Aber ich füge mich, denn der Grundgedanke des Gedichts leidet nicht unter dem Wegfall und ich kann das Ursprüngliche in späterer Zeit ja immer wieder herstellen. Ihnen wird bei dieser Nachricht ein Stein vom Herzen fallen, wie mir.

Das Urtheil über die Maria Magdalena hat mich interessirt, ist aber schief. Meister Anton und Leonhard sind Gegensätze, wie Gut uns Bös; der Eine

opfert den ganzen Wohlstand seines Hauses, um seinen Wohlthäter zu retten, und der Andere tritt ein Mädchen mit Füßen, weil ihre Armbänder vielleicht noch nicht bezahlt sind. Im Allgemeinen kann mir nur die Theilnahme erfreulich seyn, die meine Thätigkeit im Ganzen und Großen auffaßt; wer mir folgt, muß sich nicht auf einer der Stufen, die ich längst hinter mir zurück ließ, häuslich einrichten und mich zur Umkehr einladen. Wenn es aber doch etwas Einzelnes und Herausgerissenes seyn soll, so muß es wenigstens mit den großen Problemen zusammen hängen, die mich jetzt beschäftigen, und da bieten Agnes Bernauer und Gyges, von welcher Seite man sich ihnen auch nähern mag, Stoff zu unendlichen Betrachtungen dar, indem sie alles Frühere mit enthalten, aber freilich aufgelöst und auf's gehörige Maaß zurückgeführt, weil die höheren Factoren hinzu kommen.

Das Buch von Lewes über Goethe ist das bis jetzt vollständigste; ich könnte aber doch Lücken nachweisen, namentlich in Bezug auf das Verhältniß von Vater und Sohn. Seinem Urtheil über die Bettina stimme ich vollkommen bei, und als Sie mir neulich den Ausruf des Kindes: „Goethe war der edelste Mensch" mittheilten, ergänzte ich ihn unwillkürlich mit einem „Und Du — 2c." Glaser hat mir das Werk geschenkt, Debrois dagegen eins über Rob. Schumann, worin die infamsten Dinge gegen mich selbst stehen. — — — — — — —

Berlin, d. 9ten Januar, 1858.

— — Die wichtigste Nachricht Ihres Briefes: die Preiskrönung Ihres Gedichtes freute mich unsäglich; ich gestehe Ihnen, daß ich schon fürchtete, Hammer hätte Ihnen Unangenehmes mitgetheilt und Sie entzögen mir aus dem Grunde Ihre Zeilen. Es ist nicht zu läugnen, das jene „gerade Linie", wie Sie Sich ausdrückten, dem raschen äußeren Erfolg Ihrer Werke, die noch kommen, sowie dem Epos insbesondere, von großem Nutzen sein wird.

— — Ihre Ballade: „Der Tod kennt den Weg" ist das erste Gedicht von Ihnen, welches mir in Nichts gefiel; ich erkläre es deßhalb um so offener und besorge nicht, daß Sie mir wie jener Bischof im Gil Blas barsch entgegen treten. Ich finde vor Allem das Sachliche darin undeutlich: Viele werden nicht einmal am Schlusse g e n a u wissen, daß von einer Epidemie die Rede gewesen, da der Vers in der vierten Strophe: „Alles, auch der schwarze Tod" den Tod an sich so bezeichnen könnte und nicht nur Cholera, oder Pest. Die anfangs gebrachte energische Schilderung hat, abgesehen von dem Mangel einer vorbereitenden Stimmung keine morgenländische Färbung, und die Meisten, die sie lesen, werden, wie ich, wähnen, der Dichter führe uns in eine deutsche Landschaft. Deßhalb wirkt die später erscheinende „Palme" im bösen Sinne frappant. Daß der „Baron", der mir auch nicht behagt, sich mit dem Mädchen, oder der Frau — Sie präzisirten es nicht — selbstsüchtig von aller Welt abschließt, erhält zum Schlusse in der Erwähnung der Schwangerschaft eine pseudo-edle Motivirung. Man muß sich die Linien, wie das schrecklich blasse Colorit mühsam zusammen suchen und von der vierten Strophe auf die erste, von der siebenten auf die letzte im Geist springen und vice versa, um die Materie unter

die Füße zu kriegen. Dann entbehrt die Ballade der Stimmung und statt der Schleier, in deren Gebrauch Sie ein Meister sind, weht hier das undurchsichtigste Segeltuch. Das ist der Dank Ihres Jüngers für Ihre bereitwillige Uebersendung Ihrer Ballade.

Mit Doctor Frenzel wurde ich recht intim und werde Vieles in die „Unterhaltungen“ selbst und durch ihn hineinbringen. Gutzkow, der sich seit einem halben Jahre beinahe gar nicht um sein Blatt kümmert, wird wahrscheinlich in einigen Wochen auf längere Zeit nach Rom gehen, weil „eine Hauptparthie seines neuen Romanes dort spielt.“ Ich mußte Frenzel versprechen, dann quasi die Mitredaktion zu übernehmen und namentlich für die Rubrik „Anregungen“ zu sorgen. Gutzkow zeigt ihm den Empfang Ihrer Gedichte an und Frenzel schreibt hoffentlich darüber. Dieses Organ wird gewiß von nun an besser zu Ihnen stehen, als zu Andern. — —

Wien den 23sten Jan. 1858.

Lieber Kuh!

Kaum sind es fünf Tage, daß die Dresd'ner Angelegenheit völlig in Ordnung ist; so lange ließ das Schreiben des Comités noch auf sich warten, und wer den Unbestand der Menschen und der Dinge erst kennen gelernt hat, wie ich, der vertreibt sich in solchen unbehaglichen Pausen zwischen Aussicht und Erfüllung die Zeit nicht mit Pfeifen. Damit entschuldigen Sie es, daß ich Sie bisher ohne Antwort ließ, denn sonst versteht es sich von selbst, daß Sie mir keine Briefe mehr vorzuschießen brauchen; Sie haben eben so viel, vielleicht mehr, zu thun, wie ich und es ist natürlich und billig, daß wir, unvorherzusehende Zwischen-Fälle ausgenommen, regelmäßig mit einander abwechseln. Jetzt ist mein Ehrenkranz in Gestalt eines Protocolls von acht Seiten bei mir eingetroffen, ebenso sind die 200 Rthlr. in meinen Händen, und daß Sie, als Vermittler, bis zum Belauf dieser Summe einen Credit bei mir haben, falls Sie in Verlegenheit gerathen sollten, brauche ich wohl nicht erst zu bemerken. — —

Das neue Jahr brachte mir gleich zu Anfang ein herrliches Geschenk in einem Brief von Uechtritz. Welch' ein Schatz ist die menschliche Natur, wenn sie einmal, nicht ohne Schranken und Grenzen, aber ohne Schlacken hervortritt! Unsere religiöse Differenz, von beiden Seiten mit der größten Energie ausgesprochen, ist ausgeglichen; er kann sich mit einem Glaubensbekenntniß, wie es in meinen Terzinen vorliegt, verständigen und ich ein altes Kirchenlied von wunderbarem Tiefsinn, das er mir mitgetheilt hat, unterschreiben. Selten hat mich etwas nachhaltiger gefreut. Auch von Gutzkow hatte ich kürzlich einen Brief, der ihm sehr zur Ehre gereichte; er beabsichtigt, meine Gedichte selbst gründlich zu besprechen. Spaßes halber schickte mir gestern mein Jugendfreund, der Postmeister Hedde aus Altona, die Devise eines Knall-Bonbons, den er auf einer Hochzeit mit einer Dame hatte ziehen müssen; ein Vers von mir: „man geht nicht in die Schlacht als Held u. s. w.“ steht darauf und dieser Beitrag eines Conditors zu meiner Popularität hat mich höchlich belustigt. — — —

Berlin, den 28sten Januar, 1858.

Tieck schrieb einmal an Solger, als er die Erbärmlichkeit der Zustände in Kunst und Wissenschaft entwickelte: „Archimedes muß weit mehr Zeit und Sinn darauf verwenden, die Jungen nur vom Sprung in seinen Zirkel abzuhalten, als die Systeme selber zu bauen, und wollte er sie ignoriren, so könnte er gar nichts thun". Diese und ähnliche Worte fielen mir ein, als ich Ihren letzten Brief vom 23sten d. M. las, der wieder das alte Thema anklingt. Je mehr man sich in die Verhältnisse einweiht, unter denen bedeutende Menschen lebten, je mehr man die verschiedenartigsten Epochen, die hervorragende Männer für immer denkwürdig machten, näher in's Auge faßt, desto verschiedener tritt jenes Martyrium des Geistes als ein mit seiner Existenz Gesetztes hervor. Wenn Sie einmal an Ihren „Dichter" kommen, so werden Sie sicherlich das bezeichnete Problem aus der tiefsten Tiefe heraus packen und gestalten; im Goethe'schen Tasso wurde es nach der ästhetischen Seite hin bloßgelegt, in Ihrem Michel Angelo nach der sittlich-polemischen, während es eine absolut-ethische Erfassung und Darstellung noch erwartet. Alle Kunst hat es doch nur mit der Aufdeckung und Beschwichtigung des Widerspruchs zu thun, der allein ist das große Räthsel, und da der Widerspruch an sich sowohl, als auch in seinen Beziehungen zur Welt nirgend stärker erscheinen kann, als im geistig bevorzugtesten Individuum, weil in ihm das Bewußtsein des Widerspruchs die klarste Ausbildung erlangte und sich die Geringeren: der gebildete, wie der ungebildete Haufe, schon instinctiv gegen ein Wesen auflehnen und wehren muß, welches die plumpen, rasselnden Ketten, gegen seine, nicht so sichtbare, aber nur noch schmerzhaftere Bande vertauschte und in den Augen der Masse als frei gilt, so repräsentirt dieses Wesen die ganze Qual der Erde und der Sterblichkeit, und Archimedes ist nicht nur dazu segenreich verdammt, zu fühlen, wo und wie der Planet aus dem Gleichgewicht zu rücken wäre, sondern er hat zugleich die schnöden Leiden eines Karrenschiebers zu theilen, der in seinem Geschäft beirrt und geängstigt wird. Schon deßhalb, wenn nicht auch aus tausend anderen Gründen, läugne ich die Möglichkeit der Popularität von Künstlern und Kunstwerken. Nicht einmal in der Art, wie Schiller bei Gelegenheit der Recension Bürger's angiebt, existirt Popularität. „Was der Größte sich denkt? Dieß denkt er: Hole der Teufel Euer ganzes Geschlecht, wenn ich das bin, was ihr glaubt!"

Trotzdem, daß Sie, hochverehrter Freund, im Ganzen und Großen auf den generellen Beifall resigniren und, weil die Resignation eine echte, nicht von Selbsttäuschungen angekränkelte ist, mit jeder neuen Production ein helleres: Deum laudeamus igitur! anstimmen, so lassen Sie Sich dennoch in einzelnen Fällen oft verleiten, Ihre Horen und Grazien auf den Maskenball zu schicken und zu glauben, daß man jene den verlarvten Türken und Harlequins vorziehen werde. Das Schreiben des Baron Cotta, das Sie mir gütigst mittheilten, sollte freilich berechtigen, auf einen Umschwung der Dinge in Augsburg zu bauen, allein, wenn ich mich erinnere, wie sich hohe Herren in Wien und in München über Ihre Dramen äußerten und welche freiwilligen Versprechungen und Versicherungen von Dero Lippen träufelten und wie dann die Resultate aussahen, so nimmt mich Nichts vom Verleger Goethes und Auerbachs, Uhlands und Otto Roquette's Wunder.

Einen Theil des „Protocolls“ der Tiedgestiftung, bezüglich Ihres Epos, las ich in den hiesigen und rheinischen Journalen. Zu Ostern wird denn doch „Mutter und Kind“ gedruckt sein! Ich sehne mich nach dem Besitz dieses Gedichts, über welches ich vorhabe ein Büchlein zu schreiben. Ihr pekuniäres Anerbieten freute mich, aber ich hoffe, nicht in den Fall zu kommen, ein Anlehen zu machen. Mein Aufenthalt in Berlin war an Poeticis für mich ziemlich fruchtbar: ich schrieb drei kleine Erzählungen, „Zur Lenore“, „Nur Frieden im Nest“ und „Jahrmarktsscenen“ betitelt, wovon die ersten zwei Stücke aus individuellen Zuständen hervorgingen und das dritte ein nächtiges Bild darstellt, dessen Rahmen das kleinstädtische Leben Troppaus und die unheimlich-knappe äußere Natur Schlesiens bildet. Die beiden ersten Erzählungen sandte ich an das Stuttgarter Morgenblatt und die letztgenannte an das Frankfurter Museum. In diesen Tagen entstanden zwei Drittel eines kleinen epischen Gedichtes, dessen Stoff mir eine Mittheilung Eitelbergers bot, der mir vor Jahren erzählte, daß ein Mann in einer dalmatinischen Stadt, seiner Aehnlichkeit halber mit dem dortigen Schutzpatron, für den Heiligen in persona gehalten worden sei. Das Ding hat sich mir, wie ich glaube, eigenthümlich und menschlich-legendenhaft gestaltet. Wenn ich damit fertig bin und eine fernere, bereits begonnene Novelle zu Ende geführt habe, so werde ich mich ausschließlich an den „Gumpelino“ machen.

Frenzel empfahl mir dringend die Lectüre der Geschichte der französischen Revolution von Thomas Carlyle, die ich jetzt in der Uebersetzung von Feddersen lese. Einen ähnlichen Eindruck empfing ich bis dahin noch von keinem historischen Werk. Carlyle ist ungleich genialer, als Macaulay, seine Darstellung ist eine intuitive und leitet uns von jedem Besonderen ins Allgemeine, während Macaulay das Hauptgewicht auf das psychologische Moment legt und darum keinen Humor besitzt. Sie werden unbedingt durch Carlyle einen seltenen Genuß haben. Die Hofbibliothek hat Carlyle's Schriften gewiß, oder Sie erhalten sie aus dem juridisch politischen Leseverein. — — — — — — — — — — —

Wien den 22ten Februar 1858.

— — Ich stecke jetzt auch bis über die Ohren in den verschiedenartigsten Arbeiten. Von Aufsätzen und Abhandlungen wimmelt's; neulich habe ich z. B. den Tragödien-Dichter Arnold Ruge einer Beleuchtung unterzogen und dabei über falsche Plastik, wie ich wenigstens glaube, etwas Beherzigungswerthes gesagt. Gestern Abend schloß ich den ersten Act eines Opern-Dramas, das für Rubinstein bestimmt ist, und in dem ich, obgleich mir die Linien vom Componisten genau vorgezeichnet sind, doch etwas Eigenthümliches zu leisten hoffe. Auch an dem Epos habe ich noch Manches gethan und werde ich noch Manches thun, denn ich denke nicht daran, es früher, als im Herbst, der Presse zu übergeben. Nur die Nibelungen ruhen und da sie Niemand vermißt, so ist das kein Unglück. — —

Den philosophischen Theil Ihrer beiden Briefe zu beantworten, erlassen Sie mir für dieß Mal; wir haben die Themen, die Sie berühren, so unendlich oft durchgesprochen, daß wir wohl nicht füglich von einander abweichen können,

und ich verabscheue die Dialectik, wenn ich es auch eben so vernünftig als natürlich finde, daß Sie, da Sie doch einmal auf den Hegelschen Fechtboden verschlagen worden sind, Ihren „Cursum durchschmarutzen“. Was die Stellung des Künstlers zur Welt betrifft, so liegt das Verzwickte eben darin, daß der Künstler von derselben Welt, über die er sich so hoch erhoben fühlen und die er so tief verachten darf, doch gekrönt werden muß, wenn er sich in Stunden ernster Selbstbetrachtung nicht für einen Narren halten soll und dieß ist ein neuer Beweis für Shakespears Wort, daß Phiolosophie kein Zahnweh heilt. —

Wien den 11ten März 1858.

Lieber Kuh!

„Ihr habt mich schwach gesehen!“ sagt Schillers Elisabeth. Daran will ich mich vis-à-vis Ihres letzten Briefes erinnern, denn sonst wüßte ich nicht, wie ich ihn beantworten könnte. Das geistige Bild, das Sie Sich von mir machen zu müssen glaubten, um sich den Umstand zu erklären, daß ich nicht näher auf Ihre Legende einging, ist mir so ähnlich, wie ein leibliches Portrait, was in dem Moment aufgenommen würde, wo ich gerade wegen eines Tritts auf meine Hühner-Augen zusammen führe. Es mag einmal auf mich gepaßt haben, in einer jener Stunden, wo der Mensch unter der ihm aufgelegten Last zu erliegen anfängt, und Sie hatten Sich mir nahe genug gestellt, um in den Kampf zwischen der Selbstbeherrschung und den Schmerz mit hinein gezogen zu werden, ohne daß ich mir deshalb Vorwürfe zu machen brauchte. Jetzt aber verhält es sich zu mir und meinen Zuständen, wie das ecce-homo-Antlitz zu dem Jubel-Gesicht des Heilands auf der Hochzeit zu Cana, denn ich gehöre zu den glücklichsten Menschen, die auf der Erde leben, mein innerer Friede wächs't von Tage zu Tage, und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tausendfältige Frucht trägt, sondern darauf, daß ein Körnlein mir mehr ist, wie Anderen eine ganze Aehre, was ich freilich einer Jugend verdanke, die mich früh den bescheidensten Maaßstab an die Dinge zu legen lehrte, so brauche ich nicht einmal stark vor der Nemesis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Thränen in's Auge treten; wenn ich meine Schaale Kaffee trinke, so habe ich einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, so hab' ich ein Gefühl, als ob ich allein Beine hätte, ja, wenn ich des Mittags nach dem Essen das kleine Hündchen nach der Küche herüberhole und es mit fröhlichem Gebell um mich herum springt, weil es nun auch seinen Theil erwartet, so ergötze ich mich so, daß ich mich jedes Mal ärg're, wenn das Thierchen von selbst kommt, weil eine der Mägde die Thür offen gelassen hat. Dabei komm' ich mir gar nicht genügsam und demüthig vor, sondern ich fühle mich überschwenglich mit Allem, was ich als Mensch verlangen kann, gesegnet, und ich habe auch alle Ursache dazu, denn ich habe eine Frau, in der Gemüth und Seele fast verleiblicht sind, ich habe ein Kind, das sich auf's liebenswürdigste entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreisen und ich brauche nicht ängstlich mehr für die Zukunft zu sorgen. Wenden Sie mir

ja nicht ein: das Alles hattest du früher auch und empfandest den Fußtritt, den „schweigendes Verdienst vom Unwerth hinnimmt“ deßungeachtet stark genug; zum Theil besaß ich diese Güter in einem viel beschränkteren Maaß und dann kommt eben erst im reiferen Alter der Sinn für das wahre Glück, auch mußte ich meine Frau unter den miserablen Theater-Verhältnissen nicht mehr leiden sehen und sie brauchte Zeit, um sich an das Unabänderliche zu gewöhnen.

Da nun „Verstimmungen“, wie Sie sie supponiren, bei mir gar nicht mehr vorkommen, so kann mein letzter Brief an Sie aus einer solchen auch nicht hervorgegangen seyn; selbst wenn ich ihnen noch unterläge, würde die Voraussetzung nicht Stich halten, denn ich schicke nie etwas Unangenehmes in die Ferne und schreibe lieber gar nicht, wenn ich meiner selbst nicht sicher bin. Was in aller Welt hätte mich aber auch gegen Sie verstimmen sollen? Daß Sie mit meiner Beurtheilung Ihrer Erzählungen nicht zufrieden waren? Allerdings betrachte ich die Sache in jeder Beziehung anders, wie Sie, doch über die Richtigkeit meiner Ansicht kann Sie nur die Erfahrung belehren; einstweilen daher nur das Eine, daß ich mit der Gutzkowschen Kritik meiner Gedichte, die Sie so aufbrachte, ganz gut zufrieden bin und dieß nicht bloß aus psychologischen Gründen, die mich von Niemand fordern lassen, was nicht in seiner Natur liegt. Das konnte ich vernünftigerweise in jedem Fall nur bedauern, wie man es bedauert, Jemand Verdruß bereitet zu haben, dem man eine Freude zugedacht hatte, womit jedoch durchaus nicht gesagt seyn soll, daß ich nach einer solchen Aufnahme meines guten Willens nicht durch Vernunft und Verstand bestimmt worden seyn kann, da zu schweigen, wo ich sonst vielleicht gesprochen hätte. Vernunft und Verstand haben aber mit Verstimmungen Nichts zu schaffen, und wenn ich auch nicht mit Ihnen ausrufen will: „ist es nun in Ordnung?“ so muß ich doch wünschen, die Resultate meiner Menschen- und Mannesbildung nicht mit Launen und Grillen verwechselt zu sehen. Eben so gewaltsam und überhin eilend, wie in diesem Einen Punct, interpretiren Sie aber meinen ganzen Brief, z. B. mein harmloses Wort über Ihre Dialectik und noch ärger meine Freude über die Mittheilung Ihres Onkels; könnten Sie denn nicht einen kleinen Uebersetzer-Posten bei irgend einem Journal haben, zu bescheiden, um in die Ferne darüber zu schreiben, aber hinreichend, um ein Zehntel der Bedürfnisse zu decken? Wer schreibt denn über Alles, wer kann's und wer verlangt's? Ich am allerwenigsten!

Ich hoffe, daß Sie das Gewicht dieses Briefes zu würdigen wissen und über Sich Selbst lächeln, indem Sie ihn lesen; wäre es nicht der Fall, so würden wir uns nicht mehr verstehen und bessere Zeiten abwarten müssen. Mir fällt es nicht ein, in Ihre treue Theilnahme einen Zweifel zu setzen; es darf Ihnen aber eben so wenig einfallen, die meinige zu bezweifeln. Ich bin fest und unveränderlich, denn ich bin alt, Sie sind beweglich, denn Sie sind jung; das erwägen Sie, so sind Ihnen alle Räthsel, wenn nicht gelöst, so doch in ihrer Möglichkeit und Nothwendigkeit motivirt. Gern hätt' ich Ihnen das Alles umgehend geschrieben, aber wie sollte ich? Schon steht mein dritter Aufsatz in der Wiener Zeitung, denn ich habe Eitelberger zur Uebernahme der Red. gerathen und darf ihn nicht im Stich lassen; jede Woche geht ein Literaturbrief nach

Leipzig (der letzte über Leitner, Gottschall, Banck und Sie) und noch heute hoffe ich, den dritten und letzten Act meines Opern-Dramas zu schließen, in dem denn jetzt auch mehr steckt, als ich hinein zu legen dachte. Da fehlte die physische Zeit. Mit dem Wunsch des Besten, was Sie jetzt brauchen und einem herzlichen Gruß meiner Frau . . . . .

Berlin, den 16ten März 1858.

Hochverehrter, theurer Freund!

Reinere Freuden giebt es kaum für den Menschen, als wenn er die Leuchtthürme, die er durch Nebel und Regen, oder durch eigene Sinnentäuschung auf Augenblicke verschwunden glaubt, wieder hell über sein Meer stralen sieht! Blind zu glauben, wenn man einmal im Geist und Gemüth überzeugt wurde, mag auch diese Überzeugung von Zeit zu Zeit sich trüben, scheint mir für das sittliche Leben der höchste Gewinn. Ich habe ihn mir noch nicht vollständig erobert, aber ich weiß wenigstens, daß ich es muß, und da mein innerer Zweifel, der mich ab und zu verwirrt, nicht den Verstand zum Erzeuger hat, sondern das Herz, so ist ein Zustand, wie jener, aus dem mein jüngster Brief hervorging, eher zu entschuldigen und Irrthum und Schmerz fallen in Einer Person zusammen. Dieß als Dank und Antwort auf Ihre liebevollen und dabei strengen Zeilen vom 11. März!

Heute nehme ich zum zehnten Male Theil an der Feier Ihres Geburtstages und drücke Ihnen aus der Ferne treu und innig die Hand. Wenn ich auf das verflossene Dezennium zurückschaue, so däucht es mir, als ob ich eine zweite Wiege erblickte, an der nicht meine Mutter, sondern an der Sie gestanden. Auch Sie erzählten mir lange Geschichten, die ich für Märchen hielt, ich lief und stolperte in Ihrer Nähe, ohne zu ahnen, daß irgend Jemand die Füße anders zu brauchen vermöchte, Sie straften und unterwiesen mich, allein mein Gehorsam war Furcht, kein Erkennen und jede neue Stufe, die ich erklomm, war mir unbegreiflich, wie die erste. Das Dasein, Menschen und Dinge, starrten mich Jahre hindurch mit einem seltsamen Janusgesicht an, denn die Kindheit und meine Jünglings-Epoche widersprachen von Grund aus den Verhältnissen und Anschauungen, auf welche ich in den Verkehr mit Ihnen trat. Ich hatte mich nicht nur aus den allgemein-menschlichen Schalen und Häuten herauszuarbeiten, sondern auch die traditionellen, nationalen und familiären Hülsen abzustreifen, die meine Geburt und Erziehung mit sich brachten; ich glich eigentlich einem Seiltänzer, der auf Ihrem wilden, arabischen Pferde den Circus umkreist und zugleich die verschiedenartigsten Vermummungen von sich wirft, in denen er das Roß bestiegen hat. Welch' ein Weg, von dem Punkte aus, als ich in Ihrem Garten in Penzing Sie mit den Intentionen: ein zweites Wallenstein'sches Lager zu schreiben, behelligte, bis zu dem Moment, der der Geburt eines Kindes von mir voranschreitet! Ein ungeheures Resultat nenne ich nach Ablauf meiner Lehrjahre mein, dasselbe Resultat, das Ihre Werke deutlich verkünden: daß das Individuum Nichts zu fürchten habe, als sich selbst, daß die Pflicht das Ergebniß der Weltordnung sei und daß die ewigen Räthsel darin liegen, unseren

Willen mit einem höheren in Einklang zu bringen und in dem Gefühl recht zu thun, dem Gefühl der Richtigkeit der Erde die Spitze zu bieten.

— —

Nachdem der Sturm der Leidenschaft sich gelegt hatte und ich die Landstraßen wieder genau unterscheiden konnte, auf denen ich wandelte und die ich abseits liegen ließ, da tauchte namentlich Ihre Person warnend und vorwurfsvoll vor mir auf, und nachdem ich, äußerlicher Ursachen wegen, Wien so plötzlich verlassen hatte, da durften Sie, wie ich, die Handlungsweise, nicht auf die Macht von Liebesverhältnissen, sondern auf zwingende Pflichten zurückführen. In dem abgerollten halben Jahre nun empfand ich bis zur Evidenz, daß meine Neigung, indem sie sich aus Blüten in Fruchtknoten umsetzte, nicht nur Nichts an Intensivität einbüßte, nein, mich mit einem Frieden erfüllte, der alle Kraft vom Feuer empfängt und keines seiner verzehrenden Elemente. Adele ist ein Wesen, das den Mann stützt und ihm hilft, sie ist die Genügsamkeit selbst, das buchstäbliche Widerspiel jener Frauen, die den sogenannten vornehmen Kreisen und speziell der Sphäre angehören, in der meine früheste Jugend wurzelte. Dieses Bekenntniß werden Sie gewiß gerne hören, da Sie dadurch keinen Zweifel an der Ruhe meines inneren Lebens zu hegen brauchen.

— —

Lieber Kuh!

Ich kann den Brief meiner Frau nicht abgehen lassen, ohne Ihnen auch meinerseits von Herzen Glück zu wünschen, daß Sie ein so bedenkliches und folgenschweres Ereigniß jetzt hinter sich haben. Mehr kann es dieß Mal aber auch kaum werden, denn ich stecke bis über die Ohren in einer Abhandlung für die Wiener Zeitung, die ich gar zu gern noch in dieser Woche endigen mögte. Seit Monaten nämlich liegt schon ein Buch von Friedrich Bodenstedt, betitelt: „Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke“ auf meinem Tisch, das mir in so ferne sehr belehrend war, als ich daraus ersah, in welchen Affen aesthetisch gebildete Menschen den Shakespeare, oder doch ein gutes Stück von ihm wieder zu erblicken glauben. Ich meinerseits werde zu zeigen suchen, daß der Mensch sich auch dann noch vom Pavian unterscheidet, wenn dieser den Schwanz geschickt zu verstecken weiß und auf Nüsse Verzicht leistet, muß aber freilich ganz in's Detail hinabsteigen, da der Unterschied erst dort mit Händen zu greifen ist, während man ihn in allen früheren Stadien durch dialectische Künste verschleiern kann.

Zu meinem Geburtstag hat Rahl mir mit einem ganz vortrefflichen Portrait meiner Frau ein unschätzbares Geschenk gemacht. Bis auf Sie waren alle meine alten Freunde um mich versammelt, sogar Werner, der mir schon acht Tage vorher feierlich versprach, krank zu werden, um bleiben zu können und sein Wort redlich hielt. Mein Töchterchen führte mir ein Stück auf und wir waren sehr vergnügt.

Die Antwort auf Ihren Brief ein ander Mal; ich habe nicht nöthig, Ihnen erst zu sagen, daß es mich aufrichtigst freuen wird, wenn die Zeit und die Ent-

fernung, die allerdings unwiderstehliche Mächte sind, an der Unbefangenheit und dem Ernst Ihres Verhältnisses zu mir Nichts verändern.

Zu meinen Füßen liegt ein schöner Teppich, von einer Hand gestickt, die Ihnen einst theuer war. Ich habe zu Zerlinens erstem Kinde Gevatter gestanden und bei der Gelegenheit Ihre Schwiegermutter kennen gelernt, die mir und meiner Frau in ihrem einfachen Wesen sehr gefiel.

Grüßen Sie Ihre Adele freundlichst!

Wien, den 26. März 1858.

Wien, den 9ten May 1858.

Dieß Mal, lieber Kuh, habe ich mich, wie eine Spitzmaus, durch eine Menge anderer Briefe bis zu dem Ihrigen durchbeißen müssen. Ich legte diesen nämlich, um doch endlich auch meinen übrigen Freunden etc. gerecht zu werden, ganz unten im Haufen und das Mittel hat auch geholfen, denn gestern ging die Antwort an Uechtritz ab und heute die letzte an meinen alten Jugendgefährten, den Postmeister Hedde in Altona. Nur gegen Putlitz bin ich noch im Rest, aber dieser war vor vierzehn Tagen bei mir in Wien; er kann also noch warten. Jetzt will ich denn vom Schwarzbrot zum Kuchen übergehen; ich habe es wohl verdient, denn es gab neben dem Angenehmen, das nur wegen meiner Nebenbeschäftigung in's Stocken gerathen war, auch manches Widerwärtige abzuthun, ja sogar einiges Empörende.

Wohl kann ich mir denken, daß das Leben jetzt auch über Ihnen in manchen Stunden schwer genug werden mag; das ist die unausbleibliche Folge jeder singulairen Situation. Aber die Verhältnisse werden Ihnen nun ja auch ohne Zweifel bald gestatten, wieder in's Allgemeine einzulenken — — — — — — Das fait accompli ist nicht bloß in der politischen Welt allmächtig; erklärt man doch selbst ein Gedicht in der Handschrift nicht leicht für fertig, während es Einem selten in den Sinn kommt, oder wenigstens doch erst nach einem Decennium, an das Gedruckte zu rühren.

In meinem Hause rüstet sich Alles auf Gmunden, ich selbst aber kann nicht sogleich mit gehen, denn ich bin von Dingelstedt sehr freundlich eingeladen worden, zum 24sten Juny, dem Geburtstage des Großherzogs, nach Weimar zu kommen, und der ersten Aufführung meiner Genoveva beizuwohnen. Da ich dort im vorigen Jahr Niemand besuchte, so ist das doppelt artig und war also um so weniger abzulehnen; auch gehe ich, obwohl ich mich sehr schwer von den Meinigen trenne und zwar nicht die Arbeitskraft, aber doch die Genußfähigkeit beim Abschied zurück zu lassen pflege, nicht ungern.

— —

Berlin 13. Mai 1858.

— —

Mit großer Freude und Genugthuung las ich Lorm's Beurtheilung Ihrer Gedichte in der Wiener Zeitung; ich halte sie für eine der tiefblickendsten, die

erschienen. Rudolph Gottschall's Abhandlung über die Gedichte in den Blättern für literärische Unterhaltung kam Ihnen gewiß auch zu Gesichte; sie war im höchsten Grade anerkennend.

Ihren Aufsatz über die Zeitgenossen Shakspeare's ließ ich mir aus Wien kommen. Er reiht sich den meisterhaften Entwicklungen über Massingers Ludovico und den Prinzen von Homburg an, ja, er überbietet diese Arbeiten zum Theil, denn er ist spezifisch kritisch, während sich in jenen früheren Aufsätzen mehr Ihr schöpferisches Vermögen in den Vordergrund stellt. Der Aufsatz erregte auch, nach einer Mitteilung Mannheimers, ungeheures Aufsehen in Wien.

Fast gleichzeitig veröffentlichte das „Deutsche Museum“ einen Artikel von Arnold Ruge, worin Shakespeare's Verdienste und Größe, zu Gunsten Schillers, mit erstaunlicher Frechheit im Ausdruck, auf die Bedeutung poetischer, doch unkünstlerischer Theaterstücke des Londoner Directors reduzirt wurden. Die „nordischen Blätter“ publizirten wieder einen Artikel, worin dargelegt ward, daß Shakespeare beinahe niemals den Schlächter los zu werden vermochte, dessen Handwerk er in der Jugend trieb und das Heyse'sche Literaturblatt druckte zwei vor Jahren bereits bekannte Briefe Immermann's ab, die sich über die Regellosigkeit der Composition in den historischen Stücken Shakespeare's auslassen. Man ruft jetzt Shakespeare und sein Ende und strengt sich an, zu beweisen, daß ein Drama, dessen Form, (eigentlich Formlosigkeit), kein Poet nach Shakspeare zum Gesetz erhob, auch nicht das höchste sein könne.

Vor kurzem wurde ich mit der Familie Bülow bekannt. Hans von Bülow, der Sohn des Biographen Kleist's, heirathete die Tochter Franz Liszt's, eine Französin und beide sind Ihre Anhänger. Cosima von Bülow übersetzte Ihre Maria Magdalena für die in Paris neulich gegründete Revue Germanique und begleitete die Uebersetzung mit einem Vorwort. — — — — — — — —

Wien d. 19ten May 1858.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Debrois hat über Schumann eine Abhandlung geschrieben die vielleicht das Vorzüglichste ist, was in der ganzen deutschen Literatur über die Musik existiert. Freilich kommt er darin zu meiner Privat-Satisfaction zu dem Resultat, daß Schumann und ich, die er früher für Menächmen hielt, doch eigentlich feindliche Gegensätze sind. Aber ich glaube nicht, daß dieß mich bestochen hat. Alles übrige mündlich.

Ihr

Fr. Hebbel.

Berlin, am Pfingstmontag, 1858.

Hochgeehrter, bester Freund!

Wohl mußte ich noch vor drei Tagen glauben, an Ihrem Heirathstage schon bei Ihnen sein zu können und das Fest wieder einmal mit zu begehen. Meine Schuld ist es nicht, daß jenes nicht eintrifft.

Wünsche bringe ich ebenso wenig gut über die Lippen, als Tröstungen und als Gebete, aber vielleicht webt in mir eine um so stärkere Stimmung bei solchen Anlässen. —

Seit ich Ihren letzten Brief empfing, däucht mir's, als ob ich meine Wohnung auf einem Kreuzwege aufgeschlagen hätte. Nichts finde ich schrecklicher, als sich von außen bestimmen zu lassen, und nicht seinem eigenen Willen, (wenn auch nur scheinbar), zu folgen. Affectirten, eingebildeten, selbstgefälligen Schmerz, der mir in der unreifen Jünglingszeit, als ich in Hamlet meinen Bruder sah, momentan anhing, kenne ich nicht, aber dafür den echten Schmerz, der aus dem Leben an sich entspringt und das Gefühl der Erbärmlichkeit desselben zuweilen in mir allmächtig macht. Durch volle zwei Jahre wich das Gefühl nie länger als ein Paar Stunden von mir, und nur die Thatsache, daß ich trotzdem die Welt als schön erblicke und bei der Ueberzeugung von der fatalen Ohnmacht des Individuums, im Guten, wie im Bösen, an der Verantwortlichkeit und Zurechnung des Einzelnen für sein Thun im Tiefsten festhalte, mag Ihnen beweisen, daß ich die jüngste Vergangenheit nicht nutzlos verschwindelte. Ich lernte einsehen, daß hinter den kleinen und kleinsten Formeln und Formen im Leben und in der Kunst das nämliche Gesetz stehe, das den Kern und die Wahrheit der Dinge erfüllt und ich kam überdieß zu dem speziellen Resultat, daß mich das Allgemeine beherrsche, daß mich die Noth der Erde, die Misere des Augenblicks eher aufreiben, als aushöhlen und „verfischen“ würde, wie es im Shakspeare heißt. Wenn es mir und den Meinen materiell schlecht ging, wenn sich die unangenehmsten Berichte vom Hause bei mir ansammelten und jeglicher Faden, den ich anknüpfte, zerriß, so hörte dennoch eine Gestalt eines Drama's nicht auf, mir Fragen vorzulegen, so flatterten poetische, oder aesthetische Gegenstände, unbekümmert um die unordentliche Wirthschaft in meinem Kopf, hin und her, wie Vögel in und um einen Baum, in dessen Wipfel zerrissene Drachen aus Papier schweben und an dessen Fuße verweinte Handwerksburschen sitzen.

Mitte, oder Ende dieser Woche, fallen hoffentlich entscheidende Würfel für meine nächste Zukunft; meinen Muth büßte ich nicht ein und mein sittlicher Sinn wurde nicht geschwächt; vielleicht wird noch Alles gut! — — — — — —

Wien den 12. July 1858.

Die Nachricht über den „Demetrius“ machte mich froh, wüßte ich nur auch, daß „Mutter und Kind“, in stattlichem Cotta'ischen Gewand die kommende Weihnacht mitfeiern helfen! Sie sehen, Verehrtester, daß ich mich nun nicht mehr mit Ihren zukünftigen, als mit den von Ihnen vorhandenen Werken beschäftige. Ihr Epos gehört jetzt zu meinen täglichen Gedanken und giebt mir die wichtigsten Aufschlüsse über das gesammte Wesen der Kunst. Gerne hätte ich das Kind noch am Schluß des Gedichts plastisch vor mir gesehen, vielleicht aber ist das ein rein empirisches, kein künstlerisches Verlangen, obgleich Sie mich gerade verwöhnten, jede erlaubte sinnliche Begehren in der Kunst zu gewähren. Ihr Epos ist ein so durch und durch Lebendiges, daß ich mich noch immer und ewig frage, ob diese Gegenständlichkeit nicht eine wirklich erlebte, erfahrene sei;

wie man oft die That des Traumes als ein Geschehniß des Tages betrachtet. Ich kenne kein Werk, in welchem mit so bewunderungswürdiger Kunst das Tiefste an das Gewöhnliche, das spezifisch-Schöne an das wochentäglich-Menschliche geknüpft wäre, wie eben in „Mutter und Kind“. Sie rühren durch die Form und man wähnt, die Wirkung gehe von der Materie aus, Sie lenken den Blick des Lesers unablässig in's Allgemeine hinaus und das Einzelne scheint absolute Wichtigkeit zu behaupten und zu bewahren. Was die Form bedeutet, ist mir das entzückendste Räthsel, das sich selbst nie auflösen läßt, das aber Millionen andere löst, für die nur in jenem der Schlüssel ruht. „Du wirst mich nicht sehen“, sagte Gott zu Moses, „aber ich werde an dir vorüberziehen, rc.“, dieses Wort ist nicht nur auf die Religion, sondern auch auf die Kunst anzuwenden. Wenn ich mir den gang und gäben Begriff von „der Sehnsucht“, die in der Poesie liege, die ihren innersten Kern ausmache, näher betrachte, so stellt er sich mir als der Unbegriff der Poesie dar. Gerade keine Sehnsucht erregt die Poesie, bloß Befriedigung, und während im Leben jeglicher Zauber der Erscheinung und des Zustandes in der Erfüllung der Sehnsucht, im Genuß, erlischt, so findet in der Kunst das Umgekehrte statt.

Dieser Tage führte ich eine kleine Novelle zu Ende, deren Erfindung Ihnen vor Jahren gefiel und zu welcher mir Ihre Frau damals einen vortrefflichen Zug schenkte. Sie heißt „Drei Vagabonden“ und nie gelang mir noch, wenn ich mich nicht täusche, das Characterisiren besser, als bei den colossalen Lumpen, die ich malte. Im Falle Sie gelaunt wären, das Ding in Gmunden zu lesen, würde ich es Ihnen copiren. — — — — — — — — — — —

Wien, den 22ten July, 1858.

Mein theuerster Freund!

Unsere Zeit ist — um ein Bild nach Art unseres Ludw. Aug. Frankl zu gebrauchen — ein Spartacus: alle Sklaven werden frei gemacht, jeder Helote wirft seine Fesseln ab, vom Geist dieses Jahrhunderts dazu angestachelt. Was dieser Humanismus in der politischen Welt bedeutet, das kümmert mich jetzt nicht, in der aesthetischen Sphäre wirkt er geradezu vernichtend und man darf sagen, daß jeder Einzelne, ob er im Kreise der Kunst stehe, oder nicht, durch jenen allgemeinen unsittlichen Zug, der durch ihn hindurchgeht, an dem Verfall des Schönen in Production und Geschmack die Schuld trägt! Das Schülerthum, die Scholaren und famuli sind verschwunden und deßhalb könnte sich neben einem Luther, den etwa heute die Natur hervorbrächte, kein Melanchthon erzeugen, der ein gepfropftes Reis ist, und der bedeutende Mensch, der jetzt erscheint, nimmt mit Nothwendigkeit die Physiognomie des Autodidakten an und borgt von den Tyrannen einen Theil ihrer Herbheit und Unzugänglichkeit. Der moderne Dichter sieht sich genöthigt in der Weise der Janitscharen, den Säbel zwischen den Lippen, Pistolen und Dolche im Gürtel, einherzusprengen, denn Niemand will ihm das Rüstzeug nachtragen und seinen Rücken decken. Jene gewisse Verbissenheit und Härte, welche die Schriften Ihrer früheren Perioden mit characterisiren, stammen zur Hälfte aus dem bezeichneten Grunde; Ihre Entwicklung

ist Ihr alleiniges Werk und darum bei weitem höher anzuschlagen, als den Heroen in Weimar und Jena. Diese Männer waren, trotz dem Heinse-Jubel, trotz Manso und Nicolai, um ein Beträchtliches glücklicher postirt, als z. B. Sie. Schiller und Goethe hätten in unseren Tagen wohl keine giftigeren Xenien gemacht, aber vielleicht würde die Maria Stuart nicht so geläutert gestorben sein, die Iphigenie nicht so himmlisch gelächelt haben. Die Kluft zwischen Judith und den Nibelungen, zwischen Julia und Mutter und Kind ist unbedingt größer, als der Abgrund, der zwischen den Räubern und dem Wallenstein klafft! Jedes Ingenium versucht in seinen ersten poetischen Productionen der Welt mittelst der Kunst zu entrinnen, jene abzuwehren und von sich zu stoßen, erst in der Zeit der Reife bemüht er sich, die Welt durch die Kunst zu begreifen, sie zu acceptiren und dieß letztere geschah bei Ihnen mit solcher Hingebung und Wärme, daß ich mich daran menschlich erbaue und erhebe, wie ein frommer Christ an der Legende des heiligen Franz. Nicht bloß Goethe, sogar Schiller legte ein vorzugsweise aesthetisches Maß an die Dinge, wenigstens war das Material, worin Schiller arbeitete, ein abstract-Sittliches. Sie dagegen bewegten und klärten die spröden Massen des Real-Sittlichen aus ihnen heraus, Sie wurden überdieß nicht an der Saale, nicht am Main, Sie wurden am öden Nordseestrand geboren, Sie fanden endlich, als Sie auftraten, „Wally“ und „Patkul“ in der Blüte vor.

Mir ist es individuell wichtig, was ich jedesmal innerlich erfahre, wenn ich in's poetische Arbeiten gerathe: ich fühle mich dann stärker, als sonst, zu Ihnen hingetrieben, Sie wachsen dann als Dichter noch gewaltiger vor mir empor und die Empfindung von der Pygmäenhaftigkeit meiner eigenen Leistungen, die gleichzeitig sich einstellen muß, schwächt meine Freude am Goldspinnen durchaus nicht. Ich fühle mich in diesen Stimmungen noch geistig von Ihnen abhängiger und bin damit vollkommen zufrieden. Der Ausruf, den ich thue, während des Producirens: „das wird vortrefflich!“ oder Aehnliches, verträgt sich ganz gut mit dem zweiten, der mir über die Lippen kömmt, wenn die Flut zurücktritt: „Was bist Du doch für ein Wicht, Hebbel gegenüber!“ Buchstäblich so sieht es in der Seele des Weibes aus, von dem ich mehr, als andere Männer mit auf den Weg kriegte.

Als ich neulich Debrois das Kind, das in Ihnen steckt, zu schildern unternahm, da sagte ich auch, Sie besäßen kindisch-Boshaftes, dessen imitatorische Ausführung meinem Freunde ein unsterbliches Gelächter entlockte.

Apropos! Es freut mich wahrhaft, daß Ihr „Diamant“ anstatt im „Carltheater“, wie es vor Jahren sein sollte, jetzt in Europa gespielt wird! Sie haben dieß doch hoffentlich aus dem Fremdenblatt erfahren? — — — — — —

Orth d. 25sten July 58.

Lieber Kuh!

Ich habe alle Ihre Briefe empfangen; heute vor einer Stunde den letzten mit Ihrem Artikel und Groth's Brochüre. Wenn ich Ihnen erst jetzt antworte, so entschuldigen Sie es damit, daß ich aus Weimar eine ganz gehörige Er-

schlaffung mitbrachte und trotzdem in Gmunden gleich an den Arbeitstisch mußte, an dem ich, wie Sie wissen, im Sommer immer eine traurige Rolle spiele. Gestern endlich wurde ich mit meinen sechs Quartseiten über Dingelstedt's höchst merkwürdige Gedichtsammlung fertig, die wahrscheinlich in der Augsburger Allg. Zeitung erscheinen werden.

Ueber meinen Aufenthalt in Weimar sage ich Ihnen Nichts, da Sie meine Briefe gelesen haben, was ich von mir nicht rühmen kann, denn ich habe sie bloß geschrieben und versiegelt. Ich hatte dort Stunden, worin der Unterschied zwischen Leben und Poesie vollständig verschwand und ich würde kein schlechter Poet seyn, wenn ich das, was ich in diesen empfing und gab, wieder zu geben vermöchte. Doch thut es auch Nichts, wenn sich die Brust darüber, wie über einen wunderbaren Nibelungenhort zusammen schließt, der nur blitzen, aber nicht gehoben werden soll. Jetzt sitze ich wieder in altgewohnter Behaglichkeit unter den Meinigen und genieße, was ihre Liebe mir Alles zubereitet hatte, während ich abwesend war. Ich habe zunächst für ein großes, bequemes, schön austapezirtes Arbeitszimmer zu danken, das mir bereits ausnehmend zu Statten gekommen ist: Nur ein Tisch und ein Stuhl, so wie ein Bücher-Gestell stehen darin, und wenn ich auch Rothschilds Schätze hätte, so sollte nicht mehr hinein. Rosen und Lilien umspinnen die Fenster, mein Töchterchen hüpft funzig Mal des Tags vorüber und haucht mir zuweilen, wenn ich gerade hinausschaue, einen Kuß auf die Lippen! Das ist auch etwas. Gestern, als am Christinen-Tage, ging es sogar ungewöhnlich hoch bei uns her; bis in die späte Nacht wurde im Garten von ein Paar Landmädchen, die hübsche Stimmen haben, zur Guitarre gesungen, dann lustig soupirt und nachher noch: „Mensch, Du mußt sterben!“ von den Kindern gespielt. In einem der Lieder kam die Stelle vor: „Der Stern blickt hell und fröhlich auf, er heißt Erzherzog Maximilian!“ Ich erkundigte mich natürlich nach dem Collegen Dichter; es ist der Schulmeister in Altmünster, den Debrois kennt. Daß ich täglich zwei Mal in den See gehe, brauche ich Ihnen nicht zu schreiben, vielleicht aber doch, daß ich in schlaflosen Nächten, deren ich noch immer viele zähle, gern noch ein drittes Mal ginge und der Versuchung nur widerstehe, weil ich meine Familie stören müßte. Das Wasser gewinnt es immer mehr über mich; es ist wohl ein Jugendzug, übrigens habe ich im Schwimmen auch ziemlich zugenommen, und kenne nichts Angenehmeres, als bei bedecktem Himmel in die graue Wüste hinaus zu steuern.

Ihren Artikel habe ich gelesen; Sie haben sehr gut debütirt. Um Ihre Novelle werde ich in Wien bitten; hoffentlich haben Sie Kolatschek auch nicht vergessen. Daß das epische Gedicht sich bei Ihnen behauptet, freut mich; wegen der Veröffentlichung bin ich aber in Verlegenheit. Ihre Forderung, zum Schluß auch das Kind noch plastisch vor sich zu erblicken, ist eine durchaus berechtigte, aber ich glaube ihr durch die „blitzenden Augen“ und die „lockigen Haare“ entsprochen zu haben, denn was wäre in so zartem Alter außer Augen und Haaren zu fixiren? Wir haben einen jungen Menschen von Einem Jahre vor uns! Den wahren Proteus und den einzigen, den es giebt! Daß sich zwischen Ihnen und Glaser das rechte Verhältniß wieder herstellt, ist mir äußerst lieb; unter allen mir bekannten wissenschaftlichen Köpfen steht er der Poesie am nächsten.

Ihren Schwiegervater habe ich also richtig taxirt; es war keine Kunst, denn die „Meister Anton" kommen nur in der Literatur zu Dutzenden vor. Auch vom alten Bund haben Sie nichts Extremes zu besorgen; der Jude spukt nur noch in der Genoveva und auch dort wieder regelmäßig durch den Rothstift des Regisseurs erdolcht. — — — — — — — — — — — — — —

Sie treten in Ihrer Auffassung dem Geheimniß der Kunst immer näher; allerdings ist es Ihr innerstes Wesen, das dem Menschen eingeborene Sehnen zu stillen, ja in der Wurzel auszubrennen, und eben darum kann der Künstler im Zwiespalt zwischen sich und der Welt nicht stecken bleiben, da er von dieser noch gar Nichts sieht, wenn er sie nicht rund sieht. Doch darüber ist unendlich viel zu sagen; es ist der einzige Knäuel, der sich nie ganz abwickeln läßt und ich sage: Gott sey Dank! dazu.

Groths Brochüre soll willkommen seyn, mag er uns citiren oder nicht! Ich erwarte Tüchtiges, muß mir das Lesen aber noch aufsparen. Dafür, daß Sie in meinem Hause fleißig nachschauen, den besten Dank. Aus Weimar können und werden Paquete ankommen; vom Großherzog vielleicht, von Dingelstedt gewiß. Instruiren Sie den Hausmeister, daß er die Frachtbriefe entgegen nimmt, und lassen Sie sie holen, öffnen Sie und senden Sie mir die Zuschriften! — —

Wien, den 29ten July 1858.
Nachts 11 Uhr.

Zuweilen sehe ich von meinem Fenster aus den Schwalben und Spatzen zu, wie sie vor jedem Menschen, Hunde, oder Wagen, der ihnen, wenn sie in der Straße herumhüpfen, in den Weg kommt, scheu und schnell emporfliegen, während sie sich unter einander gut vertragen und sich selbst von einer plötzlich herannahenden Taube durchaus nicht stören und beirren lassen. Dieß Naturbild fällt mir ein, so oft ich in erhöhten Stimmungen an Sie, hochverehrter, theurer Freund, schreibe: ich glaube erst in solchen die volle Berechtigung zu haben, Ihnen mein Ich entgegen zu tragen, das sich im brieflichen Verkehr nothwendig freier und ungezwungener, nach gewissen Seiten hin, darstellt, als im mündlichen. Sie werden vielleicht bei Sich denken, daß das menschliche Moment, das mich an Sie fesselt, schon allein hinreiche, jene Berechtigung mir zu geben; die ordinaire gewiß, aber keine andere. Seit es Mode geworden, den Künstler toute à fait wie jeden beliebigen Menschen zu betrachten und von ihm zu begehren, er solle im gewöhnlichen Leben ein „gentleman" sein und auf keine weitere Verehrung und Rücksicht Anspruch machen, (siehe Literaturgeschichte von Julian Schmidt!), als man den honetten Leuten überhaupt zollt, seitdem ging das Maaß für die Beurtheilung des Künstlers generell verloren und bloß hier und dort wirft ein Einzelner die falschen Gewichte weg, die der kritisirende Magistrat auf den Markt brachte und gegen die schon die Bibel energisch genug eiferte. Sie brauchten einmal einen grandiosen Vergleich, als wir über das Wesen des Poeten sprachen: „Der Dichter wird wie der Prophet Habakuk auf die Höhe geführt und dort sieht er die wunderbaren Gesichte; die bringt er nachher mit sich herunter und behält sie in alle Ewigkeit, er braucht dann

nicht mehr im Seher-Zustande zu sein!“ Die Sachen, die ich in dichterischen Augenblicken mache, erscheinen mir — das ist ehrlich geredet — keineswegs werthvoll an sich, in dem Sinne nämlich, der der eigentliche ist, sondern werthvoll durch ihre Consequenzen, durch ihre unberechenbaren tiefen Einwirkungen auf meinen innern bessern Menschen. Gold wird zur Krone des Königs verwendet, Gold wird auch als Medicin verabreicht. Giebt es doch Stunden, in denen mir die ersten Scenen des Faust nichts weiter sagen, als was sie jedem Börsenagenten sagen; ein bischen mehr, oder minder, entscheidet ja Nichts. Und in geweihten Augenblicken fangen sie an mit Zungen zu reden: ja ich bin fest überzeugt, daß nicht einmal Goethe zu allen Zeiten ein ebenbürtiger Genosse seiner Werke war.

— — — Daß Sie ein behagliches Arbeitszimmer besitzen, weiß ich schon lange; Ihre gute Frau erzählte mir noch in Wien davon, daß Sie aber, während der Glühhitze des Hochsommers und noch dazu nach den Ruhmes-Mühseligkeiten in Weimar sechs Quartseiten Kritik schreiben, das überraschte mich allerdings. Freilich existiren wenige Menschen, die so viel, wie Sie, durch den abstracten Willen zu leisten im Stande sind; zugleich unterstehen Sie in furchtbarem Maße den Naturkräften. Diese Macht des abstracten Willens in Ihnen ist mit ein Motiv der Stärke Ihrer Poesie, doch auch deren Schwäche. Einzelne Züge im fünften Act des Gyges bewahrheiten z. B. Letzteres, ebenso der Epilog zur Genoveva. Diesen würde ich an Ihrer Stelle nie in eine Gesammt-Ausgabe Ihrer Dramen aufnehmen*); der Epilog war die einzige Concession, die Sie jemals der superweisen Kritik und dem Theater auf Kosten des künstlerischen Moments machten. Gerade das ist das Geniale des letzten Genoveva-Actes, daß der Epilog schon darin schlummert, wie ein Kind im Arm der Mutter; plötzlich heben Sie das Kind ihr aus dem Arm und lassen es laufen. Daß Ihr Epos noch immer im Verlags-Dilemma steckt, beklage ich. Veröffentlichen Sie es nicht zu Weihnacht, so müßte es, denke ich, bis Ostern ruhen. Die Herausgabe Ihrer kritischen Schriften scheinen Sie ganz vergessen zu haben und doch wäre dieselbe nun an der Zeit. Zufällig las ich, bei Ankunft Ihres lieben Briefes auch die Gedichte Dingelstedts. Sie sind „merkwürdig“, wie Sie sie treffend bezeichnen, allein sie sind mir zu merkwürdig. Diese Lyrik bewohnt die belle étage und ich erinnere mich mit Genugthuung des Goetheschen Worts über „die gute Gesellschaft“. Halb ist Dingelstedt ein Student und dieser in den sogenannten Liedern, halb ist er ein Mann des schwarzen Fracks und der Glacéhandschuhe; hier gewinnt er mit großer Virtuosität, ja mit poetischem Gefühl der Nichtigkeit des modernen gesellschaftlichen Lebens und seiner Frivolität dichterische Seiten ab, doch wenn ich die Gedichte, die „Roman“ überschrieben sind, genossen habe, dann sage ich mir, das ist Parfum gewesen und kein Blumenduft und ersterer kann auch, wie bekannt, aus Excrementen bereitet werden. Wenn auch Dingelstedt stets mit Hohn jene häßlichen Gegenstände bespritzt, so hat doch der Hohn nicht die Gestalt des Heine'schen, dem der Hohn aus dem Herzen quillt, nicht aus dem Kopf, wie Dingelstedt. Ich rettete

*) Kuh hat dieß in der Gesammt-Ausgabe doch gethan.

mich nach der Lecture der Dingelstedt'schen Liebeslieder in die Ihren hinein: „Zum ersten Male ist sie heut gegangen —". Welch' ein Unterschied zwischen Dingelstedts Sinnlichkeit und jener, die das Gedicht „An ein erröthendes junges Mädchen" aushaucht! Vortrefflich ist nur das Gedicht „Ein Seestück" und anmuthend die „Hauslieder". Die Sammlung hat unbedingt eine bestimmte, eigenthümliche Physiognomie und diese begegnet einem selten, aber sie repräsentirt das in der Lyrik, was Boz und Freytag im Roman vorstellen und das wirkt dort noch schlimmer. Ich bin auf Ihre Kritik sehr begierig. — — — —

Über die Lücke in diesem Briefwechsel sowie den Bruch des Umganges zwischen Kuh und Hebbel überhaupt ist Kuh's Hebbel-Biographie und zwar das Kapitel „Letzte Lebensjahre" und das inhaltsreiche und stylvolle Schlußkapitel von anderer Hand einzusehen. Besonders angeführt sei hier das von Kuh Bd. II, S. 619 mitgetheilte Bruchstück eines Briefes von Hebbel an ihn, dessen Original mir nicht vorliegt:

„ . . . . aber ich will Ihnen die Versicherung, die Sie zu wünschen scheinen, augenblicklich geben, die Versicherung, daß ich unter allen Umständen für Sie bleibe, was ich war. Wie könnte das auch anders sein; uns bindet das Ewige und Unvergängliche, das wir alle Beide mit Ernst und Eifer suchen, weil wir nur daran unsere Befriedigung finden, und solch' ein Band wird aus demselben Grunde mit den Jahren immer fester, aus welchem alle übrigen sich lockern. Alles, was sich auf der Oberfläche der Erde herumdreht, Schäfer und Jäger, Fischer und Gärtner, zankt und hadert mit einander, aber die Bergleute in ihrer Nacht leben in Frieden und gewiß fiel in einem Schacht noch nie ein Mord vor. Halten Sie sich meiner daher sicher . . . "

Bekanntlich schließt Kuh sein Werk mit einer scharfen Charakteristik Hebbels und hat den alten Freund erst auf seinem Sterbebette wiedergesehen.

Hochgeehrter Herr!

Mit der Herausgabe eines Buches beschäftigt, das den Titel „Ostdeutsches Dichterbuch" tragen soll, wende ich mich an Sie, um mir einen Beitrag von Ihnen zu erbitten. Das Motiv, warum ich ein solches Unternehmen in's Leben rufe, ist ein aesthetisch-politisches. Ich will versuchen, den Dichtern in Nord- und Mittel-Deutschland zu zeigen, daß wir Deutsch-Oesterreicher es hierin mit ihnen aufnehmen können. Sie, hochgeehrter Herr, gehören jetzt in demselben Sinne zu uns, wie Emanuel Geibel zu den Münchnern, und Sie werden, so hoffe ich wenigstens, der beabsichtigten künstlerischen Demonstration Ihre Mitwirkung nicht entziehen.

Sie verargen es mir gewiß nicht, wenn ich dem schüchtern emporgetauchten Gedanken: Sie um eine bestimmte Gabe zu ersuchen, muthig Worte leihe, indem ich auf Ihr Gedicht: „Die drei Horen", das meines Wissens noch nicht veröffentlicht worden, hinweise und außer diesem eine Reihe Epigramme dem „Dichterbuch" geschenkt sehen möchte. Dieß ist natürlich nur ein etwas kühner Wunsch, und ich habe eigentlich nicht nöthig, hinzuzusetzen, daß ich jegliche Gabe aus Ihrer Hand mit dem wärmsten Danke entgegennehmen würde. Dafür, daß Sie nicht Gefahr laufen, Ihre Klänge in einen Charivari zu leiten, bürgt wohl mein Name.

Das Buch erscheint in splendider Ausstattung kommende Weihnacht und die Correctur wird Ihnen selbstverständlich zugeschickt werden.

Um baldige Antwort, ob Sie meiner Bitte willfahren können oder wollen, ersucht Ihr zu jedem Dienst von vornherein verpflichteter,

in ausgezeichneter Hochachtung

ergebener

Währing, den 7. August 1862. Emil Kuh.

Augenblicklich, hochgeehrter Herr, hätte ich Ihnen für Ihre Beiträge zum bewußten Dichterbuch gedankt, wenn ich nicht ein Paar Tage von hier ferne gewesen wäre. Bei meiner Rückkunft erachtete ich es als zweifelhaft, ob Sie ein Brief noch in Gmunden antreffen könnte.

Empfangen Sie für die rasche und vollständige Erfüllung meiner Bitte den Ausdruck wärmster Erkenntlichkeit und die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, womit ich bin,

Hochgeehrter Herr,

Ihr ganz ergebener

Währing, 15. August 1862. Emil Kuh.

Hochgeehrter Herr!

Meinen wärmsten Dank für die reiche Sendung; daß Sie den zwei bedeutenden Balladen, um die ich ersuchte, auch ein noch ungedrucktes rein lyrisches Gedicht, das von rührender Schönheit ist, beifügten, dafür spreche ich ganz besonders meine Erkenntlichkeit aus.

An dem, auf Bitten der Verlagshandlung umgewandelten Titel, der nun „Oesterreichisches Dichterbuch", anstatt „Ostdeutsches" heißt, weil Herr Gerold nicht an die bekannte hier erscheinende Zeitung erinnern wollte, werden Sie Sich wohl nicht stoßen! Man kann ja immerhin von einem österreichischen, wie von einem schwäbischen Dichterbuch, reden, wenn auch nicht von einer österreichischen Literatur.

In der Hoffnung, bald Gelegenheit zu finden, Ihnen mit meiner bescheidenen Kraft literarische Gegendienste zu erweisen, zeichne ich

Hochachtungsvoll ergebenster

Währing, den 5ten October 1862. Emil Kuh.

Hochgeehrter Herr!

Hiemit beehre ich mich, Ihnen beigeschlossen die Correctur zu senden; ich habe die Fehler, die ich bemerkte, nicht verbessert, weil ich nach Ihnen die Blätter ohnedieß revidire.

Zugleich erlaube ich mir, Ihnen zwei Mittheilungen zu machen, welche für Ihr ferneres Verhalten zu zwei literarischen Persönlichkeiten vielleicht bestimmend sein werden. Die Nummer 44 der „Grenzboten" (ausgegeben am 24. October) enthält eine Beurtheilung Ihrer „Nibelungen", welche, wie ich glaube, von Julian Schmidt herrührt, dessen Thätigkeit noch immer jenem Organ zugewendet

ist. Die bezeichnete Kritik scheint mir zu beweisen, daß der Mann keinerlei gemeine Böswilligkeit gegen Sie mehr hegt. Ich hielt mich im verflossenen Frühling ein paar Tage in Berlin auf und traf zufällig mit Julian Schmidt zusammen. Er erzählte mir von dem Briefe, den Sie vor Jahren — auf mein Anrathen — an ihn gerichtet, und ich beeilte mich, ihm diese Thatsache zu sagen und ferner Ihres Worts zu erwähnen, daß Sie jene „Abfertigung" nicht veröffentlicht hätten, wenn Ihnen damals sein Buch über die Romantik schon bekannt gewesen wäre. Die zweite Mittheilung betrifft Gutzkow. Herr Josef Weilen, Beamter in der Hofbibliothek, erzählte mir nämlich, er habe im vergangenen Jahre Gutzkow in Dresden gesprochen und dieser habe sich geäußert, daß er wohl wisse, Sie wären der Verfasser des Artikels „Ein Selbstportrait von Karl Gutzkow" in den „Stimmen der Zeit". Gutzkow erfuhr es auf folgende Weise: Er schrieb an die Winter'sche Verlagshandlung, sie solle ihm die betreffende Nummer schicken; dieß geschah und nun kam gerade jenes Exemplar — durch ein Versehen — in seine Hände, worin die Honorar-Rechnung, mit Angabe der Autoren und der von ihnen gelieferten Beiträge verzeichnet stand.

Ich erachtete es als Pflicht, Ihnen beide Facta nicht vorzuenthalten.

Indem ich bitte, die Correctur möglichst rasch in die Gerold'sche Druckerei (Dominikanerplatz) zurückzusenden, zeichne ich mit dem Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung,

Ihr
ganz ergebener
Emil Kuh.

Währing, den 6. November 1862.

Briefwechsel mit Karl Gutzkow.

Mit wahrem Vergnügen, verehrtester Herr, theile ich Ihnen hiebei ein Exemplar meiner Judith mit. Es thut mir nur leid, daß Ihr Bote mich heut Nachmittag nicht zu Hause fand. Sie brauchen Sich mit der Remittirung nicht zu beeilen und können das Stück gern acht Tage behalten; nur wünsche ich, daß Sie es nicht weiter geben. Ich machte das Nämliche allen Anderen, denen ich es gab, zur Bedingung. Ich wollte Sie von meinem Vertrauen in Bezug auf mein Werk gewiß nicht ausschließen; aber ich konnte Ihnen damit auch nicht unaufgefordert entgegen kommen. Vielleicht regt die Judith Sie an, daß Sie mir einige Worte darüber schreiben; wie lieb mir dies seyn würde, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, da Sie längst wissen, wie hoch ich Ihre kritischen Arbeiten stelle; Ihre „Götter, Helden rc. haben mir erst neuerdings wieder einen seltenen Genuß gewährt. Sie werden mich in der Hauptsache nicht mißverstehen, was mir noch bei Manchem begegnen mag.

An Hitzig habe ich schon oft gedacht, eine neue dramat. Dichtung drängte die Recension immer wieder zurück, aber Sie sollen sie nächstens erhalten. Verzeihen Sie den Aufschub!

Mit einem herzlichen Gruß

Ihr ergebenster

Hamburg Abends den 1. April 40. Fr. Hebbel.

Herrn Dr. Gutzkow, Wohlg.

Ew. Wohlgeboren

gebe ich mir die Ehre, beifolgend ein Exemplar meiner so eben erschienenen Gedichte zu übersenden. Ich will Sie hiedurch in einem Fall, wo Ihnen vielleicht Schweigen angemessen erscheint, keineswegs zum Reden auffordern, was ich ausdrücklich bemerken muß, damit Sie nicht das gewöhnliche Recensions-Exemplar zu empfangen glauben; ich will Ihnen nur, da Sie mich und meine Judith in Ihrem Organ mit Achtung behandelt haben, auch meinerseits bei der sich mir jetzt darbietenden Gelegenheit den gebürenden Achtungsbeweis darbringen.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Hamburg, den 8. Sept. 1842. Friedrich Hebbel.

Verehrtester Herr!

Wundern Sie Sich nicht zu sehr, wenn ich den Faden unserer persönlichen Bekanntschaft wieder aufnehme und Ihnen hiebei ein Buch (Feuchterslebens sämmtliche Werke 7 Bde, herausgegeben von mir) übersende. Es geschieht mehr, um Ihnen zu beweisen, daß auch ich Ihre Ritter vom Geist mit der aufrichtigsten Theilnahme gelesen und nach meiner Weise begrüßt habe, als um Ihnen das Buch zu empfehlen. Sie werden in meiner Charakteristik des Autors ein Urtheil über Ihren Roman finden, das Ihnen darthun wird, wie hoch ich ihn stelle und Sie mögen überzeugt seyn, daß es mir zur wahren Befriedigung gereichte, es in Erwiederung Ihrer früheren Freundlichkeit gegen mich öffentlich auszusprechen. Ein Bekannter von mir, Dr. Fritsch, der Sie im vorigen Herbst sprach, erzählte mir Manches von Ihnen, und es freute mich, durch ihn zu erfahren, daß das Interesse, was ich Ihnen durch meine Judith abgewann, auch in Ihnen nicht ganz erloschen ist. Es wäre mir recht erwünscht, Ihnen im Leben einmal wieder zu begegnen, und vielleicht treffe ich Sie Anfang July auf meiner Durchreise noch in Dresden.

Ich hoffe, daß mein Autor Sie, wenigstens durch seine Diätetik der Seele, zu einem anerkennenden Wort in Ihren Unterhaltungen anregen wird, und ich darf diese Hoffnung aussprechen, denn sie gilt einem Todten, dem man ja Einseitigkeit und Befangenheit leichter vergiebt, wie einem Lebendigen.

Mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster

Wien, den 9. Juny 1853. Friedrich Hebbel.

Geehrter Herr,

Ihre Sendung hat mich nicht ganz so überrascht, wie Sie vorauszusetzen scheinen. Zwar drängte sich seit der Zeit unsrer ersten Begegnung vor länger als 10 Jahren Vieles zwischen uns und vor allem unsre eigene Entwickelung, die ihrer Natur nach etwas von sich Drängendes und Exclusives haben mußte. Indessen auf die Länge giebt uns, glaub' ich, ein nothwendiges Gesetz eine größere Annäherung, selbst wenn wir sie uns nicht gegeneinander aussprechen sollten. An Eifer und Ernst sind wir uns in unsern Bestrebungen ziemlich gleich gewesen, wenn auch die Organe, mit denen wir arbeiteten, verschieden waren; selbst die Zielpunkte liegen nicht so weit auseinander als wir Anfangs mögen geglaubt haben. Vor allem aber sind die äußeren, in kalter Zeit gegebenen Bedingungen unseres Schaffens bei Einem dieselben wie beim Andern. Die gleiche Indolenz, die gleiche Nothwendigkeit, das, was man eben gewonnen hat, sich immer wieder neu erwerben zu müssen, die Wandelbarkeit des Modegeschmacks, die kalte Blasirtheit der nachconstruirenden Kritik, das Drängen eines Nachwuchses, der den Anfang der Epoche wieder mit sich datiren will und so fort u. so fort.

Ihr offnes Zeugniß für eine gewisse Bedeutung dieser oder jener meiner Arbeiten hat mir wohlgethan. Man ruht sich gern in der Zustimmung derer aus, von denen man weiß, daß sie streng sind. Ich habe seit Jahren vermieden,

mich über die Produktion der Mitstrebenden auszusprechen. Zu groß war der Nachtheil, den ich erlitten habe und noch leide von der Herbheit rücksichtloser Offenheit meiner alten kritischen Thätigkeit. Kommt bei solcher Vorsicht mancher nützliche Tadel nicht heraus, so unterbleibt leider auch manches, auch den Lober ehrende Lob. Ich habe mich immer gesucht, im Zusammenhange Ihrer originellen und charactervollen Dichtweise zu erhalten. Leider konnt' ich in der kurzen Zeit, daß ich am hiesigen Theater wirkte, gewisse Hindernisse nicht überwinden, die bei Ihnen nicht allein in der Prüderie liegen. Es bedarf nur der einfachen Hinweisung auf Frau Bayer-Bürck, die die Regentin der hiesigen Bühne ist.

Ein genaueres Orientiren in den von Ihnen herausgegebenen Werken Feuchterslebens will ich mir angelegen sein lassen und Sorge tragen, daß in meiner weitverbreiteten kleinen Zeitschrift*), obgleich sie nicht literarisch-kritisch ist, doch eine so interressante Erscheinung nicht ohne ausführlichere Anzeige bleibt. Vielleicht läge in dieser Zeitschrift ein Hülfsmittel, unsre Wiederbegegnungen öfter zu wiederholen und auch öffentlich in einer Verbindung zu zeigen, die, wenn Sie meine trübe Auffassung der gegenwärtigen Zeit theilen sollten, Ihnen auch mehr als nur nach Außen hin nothwendig erscheinen müßte.

Mit der Bitte, mich Ihrer lieben, mir immer unendlich werth gewesenen Frau zu empfehlen bin ich mit den besten Wünschen für Ihr Wohl und nochmals für Ihren mich wahrhaft ehrenden Zuspruch dankend Ihr aufrichtig ergebener und hochachtend zeichnender

Dresden d. 20. Juni 1853. Gutzkow.

Mein verehrter Freund, Sie erhalten beif. einen Abdruck Ihres Gedichtes und eine nothwendig gewordene Umarbeitung meines Dramas. Werfen Sie das Exemplar, welches Sie schon besaßen, ins Feuer. Ich will nicht sagen, daß die veränderte Abfassung viel besseres verdient: ich habe in ihr gerettet, was nur eben an dem mißlichen Stoff zu retten war. Es sey die letzte Arbeit, die ich auf den blendenden Schein einiger Scenen hin unternahm, die letzte auch, wo ich in sclavischer Furcht vor dem Decorationswechsel — Verkürzung über Verkürzung gab. Eine große Handlung mit französischer Situationseinheit durchführen wollen, kann nur etwas Todtes geben. Dürft' ich dem, was nun in diesem Neudruck vorliegt, den Titel vorsetzen: Halbe Schuld und ganze Sühne, so hätt' ich viel Beruhigung. Man würde die Absicht erkennen, eine Calderonische Moral an einem Geschichtsvorgange abzuspinnen.

Ihre beiden Dramen las ich mit großer Aufmerksamkeit und erfrischte mich recht an Ihrer Unbefangenheit und ganz immer auf die Sache gehenden Gründlichkeit. In Agnes hätt' ich freilich viel hineinzuschwätzen. Idyllisch gefaßt ist die erste Anlage sehr reizend, aber dramatisch sind die beiden ersten Acte derselben Sache zu viel. Sie halten sich mit der Entwicklung eines Verhältnisses auf, das wenn nicht schon bei Beginn der Handlung fertig, doch am Abschluß

*) „Unterhaltungen am häuslichen Herd."

sein müßte. Das Werben eines jungen Fürsten um eine Baderstochter zu sehen nimmt gegen Beide ein und wenn Sie auch auf diese Schuld der Unbesonnenheit Ihren Schluß bauen und der Vernunft zuletzt Recht geben, so glaubt Ihnen niemand, daß Sie nicht mit ganzem Herzen bei der Anlage der Verhältnisse zugegen wären und die Liebe der beiden Helden geheiligt wissen wollten. Um mit dem Bunde zu sympathisiren, mußte er fertig sein und sogleich mit seinen Gefahren mußte das Stück beginnen. In Romeo und Julie begegnen sich gleiche Stände. Bei Ihnen aber kommen jene Menschen zusammen, die nicht zueinander gehören: man empfindet nicht mit ihnen. Wie gesagt, Sie *wollten* das; aber wer kann den Leuten Rosen vorsetzen und sagen: Nehmt's nicht für Rosen, es sollen Dornen sein, ich werd' es hinterher schon zeigen. Da Sie nun zu sehr ab ovo anfingen, so drängt sich Ihnen am Schluß das Wichtigste. Sie kommen da auch zu den Verkürzungen, die ich oben mir vorwarf. In einem Stück, wie diesem, muß Albrecht die Nachricht vom Tode Agnesens empfangen, wir müssen sehen, wie der Umschwung von 4 Akten, das Facit seines Lebens auf ihn wirkt. Dieser aus den Coulissen hervorsteigende hinter der Szene begonnene Schmerz kann noch so rasen, er läßt uns kalt. Macduff erfährt den Tod seiner Kinder auf der Szene. Natürlich schließen diese Bedenken den Genuß an dem nicht aus, was idyllisch so zart und poetisch geboten wurde, z. B. den ersten Eintritt auf die Burg an der Donau. Aber es ist zu episch. Ich meine, das Stück hätte mit der vollen, fröhlichen und glückseligen Fertigkeit des Verhältnisses, mit dem morganatischen Hofleben zu Straubing beginnen sollen. Freilich — die Augsburger Baderstube hat für die Characteristik zu viel Verlockendes gehabt.

Michel Angelo ist ein vortrefflicher Einfall und so artig durchgeführt, wie Goethe solche fliegende polemische Blätter erließ. Dargestellt mein' ich könne so etwas nicht werden. Das Ganze ist eine dramatisirte Antikritik und gehört nicht auf die Bretter, sondern in die Spalten eines kritischen Journals.

Nochmals wiederhol' ich meine Freude, daß wir uns wieder begrüßten. Die in Ihnen gährende Welt, dies leichte Spielen mit Gewaltigem, dieser scherzende, ironische äußere Schein, unter dem nicht Jeder ganz das Wesen erkennen wird, das er sich von Ihnen abstrakt in der Ferne gebildet hat, für alles das hab' ich schon vor Jahren die Keime und Anlagen gesehen und nun kenn' ich das Alles noch viel weiter ausgebildet und habe Stoff und Veranlassung, recht Viel über Sie nachzudenken. Spaß machte mir, manchen, sich gescheut glaubenden Leuten, die Sie hier nicht verstanden hatten, Ihr Wesen aufzuschließen. Gehe es Ihnen wohl und lassen Sie uns aneinander halten. Ich bin receptive, allein, und kann viel von Ihnen brauchen, schon weil ich so schrecklich viel von mir in kleinen Portionen bereits verausgaben mußte und in kleinen Portionen noch immer auszugeben habe.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau. Auch die meinige (die mir vor einigen Tagen ein Töchterchen schenkte) empfiehlt sich Ihnen herzlich. Immer

Ihr aufrichtiger

Dresden d. 17. Aug. 53. *Gutzkow.*

Wien, den 20sten Aug. 1853.

Verehrter Freund!

Sie sammeln feurige Kohlen auf meinem Haupte, und gewiß nicht, um Sich auf gut Evangelisch zu wärmen. Ich hätte Ihnen längst schreiben und danken sollen und Sie schreiben mir! Aber wenn ich bisher in Ihrer Schuld blieb, so war es bloß Folge einer gewissen Confusion, die sich bei mir nach jeder Reise einzustellen pflegt. Es hat sich Vieles aufgehäuft, man will Alles auf einmal thun und thut eben darum gar Nichts.

Glauben Sie mir, es that mir, wie meiner Frau, sehr leid, daß wir auf der Rückreise nicht wenigstens Einen Tag noch für Dresden erübrigen konnten, wir hatten uns Beide darauf gefreut. Aber ein Abstecher nach Helgoland verschlang unseren Rest von Zeit, denn ich traf dort als ehrbar ansässigen Apotheker und Rathmann einen Jugendfreund, der mich um so weniger rasch wieder fort ließ, als wir uns seit siebzehn Jahren nicht mehr gesehen hatten. Der Anfang ging einmal mit dem Ende wieder zusammen und das hatte um so größeren Reiz für mich, als mein Freund unter den Autoren der Neuzeit gerade den Verfasser der Judith am meisten haßte und ihn auf seine Jugendleistungen, wie sie in diversen Modeblättern niedergelegt sind, als auf treulos verlassene Ideale mit Unwillen hinwies. Ich weiß nicht, ob Sie meine Vorliebe für derartige Erlebnisse theilen; ich gerathe vor Behaglichkeit außer mir, wenn mir etwas Aehnliches begegnet.

Zum Töchterchen wünsche ich Glück; da haben Sie also Ihr Vierblatt beisammen. Das kleine Blondköpfchen mit seinem freundlichen Gesicht steht mir noch lebhaft vor Augen; nun hat's die Spielgefährtin. Aber auch zur Umarbeitung Ihres Perez gratulier' ich und kann Ihnen die Versicherung geben, daß das Drama unendlich durch dieselbe gewonnen hat. Es war, ich gesteh' es Ihnen, in der Gestalt, worin es mir vorlag, schwer zu beurtheilen, denn Sie wollten zu oft errathen seyn. Nun ist Alles klar und deutlich und ich möchte die Bühnen-Wirkung, die Ihnen bei diesem Werk vorzugsweise vorschwebte, für gesichert halten. Jeder Act hat eine große Catastrophe, die bei nur leidlicher Darstellung packen muß, und trotz der Verkürzungen, die Sie erwähnen, ist die psychologische Motivirung fast überall vollkommen ausreichend. Auch verdient die Grund-Idee den ganzen Aufwand, den Sie gemacht haben, um sie zu verkörpern und Sie haben das Drama hier ganz so in der Tiefe gegriffen, wie ich's nach Ihrem Roman erwartete, wenn auch die Form, die Sie wählten, der vollständigen Kristallisation hie und da eckige Kanten setzte. Selbst einzelne Ausläufer, wie z. B. das: „Man scheidet nicht von Philipp“, das der Tod des Escovedo so schrecklich commentirt, müssen unbedingt zünden. Zwar hätt' ich gerade hier das Warum gern stärker betont gesehen, doch ich will meine eigene Auffassung des Gegenstandes (ich beschäftigte mich damit, als er mir im Pittaval vorkam) der Ihrigen nicht gegenüber stellen, denn es käme Nichts dabei heraus. Nur eine Bemerkung mögte ich Ihnen machen, die auch auf Ihrem Standpunkt aufgeworfen werden könnte. Ich glaube, Sie brauchen so wenig die Kette, als das Medaillon, wenn Sie Ihre psychologischen Trümpfe besser verwenden und würde Ihnen rathen, Beide zu entfernen. Daß die Meza in einem

solchen Moment bei Perez erscheint, verdächtigt diesen genug; und der Inhalt des Kästchens reicht auch ohne Medaillon hin, Philipps Zorn und Eifersucht zu entflammen. Scheuen Sie die Arbeit nicht, sie ist gering und wird sich glänzend belohnen.

Ihre Bemerkungen über meine beiden Stücke waren mir sehr interessant und gaben mir viel zu denken. Wie Sie die Agnes Bernauer wollen, ist sie ungefähr in dem alten Törringschen Schauspiel: fertiges Verhältniß gleich zu Anfang und Donner und Blitz fast unmittelbar hinterdrein. Ich kannte dies Werk, ich achtete es.

(Schluß fehlt.)

Wien, den 10ten Nov. 53.

Herr Friedrich Uhl, ein Ihnen warm zugethaner junger Schriftsteller von entschiedenem Talent, zugleich Redakteur des Feuilleton's der Ostdeutschen Post, wünscht Ihren Perez neben einigen anderen Dramen in seinem Blatt zu besprechen und hat mich um Mittheilung des Exemplars ersucht, das ich durch Ihre Güte besitze.

Sie werden, da bei Uhl so wenig am Willen, wie an der Einsicht zu zweifeln ist, gegen diese Mittheilung schwerlich etwas einzuwenden haben; ich bin jedoch in diesen Dingen discret und frage deshalb bei Ihnen um die Erlaubniß an.

Den langen Brief, mit dem ich den Ihrigen gleich nach Empfang beantwortete, werden Sie doch erhalten haben? Bei der Sicherheit des deutschen Postlaufes ist die Frage eigentlich überflüssig, aber es kommen dennoch, wie ich aus leidiger Erfahrung weiß, Fälle vor, und die Wahrscheinlichkeit ist hier um so weniger ganz ausgeschlossen, als ich Sie um einen kleinen Gefallen, um einen Rath in einer Gastspielangelegenheit ersuchte, den Sie mir vielleicht schon ertheilt hätten. Freilich waren Sie auf Reisen und setzten Ihr Stück in Scene.

Herzlichst Ihr

Fr. Hebbel.

Vergessen Sie meinen Feuchtersleben auch nicht?

Ich hatte mir, mein verehrter Freund, darin eine ganz besondere Erfrischung des Geistes und Herzens gedacht, einen regelmäßigen Briefwechsel aus unserem Wiedersehen erstehen zu sehen, aber meine Vorsätze und Plane gehen in der Masse von Bestimmungen unter, die ich von meinen täglichen Mühen empfange. Die nächste Sorge für Ihr Dasein kennen Sie nicht. Sie können nach Ihren Neigungen und Wünschen leben. Ich arbeite in einer Tretmühle. Wenn ich auch ruhen will, stillstehen, die Maschine geht vorwärts und ich werde willenlos. So denk' ich mir beim Empfange eines so schönen Briefes, wie ich von Ihnen ihn vor Wochen hatte, eine lange Erwiederung aus, träume eine ganz aparte, ganz besonders werthvolle und den Menschen hebende Correspondenz und in

Wirklichkeit drängen sich zwischen Gedanke und Erfüllung so viel neue Pflichten, daß das schöne Ziel immer ferner und ferner verschwindet und ich da feststehe, wo festzustehen oft schwer fällt, im täglichen Trubel und Strudel. Sie gaben mir in Ihrer Erwiederung zwei Aufträge, einen, Sie, einen Ihre liebe Frau betreffend. Auch darüber hatte ich die Antwort gleich fertig: warum nun schickt' ich sie nicht ab? Wahrscheinlich, weil sie Sie nicht genug erfreut hätte. Es ist die: Auf Lüttichau und die hiesigen Theaterverhältnisse mag ich keinen Einfluß haben, wenn ich auch könnte. Vergegenwärtigen Sie sich meine Position. Ein gelöstes altes Verhältniß, eine Art rapport d'éstime, äußerlich höflich, im Stillen falsch. Lüttichau und die Regisseure geben meine Stücke, im Stillen wünschen sie, daß sie durchfallen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dieser Erwägung hab' ich mir das System machen müssen, von diesen Herrschaften nichts zu verlangen, als das, was sie selbst gewünscht haben. Sagen Sie selbst, ob Sie z. B. zur Direktion des Burgtheaters anders stehen möchten? Und können?

Unter der Hand hör' ich, was sich begiebt. Begegnet mir einmal Lüttichau, so bürd' ich ihm in aller Eile auf, was ich inzwischen für ihn gesammelt habe. Aber regelmäßigen Einfluß auf seine Entschließungen mag ich nicht mehr haben und kann daher für Niemanden bei ihm wirken. Eine solche Excellenz ist kein Mensch, wie Unsereiner. Sie nimmt nichts harmlos, nichts natürlich. Sie ist ein Begriff, ein Verhältniß es mag sie noch so süß locken und naiv gemüthlich thun, sie bleibt eine Sphinx, von der man sich hütet.

„Judith" hört' ich — in München! — wird im März oder April hier gegeben werden mit der Damböck, wenn die Bürck wieder in Wien spielt. Daran anknüpfend könnten Sie selbst ohne Weiteres an Lüttichau schreiben, „es wäre doch nützlich, wenn ein einmal einstudirtes Stück wiederholt würde" — praktische Sprache, speziell auf Lüttichau berechnet — und da möge Ihre Frau dies veranlassen und möge noch in einigen anderen Rollen auftreten. Die Rollen gleich anzugeben ist auch förderlich und dann können Sie gewiß sein, daß seine eigene Entscheidung günstiger ist, *als wenn ich sie förderte*.

Michel Angelo würden Sie doch wohl von Devrient gespielt haben wollen? Allein hier tritt das Unglück ein, daß Devrient nur 6 Monate dieser Bühne gehört und in diesen 6 Monaten so schwer lernt, so blasirt, so müde ist, daß er am liebsten nur Possen lernt, um sich selbst anzustacheln und zu unterhalten. Den Perez in meinem Stück zu lernen hat ihm Seufzer genug gekostet. Er spielt die Rolle so unsicher, wie Jemand, der mit verbundenen Augen zwischen Eyern tanzen soll. Erst in Frau Birchpfeiffers Waise von Lowood hörte man wieder den freien Flügel- und Lungenschlag des Behagens, kein Keuchen und Stöhnen mehr. Bürde hat für eine ehrenvolle Feststellung ihres Werkes noch nicht Credit genug.

So halb, ungewiß und durch die traurigen Zustände der hiesigen Bühne bedingt, war das, was ich Ihnen hätte antworten müssen und die Nichtbefriedigung davon überkam mich selbst so, daß ich in's Schweigen gerieth.

An *Uhl* hab' ich die 3te und *letzte* Redaction meines Stückes geschickt! Will er es lesen und gar beurtheilen, so möge er es nach der Fassung thun,

die ich beim Anschauen des Ganzen auf hiesigen Brettern für unerläßlich hielt. Wesentliches ist nicht geändert worden; aber dem Verständniß mußt' ich mancherlei noch näher rücken. Im Wesentlichen hab' ich über das Ganze keine Illusionen mehr. Die Aufmerksamkeit, die das Stück im Spielen erfordert, wäre auf Kosten jener Selbstbetheiligung angestrengt, die das Publikum verlangt, um sich ganz heimisch zu fühlen. Daß ich, wie Sie sagen, nur auf gute Actschlüsse hinausdrängte, möcht' ich etwas einschränken. Mein Produciren auf der Bühne ist von jeher ein musikalisches gewesen. Ich habe eine Totalanschauung vor'm Auge, eine Melodie vor'm Ohr und zerlege sie in ihre einzelnen Theile. Die Personen subsumiren sich da dem Allgemeinbegriff. Da wir in unseren kritischen Voraussetzungen gewohnt sind, weit mehr an Shakespeare, als an Calderon anzuknüpfen, so gilt die Weise, ein dramatisches Werk als eine Symphonie zu geben, die ihre Untergliederung hat, als die geringere, und ist es denn auch wohl, wenn die Factoren, die die Idee zu tragen haben, zu sehr bloße Figuren und Diener der allgemeinen Absicht des Autors sind. Aktschluß nenn' ich nach meiner, Ihrer aus den Characteren herausschaffenden Art gegenüber: Eine der fünf Phasen oder Hypostasen, die die Idee durchzumachen hat. Er sieht da etwas nach Außen Liegendes, was seiner Natur nach innerlich ist. Aber Sie haben recht, bei dieser Calderonisirenden Dramatik, die eigentlich immer meiner grüblerischen und reflektiven Art entspricht, sind die Charactere immer in der Gefahr, nur als bloße Exponenten der Dialektik der Idee d. h. Puppen zu erscheinen, die man morgen wieder anders ankleidet, um einen anderen Begriff zu realisiren. Die andere Methode brauch' ich nicht zu definiren. Sie schaffen selbst nach ihr*).

Über Feuchtersleben ließ ich, da ich selbst zu beschäftigt bin, meinen Mitarbeiter einen Bericht aufsetzen, wie er in meine, nicht eigentlich rezensirende Zeitschrift paßt. Er ist schon fertig und soll, sobald irgend thunlich, erscheinen.

Vergessen Sie selbst den häuslichen Herd nicht! Eine Flamme unter den vielen kleinen Strohfeuerchen, die ich anzünden muß und zulassen, da so klein der Umfang des Blattes ist, doch die geeigneten Beiträge nicht reichlich kommen.

Und somit denn mit herzlichem Gruß. Wenn Sie den freundlichen, milden Fritsch sehen, drücken Sie ihm die Hand. Von Ihrer lieben Frau erwirken Sie mir wohl Verzeihung, wenn Sie sie selbst gewährt haben. Auf ein baldiges Lebens- und Liebeszeichen

Ihr
aufrichtiger

Dresden d. 12. Nov. 53. Gutzkow.

Sie werden, verehrtester Freund, erstaunt darüber seyn, daß ich Ihren lieben Brief so lange unbeantwortet liegen lassen konnte. Aber wenn Sie

*) Höchst charakteristisches Bekenntnis Gutzkow's, an welches sich die weitgehendsten Betrachtungen knüpfen ließen. Anm. des Herausgebers.

wissen, was ein Gallenfieber für ein Ding ist und wenn ich Ihnen sage, daß ich fünf Wochen lang ein's abzuwarten gehabt habe, so werden Sie mir verzeihen. Ich konnte im buchstäblichsten Sinne keine Feder anfassen, so sehr Sie sich auch darüber wundern mögen, daß im „gemüthlichen" Wien neben süßen Trauerspielen und patriotischen Gedichten auch ein Leberleiden entstehen, ja sogar eine Gelbsucht sich ausbilden kann. Sonst hätte ich zu Neujahr auf Ihrem häuslichen Heerd jedenfalls ein Strohfeuerchen anzuzünden gesucht.

Ihr Brief erfreute mich zunächst schon dadurch, daß er mir eine Sorge vom Herzen nahm; es wäre mir wirklich sehr fatal gewesen, wenn der meinige in fremde Hände gefallen wäre. Es war mir Ernst mit diesem Brief und mit Allem, was er enthielt, denn wohin soll es kommen mit unserer Literatur, wenn die wenigen Produzenten, die vorhanden sind, sich der nihilistischen, Hohn sprechenden Kritik gegenüber, nicht zusammen schließen, um den gemeinschaftlichen Boden zu vertheidigen, sondern statt dessen die Sommersprossen und Warzen an einander zählen. Ich habe mich, wie Sie wissen, zur Zeit meiner Entwicklung ganz für mich gehalten, weil ich das Bedürfniß fühlte, den reinen Widerklang der Welt zu vernehmen, um zur Selbst-Erkenntniß und zur richtigen Schätzung meiner Kräfte zu gelangen. Daran mag ein gewisser Stolz und Dünkel, der von der Jugend wohl unzertrennlich ist, seinen Antheil gehabt haben, aber ich bereue es noch jetzt nicht, weil ich mir nun sagen darf, daß sich die zwei und dreizig Winde an meinem Ehrenkranz bereits alle versuchten und daß die Blätter, die sitzen blieben, mögen es auch noch so wenige seyn, fest sitzen müssen. Doch diese Zeit ist vorüber und mit der neuen sind neue Gesetze in ihr Recht eingetreten.

Es ist mir sehr leid, daß Sie Selbst nicht die Muße finden, Sich über Feuchtersleben zu äußern; möge Ihr Mitarbeiter sich denn nur wenigstens beeilen. Auf Sie wartet man gern, aber nicht auf einen Anderen. Daß Sie mehr, wie ich, zum raschen Schreiben gedrängt sind, glaube ich Ihnen gern, aber dennoch erblicken Sie meine Lebens-Situation jedenfalls in einem zu günstigen und die Ihrige vielleicht, ich will es zum Mindesten hoffen und wünschen, in einem zu ungünstigen Licht. Uebrigens weiß ich recht gut, wie sehr man vor sieben Bänden zittert, wenn sie auf einmal an die Thür klopfen.

Meine Anfrage wegen des Gastspiels war anders gemeint. Ich wollte wissen, ob die fremde Künstlerin nicht als fremde eo ipso im Publicum und und in der Kritik eine Parthei gegen sich haben werde oder ob sie auf Unbefangenheit und einige Freundlichkeit rechnen könne. Daran dachte ich nicht, daß die Unterhandlungen mit der Intendanz direct oder indirect durch Sie gehen sollten, denn wohl weiß ich, welche Sympathien man bei einer Excellenz hervorruft, wenn man, wie Sie, von ihr Abschied nimmt und es kann Sie in meinen Augen nur ehren, wenn Sie Niemand mehr empfehlen können. Ueber den ersten Punkt aber sucht man gern in's Klare zu kommen, ehe man die Sache überall anfängt und darüber wünschte ich noch jetzt recht sehr Ihre Meinung. Was die Judith betrifft, so wird das ein leeres Gerede seyn. Löbliche Intendanz hatte schon im vorigen Winter die Courage, sich von mir eine Abschrift des Stücks auszubitten und mir diese nach Monatelangem Zögern

unter dem Vorwand zurück zu schicken, daß sie den Holofernes nicht besetzen könne.

Hier ist am letzten Freitag von mir die Genoveva unter dem Namen Magellona (weil Kirchen-Heilige wohl auf dem Theater an der Wien, wo Raupachs Genoveva alle Jahre einmal knixt, aber nicht auf dem Burgtheater, erscheinen dürfen) zur Darstellung gekommen, seit drei Jahren das erste Stück. Unendlich verkürzt und zugestutzt, war der eben so nachhaltige, als glänzende Erfolg für mich noch mehr überraschend, als erfreulich, denn ich wurde nach jedem Akt und am Schluß zwei Mal gerufen und die Theilnahme steigerte sich bei den folgenden Darstellungen (Sonntag ist die vierte) noch mehr, weil doch zum Behagen am Detail einige Einsicht in's Ganze hinzu kam. Ich schreibe Ihnen das, weil Sie das Stück kennen und mir beistimmen werden, daß es für unser Publikum eine Feuer-Probe war, besonders im Fasching. — Uhl hat bis jetzt über Ihren Antonio Perez noch nicht geschrieben, obgleich vielfach in Notizen auf ihn hingewiesen; er will Ihnen das Warum selbst auseinander setzen. Meine Frau läßt Sie herzlichst grüßen und ich schließe meinen Brief dieß Mal, wie Sie das letzte Mal den Ihrigen: beweisen Sie mir durch ein baldiges Lebenszeichen, daß Sie mir mein Schweigen nicht verübelten.

Ihr

Wien, den 26. Jan. 54. Fr. Hebbel.

Wien, den 31ten März 1854.

Anbei, mein verehrter Freund, übersende ich Ihnen einen kleinen Beitrag für Ihre Unterhaltungen, wenn Sie ihn brauchen können. Es ist ein Capitel aus meiner Jugendgeschichte, das mir in seiner idyllischen Fassung bildlich abgeschlossen zu seyn scheint. Diese Jugendgeschichte, die fast fertig ist, habe ich freilich nicht zur Veröffentlichung bei Lebzeiten bestimmt, aber einzelne Episoden sind mittheilbar und ich mögte aus Ihrem Journal doch nicht ganz wieder verschwinden, nachdem Sie meinem Dithmarsischen Bauer den Eintritt in dasselbe vergönnten. Zwar kann ich nicht beurtheilen, ob die Episoden eines Stilllebens für ein gemischtes Publikum Reiz und Interesse genug haben, aber Sie sehen jedenfalls meinen guten Willen und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich es nicht übel nehme, wenn Sie mir meinen Beitrag zurücksenden. Ich hoffte, mich Ihnen dieses Jahr persönlich wieder in Erinnerung bringen zu können, doch es will sich nicht machen und ich muß mich auf einen Besuch Oberösterreichs beschränken. Machen Sie denn nicht einmal einen größeren Ausflug, auf dem Sie Wien berühren? Sie waren lange genug nicht mehr hier, um selbst das Alte wieder neu zu finden, und es dürfte gut seyn, wenn Sie Sich einmal wieder blicken ließen. Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für das ehrenvolle Wort, das Sie neulich über meine Bestrebungen aussprachen und erneuern Sie Ihrer Frau Gemahlin durch einen freundlichen Gruß mein Andenken, so wie auch die meinige sich Ihnen bestens empfehlen läßt.

Ihr aufrichtig ergebener

Fr. Hebbel.

Verehrtester Freund!

Durch meine Verleger erhalten oder erhielten Sie mein neu'stes Stück, betitelt Gyges und sein Ring. Schreiben Sie es einer unvorsichtigen Aeußerung zu, welche Sie bei unserem letzten Zusammenseyn gegen mich fallen ließen, wenn ich Sie ersuche, bei Gelegenheit dieses Stücks ein Urteil über mich und meine letzten Arbeiten abzugeben. Sie sagten mir nämlich, daß es Ihre Absicht gewesen wäre, die Darstellung der Judith in Dresden auf eine solche Weise einzuleiten, wenn der unglückliche Pferde-Hufschlag den Termin nicht verrückt und die getroffenen Anordnungen verändert hätte. Erzeigen Sie mir diesen Liebesdienst jetzt! Was ich in Agnes Bernauer, Michel Angelo und Gyges nicht gezeigt habe, liegt nicht in mir; das Facit kann für immer gezogen werden. Daß statt meiner ein interessanteres und aimableres Individuum da seyn könnte, gebe ich im Voraus zu und bezweifle sogar sehr stark, ob ich mich in mich selbst verliebte, wenn ich mir objectiv gegenüber stände. Aber ich bin nun einmal da, und muß verdaut werden, wie Andere auch.

Ich weiß nicht, ob ich schon über Ihre „Knabenzeit" mit Ihnen gesprochen habe. Ein ganz vortreffliches Buch, durch dessen Fortsetzung Sie ohne Zweifel ganz Deutschland eine große Freude bereiten würden. Mein Exemplar wandert hier in Wien von Hand zu Hand und noch habe ich Niemand gefunden, der nicht mit mir übereinstimmte. Mein Urtheil werden meine „vermischten Schriften" bringen, deren Herausgabe nahe bevorsteht. (NB. Wie unverantwortlich nachsichtig waren Sie gegen mich in Hamburg, als Sie so manchen Aufsatz von mir im Telegraphen brachten! Ich glaubte, weit mehr auf Ihre Autorität, als auf mein eigenes gutes Gewissen gestützt, Einiges davon in die vermischten Schriften aufnehmen zu dürfen, als ich die Acten hervorzog!) Ich bewundere zunächst den Muth, den Sie, deutscher Misère gegenüber, bewiesen, als Sie Ihre Bekenntnisse schrieben. Es gehört etwas dazu, seine eigenen Wurzeln bloß zu legen, überall, und besonders bei uns! Und wie reizend ist das Detail. Die Unverträglichkeit der beiden Mütter z. B. und die am Sarge des Kindes in der Küche gefeierte Versöhnung gehört zum Rührendsten, was ich kenne und erschüttert mich jedes Mal von Neuem.

Gern frischte ich auch bei Ihren Lesern in den „Unterhaltungen" mein Gedächtniß durch irgend einen kleinen Beitrag wieder auf, wenn ich nur wüßte, womit. Ich gehöre leider zu den Leuten, die immer irgend einen Faden haben müssen, wär's auch nur einer aus dem sogenannten Altweiber-Sommer, um sich daran zu halten. Möchten Sie mir einen Fingerzeig über das Ihnen etwa aus Wien Willkommene geben, so würde es gewiß nicht verloren seyn.

Ihr aufrichtigst ergebener

Wien den 25ten Novbr. 1855. Fr. Hebbel.

Mein verehrter Freund,

Gyges hab' ich erhalten, gelesen, den betreffenden Aufsatz geschrieben; aber ich fürchte, Sie werden unzufrieden mit mir sein.

Fassen Sie daher den Eindruck, den Sie von No. 12 meines Blattes haben werden, ganz objectiv wie etwas, das von meiner Seite nicht anders kommen konnte. Von Gyges bin ich nicht befriedigt. Das Sujet ist unangenehm, die Durchführung nicht fesselnd. Was Ihnen da die Betty Paoli geschrieben hat und sonst aus den Quellen der Befreundung fließt, kann man nur werthschätzen als die nicht genug zu preisende Liebe und Treue guter Menschen, die es wohlmeinen. Aber vertrauen Sie unbefangenerer Meinung: Gyges ist reizlos.

Ich habe mich in meinem Aufsatz bei dieser Meinung nicht lange aufgehalten, sondern über Sie im Allgemeinen geschrieben und bitt' ich, erkennen Sie aus dem Ganzen Wärme und Verehrung! Daß im gewissen Sinne allerdings mea res agitur, will ich nicht läugnen, auch mögen Sie sagen: Was kann von daher Gutes kommen! Ich verehre Sie, ich kann aber nicht einräumen, daß Sie ganz auf dem richtigen Wege sind. Und da ich selbst meine Straße suche, so mußt' ich in meiner Weise ganz wahr sein.

Sie werden nun sagen: Wozu dann aber überhaupt schreiben?

Weil ich dem Drang nicht wiederstehen konnte, meine Meinung zu sagen — Ihnen, dem Publikum und Ihren guten und schlimmen Richtern! Der Aufsatz floß mir aus der Feder wie ein Wahrheitszeugniß, das man sich abzulegen freiwillig gedrungen fühlt. Und sind Sie über den ersten unangenehmen Eindruck hinweggekommen (was Gyges betrifft) so muß Ihnen der Aufsatz gefallen. Er vermittelt Sie mit dem Publikum und sagt viel gute Dinge von Ihnen. Ich würde mit einem ähnlichen Votum von Ihnen über mich ganz zufrieden sein, sintemal wir beide, vermöge unserer verschiedenen Natur, nicht anders über uns fühlen können, als in dieser abweichenden Weise.

Lassen Sie sich also, wenn der betreffende Aufsatz, der morgen in Leipzig erscheint, Sonntag oder Montag in Wien ist, nicht von Kuh u. A. darüber aufreizen. Wir können einig bleiben, wie bisher! In einigen Wochen bleibt Ihnen nur das von dem Artikel im Gedächtniß, was Ihnen huldigt und dessen ist Viel.

Hätt' ich aber — was ich nicht glaube — es gar zu schlimm gemacht, so bieten ja Ihre Erzählungen, die ich noch nicht gesehen habe, Gelegenheit, zu größerem Einverständniß wieder einzulenken.

Vergessen Sie meine Unterhaltungen selber nicht! ich schulde Ihnen noch immer 1½ Thlr. Honorar.

Herzlich und aufrichtig

Ihr

Dresden, d. 20. Dec. 55. Gutzkow.

Wien den 24. Dec. 1855.

Lieber Gutzkow!

Ihren Brief, den ich gestern erhielt, will ich beantworten, bevor Ihr Aufsatz hier eintrifft. Nicht, als ob ich besorgte, daß er mich wirklich verletzen würde, sondern weil ich auch die entfernteste Möglichkeit abschneiden will, Ihnen als verletzt durch ihn zu erscheinen.

Ich bin im Allgemeinen viel leichter zu befriedigen, als Sie glauben. Das

folgt schon daraus, daß ich in meiner Betrachtung der deutschen Literatur ganz auf der Seite von Gervinus stehe, und sogar halb auf der Seite von Julian Schmidt. Wenn die Briefe, die ich von der Universität aus an meine Wohlthäterin, die Doctorin Schoppe, schrieb, noch existiren, so müßten sie beweisen, daß ich das von jeher that. Auch gaben meine ersten Gedichte davon an vielen Stellen, namentlich aber in den Sonetten, ein beredtes Zeugniß, und die Huldigung des Tags hat mich noch keine Minute über die sehr mögliche Protestation des Jahrhunderts hinweg sehen lassen.

Wenn man also gegen mich auftritt, so setzt man nur einen Kampf fort, der in meiner eigenen Brust geführt wird, und ich bin nur zu geneigt, auf den Gegner zu hören. Freilich muß er nicht, wie z. B. Ihr Freund Rosenkranz in seiner Aesthetik des Häßlichen thut, zugleich offenbare Nichtigkeiten preisen, denn dadurch hebt er sein eignes Wort wieder auf. Ihr Aufsatz kann mich daher nie „aufreizen", wie Sie fürchten, er kann mich höchstens zu der Ueberzeugung bringen, daß zwischen uns trotz der gegenseitigen Achtung kein persönlicher Verkehr möglich ist. Denn dieser beruht, wie ich Ihnen schon früher geschrieben zu haben glaube, nach meiner Ansicht auf dem mit der Individualität ein für alle Mal Gesetzten und auf der Mäßigung, die Forderung nicht über das vorhandene Vermögen hinaus zu spannen. Das Verhältniß zwischen Schiller und Goethe wurzelte in diesem Prinzip und Freundschaftsbündnisse, wie Kant sie vorschlug, haben nie existirt, oder kennen Sie Leute, die sich einladen, um sich beim Wein ihre gegenseitigen Fehler vorzuhalten? Seyen Sie denn versichert, daß ich die in Ihrem Aufsatz niedergelegten Ueberzeugungen in jedem Fall mit Dank aufnehmen werde!

Aber Ihr Brief hat etwas Anstößiges für mich gehabt. Wie kommen Sie dazu, mich, gerade mich, vor den Urtheilen Befreundeter zu warnen? Sie Selbst wissen doch am allerbesten, wie wenig ich von jeher darauf aus war, mir einen Anhang zu verschaffen. Glänzender, wie Sie meine Judith begrüßten, konnte sie nicht begrüßt werden; wann habe ich Ihnen dafür gedankt? Doch wohl erst, als Ihre Ritter vom Geist erschienen waren, weil ich Ihnen nicht früher beizustimmen vermogte und das war so gewiß unklug und undiplomatisch, als wahr und ehrlich gehandelt. Nicht Einer in ganz Deutschland hat andere Erfahrungen an mir gemacht, ich hasse und verachte die immer mehr überhand nehmende lit. Bauchrednerei mit Jünglingsglut, und ich bin der Gefahr der Versuchung nicht einmal ausgesetzt, denn der Augenblick gilt mir nichts und nur dieser läßt sich auf unterirdischen Wegen gewinnen. Wenn es Ihnen, etwa in Dresden, irgend Jemand anders gesagt hat, so hat er gelogen und sein eignes Thun und Treiben auf mich übertragen; schreibt man Bücher über mich, wie Emil Kuh, der sich übrigens Ihre Achtung schon erobern wird, und nebenbei bemerkt, kein Jüngling mehr ist, so geschieht es ohne mein Wissen und wider meinen Willen; macht man mich an den Universitäten zum Gegenstand von Vorlesungen, so thun das unabhängige, gereifte Männer, die sich's von mir nicht verbieten ließen; lobt man mich über die Gebühr, so mag A. Schlönbach Ihnen erzählen, wie erkenntlich ich dafür bin. Die Betty Paoli, auf deren Artikel Sie sich berufen, hat noch obendrein, so lange sie die kritische Feder in

der Hand hält, zu meinen Feinden gehört, und wenn sie sich, wie ich allerdings vernehme, plötzlich gewendet hat, so ist sie durch den Gyges gewonnen worden, nicht durch mich.

Wundern Sie Sich nicht, daß ich mich bei diesem Punct so lange aufhalte; mir geht der Charakter weit über das Talent, wenn beide, wie ich freilich glaube, nicht auf das Innigste zusammen hängen sollten, und ich fürchte, bei Ihnen verläumdet zu seyn.

In Bezug auf die Unterhaltungen bat ich Sie um — Wünsche! Her damit!

Mit dem herzlichsten Glückwunsch zum Jahres-Wechsel

Ihr

Fr. Hebbel.

Verehrtester!

Als Sie vor zwei Jahren Ihr „Wahrheits-Zeugniß" wie Sie Ihren Artikel über mich brieflich bezeichneten, abgelegt hatten, forderten Sie mich auf, Ihnen meine Novellen einzusenden, damit Sie wieder einlenken könnten, falls Sie zu tief eingeschnitten haben sollten. Ich machte von Ihrer Erlaubniß keinen Gebrauch, denn das Büchlein schien mir nicht bedeutend genug dazu, da es nur die ersten schüchternen Versuche eines sich selbst noch nicht verstehenden Talents enthielt, die wohl psychologisch, aber nicht artistisch in's Gewicht fallen. Dagegen schicke ich Ihnen hiebei die Gesammt-Ausgabe meiner Gedichte, die mir, falls Sie überhaupt auf mich zurückkommen wollen, eher dazu geeignet scheinen.

Ich sage: falls Sie überhaupt auf mich zurückkommen wollen! denn ich bin weit entfernt davon, Ihnen aus einer flüchtig hingeworfenen Aeußerung eine Verpflichtung zu machen, wenn ich auch allerdings glaube, daß Ihr „Wahrheits-Zeugniß" sehr subjectiv ausgefallen ist. Darin haben Sie es mir jedoch nur heimgegeben, denn auch ich hatte, freilich in viel früherer Zeit, meinen eigenen Weg zu sehr im Auge, um gegen die Blumen, die auf dem Ihrigen wachsen und gegen das Ziel, zu dem er führt, gerecht zu seyn. Ich habe seitdem gelernt, A und Z für gleich nothwendig zu halten und die Bildung in die Selbst-Verläugnung zu setzen; wenn eine Natur nur leistungsfähig ist und dann im einzelnen Fall leistet, was in ihrem Kreise liegt, so bin ich zufrieden und frage nicht mehr, wie das Product sich zu mir verhält. Das habe ich oft, das habe ich namentlich auch Ihnen gegenüber bewiesen, denn um mich in meiner Haut gelten zu lassen, brauchen Sie sicher nicht mehr mit Sich zu kämpfen, als ich mit mir, um über das hinweg zu kommen, was mich in Ihnen abstoßen muß, obgleich ich nicht verkenne, daß Sie Sich dem alten Deutschland in Ihrem Roman um ein Beträchtliches genähert haben, dem ich von jeher angehörte. Auch Ihr „Mädchen aus dem Volk" hat mir ein lebhaftes Interesse abgewonnen, und nicht bloß als äußerst gesundes Ferment zur endlichen Läuterung der Dorfgeschichten-Atmosphäre, in der es kein Mensch mehr vor Firniß-Geruch aushalten kann. Vielleicht regt Sie mein reifstes und reichstes Buch auch wohlthätig an.

Ihr aufrichtig ergebener

Wien den 15. Nov. 1857. Fr. Hebbel.

Verehrter Freund, halten Sie nur mein langes Schweigen, ich bitte, für nichts Anderes als die Folge meiner erdrückenden Beschäftigungen und der Saumseligkeit, die eben eintritt, wenn man sich mit jenen entschuldigen darf. Wer kurzsichtig ist benimmt sich auf der Straße wie ein Blinder: er sieht alle Menschen, die er kennt, ganz gut, hat aber einmal, sie nicht zu grüßen, Generalpardon. Nun gehörte zum Antworten auch das Gelesenhaben der Gedichte und diesem lohnenden Beginnen blühten allerdings nur einzelne Augenblicke und noch immer hab' ich 100 Seiten Rest. Werthvolles kann ich nicht überjagen, ich muß Gedichte wie die Ihrigen vollends erst wie Bonbons langsam vergehen lassen. Ein Papier voll Notizen liegt dabei neben mir, ich war im besten Zuge, aber es warf sich wieder so viel dazwischen.

Eigentlich leb' ich gar nicht auf der Oberwelt. Ich vergrabe mich wieder in einen neuen Roman vom Umfang wie die Ritter, und das ist ein Bergwerksleben, im untersten Schacht, nicht ohne Lebensgefahr, denn ich werde alt und fühle die Kraft nicht mehr, namentlich die nicht, ganz sorglos in's Zeug hinein zu arbeiten. Mir sitzt nun das ewige Dorfgefiedel und Juchhei der Auerbach'schen Triumphe ganz nahe am Ohr und macht mich auch verwirrt. Solcher Selbstgefälligkeit gegenüber, genährt vom unsinnigen Publikum, kommt man sich denn auch noch ganz überflüssig vor und wird mißmuthig und lässig, was besonders für Correspondenz u. eine schöne ausführliche Kritik nachtheilig ist, die ich gern selbst schreiben möchte, nicht meinem Adjuncten überlassen.

Sie kommt jedenfalls und soll Ihnen dann geschickt werden auch ohne Bezahlung mit 1 Thaler 15 Gr., denn soviel schulde ich Ihnen und hätt' es längst entrichtet, wenn ich für 15 Gr. ein Papier hätte. Ich hoffte immer, Sie schickten mir einmal wieder eine Spende, schon damit die Leute sehen, daß wir im Zusammenhang sind. Gut, jetzt schick' ich 2 Thaler und nun sind Sie mir schuldig. In Ihren Gedichten ist mir auch deshalb so viel werth, weil sie mir so viel vom Vergangenen zurückführen. Ich habe die Vermessenheit zu glauben: Wäre ich nicht von meinem politischen und burschenschaftlichen Zorn, deßgleichen von meinem Preußenhaß überhitzt gewesen, nicht in W. Menzel's Hand gerathen, nicht in die Nothwendigkeit, plötzlich für Weib und Kind zu sorgen, unsre Art stünde sich viel näher. Ich fing 10 Jahre vor Ihnen an, Sie folgten geistig reifer, vom Leben befruchteter und unter günstiger Pflege durch Wohlwollen und emporgipfelnde Bewunderung. Daß nun bei alledem bei mir noch so viel übrig blieb, um mit Manchem Ihnen genehm zu kommen, ist verwunderlich genug und spricht für meinen obigen Satz.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und behalten Sie die ruhige Ueberzeugung fest, ich kann lässig scheinen, aber ich finde mich schon. Herzlich Ihr

Dresden d. 15. Jan. 58. Gutzkow.

Lieber Gutzkow!

Aus mehr als Einem Grunde hätte ich Ihnen auf Ihren schönen Brief auf der Stelle geantwortet, wenn ich nicht gewünscht hätte, Ihnen gleich auch einen Beitrag für die Unterhaltungen zu schicken. Was sollte es aber seyn?

Mit einem Aufsatz traut man sich nicht in Ihre gefährliche Nachbarschaft, wenn man nicht eben Hochwasser hat, was alle Schaltjahr einmal geschieht. Ein Gedicht? Das einzige, das sich für Ihren Leserkreis eignete, war kurz vorher nach Stuttgart gewandert, denn Nachtstücke taugen nicht an den häuslichen Herd. Jetzt habe ich ein Paar Epigramme, die einigermaßen in's Gewicht fallen, wenigstens auf meiner eigenen Wage und im Vergleich mit meinen eigenen Versuchen in diesem Genre. Diese lege ich Ihnen bei; acceptiren Sie sie oder verwerfen Sie sie: j'ai fait mon devoir und bin nicht mit leerer Hand vor Ihnen erschienen.

Das erste wird Ihnen unbedingt recht seyn, auch genügt es, meine Schuld bei Ihnen zu tilgen, denn 15 Gr. ist es unter Brüdern werth. Ob aber auch das zweite, weiß ich nicht. Daß ich darin nicht pro domo spreche, trauen Sie mir zu; ich lasse Raupach im Drama als Concurrenten gelten, aber nicht Geibel und werde mich auf dem Schlachtfeld trotz der Trompetenstöße der großen Süddeutschen Zeitung so wenig mit ihm befassen, als man in ernstem Männerkampf Fliegen klatscht. Daß ich Geibel überhaupt nur ganz nebenbei im Auge habe, obgleich seine Brunhild her halten muß, glauben Sie mir auch; ich denke weit mehr an das Nest, worin er zu seinem Glück oder Unglück den Haupthahn vorstellt. Aber möglicherweise urtheilen Sie über dieß Nest und die Brut, die darin sitzt, nicht anders (das läßt der Ernst und die Tiefe Ihrer Natur nicht zu), aber doch milder, wie ich. In diesem Fall machen Sie ganz einfach einen Strich mit dem Rothstift; ich habe nicht das Geringste dagegen einzuwenden und bitte nur, wenn Sie No. 2, wie No. 1 bringen wollen, beide zugleich zu bringen. Mir sind diese glatten Gesellen mit ihren aus der Vossischen Rumpelkammer wieder hervorgesuchten Schulmeisterkünsten fast noch mehr zuwider, wie die Dorfgeschichten, bei denen es sich doch nur um Anmaßung und Uebertreibung handelt, während ein Kern vorhanden ist. Sie Alle zusammen genommen commandieren nicht so viel Gedanken, als auf der schwächsten Seite Ihrer neun Bände stehen, und aus dieser Dürftigkeit des eigenen hohlen Ich's heraus erklären sie jeden kühneren Schlag des Herzens für Raffinement und jeden tiefern Blick des Geistes für Reflexion, als ob die Poesie darin bestände, Trivialitäten, die sich von selbst verstehen, in deutsche (!) Verse zu bringen, in Verse, die nur durch die willkürliche Uebereinkunft der Philologen für solche gelten. Vielleicht gehe ich hier gegen den Einen oder den Anderen zu weit; aber nach meiner jetzigen Kenntniß der Leistungen ist mein Wort gerecht.

Indem ich mich jetzt zu Ihrem Brief selbst wende, befinde ich mich in einiger Verlegenheit, oder würde mich vielmehr darin befinden, wenn ich ihn für etwas Anderes, als den Ausdruck einer flüchtigen Stimmung halten könnte. Zum Alt-Werden haben Sie noch nicht mehr Recht, als ich selbst, denn Sie kamen 1811 und ich 1813 auf die Welt, und Ihre Kräfte haben sich, wie Sie mir, der ich mich langsam an Ihre Erscheinung gewöhnte, gewiß glauben können, immer gesteigert, während so mancher „Ursprüngliche", der mit und nach Ihnen absegelte, kaum noch auf's Profitchen gesteckt werden kann und auch da mehr qualmt, als leuchtet. Die momentane Verfinsterung des Gemüths durch den Marktlärm bei der neuesten Töpferbude kennt wohl Jeder, aber mir dient ein

Ausspruch von Lichtenberg bei solchen Anwandlungen als ganz vortreffliche Herzstärkung. Er redet irgendwo, in unverkennbarem Bezug auf Klopstock, von den Phrasen-Drechslern seiner Zeit und fragt: Wo ist der Gedanke, der nach fünfzig Jahren, wenn einmal an diese bunten Muschel-Gehäuse geklopft wird, Herein! zu rufen wagt? Nun, klopfen Sie bei Klopstock und warten Sie die Antwort ab!

Nein, lassen Sie Fiedeln und Juchheien und tauchen Sie unter. Ich mach' es ebenso und treibe in der Zwischenzeit Spaß. Auf Ihren neuen Roman bin ich äußerst begierig; ein zweites Werk der Art zu unternehmen, will etwas heißen. Die Kritik meiner Gedichte lassen Sie lieber noch Monate lang liegen, als daß Sie sie Ihrem Adjunkten übergeben; ich mögte ein Wort von Ihnen, nicht von den Unterhaltungen.

Wien den 11. Febr. 1858.

Sie werden Sich wundern, zwei Briefe nacheinander von mir zu erhalten. Ich bitte Sie, mir die beiden Epigramme, die ich Ihnen gestern übersandte, zu remittieren. Ganz zufällig erfahre ich heute, daß die Münchner in diesen Tagen eine Kritik im Stuttgarter Kunstblatt gegen mich haben drucken lassen, und kann mich dem Verdacht nicht aussetzen, als ob ich Geibel schlüge, weil Herr Paul Heyse mich gestoßen hat. Man schreibt es mir aus Berlin und mich freut, daß ich's zeitig genug erfahre, um noch abhelfen zu können. Sie werde ich entschädigen, und allernächstens; wär' es auch durch ein Fragment aus den Nibelungen oder aus Mutter und Kind. Später können auch die Epigramme kommen, aber dann füg' ich wahrscheinlich noch eins hinzu; sie sind wahrlich so objectiv gemeint, wie irgend etwas, doch wer glaubt's in diesem Augenblick? Bitte senden Sie sie mir umgehend, es bedarf ja keiner Antwort, nur eines Couverts.

In größter Eil

Ihr

Wien den 13. Febr. 1858. Fr. Hebbel.

Mein verehrter Freund,

Warum gleich *beide* Epigramme zurückschicken? lassen wir doch das erste erscheinen, das Nibelungenlied! Die Idee ist neu, gefällig durchgeführt und so wie ich diese Sachen zu stellen pflege, am Schluß der Nummern, nimmt es den Charakter eines Aphorismus an, wenn eine solche einzelne epigrammatische Denkfrucht erscheint. Es brauchen nicht gleich mehrere zusammen zu stehen. Und das Schlimmste ist, der Setzer ist schon dahinter.

Ich bin nämlich auf einige Zeit dem Dresdener Gesellschaftstreiben entflohen, um hier ungestörter arbeiten zu können. Ihre Briefe kamen hierher und der erste wanderte sofort in die Druckerei.

Lassen Sie also getrost das Nibel. Lied hinausgehen!

Die P. Heyse'sche Kritik hat man Ihnen wohl gar sehr angeschwärzt; sie ist einheitlos, doch nicht so, daß Sie sich darum zu einem stärkeren Insgericht-

gehen zu rüsten hätten. Diese Leute sind avancirte Schulknaben, die das Publikum nun noch für ihren Professor halten, der ihre gelungenen Übersetzungen rühmte. Breit machen sie sich allerdings genug in den literarischen Instituten und unter der Ägide des König Max — aber sie sind ohne alle Wurzel, in den Sand gesteckte Blumen.

Meine Anzeige wird nun richtig übermorgen hier ausgegeben. Sie rührt von mir selbst her und bedarf in vieler Hinsicht Ihrer Nachsicht. Auf das viele Gute und Preisende hin, das ich sagte, lassen Sie mir den weisen Tadel hingehen und noch mehr die Behaglichkeit und einige „schlechte Witze", die bei dem „Tadel" mit unterlaufen. Man fühlt sich eben ganz bequem in seinem eigenen Großvaterstuhl. Das ist gewiß, Vielen, die mich kennen, wird die Hingebung an Ihre Muse sonderbar vorkommen: die H. H. Tonangeber werden nichts davon erwartet haben. Lassen Sie sich von Niemandem etwas über diese Kritik in's Ohr setzen: sie ist unser Beider würdig.

Von „Mutter und Kind" möcht' ich wol den 2ten Gesang haben. Er ist der vorzüglichste nach meinem Gefühl. Die erste Hälfte des Gedichtes ist klassisch, die 2te übereilt. Eine Art Verwickelung fehlt. Die erste Hälfte involvirt allerdings eine ernste, die 2te aber eine komische Färbung des Ganzen; darin liegt ein Mangel der Einheit. Der Sprung nach Gmunden reißt aus aller Illusion. Was soll der Dithmarsche dort, wenn er nicht Hebbel heißt! Der Hamburger Fuhrknecht brauchte schon einen eigenen Gesang um nur in seiner nord- und plattdütschen Art mit dem Salzkammergut vermittelt zu werden. Das Gut des Kaufmanns muß im Harze liegen: weit genug für solche Marschsöhne. Sie verderben sich die Hamburger Wirkung, die ich mir colossal denke um der ersten Hälfte Willen. Das ist ein anderer Kaufmann als der aus „Soll und Haben".

Nun noch — 800 Gulden für einen Operntext, wie mir Herr Rubinstein gestern am table d'hôte sagte: Sie sind auf Ihrem Polykratesstandpunkte, auf dem Ihnen fast zu viel gelingt. So compensirt die Zeit.

Immer

Ihr treuergebener

Leipzig, F. A. Brockhaus, d. 17. Febr. 58. Gutzkow.

Briefwechsel mit Siegmund Engländer.

Klausen, bei Mödling den 22ten Juni 1846.

Verehrter Meister, geliebter Freund!

Es drängt mich ein ungestörtes Viertelstündchen in Ihrer geistvollen Gesellschaft zu verplaudern, insbesondere weil ich hoffe auf meine Anrede eine Antwort zu erhalten. Ich lebe hier wie auf dem Pünktchen welches Archimedes außer der Welt suchte, alle socialen Fäden habe ich abgeschnitten und trotz meiner Einsiedelei fühle ich mich dennoch nicht einsam. Im Gewühle der Residenz wird man durch tausend gedankenlose Eindrücke zu Fetzen zerrissen, ewig von den unbedeutendsten Fliegen belagert; es gibt für mich kein Heil als in der Einsamkeit. Jeden Tag werfe ich ein Stück herben Bodensatz aus mir hinweg, wie eine Schnecke in ihr Haus krieche ich immer mehr und mehr in mich zurück und fange an, mich selbst zu finden. Beinahe hatte ich mich durch ein häßliches Leben, durch saugende Vampire und durch ein trübes Gedankengewimmel selbst verloren. Die Natur ist die ewige Retterin; so eine blühende Wiese ist eine ganze Apotheke nicht bloß durch die heilsamen Kräuter, welche auf ihr wachsen, sondern schon durch den bloßen Anblick, den sie gewährt. Wo ich Wald und Berg finde, da schleicht sich der Frieden in meine Brust und das geheimnißvolle Weben des Weltgeistes umstrickt mich und entführt mich allen nagenden Erdensorgen. Auch die Kunst naht sich mir hier unverkümmert, echter und reiner; Goethe und Shakspear schmecken mir auf dem Lande besser. Nie hatte ich noch so weitläufige Gelegenheit harmlos naive, unmaskirte und nicht überzuckerte Menschen zu beobachten als jetzt. Ich staune, welch ein enger Ideenkreis es ist, in welchem sich zufriedene Menschen bewegen. Auch Bauern beobachte ich in ihrem kümmerlich beschränkten Treiben. Man möchte manchesmal glauben, es gebe eigentlich gar keine Geschichte und in Jahrtausenden komme man um keinen Fußbreit weiter, wechsle nur die Kleider. Da hatte ich erst dieser Tage halb und halb gezwungen Gelegenheit, die Frohnleichnahmsprocession zu beobachten. Die einzigen Raupen dieser Gegend, die Pfaffen; welch ein fettes, frech bequemes, anspeiungswürdiges Treiben! Welch ein heilloses Puppenspiel und lächerlicher Götzendienst! Ein schlechtes Stück im Theater erbittert mich nur durch den Beifall des Publikums, diese Kommödie machte mich nur durch die verzückten, dumm-fromm dareinblickenden Gesichter des Packs traurig. Ich sage Ihnen, jeden Augenblick kann der Fanatismus sein Schwert schleifen, jede Stunde können Hexenprocesse, Judenverfolgungen, Religionskriege wieder beginnen. Doch hoffentlich herrscht diese Kuttenverfinsterung nur in Oesterreich, meinem Vaterlande wo es nur Bäuche gibt und Alle lauter heilige Dyonise sind, der ohne Kopf abgebildet wird. Ich trage einen Grad der Erbitterung gegen dieses Land, den Hauptfabrikort der Fesseln in mir der bis zur

Ungerechtigkeit angeschwollen ist; unsere Tyrannen sind mir nicht vom allgemein menschlichen liberalen Standpunkt verhaßt, nein ich hasse sie als meine persönlichen Feinde. So friedlich und gutmüthig mein Naturell ist, so erkenne ich doch, wie leicht, wie ganz natürlich es ist, ein Robespierre zu werden. Den Göttern sei Dank, daß ich nicht bei der heillosen Monumentsenthüllung zugegen war; ich schäme mich, daß Goethe ein Monument hat. Doch genug von aller Kannegießerei, die ohnehin das Zweckloseste ist. Es geschieht nichts früher, als es geschehen soll und dann verpufft es ohnehin schnell genug. Sagen Sie mir lieber, was Sie schaffen und fördern! Ist Ihre „Julia" bereits vermählt? Und lodert das Feuer Molochs schon weiter um sich? Mit Lächeln denke ich noch, wie Sie mir bei meiner Abreise sagten, Sie hätten seit drei Wochen nichts geschrieben als den Wäschezettel. Ich will mir mindestens das Verdienst erwerben, Ihren Hetzhund abzugeben und Sie bei jeder Gelegenheit zur Unsterblichkeit anzueifern. Schleudern Sie doch einmal Ihren harten „Diamanten" in das Literaturgewühl, daß die Funken aus ihm sprühen und all die Strohmännchen verprasseln welche jetzt auf dem Parnasse verfaulen. Die jetzige Literatur macht ohnehin auf mich den Eindruck einer Schulstube, wo die Kinder weil der Lehrer noch nicht gekommen ist, ein wüstes, liederliches, keckes und bübisches Lärmen und Raufen erregen. Seien Sie dieser Lehrer! Werden Sie sich doch einmal Ihrer großen Aufgabe der Literatur gegenüber energischer bewußt. Jagen Sie Ihre Keile nur hinein, Sie werden sie tiefer, wirksamer eindringen sehen als Sie ahnen. In jedem Winkel Deutschlands steckt jugendlicher Überdruß mit den Kürbisköpfen, welche jetzt an der Spitze der Geistesbewegung stehen. Es ist gleichsam eine stillschweigende Verschwörung im Werke und man wartet nur des genialen Heerführers, um loszubrechen. Stellen Sie nur Ihr Kunstwerk schweigend auf das Forum, es trägt mehr Kanonen gegen diese leere, aufgedunsene Poesie unserer Tage in sich als die schärfeste Polemik gießen kann. Nochmals ich beschwöre Sie, ich mache es Ihnen zur Pflicht Ihren kostbaren Diamanten öffentlich leuchten zu lassen. Jetzt ist der passendste Zeitpunkt; Nichts nimmt vorzugsweise das literarische Interesse in Anspruch und die Koriphäen der Bücherwelt können trotz ihrer aus der Aengstlichkeit der Selbsterhaltung hervorgehenden schweinischen Trächtigkeit, doch kein rechtes Spektakel mehr machen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welchen Widerwillen ich gegen dieses „junge" oder besser bübische Deutschland hege. Je lebendiger in mir der Formensinn wird und je mehr ich an jedem Kunstwerk den Verstand des Künstlers, den Weltordnenden, glättenden Geist zu bewundern anfange, desto mehr quillt es gallig in mir empor gegen dieses kunstlose Vandalengeschlecht, dem die Natur ein Bischen Phantasie in die Schädel gesteckt und das nichts als gleißende Farbenbildchen damit hinklexen kann. Dieser Tage durchwanderte ich wieder die Welträume des Lear und erkannte daß im Shakspear ein tausendmal höherer Verstand steckte als im Hegel. Gefühl für Form mangelt unserem Federvieh gänzlich. Da wird nur Alles flugs zusammengeknetet, mag die Gestalt des Ganzen sein welche immer, wenn nur viel Pfeffer darin liegt, um den Gaumen des satten Publikums noch mehr zu überreizen. Doch brauche ich Ihnen ein Bild von der Miserabilität unserer Schreiberzunft zu entwerfen, dessen

feiner Sinn ohnehin bei jedem Blick Stiche erhält, darum lassen Sie Ihr Zeughaus nicht länger geschlossen. Sie brauchen Sich nicht selbst mit dem Blute zu besudeln, Andere sind da, das Schlachteramt zu übernehmen, geben Sie ihnen nur neue Waffen in die Hand. Mich juckt es nach diesem Gemetzel, das nun bald entstehen muß, denn ihre Sünderzeit ist reif. Zum Glück bringen sie sich selbst um, denn sie können nichts anders als sich selbst abschreiben, jedes ihrer Werke trägt denselben Fabrikstempel und dadurch ermüden sie am Ende den Alles zusammenkauenden Janhagel. Doch meine Zeit ist um, ich habe keinen Raum zum Schreiben mehr, „ich wittere Morgenluft“ wie der Geist zu Hamlet sagt. Ich muß wieder in mein Grab nachdem ich Sie zur Rache aufgefordert. Den kurzen Raum der wir noch vergönnt ist will ich mit dem Wunsche ausfüllen, daß Sie mich mit einigen Zeilen Antwort erfreuen sollen. Vielleicht wenn Sie eben die Feder zu diesem Almosen gebraucht haben, daß Sie sich auch Ihrer armen „Julia“ zuwenden. Genießen Sie viel und leben Sie glücklich. Einen höflichen Gruß an Ihre liebenswürdige, geistreiche Frau Gemahlin. — Meine Adresse ist: Klausen, bei Mödling No. 25.

Mit der Versicherung der freundschaftlichsten, innigsten Verehrung

Siegm. Englaender.

Lieber Freund!

Beiliegend meine neueste Schnurre. Geschrieben unter lauter zweifelhaften und unangenehmen Eindrücken von Außen mag eine gewisse Improportioniertheit und wahrscheinlich eine Formlosigkeit über das Ganze gekommen sein. Ich habe gar kein Urtheil darüber und die Sache ist mir so schnell fremd geworden, wie früher noch keine Arbeit. Jedenfalls dürfte die zweite Hälfte vorzuziehen sein; in die erste scheint mir eine gewisse Breite gekommen, die mir Anfangs freilich wegen der Entwicklung des Hauptcharakters nothwendig schien. Am Ende scheint mir wieder die Bewegung nicht genug sichtbar zu seyn und in der Mitte kommt mir vor sei etwas ausgeschnitten oder weggefressen oder was weiß ich. Auch glüht mir zu viel Sirocco durch die Historie und ich weiß nicht ob der Stoff diese Schwüle nothwendig gemacht. Mitten in der Wirrniß ist mir gerade als ob die Leute Alle separat stehen und mit der Charakteristik bin ich vollends unzufrieden. Aber kann man denn mit etwas zufrieden sein in dieser Welt? Wenn ich Ihnen dennoch die Sache mittheile so geschieht es weil ich auf die volle Strenge Ihres Urtheils wie auf die reinigende Kraft eines Gewitters hoffe. Ich brauche Peitschenhiebe wenn ich gesund werden soll; hauen Sie tüchtig zu. Das Einzige was eine gewisse Gestalt und Form, für mich nämlich, gewonnen hat ist die Episode. Ich theile Ihnen die Abschrift mit, kann mich aber nicht überwinden, Sie durchzucorrigiren; entschuldigen Sie daher etwaige Auslassungen und Schreibfehler. Seien Sie Minos und Rhadamantus in einer Person

Ihrem

11ten April 47. Siegm. Englaender.

Lieber Hebbel!

Beiliegend sende ich Ihnen besprochener Maßen Ihren herrlichen, tiefsinnigen und tiefpoetischen „Demant“ zurück, werde Sie jedoch in einiger Zeit, wenn ich die beabsichtigte Kritik für Deinhardstein schreibe, wieder darum bitten. Auch die Novellen liegen im Manuscript bei. Leben Sie recht wohl. Nochmals Ihr Diamant ist ein Werk, das unsere Zeit, die nichts Poetisches studieren will, wenn nicht der Schimmel darauf liegt, nicht werth ist; so hart und fest, wie ein wirklicher Diamant. Man könnte Löcher ins Universum damit einschmeißen. — — — Aber dieser kritische Janhagel wird mit seinen rohen, täppischen Fäusten dieses feingeglückte Werk anpacken und nichts wahrnehmen als eine Wildniß von Linien während ein kunstsinniges Auge sich an dem wunderbaren Complex und dem Brennpunkt, in dem Alles zusammenstrahlt, erquickt.

17ten Mai 47.

Lieber Freund!

Sie, der Kranke, haben mich, den Gesunden, beschämt, Sie haben einen Pfennig erhalten und mir einen Thaler dafür wieder geschickt. Ich danke Ihnen für alles Freundliche, was Sie mir in Ihrem Briefe aussprechen; noch mehr aber für den Brief selbst, der mir den Beweis giebt, daß Sie Sich Selbst zum großen Theil bereits wieder gewonnen haben! Da ich noch nicht weiß, wann ich wieder ausgehen kann, so will ich Ihnen wenigstens schriftlich meinen Dank aussprechen, mache aber die ausdrückliche Bedingung, daß Sie Sich nicht wieder mit einer Antwort anstrengen sollen, denn selbst das Dictiren, ja die consequente Verfolgung eines Ideen-Ganges ist Ihnen jetzt schädlich; Sie dürfen in Ihrem Zustande der Reconvalescenz höchstens ein Märchen von Andersen dichten, in dem eine Fliege, die in einem Wasserglase ertrinkt, die Hauptperson ist.

Bei mir lichtet sich's jetzt, nun zwei schwere Steine mir vom Herzen, wenn auch noch nicht vollständig, abgefallen sind, schon beträchtlich, und ich hoffe nicht zu irren, wenn ich meiner Tragödie einen leidlich raschen Abschluß prophezeie. Rötscher's Brief hat bei mir ein um so bedeutenderes Gewicht in die Wagschaale gelegt, als ich ihn gerade zu einer Zeit empfing, wo ich durch die wiederholte Lectüre seiner Abhandlungen über die Wahlverwandtschaften und den Lear einen neuen Respect vor seinem außerordentlichen Kunstbewußtsein erhalten hatte. Ich kann über diese Abhandlungen von meiner Ihnen bekannten Ansicht nicht abgehen; eine solche Reproduction der Kunstwerke ist in unserer Literatur, und vielleicht in allen, ohne Gleichen, und ich begreife jetzt wieder so ganz den Haß der Pfuscher gegen einen Mann, dem gegenüber Sie ein Gefühl haben müssen, wie ein frisirter Pavian, wenn er in den Spiegel sieht. Sie werden Sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß er in Bezug auf die Julia denselben Grund geltend macht, den auch Sie heute in Ihrem Brief anführten. Dieser ist nicht abzuweisen, und da daraus folgt, daß ich das Werk entweder völlig über Bord werfen, oder es hergeben muß, so habe ich von seinem Anerbieten, es persönlich der Intendanz zu überreichen, natürlich Gebrauch gemacht, denn zum Wegwerfen ist es von jedem Standpunct aus zu gut, weil zu wahr und

zu ideenreich, auch halte ich mich dazu deswegen nicht befugt, weil es doch mit zu meiner geistigen Physiognomie gehört und ein Poet diese nicht verstümmeln darf. Sie haben also gesiegt. Was meine Mariamne betrifft, so erweis't Rötscher sich mir sogar als ein Prophet; Alles, was er erwartet, steht bei mir schon, wenigstens scizzirt, auf dem Papiere. Ich möchte sehen, wie sich uns're übrigen Kunstrichter benehmen würden, wenn sie aus dem ersten Act den fünften zum Voraus construiren sollten.

So viel, und nicht mehr, denn selbst lange Briefe dürfen Sie nicht lesen! Alles, was Sie mir zu bedenken geben, werde ich beherzigen. Palleske weiß von Ihrer Krankheit! Weber will eine neue Zeitung herausgeben. Sie sind doch Mitarbeiter?

Der Ihrige

d. 27. Dec. 47. Fr. Hebbel.

2ten Januar 1848.

Bester Freund!

Da die Maschine, welcher ich den Brief an Sie dictirt hatte zu meinem Staunen plötzlich zu reden anfing, nämlich mir Einiges von dem, was sie geschrieben wiederkaute, so kann ich Ihnen erst jetzt meinen Dank für Ihren Brief, der mich ungemein erfreute, zukommen lassen. Zugleich liegt darin, daß ich selbst schreibe die Mittheilung, daß ich mich schon im Bett etwas aufrichten kann, ohne daß die Welt so närrisch sausend sich herumdreht und wirbelt. Jeder Ihrer Briefe hat Duft für meine Seele. Der letzte hat mich ganz besonders erquickt. Ihr Entschluß, die „Julia" bekannt zu geben, hat mich deßhalb so innig und herzlich erfreut, weil ich den überaus günstigen Erfolg, welchen sie haben wird, wie ein Axiom in der Tasche trage. Alles Lebendige und Gestaltete an dieser Ihrer Dichtung welche in Ihrem Cyklus nicht fehlen durfte wurde mir in diesen Tagen wieder so recht klar und es konnte nicht fehlen, daß Gestalten und Ideen Ihrer übrigen Werke als fremdliche Erscheinungen mir knapp an die Brust rückten. Je trübere Gedanken an mir nagen und besonders jetzt beim Jahreswechsel, wo ich in ein erschreckendes Nichts zurückblickte, mich eine wahre Selbstverachtung umklammerte, desto menschlich schöner und herrlicher sind Sie in meiner Nähe. Ich halte Ihre Hand fest, wie ein Untersinkender, und ich verspreche Ihnen, Sie sollen Sie fortan ohne Ekel in der Ihrigen spüren. Das Schicksal hat mir durch diese Krankheit mit drohender Miene eine Frage, vielleicht zum letzten Mahl vorgelegt. Ich habe sie ganz verstanden und begriffen, wer sich nicht zusammenflicken und zur Energie peitschen kann verdiene keine Theilnahme und müßte zu Grunde gehen. Darum künftig ein neues Dasein oder gar keines. Mein brennender Dornbusch! Wie Viele, die sich dir genähert, haben sich an deinen Stacheln verletzt, während ich mit Wohllust die dornichte Umarmung genossen, wie Viele haben dein Feuer nicht begriffen, während ich mit nackten Füßen auf der Gluth, die ich einmal erkannt, stehen konnte. Nie habe ich das Band, das mich an Sie fest hält, so lebhaft gefühlt, und deßhalb hat mir Ihre Theilnahme noch nie so wohlgethan, wie in diesen Tagen. Ich danke Ihnen

herzlichst dafür und bitte Sie dringend, auch Ihren lieben theuren Angehörigen meine wärmsten Grüße auszurichten. Ich darf wohl mit Grund das beste Wohlergehen bei Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Kinde voraussetzen? — Der neuen Zeitung von Weber werde ich mich mit Vergnügen anschließen und dies gleich vom Beginn, wo man sich noch ein Plätzchen erobern kann. Ich vergaß Ihnen letzthin schreiben zu lassen, daß mir die Webersche Buchhandlung vorige Woche eines Ihrer letzten Verlagswerke zur Besprechung im Salon einschickte.

Wien d. 20sten März 1854.

Lieber Engländer!

Es hat mich gestern sehr gefreut, Ihren alten Vater einmal wieder bei mir zu sehen; er ist weiß geworden!

Lassen Sie uns den Faden einfach so wieder aufnehmen, wie wir ihn vor dem großen politischen Sturm gemeinschaftlich zu spinnen pflegten; es ist leicht, denn er wurde ja nicht abgeschnitten, sondern er riß nur ab, weil sich fremde und, den verschiedenen Altersstufen nach, entgegengesetzte Gewalten an die Individuen hängten. Ich habe das Interesse für Sie nie verloren und bin eines Gleichen von Ihnen überzeugt; auch mögen Sie glauben, daß ich Sie psychologisch immer begriff, wenn ich gleich nicht mit Ihnen gehen konnte, weil ich den „stumpfen Widerstand der Welt" besser zu würdigen wußte, wie Sie.

Sie wünschen ein Exemplar der Julia; ich lege es bei, obgleich es mein letztes ist. Vorrede und Abhandlung werden instructiv für Sie seyn. Zugleich erhalten Sie meinen Michel Angelo, der Ihnen schon vor zwei Jahren zugedacht war, und zwar in dem nämlichen Exemplar, das jetzt in Ihre Hände gelangt. Ein Freund von mir berührte Paris auf seiner Reise nach England und sollte es Ihnen übergeben, er brachte es mir aber wieder zurück, denn er fand Sie nicht. Man erklärt dieß kleine Stück allgemein für mein bestes, und ich glaube mit Recht. Für Frankreich ist es freilich nicht.

Zu Ihren Bühnen-Plänen wünsche ich Glück; mir selbst kann es nur in hohem Grade erwünscht seyn, wenn Sie mir dort ein Terrain erobern, sey es auch noch so winzig, doch halte ich die Sache für schwer. Gelingt es, so wäre ich im Stande, für das Théatre français ausdrücklich ein Stück zu schreiben, ein Stück, worin ich mich den Forderungen der französischen Bühne so weit, als irgend möglich, bequemte und das ich zuerst in französischer Sprache erscheinen ließe. Ich könnte mich für einen solchen Fall sogar entschließen, persönlich herüber zu kommen. Nicht, als ob das theure Vaterland mir so verzweifelte Entschlüsse abdrängte, im Gegentheil, ich würde mich als undankbarer Sohn zeigen, denn ich werde förmlich mit Honoraren und Tantièmen gemästet, ich weiß schon aus Erfahrung, wie viele Louisd'ore Weimar und Stuttgart daran wenden, wenn sie einen Mann hoch ehren wollen, und auch in Wien, wo die Judith schon 30 Mal tanzte, ging die Genoveva neulich, in eine Magellone umgetauft und zum Epigramm verschnitten, im Sturm über die Bühne. Es kann daher bloß eine Caprice in mir seyn, wenn ich es nach so staunenswür-

bigen Dingen mit den Franzmännern versuchen will, aber diese Caprice steckt sehr fest, und sie wird realisirt.

Sehen Sie Heine? Ich denke es mir, und wenn nicht, so richten Sie doch gewiß gern einen kleinen Auftrag an ihn aus. Neulich hatte hier Jemand die Courage, den Lenau für den größten Lyriker der Neuzeit zu erklären, den Lenau, der nicht einmal eine lyrische Ader hat. Ich kann viel vertragen und habe nicht das Mindeste eingewendet, als vor einiger Zeit mein Gönner Laube Grillparzer als Rex dramaticus proclamirte, aber das war mir doch zu arg. Ich habe daher in meinem Aerger nachdrücklichst für Heinrich Heine die Krone reclamirt und werde ihm den Aufsatz, in dem es geschieht, durch seinen Bruder schicken; er wird in Eitelbergers Literaturblatt erscheinen. Sagen Sie ihm das und versichern Sie ihn meiner innigsten Theilnahme; es ist nicht meine Art, viele Worte zu machen, aber er hat in Deutschland Niemand, der sich lebhafter für ihn interessirt, wie ich. — Und nun lassen Sie bald von Sich hören! Wie immer

Ihr

Fr. Hebbel.

Wien d. 6ten May 1854.

Lieber Freund!

Ihr Brief machte auf mich einen Eindruck, wie ein Besuch. Das alte Gesicht, halb treuherzig, halb ironisch, der alte Händedruck, bei dem sich zuweilen ein scharfer Nagel hervorthut, und die alte Neigung, jede Lebensäußerung gleich auf der Stelle zu analysiren, ja die sprechende Zunge selbst mit Vitriolsäure zu bespritzen, um chemisch ihre Bestandtheile heraus zu bringen. Aber Sie thun mir Unrecht, wenn Sie das rein menschliche und freundschaftliche Interesse, was ich selbst damals an Ihnen nahm, als Sie Sich in Regionen verloren, in die ich Ihnen nicht zu folgen vermogte, auf ein bloß künstlerisches herabsetzen zu müssen glauben. Nein, nehmen Sie meine Worte im einfachsten Sinne! Ihr Wohl und Wehe lag mir immer am Herzen, und wie ich mich freute, als ich hörte daß es Ihnen in Paris gut ergehe, so betrübte es mich außerordentlich, als ich von Ihrem Vater vernahm, daß es damit wieder vorbei sey. Auch Sich Selbst thun Sie in anderer Beziehung Unrecht, wenn Sie noch immer meinen, daß Ihrer reichen Natur die Spitze des Talents fehle. Sie haben eine Gabe, Zustände, Personen und Bücher zu characterisiren, wie Wenige, denn die Ergebnisse des penetrantesten Verstandes und der kältesten Beobachtung treten bei Ihnen in wahrhaft dichterischer Incarnation hervor und Dargestelltes und Darstellung fallen deßhalb bei Ihnen in einem solchen Grade zusammen, daß der Eindruck Ihrer Aufsätze immer ein künstlerischer ist. Nur einige Schritte von Proudhon und ähnlichen Nihilisten weg, zu Goethe und Shakespeare heran, nur etwas Hingebung an das Moment der Welt, das nun einmal im Nationalismus nicht aufgeht, nur ein entschlossener Verzicht auf alle Versuche, die Weltwurzel ausziehen zu wollen, wozu man's um so leichter bringt, wenn man sich's recht deutlich macht, daß man sich selbst ewig eine Chiffre ohne Schlüssel

bleibt, mit einem Wort: nur etwas mehr Pietät für das Allgemeine, Alles Umflutende, Alles Bedingende und Sie werden zum schönsten Genuß Ihrer Kräfte gelangen.

Sie wollen wissen, wie es mir in den letzten fünf Jahren ergangen sey? Ich glaube, der Michel Angelo, der jetzt sicher in Ihren Händen ist, wird Ihnen darauf die beste Antwort geben. Innerlich bin ich vorwärts gekommen, äußerlich steht Alles, wie es stand: ich werde nach, wie vor, von den literarischen Coterieen als vogelfrei behandelt und von den Theatern ignorirt, so weit nur immer möglich, aber ich finde mich darin, denn ich habe mich trotzdem einer gewissen stillen Wirkung zu erfreuen und bin zufrieden damit. Ich fühle meine isolirte Stellung nur dann, wenn ich Freunden dienen soll und nicht kann; wie oft wird mir ein Manuscript zugeschickt, dessen Verfasser einen Verleger wünscht, oder ein Buch, das einer Empfehlung bedarf, und wie Wenige mögen mir glauben wenn ich ihnen schreibe, daß ich außer Stande bin, sie zu fördern. So mögten Sie durch meine Vermittlung mit deutschen Zeitungen und deutschen Bühnen in Verbindung treten und ich habe zu keinem einzigen Redacteur oder Theater-Director eine Beziehung. Hier in Wien würde es anders stehn, wenn der alte Holbein an der Spitze des Instituts geblieben wäre, denn Judith und Maria Magdalena wurden Lieblingsstücke des Publikums aber seit dem Wechsel ist die M. M. ganz vom Repertoire verdrängt und die Judith, die wir übrigens schon an 30 Mal hatten, geht einmal im Jahr über die Bühne. Erlassen Sie mir das Nähere, ich wäre nicht so weit auf die Misere eingegangen, wenn ich in demselben Augenblick, wo ich Ihnen die leere Hand reiche, nach meinem Gefühl nicht auch die Taschen vor Ihnen umkehren müßte. Es ist nun einmal, wie es ist, und wäre ich nicht mit auf den Erwerb angewiesen, so würde ich die Welt schon jetzt nicht mehr incommodiren, als ob ich schon im Sarge läge; ich würde in aller Stille ausführen, was mir noch am Herzen liegt, aber so wenig etwas drucken, als spielen lassen.

Sie sehen, ich bin ganz offen gegen Sie; seyen Sie es auch gegen mich. Ich halte es für sehr schwer, auf der französischen Bühne Posto zu fassen; gelänge es, so könnte es für Sie, wie für mich von großem Nutzen seyn, aber machen Sie Sich die Schwierigkeiten ja recht deutlich, denn es widerstrebt meiner innersten Natur, etwas anzufangen, wenn der Erfolg nicht in hohem Grade wahrscheinlich ist. Was mich betrifft, so werde ich bis zum nächsten Herbst eine Tragödie haben, die sich ganz für das Théatre français eignen wird; aus einer uralten Fabel des Herodot hervorgesponnen, abentheuerlich bunt in den Situationen, sich bis zum letzten Moment in der Handlung steigernd und dennoch griechisch einfach in den Characteren, dabei knapp im Zuschnitt und rapid im Verlauf. Nun fragen Sie Sich, ob zunächst ein hinreichend befähigter Uebersetzer vorhanden ist; er wird schwer zu finden seyn, denn es ist keine Kleinigkeit, den deutschen Vers im Französischen auch nur annähernd wiederzugeben. Dann prüfen Sie, ob Ihre Verbindungen gewichtig genug sind, um die Annahme des Stücks beim Comité durchzusetzen, und wenn Sie das glauben, so treten Sie mit dem letztern in Berührung. Das Werk ist zur rechten Zeit da, auch beurtheile ich es richtig, aber ich muß erst wissen, ob das Théatre français

aufrichtig auf das Manöver einzugehen gedenkt, bevor ich es aus den Händen geben kann. Ist das der Fall, so bin ich bereit, und in die Tantième theilen wir uns. Ob Sie mit der M. M. auf einer andern Bühne vorarbeiten wollen u. s. w. gebe ich ganz Ihrem eigenen Ermessen anheim. Das franz. Stück, was nach meiner Julia gemacht seyn soll, läse ich allerdings sehr gerne und wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, so senden Sie es mir.

Wien d. 25. May.

So weit hatte ich schon vor 14 Tagen geschrieben, dann ließ ich das Blatt liegen, weil ich von Leipzig eine Antwort abwartete, die ich hinsichtlich der Ill. Z. mittheilen wollte. Sie kommt nicht, Weber muß nicht zu Hause seyn. Mittlerweile trifft Ihr lieber Brief vom 20sten bei mir ein; den besten Dank für Ihre Analyse des M. A. die mir sehr wohl gethan hat. Hiebei mein Aufsatz über Heine zur gelegentlichen Uebergabe an ihn; er mag daraus ersehen, daß ich seine große Begabung nicht bloß schweigend verehre. Auch von ihm wäre mir ein Urtheil, z. B. über M. A., von hohem Werth und ich darf das wohl aussprechen; vielleicht können Sie es in irgend einer Form, die mündliche nicht ausgeschlossen, vermitteln. Als er die Judith gelesen hatte, erklärte er mich persönlich für den letzten Römer unserer großen lit. Periode, ohne von Grabbe u. s. w. zu reden, meinte aber freilich zugleich und hatte sehr Recht, ich sey zu einer noch schrecklicheren Einsamkeit verdammt, wie selbst Lessing. Es wäre seiner nicht unwürdig, dieß Urtheil, das in seiner ganzen Ausdehnung und Wortfassung in meinem Tagebuch steht, einmal zu wiederholen; hat er denn nicht auch ein Michel Angelo-Schicksal! — Nun leben Sie wohl, suchen Sie in der obigen Sache auf festen Boden zu gelangen und antworten Sie mir bald.

Wie immer

Ihr

F. H.

---

56. rue des Acacias aux Thernes, près de Paris den 20ten Mai 1854.

Verehrtester Meister,

Ich habe endlich Ihre Julia und den Michel Angelo, die durch ein Mißverständniß so lange Zeit in Wien zurückgeblieben waren, erhalten und danke Ihnen bestens für den Genuß, den Sie mir bereitet haben. Vorrede und „Abfertigung" der Julia, die mir neu waren, sind Meisterstücke, über die ich nichts zu sagen brauche, als daß jeder Leser nach jeder Lectüre Neues aus denselben lernen muß und daß Sie Ihre Kunst, jedes Wort Ihrer Prosa zur Spitze einer unausgesprochenen Gedankenseite zu machen beibehalten haben. Ihr Michel Angelo hat einen symbolischen Inhalt, es ist dies nicht ein Künstlerdrama à la Coreggio, in dem der Künstler an einem großen Sack Geld, den er zu schleppen hat, zu Grunde geht und nicht à la Torquato Tasso, in dem nicht die Symbolik der Kunst gegeben wird. Sie haben den Typus des künstlerischen Daseins, und insofern der Künstler die Spitze der Menschheit ist, den Typus der höheren Menschheit geschaffen. — — Im Michel Angelo haben Sie die erste Tragödie der Kunst, sowie in der Maria Magdalena die erste Tragödie der bürgerlichen

Familie gegeben. Dieses Drama ist ein Aufschrei der Kunst mitten im Verfall der Zeit; die beiden Reden Michel Angelos am Ende des Stückes und sein erster Monolog sind die strengsten Strafpredigten, welche die Kunst dem Jahrhundert gehalten hat. Allein das Werk hat seinen allgemeinen ideellen Gehalt von dem mir eine Seite am Tiefsten ausgedrückt erscheint. Der Mensch versteht nicht den Menschen, wir sind Alle unbegriffen, der Künstler ist es am Meisten. Er steht auf seinem grausamen Isolirschemel und ist dazu verurtheilt, Kritiken anzuhören, die ihm so peinlich sein müssen, als dem Stummen, dessen Zeichen von Denjenigen, die ihn umgeben nicht verstanden und ganz falsch aufgefaßt werden, und der kein anderes Mittel hat, sich verständlich zu machen. In dieser Beziehung besteht ein Zusammenhang zwischen Ihrer Dichtung und der Abfertigung Julian Schmidts dem Sie nachweisen, daß er das Specifische der Kunst nicht begreift. Sie haben nicht blos ein Symbol der Kunst geliefert, Sie haben Ihre Biographie geschrieben und der Zusammenhang mit der Zeit ist in keinem Ihrer Werke größer als im Michel Angelo.

Das alte Kunstwerk wird dadurch zum lebendigen Organismus, daß Alles in ihm motivirt erscheint. Die Motivirung ist Das für das Kunstwerk, was der Blutschlag für das Leben. Ich sehe die Welle des Blutes jeder Ihrer Figuren, wenn ich in den inneren Gehalt Ihrer Motivirung blicke. Wie fein ist es vorbereitet, daß Michel Angelo dazu kommt seinen Jupiter zu vergraben. Zuerst überfällt ihn die ironische Stimmung, daß die Welt nicht der Künstler und der Künstler nie die Welt ganz begreifen könne. Er beklagt sich ebenso sehr über das Ungenügende des Lobes als des Tadels, die ihm zu Theil werden. Sodann faßt er den Plan, den Zeus dem Herzog zu verkaufen und ihn von ihm bestellen zu lassen, offenbar eine Vorstellung, von der zur andern nur ein Schritt ist. Sein ganzes listiges Sprechen mit dem Herzog läßt die List begreifen, die er später anwendet. Schon früher erfuhren wir, daß erst Niemand den Jupiter gesehen hat. Auch geht durch alle Reden Michel Angelos der Ton, daß er nicht producire, bloß um zu produciren, sondern sich um das Urtheil der Welt bekümmere, in der Anerkennung seine Ergänzung finde. Daß ihn der Herzog auf die Antike verweist, „von der er gar nicht ahnt, worin es steckt“ und ihm sagt: „Was meinst du? Wenn mein Jupiter dort gefunden würde?“ bringt die letzte Idee der Motivirung seiner That, von der er sagt: „Oft hab' ich mir's schon ausgedacht.“ Um dem Michel Angelo endlich die moralische Berechtigung zu seiner That zu geben, war der erste Monolog nothwendig, das Reizendste, Tiefste, Naivste, was über Kunst je geschrieben. Die Grenzen, welche dem Künstler gezogen worden sind, gehen aus dem Schlusse dieses Monologs hervor. Michel Angelo konnte nur deßwegen gegen die übrige Welt stolz sein und sich als Gott benehmen weil er sich hier gleichsam heimlich zuflüstert, was dem Künstler abgeht, was er nicht erreichen kann. In diesem Monolog liegt die Ironie, die Tragik des Stückes, ohne welche Beigabe einem Drama die Seele fehlt. Ohne diese Stelle würde M. Angelo eine Abstraktion, ein Klopstock'scher Engel geworden sein, den die Menschen nicht begreifen. Dieser Monolog gibt der dargestellten Kunstidee den wahren Ausgangspunkt. Damit die Idee der Kunst im Mittelpunkte wie eine Alles bescheinende Sonne strahlen könne,

war es sehr tief angelegt, daß die Abstufung im Kunstbewußtsein scharf gezeichnet wird. —

Wien d. 9ten Sept: 1857.

Lieber Freund!

Ihren Brief erhielt ich in Gmunden, aber zu einer Zeit, wo ich in Folge eines mir bei'm Baden zugestoßenen Unfalls kaum lesen, geschweige schreiben konnte. Er läßt sich eigentlich nicht beantworten, denn er ist durchaus pathologisch, und wer kann ganz besonderen Zuständen auf dem allgemeinen Wege beikommen? Den meinigen haben Sie vielleicht nicht ganz in meinem Sinne genommen. Gewiß kann Niemand umkehren oder irgend eine Episode mit ihren inneren und äußeren Folgen aus seinem Leben ausstreichen. Aber Jeder kann sich auf sich selbst wieder besinnen und sich von dem Punct aus, wo er gerade steht, dem Ziel wieder zuwenden, auf das seine Kräfte, dem natürlichen Zug folgend, der den Menschen am sichersten leitet, von Anfang an los arbeiteten. Das ist für Sie die reproductive Kritik, die jetzt in Deutschland keinen einzigen Repräsentanten hat und durch die Sie Sich sehr bald einen unangefochtenen Ehrenplatz und eine entscheidende Stimme verschaffen würden. Ihr Brief beweist mir, daß Sie von den dazu nöthigen Eigenschaften keine einzige verloren haben; wer thäte es Ihnen denn gleich im Nachempfinden des Eigenthümlichsten und in genialer Wiederspiegelung durch eine Fülle der wunderbarsten Bilder und der reichsten Anschauungen? Hat Ihr Enthusiasmus sich geschwächt, so hat Ihre Ironie sich dafür gesteigert, und den Enthusiasmus brauchen Sie bei Betrachtung der deutschen Literatur selten oder nie, die Ironie aber alle Tage. Ihre politische Thätigkeit, um sie so zu nennen, muß ich allerdings als eine Verirrung betrachten; für dieses Gebiet fehlt Ihnen die specifische Begabung und Sie waren für mich (Sie erinnern Sich des Ausdrucks, den ich im Jahre 1848 mündlich gegen Sie brauchte, und verzeihen mir die Wiederholung) immer ein raisonnirendes Kind. Aber auch Verirrungen können befruchten, und an Welt- und Menschenkenntniß haben Sie sicher unendlich gewonnen. Fassen Sie die Sache ganz einfach und sagen Sie Sich: wenn ich zurückkehre nach Deutschland, so muß ich von meiner Feder leben; das Uebrige findet sich von selbst. Ueberhaupt kann man das Leben nicht einfach genug nehmen. Wenn ich das nicht zur rechten Zeit gelernt hätte, so wäre ich leicht einer der unglücklichsten Menschen; jetzt bin ich einer der glücklichsten. Ich fordere Nichts weiter, als einen schönen Tag, und bitte, wenn er schlecht ist, nur um einen Regenschirm. Dahin kann man es bringen, denn —

Jüngling wirst Du nicht wieder, noch Mann,
wenn das Haar sich Dir bleichte,
Aber sobald Du nur willst, wirst Du
auf's Neue ein Kind!

Versuchen Sie es nur, schauen Sie nicht in die Luft, sondern heben Sie auf, was Ihnen vor den Füßen liegt. Warum z. B. haben Sie noch kein Buch über Heinrich Heine geschrieben? Debütiren Sie mit einem solchen; hunderte

von literairischen Epigrammen müssen ja in ihrem Kopf, wie Mücken vor'm Licht, bei der bloßen Erinnerung auffliegen. Es wird Ihnen ohne Zweifel gut bezahlt werden und Sie gleich bei'm großen Publicum einführen.

Ihrer Rückkehr kann nach meiner Ueberzeugung Nichts im Wege stehen; doch mag Ihr Fall aus formellen Gründen schwierig zu erledigen seyn, da Sie zugleich mit und ohne Paß im Ausland gewesen sind. Erwägen Sie die Pedanterie der Behörden, die sich überall in der Welt gleich ist; ich würde, wie die Sachen jetzt liegen, auf das Wort hin, das Ihr Vater bereits vom Polizei-Ministerium entgegen nahm, ruhig einpacken, und zweifle keinen Augenblick, daß mein juristischer Freund, Prof. Glaser, den ich jetzt freilich, seiner Abwesenheit wegen, nicht fragen kann, hierin mit mir übereinstimmt! Kommt doch sogar Kolatschek zurück, der vor dem Gesetz entschieden straffällig und zugleich, was ich bei Ihnen stark bezweifle, entschieden zurechnungsfähig war! Sie wissen, ich gab Ihrem Vater früher den entgegengesetzten Rath.

Dieß Mal Nichts von mir, bis auf das Eine, daß Sie Sich mein Epos doch eher in der Art von Hermann und Dorothea, als von Ariost vorstellen müßten. — — — Also, wenn noch nicht auf Wiedersehen, so doch auf Wiederschreiben!

Ihr

Fr. Hebbel.

Wien d. 2. Jan. 1859.

Lieber Freund!

Gut, ich will Ihnen den Gefallen thun. Ich bin der König und Sie sind, was Sie seyn wollen und kommen, wann und in welcher Gestalt es Ihnen gefällt. — — —

Im Ernst, ich kann Ihren Brief vollkommen verstehen und Ihnen nachempfinden. Glauben Sie aber ja nicht, daß der Weg durch's Leben mir mit Rosen bestreut gewesen ist. Ich kam nur durch Resignation zum Frieden, ich lernte meinen Sarg nach und nach als Bett betrachten, begnügte mich aber allerdings, darin zu schlafen und brachte mich nicht um, obgleich man mir Gift und Dolch mit hinein gegeben hatte. Was hätte ich Ihnen hierüber Alles zu erzählen, wenn wir einmal wieder zusammen auf Ihrem oder meinem Sopha säßen! Schreiben läßt sich dergleichen nicht; man fällt dabei zu leicht in ein Pathos, das ungebührlich ist, weil man ja im Grunde die Geschichte jedes Menschen, der höheren Interessen lebt, nicht aber etwas Unerhörtes, mit einer Privat-Adresse Versehenes zu berichten hat. Den Gang, den die Sache im Allgemeinen nahm, können Sie Sich leicht denken. Meine Freunde, Sie, Kolatschek u. s. w. mußten wegen ihrer Betheiligung an der politischen Bewegung theils fliehen, theils wenigstens untertauchen. Meine Gegner, durch Jene eingeschüchtert, ja niedergeworfen, also bis auf's Aeußerste erbittert, kehrten in die verlorenen Posten zurück und rächten sich. Einer derselben, der Geschichtschreiber des Deutschen Parlaments, erkroch sich sogar in Wien eine Stelle, die ihn zum Vorgesetzten meiner Frau machte. Brauche ich Ihnen die Consequenzen eines

solchen Verhältnisses und die literairischen Folgen meiner gänzlichen Ausschließung von der hiesigen Bühne noch auseinander zu setzen? In Wien spielt man mich nicht, weil Jung-Deutschland nicht will, und anderswo nicht, weil Wien nicht voraus geht und weil man daraus schließt, daß ich doch nicht „theatergemäß“ seyn müsse. Der Mann der Schauspielerin kann sich aber nicht rühren und muß ruhig zusehen. Doch ist es möglich, daß sich jetzt Manches ändert; wenn aber auch nicht, so wird mir das Abwarten doch von Jahr zu Jahr leichter, denn die stille Gemeinde, auf die es doch zuletzt allein ankommt, wächst immer fort. Daß Sie in England Nichts von mir hören, ist natürlich; die Augsb. Allg. Zeitung ist ganz in den Händen meiner Feinde und sie allein vermittelt zwischen dem Deutschen Schriftsteller und Europa. Aus Frankreich sind mir sehr oft Beweise der Theilnahme zugekommen.

Wie gern würde ich Ihnen die Ihnen noch unbekannten Schriften schicken, die ich in den letzten Jahren veröffentlichte. Aber ich habe nur noch meine Handexemplare und die Verleger sind, wenigstens gegen mich, nur dann splendid, wenn sie auf Recensionen rechnen können. Von „Mutter und Kind“ habe ich jedoch noch eins aufgetrieben, das sich in den Händen meiner Frau befand; ich nehme es ihr und gebe es Ihnen. In diesem Winter hoffe ich meine Nibelungen zu endigen. Das erste Stück: „Der gehörnte Siegfried“ (1 Act) und das zweite: „Siegfried's Tod“ (5 Acte) waren längst fertig. Von dem dritten „Kriemhild's Rache“ habe ich zu Weihnacht den dritten Act geschlossen. Mit dem Ganzen werde ich meine größte That oder meine größte Narrheit hinter mir haben; eine andere Alternative giebt es hier nicht. Sie fragen mich nach einer Deutschen Revue. Kolatschek sucht unter dem Titel „Stimmen der Zeit“ eine solche zu gründen. Gewiß wäre ein Mitarbeiter, wie Sie, ihm höchst willkommen, aber die Honorarbedingungen sind einstweilen noch zu mäßig, als daß ich mich getraute, Sie aufzufordern.

Dieß ist mein erster Brief im neuen Jahr; antworten Sie mir bald und vergessen Sie nicht, daß ich einen Freund darum nicht weniger warm begrüße, weil er sich Jahre lang nicht bei mir blicken ließ.

Wie immer

Ihr

Fr. Hebbel.

Wien d. 18ten Oct: 1862.

Lieber Freund!

Ihr Brief ist wie ein Feuer-Regen über mein Haupt gekommen. Längst, längst hätte ich Ihnen antworten sollen. Was kann ich zu meiner Entschuldigung anführen? Lähmung der Hände, wie Ihr armer Vater? Gott sey Dank, nein. Wohl aber Lähmung der geistigen Functionen, völligen Stillstand des inneren Menschen. Meine Freunde hegen von mir die Meinung, daß ich zuweilen mehr kann, wie mancher Andere. Ich weiß nicht, ob sie Recht haben, aber so viel ist gewiß, daß ich noch öfterer weniger kann und das zweifelhafte plus einiger Monate mit dem zweifellosen minus aller übrigen bezahlen muß. Meine Mühle geht

nur bei Springfluthen, die bekanntlich nur dann entstehen, wenn der Mond und alle Sterne ungewöhnlich hell scheinen. Uebrigens bin ich erst seit Anfang September wieder in Wien; die letzte Hälfte des August brachte ich auf dem Schloße Wilhelmsthal im Thüringer Walde zu, wohin ich sehr freundlich von der Großherzogin eingeladen war.

Glauben Sie mir, als den Haupt-Gewinn meines Lond'ner Aufenthalts betrachte ich die Erneuerung meines Verhältnisses mit Ihnen. Wenn menschliche Beziehungen sich von selbst auflösen, so ist Nichts dagegen einzuwenden; die wenigsten sind für die Dauer ausreichend und ein Cotillon, bei dem es ziemlich gleichgültig ist, ob man mit einem Fräulein oder einem Leuchter tanzt, scheint mir das treffendste Symbol des socialen Verkehrs. Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn ein wirklicher Goldfaden durch die Brutalität einer von außen herankommenden Scheere zerschnitten wird; da ruht man nicht eher, bis er wieder angeknüpft ist, denn der Mensch ist auf die Nothwendigkeit eingerichtet, nicht auf den Zufall. So stand es mit uns. Sie sind in London einsam; glauben Sie, daß ich es in Wien weniger bin? Ich kann Umgang haben, so viel ich will; Sie natürlich auch. Ich weiß es auch zu schätzen, daß ich mich über alles Mögliche, wenn ich es gerade brauche, auf dem nächsten Wege unterrichten kann, indem die Wissenschaft mir mit allen ihren Häuptern zu Gebote steht. Aber, was kommt sonst dabei heraus? Ehemals hatte ich Schüler, die sich allabendlich bei mir sammelten; da gab es doch noch aesthetisches Gespräch, wenn ich die Kosten auch größtentheils allein zu tragen hatte. Sie haben sich beweibt und sind für mich so gut, wie todt. Welch ein Gewinn wäre es für mich, wenn Sie, der Sie Freund und Familien-Haupt zugleich seyn können, wie ich, wieder nach Deutschland kämen! Aber freilich, wer giebt Ihnen hier Ihre 2000 Pfund! Die Journal-Entreprise, von der ich Ihnen schrieb, hat sich bereits wieder zerschlagen; sie kommt zu Stande, aber so, daß sie den Todeskeim gleich mit zur Welt bringt. Bei Hoffmann & Campe erscheint von Neujahr an unter der Redaction Adolph Strodtmann's der Orion. Da der Redacteur seinen guten Freund Moritz Hartmann für einen Dichter erklärt, der sich den Besten aller Zeiten an die Seite gestellt habe, so wissen Sie, was trotz seiner unzweideutigen Ehrlichkeit und seines Enthusiasmus zu erwarten ist. Ich werde mich zwar aus Rücksicht auf Campe betheiligen, wenn auch nur durch ein Paar Gedichte, mögte Sie aber kaum auffordern. Dagegen ersuche ich Sie auf das Dringendste, an das verabredete Werk zu gehen; Sie sind des besten Empfangs gewiß.

Gleich nach meiner Zurückkunft besuchte ich Ihre Eltern. Ihre Mutter ist noch frisch und rüstig, kaum verändert, seit ich sie zuletzt sah; sie besucht noch mit Vergnügen das Theater. Ihr Vater aber, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, ist sehr zusammen gegangen; blöde Augen, eingefallener Mund. Nie sah ich eine solche Freude, wie bei ihm, als ich ihm von Ihnen und Ihrer Häuslichkeit erzählte; es soll Blumen geben, die ihre Kelche augenblicklich wieder öffnen, wenn man sie in welkem Zustande begießt, ich habe sie nie erblickt, aber ich glaube daran, seit ich Zeuge war, daß ein Mensch durch bloße Worte wieder auflebt und jung und gesund wird. Ich habe mich wohl gehütet, Hoffnungen zu erwecken, aber wenn Sie es möglich machen könnten, auf vier Wochen herüber

zu kommen, so würden Sie nicht bloß eine gute That verrichten, sondern vielleicht sogar, ich meine es im buchstäblichsten Sinn, ein Wunder thun, denn was alle Aerzte und alle Heilquellen nicht vermögen, das werden Sie durch Ihren ersten Händedruck vollbringen. — — — — — — — — — — —

Wien d. 24. Decbr. 1862.

Lieber Freund!

Es ist Weihnachts-Abend, und der Tag soll nicht zu Ende gehen, ohne daß ich Ihnen geantwortet habe. Damit ich es ja nicht vergesse: gerade in diesem Augenblick verwandelt sich meine Drei-Mohren-Gasse in eine Liechtenstein-Straße und meine No. 378 in eine No. 1, was ich der Adresse wegen zu notiren bitte; die neuen Schilder werden angeschlagen und der Hammerschall dröhnt zu mir herauf.

Ihre Briefe nach Gratz sind, nachdem ich den einen mit Ihrer Erlaubniß gelesen hatte, noch am Tage des Eintreffens weiter befördert worden; die Epistel Ihres Freundes Kürnberger sende ich Ihnen hiebei zurück und danke für die Mittheilung. Ich habe daraus die Neuigkeit erfahren, daß Herr Kürnberger ein berühmter Mann geworden ist, was ich nicht wußte, obgleich ich nicht, wie Sie, jenseits des Kanals lebe, und zugleich, nicht ohne Nutzen, wie ich hoffe, daraus ersehen, wie ein berühmter Mann von sich selbst redet; es klingt ja ordentlich, wie Cäsar, de bello gallico. Sie geben ihm das Zeugniß, daß er Goethe verstehe; in den Werther muß er jedoch nicht tief eingedrungen seyn, sonst hätte er schwerlich den Muth gehabt, seinen „Amerikamüden" mit ihm zusammen zu stellen. Ich kenne das Buch, es ist geistreich und instructiv, aber ganz naturlos, wenn Sie den Ausdruck gestatten wollen, und erinnert an eine altfranzösische Muschel-Grotte, wie man sie zuweilen in einem verlassenen Park mit beschnittenen Taxus-Wänden findet. Meines Wissens rechnet die deutsche Kritik den Autor mit zu den interessanten Erzählern, welche die Taschenbuch-Novellisten, die noch von Kind und Tromlitz her datiren, abgelös't haben, stellt ihn aber auch unter diesen nicht hoch, sondern zieht Hackländer, Heyse ꝛc. bei weitem vor. Von seinen breiten dramatischen Versuchen war nie die Rede, und was von einem Dramatiker zu halten ist, der ein Werk unvollendet läßt, weil ein Theater-Director es nicht bühnengerecht findet, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Hier kommt das faule Fleisch trotz der glatten Haut auf's Naivste zum Vorschein und beweis't, daß Niemand sich selbst verläugnen kann; so prunkte der Fürst Milosch, der alte Serbische Sauhirt, mit allen möglichen Orden und bunten Bändern, bediente sich aber in unbewachten Augenblicken zu einer gewissen Procedur der Finger, während ein wirklicher Aristocrat ein Taschentuch zu verwenden pflegt. Doch genug für den Mann hinter der spanischen Wand, der ein Göttergespräch behorchen durfte und sich, wie Sie sehen, fast so undankbar und unartig zeigte, wie der alte Lucian. Der Brief ist ein merkwürdiger Beleg dafür, daß der Eitelkeit die Köpfe noch rascher nachwachsen, wie der Hydra; es ist ein Monolog und Sie haben ihm mit Recht einen Monolog entgegen gesetzt.

Meine Agnes Bernauer und mein Gyges werden, sammt dem Portrait, nun wohl in Ihren Händen seyn; ich glaubte aber durch Herrn Uppner, nicht durch Ihren Vater. Ich bin begierig ob und wie diese beiden Arbeiten Sie berühren werden; sie liegen vielleicht in einer Region, die Sie nicht anzieht, aus demselben Grunde nicht anzieht, warum man während einer Schlacht den Eintritt in eine Bilder-Gallerie ablehnt. Für mich existirt aber keine andere mehr, denn Ihre Hoffnung, daß sich aus dem Socialismus eine ganz neue Kunst und Poesie entwickeln werden, kann ich nicht theilen, ohne ihr darum widersprechen zu wollen und Sachen, wie Maria Magdalena, Julia u. s. w. kann ich nur als Skizzen betrachten, an denen sich der Charakteristiker so weit entwickelte, daß der Dichter (ich werde objectiv und habe also von Kürnberger etwas gelernt) nicht mehr Gefahr lief, den leeren Schein des Schönen mit dem Schönen selbst zu verwechseln. Darin kann ich mich irren, aber jedenfalls ist es gleichgültig, wie ich darüber denke, denn am 18ten März werde ich 50 Jahre und nach allgemeinen psychologischen Gesetzen muß meine Productions-Zeit bald zu Ende seyn. — —

Die Nibelungen haben den allgemeinsten Erfolg; am 15ten wurden sie in Berlin gegeben, am 17ten in Schwerin, an beiden Orten mit größter Wirkung. München folgt im Januar, Wien im Februar, und dann schließt sich noch manches Theater an.

Wie ich mich auf Ihr Werk freue, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; es wird ohne Zweifel Epoche machend in seiner Art. — — — — — — —

Wien d. 27. Jan: 1863.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen sehr für Ihren Brief und für Ihr Urtheil über meine Agnes Bernauer. Sie haben mir dieß Stück in eine ganz neue Beleuchtung gerückt, in der es sich viel stattlicher ausnimmt, als in der mir bekannten. Für ein sociales Drama habe ich es nie gehalten; mir war die Augsburger Baders-Tochter immer deshalb so merkwürdig, weil ihr Schicksal zeigt, daß auch die bloße Schönheit, die doch ihrer Natur nach nicht zum Handeln, geschweige zu einem die Nemesis aufrufenden Handeln gelangen kann, also die ganz passive bloße Erscheinung auf der höchsten Spitze ohne irgend ein Hinzutreten des Willens einen tragischen Conflikt zu entzünden vermag, und es reizte mich, diesen darzustellen. Natürlich mußte ich nun den ganzen historischen Aparat mit übernehmen, und das that ich in so fern nicht ungern, als ich eine Gelegenheit erhielt, das alte Deutsche Reichswesen in seinen imposanten allgemeinen Umrissen vorzuführen, ohne mich auf das bettelhafte Detail einlassen zu müssen. So entstand die Agnes Bernauer. Auf dem Theater hat sie sich, wo man sie zuließ, überall äußerst wirksam erwiesen; für die Kritik war sie ein Zank-Apfel, der mir bald die frischeste grüne Petersilie — Sie wissen, das ist der deutsche Lorbeer — bald die ausgezeichnetsten Stockprügel eintrug. Die merkwürdigste Recension erhielt ich von dem König Ludwig von Baiern, einige Tage vor der Darstellung auf der Münchner Hofbühne. Se. Majestät disputirten Stunden lang über das Stück mit mir und sagten zuletzt: „Ich würde eher die Krone

niedergelegt, als mich zu einem solchen Schritt entschlossen haben." Ich erwiederte kurz und trocken: „Das würde dann auch allerdings Ihre Pflicht gewesen seyn, vorausgesetzt, daß die Geschichte den Fall so zugespitzt hätte, wie das Drama, woran freilich viel fehlte." Uebrigens schieden wir als die besten Freunde, und ich meinerseits mit dem Eindruck einer zwar verworrenen und nicht überall reinen, aber doch höchst bedeutenden Persönlichkeit.

Begierig bin ich nur, ob auch Gyges Ihnen Interesse abgewinnt. Die Genesis dieses Stücks, um mit dem „Kürenberger" zu reden, ist noch viel einfacher. Ich war einmal auf der Bibliothek des Polizei-Ministeriums und wurde dort von einem schöngeistigen Beamten*) Knall und Fall gefragt, warum ich die Geschichte von Kandaules und Rhodope nie dramatisirt habe; sie sey ja für mich, wie gemacht. Ich antwortete, der Wahrheit gemäß, daß ich sie nicht kenne, der Mann reichte mir den Band von Pierer's Lexicon mit dem betreffenden Artikel, er zündete und noch denselben Abend entstand eine der Hauptscenen, die zwischen Gyges und Kandaules zu Anfang des zweiten Acts. Die Theater haben sich bis jetzt nicht daran versucht; die Kritiken gingen noch weiter aus einander, wie bei Agnes Bernauer.

Die nähere Entwicklung Ihres Begriffs von der socialen Tragödie hat mich außerordentlich interessirt, wie ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern brauche. Dennoch kann ich meinen aesthetischen Standpunkt nicht aufgeben. Ich kenne den furchtbaren Abgrund, den Sie mir enthüllen, ich weiß, welch eine Un-Summe menschlichen Elends ihn erfüllt. Auch schaue ich nicht etwa aus der Vogel-Perspective auf ihn herab, ich bin schon von Kindheit auf mit ihm vertraut, denn wenn meine Eltern auch nicht gerade darin lagen, so kletterten sie doch am Rande herum und hielten sich nur mühsam mit blutigen Nägeln fest. Aber das ist eben die mit dem Menschen selbst gesetzte, nicht etwa erst durch einen krummen Geschichts-Verlauf hervorgerufene allgemeine Misère, welche die Frage von Schuld und Versöhnung so wenig zuläßt, wie der Tod, das zweite, allgemeine, blind treffende Uebel, und deshalb eben so wenig, wie dieser, zur Tragödie führt. Man kommt von hier aus vielmehr zur vollständigen Auflösung der Tragödie, zur Satire, die der sittlichen Welt ihre schreienden Widersprüche unvermittelt in's Gesicht wirft, und zu allererst die tragische Form selbst und den tragischen Dichter, wie er Sandkörner nachwiegt und den Berg, von dem sie abgesprungen sind, nicht bemerkt oder doch vor ihm die Augen zudrückt. Eine solche Satyre kann nun gar wohl als Komödie hervortreten und ein Versuch, wie mein Trauerspiel in Sicilien, mag er an sich werth seyn, was er will, findet in ihr seine sonst ganz unmögliche Rechtfertigung. Das indische Kastenwesen, der römische Sclavenkrieg mit Spartacus, der Deutsche Bauern-Aufruhr u. s. w., die Sie mir citiren, können nur auf dem religiösen oder dem communistischen Standpunct Tragödien abgeben, denn der religiöse kennt eine Schuld des ganzen Menschen-Geschlechts, für welche das Individuum büßt, und der communistische glaubt an eine Ausgleichung. Ich kenne die eine nicht und glaube nicht an die andere.

---

*) Braun v. Braunthal.

Beifolgend sende ich Ihnen ein Paar neuer Gedichte von mir, die ich aus dem Thüringer Wald mitgebracht habe. Es geschieht nicht, weil ich ihnen großen Werth beilege, sondern nur, um Ihnen eine Probe des neuen Campeschen Organs, von dem ich Ihnen früher schrieb, zu zeigen; sie stehen nämlich in Adolph Strodtmann's „Orion“, von dem Sie früher oder später doch auch Mitarbeiter werden dürften. Daß Ihr Werk heran wächs't, freut mich sehr; es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß ich im May oder Juny persönlich nach Hamburg gehe und es wäre sehr schön, wenn ich es dann ganz oder theilweise mitnehmen könnte. Dagegen werde ich für den nächsten Sommer wohl noch darauf verzichten müssen, Ihnen meine Familie vorzuführen. Lassen Sie uns dafür um so eifriger correspondiren.

Ihre lieben Eltern befinden sich wohl; das Mütterchen war vorgestern Abend im Burgtheater und erquickte sich an der „Waise von Lowood“, einer hochgefeierten Schöpfung unserer Birch-Pfeiffer.

Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus.

Wien d. 23sten Febr. 1863.

Lieber Freund!

Unsere Briefe haben sich dieß Mal gekreuzt. Das ist in der Regel nicht angenehm, aber jetzt freut es mich, denn jetzt haben Sie den Ursprung meines Gyges kennen gelernt, ohne daß es auch nur im Entferntesten den Anschein haben kann, als ob ich ihn aus Oppositions-Lust so und nicht anders dargestellt hätte. Daß ich so etwas nicht absichtlich thun würde, brauche ich Ihnen nicht zu betheuern, denn das trauen Sie mir ohnehin nicht zu, aber der Mensch verübt im Helldunkel des Bewußtseyns allerlei Streiche, die zwar nicht der subjectiven, aber doch der objectiven Wahrheit zu nahe treten und dennoch durch den Rausch der Stimmung gegen die Zurechnung gedeckt sind. Sie wissen also, daß ich keineswegs darauf ausging, eine antike Tragödie zu dichten, ein Unternehmen, welches nicht gelingen kann, und welches, auch wenn es gelänge, keinen Dank verdiente, wenigstens so lange nicht, als man außer Stande wäre, ein Griechisches Publikum dafür von den Todten zu erwecken. Sie wissen, daß ich zu dem Stück kam, wie der Knabe zum Vogel; er fängt ihn, weil er gerade da sitzt, und sieht sich ihn erst näher an, wenn er ihn in der Hand hat, um zu erfahren, was es für ein Kerl ist. Sie wissen aber nicht, daß es mit allen meinen Stücken so ging und werden mir dieß jetzt auf mein ehrliches Wort wohl glauben. Der Maria Magdalena z. B., der Sie Ihr Wohlwollen noch immer nicht entzogen haben, liegt ein Vorfall zu Grunde, den ich in München selbst erlebte, als ich bei einem Tischlermeister, der mit Vornamen sogar Anton hieß, wohnte. Ich sah, wie das ganze ehrbare Bürgerhaus sich verfinsterte, als die Gensd'armen den leichtsinnigen Sohn abführten, es erschütterte mich tief, als ich die Tochter, die mich bediente, ordentlich wieder aufathmen sah, wie ich mit ihr im alten Ton scherzte und Possen trieb. Da wurde der dramatische „Fehde-Handschuh“ gesponnen, wenn auch nicht gleich gewoben, den ich nach Hermann Hettner der ganzen Europäischen Gesellschaft hingeworfen haben soll.

Bei Gott, ich wußte Nichts davon, denn die Vorrede hat Felix Bamberg auf seinem Gewissen, der sie mir abpreßte, als ich die Besorgniß gegen ihn aussprach, daß man mein kleines Familienbild für eine Ifflandsche Nachgeburt erklären werde. Die Judith wurde durch ein Bild, das ich in der Münchner Pinacothek erblickte, in mir angeregt, das Nibelungen-Trauerspiel durch eine Aufführung des Raupachschen Stücks, und so Alles. Damit wird nicht bestritten, daß Zündstoff im Dichter vorhanden seyn muß, den gerade dieses und kein anderes Vorkommniß zum Lodern bringt, denn sonst müßte jede Anecdote und jedes Erlebniß befruchten, und das gäbe ein ewiges Empfangen ohne alle Möglichkeit des Gebärens. Was nun Ihre Bedenken gegen den Realismus des Gyges und der Nibelungen anlangt, so setze ich den Realismus hier und überall ausschließlich in das psychologische Moment, nicht in das kosmische. Die Welt kenne ich nicht, denn obgleich ich selbst ein Stück von ihr vorstelle, so ist das doch ein so verschwindend kleiner Theil, daß daraus kein Schluß auf ihr wahres Wesen abgeleitet werden kann. Den Menschen aber kenn' ich, denn ich bin selbst einer, und wenn ich auch nicht weiß, wie er aus der Welt entspringt, so weiß ich doch sehr wohl, wie er, einmal aus ihr entsprungen, auf sie zurück wirkt. Die Gesetze der menschlichen Seele respectire ich daher ängstlich; in Bezug auf alles Uebrige aber glaube ich, daß die Phantasie aus derselben Tiefe schöpft, aus der die Welt selbst, d. h. die bunte Kette von Erscheinungen, die jetzt existirt, die aber vielleicht einmal von einer andern abgelös't wird, hervor gestiegen ist. Mir sind die Nibelungen demnach nicht der Aberglaube der deutschen Nation, wie Ihnen, sondern, wenn Sie mir einen Ausdruck gestatten wollen, den ich nur Ihnen gegenüber zu brauchen wage, ein Sternbild, das nur zufällig nicht mit am Sternenhimmel funkelt. Doch dieß ist ein Punkt, den man brieflich nur berühren kann, aber die Einschränkung, die ich mir auf der einen Seite auflege, wenn ich auf der anderen gewissermaßen in's Gränzenlose hinaus steure, will ich doch noch markiren. Nie gestatte ich mir aus der dunklen Region unbestimmter und unbestimmbarer Kräfte, die ich hier vor Augen habe, ein Motiv zu entlehnen; ich beschränke mich darauf, die wunderbaren Lichter und Farben aufzufangen, welche unsere wirklich bestehende Welt in einen neuen Glanz tauchen, ohne sie zu verändern. Der Gyges ist ohne Ring möglich, die Nibelungen sind es ohne Hornhaut und Nebelkappe; prüfen Sie, Sie werden es finden.

So viel über die Methode, weil Sie es wünschten; nun noch ein unendlicher Dank für Ihre liebevolle Aufnahme des Products! Am 19ten gingen die Nibelungen hier in Scene; der Erfolg war groß. Ich sah das Stück erst den zweiten Abend an; gesteckt volles Haus. Vierzehn Mal gerufen und nicht einmal gekommen; ist das nicht schändlich vom Verfasser? Nächstens hoffe ich, ein Paar Sperrsitze für Ihre Mama zu erobern; bis jetzt war es unmöglich.

L. A. Frankl läßt Sie herzlich grüßen; ebenso mein ganzes Haus! Werden Sie etwa bis Anfang May etwas von Ihrem Mspt. schicken?

Wien d. 1sten May 1863.

Lieber Freund!

Es freut mich sehr, daß sich Ihr Manuscript bereits beim Abschreiber befindet; da wird es denn auch wohl bald in Deutschland eintreffen. Schicken Sie es direct an mich; ich befördere es weiter an Campe, entweder, indem ich es ihm persönlich übergebe, oder, wenn meine Reise sich dafür zu lange hinaus schieben sollte, indem ich es ihm durch die Post übersende. Ich beabsichtige bis jetzt noch, Ende May oder Anfang Juny nach Hamburg und Holstein zu gehen; doch hängt man in solchen Dingen zu sehr von den Umständen ab, um mit Bestimmtheit etwas festsetzen zu können. Der Modus ist Ihnen aber auch gleichgültig; daß es Ihnen dieß Mal mehr um die Publication selbst und um das einzuleitende Verhältniß zu thun seyn muß, als um alles Uebrige, wissen Sie, und wenn Campe nur nicht tief in seinen Beutel greifen soll, so ist auch aus der Ferne sehr gut mit ihm fertig zu werden.

Ich habe inzwischen eine Krankheit und eine Jubel-Feier zu überstehen gehabt, denn am 18ten März legte ich mein fünfzigstes Jahr zurück, lag aber in Folge eines lange vernachlässigten und hartnäckig gewordenen Rheumatismus zu Bett, und konnte das viele Freundliche, das mir zuging, nur halb genießen, bin auch noch nicht völlig hergestellt. Lassen Sie mich also auf den Inhalt meines vorigen Briefs noch einmal zurück kommen, nehmen Sie es aber nicht zu genau mit mir, denn ich verfüge nur über einen halben Kopf. Sie wollen an den Dichter *glauben*, wie an die Gottheit; warum so hoch hinauf, in die Nebel-Region hinein, wo Alles aufhört, sogar die Analogie? Sollten Sie nicht weiter gelangen wenn Sie zum Thier hinunter steigen und dem künstlerischen Vermögen die Mittelstufe zwischen dem Instinct des Thiers und dem Bewußtseyn des Menschen anweisen? Da sind wir doch im Bereich der Erfahrung und haben Aussicht, durch die Anwendung zweier bekannter Größen auf eine unbekannte etwas Reales zu vermitteln. Das Thier führt ein Traumleben, das die Natur unmittelbar regelt und streng auf die Zwecke bezieht, durch deren Erreichung auf der einen Seite das Geschöpf selbst, auf der anderen aber die Welt besteht. Ein ähnliches Traumleben führt der Künstler, natürlich nur als Künstler, und wahrscheinlich aus demselben Grunde, denn die kosmischen Gesetze dürften nicht klarer in seinen Gesichtskreis fallen, wie die organischen in den des Thieres und dennoch kann er keins seiner Bilder abrunden und schließen, ohne auf sie zurück zu gehen. Warum sollte nun die Natur nicht für ihn thun, was sie für das Thier thut? Sie werden aber auch überhaupt finden, um tiefer auszugreifen, daß die Lebensprocesse Nichts mit dem Bewußtseyn zu thun haben und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Factoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer seiner Phasen belauscht und was hat die Befruchtungs-Theorie der Physiologie trotz der microscopisch-genauen Beschreibung des arbeitenden Aparats für die Lösung des Grund-Geheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Combination geben, die nicht in allen ihren Schlangenwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen

wäre; das Welt-Gebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Räthsel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen Recht, Newton auszulachen, wenn er „das naive Kind spielen" und behaupten wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitations-System inspirirt, während er ihm recht gern den ersten Anstoß zum Reflectiren über den Gegenstand gegeben haben kann; wogegen Sie Dante zu nahe treten würden, wenn Sie es bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunklen Waldes in colossalen Umrissen vor der Seele aufgestiegen seyen. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das Nämliche hinaus läuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Facultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungs-Weise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Theil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt. Uebrigens wird auch dieser falsche nicht dadurch verkürzt, denn wenn man sich auch so wenig auf's Dichten, wie auf's Träumen vorbereiten kann, so werden die Träume doch immer die Tags- und Jahres-Eindrücke und die Poesieen nicht minder die Sympathieen und Antipathieen des Schöpfers abspiegeln. Ich glaube, alle diese Sätze sind einfach und verständlich. Wer sie nicht anerkennt, muß die halbe Literatur über Bord werfen, z. B. den Oedipus auf Colonos, denn Götterhaine kennt die Geographie nicht, den Shakespearschen Sturm, denn Zauber giebt's nicht, den Hamlet und den Macbeth, denn nur ein Narr fürchtet die Geister u. s. w.; er muß aber auch, und dazu wird sich doch selbst der nicht leicht entschließen, der zu dem anderen Opfer bereit wäre, die Franzosen an die Spitze dessen, was übrig bleibt, stellen, denn wo fände man Realisten, wie Voltaire u. s. w.? Damit scheinen mir meine Sätze erwiesen; wenigstens ist die Gegenprobe gemacht.

Für die freundliche Aufnahme meiner Gedichte den herzlichsten Dank. Aber Sie machen zu viel aus ihnen; es sind bloße Supplemente zu der im Cottaschen Verlage erschienenen Gesammt-Ausgabe, die ich allerdings gern in Ihren Händen wüßte. Und nun, in der Hoffnung, bald ein recht dickes Paquet von Ihnen zu empfangen, das herzlichste Lebewohl und (hierin bin ich ein Plagiarius und zwar von Dingelstedt) die wärmsten Grüße von Haus zu Haus.

Sie wissen doch: am Tage der großen Prater-Fahrt.

Wie immer

Ihr

Friedrich Hebbel.

Lieber Freund!

Ihr letzter Brief ist der Ausdruck einer krankhaften Stimmung, und nur dieß bewegt mich, ihn sogleich zu beantworten, denn ich bin wirklich krank und jede Zeile, die ich schreibe, preßt mir Angstschweiß aus und macht mir Schmerz. Ich leide nämlich seit drei Monaten buchstäblich an den Folgen einer solchen

Erkältung, wie Sie sie so vortrefflich als Rede-Figur ausmalen, und konnte mich vor drei Tagen noch nicht mit eigenen Händen an- und ausziehen, was auch jetzt nur noch äußerst mühsam von Statten geht. Ich muß mich daher auf sehr Weniges beschränken; jedoch sehr Weniges genügt auch.

Es ist in meinen Augen keine Höflichkeit, wie Sie es nennen, sondern eine Feigheit, auf den Sack zu schlagen und den Esel zu meinen. Vielleicht gehört es mit zu den Unglücksfällen, die ich vor meiner Geburt erlebte, daß ich von einer solchen Höflichkeit keinen Begriff habe, denn ich spiele immer meine gerade ehrliche Eins aus, die nicht mehr noch weniger bedeuten soll, als ihr Nennwerth besagt, während Andere nur ein Tausend-Theilchen von dem, was sie eigentlich denken, verlautbaren und mich nun natürlich nach sich selbst beurtheilen, also annehmen, daß auch ich, wie sie, Neun Hundert Neun und Neunzig von Tausend zurück halte. Dabei fahre ich denn freilich schlecht.

Wenn ich von Ihrem Copisten und seiner undeutlichen Handschrift sprach, so sprach ich von Ihrem Copisten und seiner undeutlichen Handschrift. Ich konnte das Manuscript nur mit der größten Mühe entziffern, ich fürchtete, daß es Campe, der ein zwei und siebzigjähriger, alter Mann ist, eben so gehen mögte und ich theilte Ihnen meine Besorgniß offen mit. Diese war wohl begründet, denn das Alter macht eigensinnig und Campe hatte von jeher mehr von einem Papst, wie von einem Buchhändler; sie hat sich aber glücklicherweise nicht bestätigt, wahrscheinlich, weil er einen Anderen lesen ließ, statt nach seiner Gewohnheit selbst zu prüfen. Campe schreibt mir unterm 26ten Juny:

„Das Mspt: Geschichte der Arbeiter-Associationen in Frankreich ist recht brav. Wann werde ich den Schluß dazu bekommen — und darf ich den Druck beginnen lassen und welche Bedingungen stellt der Verfasser?"

Sie sehen hieraus, daß ich Alles, so weit es an mir liegt, geordnet und mein Wort vollständig gelös't habe; wäre ich des Erfolgs nicht so sicher gewesen, als man es in menschlichen Dingen seyn kann, so hätte ich wahrlich Anstand genommen, Sie zu einer Arbeit aufzufordern, die Ihnen neben allen übrigen, die auf Ihnen lasten, drückend seyn mußte. Nun aber muß ich mit König Philipp sprechen: „Herr Kardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre". D. h. senden Sie Campe baldigst den Rest, und zwar direct nach Hamburg (Hoffmann & Campe's Verlagshandlung) unter Berufung auf mich und schlagen Sie Ihr Honorar vor; ich dächte pr. Bogen 1 Louisd'or für die erste Auflage bei etwa 1500 Ex., denn ich, als Anfänger, bekam für die ganze Judith nur 13, und die Nibelungen trugen mir 400 Rthlr ein. Wenn ich Ihnen rathen darf, so eilen Sie; mir aber verzeihen Sie, daß ich, geistig und physisch gänzlich außer Stande, außer dieser geschäftlichen noch andere Materien zu berühren, nur noch die herzlichsten Grüße hinzufüge. Ich bleibe hier bis 14ten August; vielleicht erfreuen Sie mich bis dahin noch mit einer Antwort.

Orth, bei Gmunden, in Oberösterreich, d. 7. July 1863.

Lieber Freund!

Ich bin noch immer krank und liege bereits sechs Wochen still zu Bette, warum wollen Sie mir durchaus weniger glauben als Anderen? Ihre Krankheits-Philosophie beweist mir, daß Sie noch nie ordentlich daran gewesen sind; nicht einmal in Ihrem Typhus. Möge der Himmel Sie vor einer Gelegenheit bewahren, worin Sie erfahren würden, was dergleichen werth ist. Ich rang mit dem Tode schon in meinem fünften Jahre und seitdem noch sechs Mal.

Ich grüße Sie herzlich durch die Hand meiner Tochter.

Ihr

Wien 1. December 1863.*) Friedrich Hebbel.

*) Zwölf Tage vor seinem Tode.

Briefwechsel mit Friedrich von Uechtritz.

Dürkheim am Haardtgebirge 21. September 1854.

Hoffentlich, mein theurer Hebbel, werden Sie sich schon selber die rechte Erklärung dafür gegeben haben, wenn Sie bis jetzt noch ohne Nachricht von mir geblieben sind. Ich wollte nicht wieder vor Ihnen erscheinen, ehe es mir nicht gelungen war, wenigstens einige Ihrer Hauptwerke kennen zu lernen; und bei der Einrichtung unseres Buchhandels, wonach man in der Regel nur die kürzlich erschienenen Bücher vorräthig findet, wollte mir dies weder in Bamberg, noch in Nürnberg, Ulm 2c., wo ich überall nachfragte, gelingen. Nach München, wo ich mehr Hoffnung gehabt hätte, sind wir wegen der Cholera nicht gekommen. So habe ich mir denn bei einem längeren Aufenthalte in Stuttgart einige Ihrer Dramen (Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Herodes und Mariamne 2c.) durch den dortigen Buchhändler Köhler verschreiben lassen, da ich sie nicht bloß aus einer Leihbibliothek lesen, sondern selbst zu besitzen wünschte.

Lassen Sie mich, mein theurer Freund, unter der Gewalt des ganz frischen Eindrucks, den ich von der zuletzt gelesenen Tragödie „Herodes und Mariamne" empfinde, mit dieser beginnen. Es wird mir schwer Worte zu finden, um die Bewunderung, die ich für dieses Werk fühle, auszudrücken. Welche Tiefe der historischen Anschauung, welche Schärfe und Feinheit, welcher Adel in der Charakterbezeichnung, welche Dialectik der Leidenschaft, welche Macht des Pathos, das in der Scene, wo Herodes auf dem Feste Mariamnens erscheint, eine Höhe ersteigt, die mich noch in diesem Augenblicke, wenn ich mir den ersten Eindruck, den ich davon empfangen habe, in seiner Stärke zurückrufe, zusammenschauern macht. Und dabei diese Meisterschaft der dramatischen Form, der innern wie äußern, diese ächt dramatische, sich in vollster Freiheit bewegende, jeder Schwingung des Charakters, der Leidenschaft, der Situation anschmiegende und doch (ohne Prunk der Rhetorik) stylhaft wohllautvolle Behandlung des Jambus, diese Kunst des Dialoges in scharf einschlagenden Wechselreden! Selbst das Einzige, was mir bei dem Werke zweifelhaft wurde, ob nämlich der starre, aufruhr- und verschwörungslustige Sameas eine hinreichend reine Gestalt sei, um ihr eine Prophezeiung auf das Erscheinen des Heilands in den Mund legen zu dürfen (eine Prophezeiung, für welche das Evangelium nur Seelen von der Reinheit des Greises Simon und der frommen Hanna geweiht und würdig erachtet) selbst dieses Bedenken habe ich mir dadurch zu lösen gewußt, daß Sameas, indem er aus Gesetzestreue den Selbstmord zurückweist und standhaft die härtesten Martern duldelt, eine Läuterung in sich erlebt, die ihn würdig macht, als Organ des heiligen Geistes von der Ankunft des Gottmenschen in der Menschheit zu zeugen.

Am nächsten in meiner Bewunderung möchte ich dem „Herodes und Mariamne“ die Genoveva stellen. Nicht bloß, weil ich auch hier einer poetischen Urkraft und Scenen des erschütterndsten Pathos begegne (denn beides findet sich mehr oder weniger in allen Ihren Dramen), sondern weil mir, trotz einiger Bedenken im Einzelnen, das Gedicht als Ganzes einen großartig befriedigenden Eindruck gewährt. Die Gestalt Ihrer Genoveva gehört zu dem Schönsten, Edelsten, Reinsten, was die Poesie je geschaffen hat; Ihr Golo behält, trotz aller Verruchtheit, durch einen gewissen Grundton seines Wesens und einen, ich möchte sagen, raphaelischen Adel und Zauber der Form, der über ihn gegossen bleibt, etwas Anziehendes; der tolle Klaus ist ein genialer Gedanke. Über Margarethen und noch mehr über Siegfried dagegen bin ich noch nicht ganz zum Abschluß in mir gekommen.

Es scheint mir, daß der Mann, den wir in der Abschiedsscene vor Genoveven so zart und innig auf die himmlische Reinheit seiner Gattin haben eingehen, ein so tiefes Verständniß davon haben äußern hören, später nicht so rasch und leicht von dem schmählichsten Argwohn umgarnt werden dürfe, als ob hier noch etwas zu vermitteln gewesen wäre. Doch behalte ich mir mein definitives Urtheil bis nach nochmaliger Lesung vor, da ich bei einer gewissen epigrammatischen Natur Ihrer Poesie bereits die Erfahrung gemacht habe, daß mancher Anstoß an Ihren Gedichten bei einen zweiten Lesung gehoben wird.

Ihre Judith war das Erste, das ich von Ihnen las; die vier ersten Akte kamen wie ein Wogensturz der Poesie über mich, so daß ich das ganze Drama an einem Nachmittage, fast ohne aufzustehen gelesen habe. Wie viel ist auch hier zu preisen und zu bewundern; auch fühle ich recht wohl das Wahre in Dem, was Sie in Ihrer trefflichen Vorrede zur Maria Magdalena zur Rechtfertigung des 5. Aktes sagen. Es ist Ihnen aber, wie ich öfter gestehen muß, durch diese Rechtfertigung nur gelungen, den Stoff in seiner biblischen Ursprünglichkeit als eine höchst schwierige, vielleicht nicht zu lösende Aufgabe für den dramatischen Dichter nachzuweisen. Mir bleibt der Zweifel, ob sich dieser Stoff mit einer psychologisch pathologischen Umgestaltung wie Diejenige, die Sie damit vorgenommen haben, verträgt, ob er dadurch nicht in seinem innersten Wesen aufgehoben wird. Doch ein anderes Bedenken ist fast noch größer. Es ist offenbar nicht bloß die physische Naturkraft im Holofernes, die überwältigend auf die Seele Ihrer Judith wirkt; Sie haben Ihrem Titanen auch eine geistige Größe der Mannheit zu geben gesucht und er soll auch durch diese das Weib in Judith verwirren, wie es sich in den Worten der letzteren ausspricht: Hüte mich, Gott, daß ich nicht verehren muß, was ich verabscheue. Aber diese geistig imponirende Wirkung scheint mir nicht hinreichend motivirt. Jener Ausruf Judiths bezieht sich darauf, daß Holofernes das listige Heranschleichen Ephraims brandmarkt, weil dieser „die Gefahr feig und klug vorher abgekauft habe“, daß er nur ein offnes kühnes Draufgehen gelten läßt. Aber der Vorwurf trifft nicht; die Gefahr war nicht abgekauft. Ephraim mußte gewärtigen, daß ihn die Trabanten des Holofernes sofort niederhauen würden, wenn ihm die That gelinge, daß er vielleicht unter Martern sterben müsse. Das drängte sich wenigstens mir auf, als ich den Vorwurf des Holofernes las, und

ließ mich eher eine Vertretung Ephraims von Seiten der Landesgenossin gegen die ungerechte Beschuldigung als eine „Verehrung" des Holofernes in ihrem Munde erwarten.

Auch in Maria Magdalena (und vielleicht mehr als in irgend einem Ihrer andern Dramen) bewundere ich die knappe dramatische Gliederung, die doch keinesweges an Trockenheit und Dürre leidet, sondern sich nur gleichsam, wie die ringgeübten Formen des borghesischen Fechters, allen unnützen Fettes entkleidet hat, dabei aber die gestählten Sehnen einer edlen Menschennatur in gefälliger Rundung zeigt; ich bewundere überhaupt das ganze Gedicht — vor Allem den Charakter Antons —, bis auf einen einzigen Punkt, der aber allerdings zu tief in den Kern des Gedichtes hineingreift, als daß ich so leicht darüber hinwegkommen könnte.

Auch wenn ich Ihnen zugeben will, daß es Ihnen gelungen sei, das Erliegen Claras unter dem Andringen Leonhards zu motiviren, die Hingebung eines Mädchens an einen Mann, den sie nicht liebt, behält, mag sie motivirt werden wie sie will, für unsere Vorstellung etwas Unangenehmes, eben so psychisch als sinnlich Widriges.

Überhaupt ist der Fall zu singulairer, absonderlicher Art, um füglich die Wurzel eines Dramas abgeben zu können, das es sich zur Aufgabe stellt, ein Spiegel allgemein menschlicher wie zeitgemäßer Zustände und Verhältnisse zu sein. —

Die Hinneigung zur Darstellung von dergleichen absonderlichen Verhältnissen, Motiven und psychologisch-pathologischen Entwickelungen möchte überhaupt die schlimmste Klippe sein, vor der Ihre Poesie sich zu hüten hat.

Bei Ihrer Julia will ich gleich mit dem wesentlichsten Bedenken, das ich dabei habe, anfangen. Hier wäre vielleicht mit wenigen Strichen zu helfen gewesen, um das Gedicht, wenn auch nicht für die Staats- und Volksbühne — für die es sich mir unter keinen Umständen, schon wegen der ungewöhnlichen, rein formalen Bedeutung, welche die Ehe am Schlusse desselben einnimmt, zu eignen scheint — aber wohl für ein Publikum von tieferer, tiefeindringender und abwägender Bildung unanstößig zu machen. Ich erkenne und ehre den ethischen Sinn, der in Ihnen, im Unterschiede von vielen unsrer litterarischen Zeitgenossen lebt; ich weiß es nach seinem Werthe zu schätzen, daß Sie die Bedeutung und Schwere der Sünde, die Nothwendigkeit der Buße fühlen, kann aber darüber, was Sünde und was Buße sei, keine andern als die ewigen Normen anerkennen, hinsichts deren ich die Offenbarung mit den tiefsten Forderungen unsrer Vernunft im Einklange finde und die ich bei Shakespeare nie verkannt sehe. Die Tragödie kann den Selbstmord nicht entbehren; es ist ihr erlaubt, sich darüber, ob sie darin eine bloße Flucht aus der Unerträglichkeit des Lebens oder eine heroische That sieht, allen ausgesprochenen Urtheils zu enthalten (wie es Shakespeare in Romeo und Julia, im Othello 2c. thut); aber sie darf ihn nie und nimmer, gleich Müllner in der Schuld, als That der Entsühnung hinstellen. Geschieht dies aber nicht am Schlusse Juliens? Bleibt es nicht ganz eben so ein Selbstmord, wenn Bertram seinen Tod binnen Monatsfrist durch tollkühnes Gemsenjagen zu ereilen sich vornimmt als wenn

er sich sofort den Dolch in's Herz stieße? Daß er sich der Zukunft Juliens und Antonios zum Opfer bringt, kann die Natur und die Bedeutung seines Entschlusses nicht wesentlich ändern, da seine blasirte Lebenssattheit den Werth des Opfers zu sehr beeinträchtigt. Doch wären vielleicht nur wenige Zeilen zu streichen, um den Übelstand zu heben; ich meine die Worte Bertrams:

> Ha, es kommt mir doch vor, als ob noch etwas folgte, als ob, wer redlich büßte, irgendwo auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfte!

in denen sich die Schätzung des Entschlusses Bertrams von Seiten des Dichters als Buße und Reinigung zu deutlich ausdrückt. Es müßte nach meiner Meinung ganz dem Urtheile des Lesers oder Zuschauers anheimgestellt bleiben, was er von Bertram und seiner Handlungsweise halten, welchen Werth er ihr beilegen will. Wie immer in der Tragödie, würde Ihr Held dabei nicht zu kurz kommen.

Wie vieles Treffliche und Herrliche ist außerdem in dieser Julia! wie gern kehre ich, nachdem ich in dem Vorhergehenden durch offnes Aussprechen über das, was mir in ihr und jenen andern Dramen zum Anstoße gereicht hat, mein Gewissen erleichtert habe, zu Lob und Anerkennung zurück! Sind doch die berührten Anstöße höchstens die Fehler und Flecken einzelner Werke, die, wie Herodes und Mariamne und schon Genoveva beweisen, vermieden und abgelegt werden können und gewiß — dafür bürgt der Ernst Ihres Strebens — bei immer reinerer Entfaltung Ihres Wesens immer mehr einer ungetrübten Schönheit und Vollendung Platz machen werden. Auch in der Julia bewundere ich die Lessingische Knappheit und dabei Raphaelische Reinheit der Umrisse. Die Erzählung Tobaldis von der Geburt und Kindheit Juliens, die Erzählung der letzteren von ihrem Falle und Antonios von seiner Jugend sind so vortrefflich als nur irgend etwas, das ich von Ihnen kenne. Wenn ich oben meine Bewunderung Ihrer Behandlung des dramatischen Jambus ausgesprochen habe, so bewundere ich fast noch mehr Ihre dramatische Prosa in der Julia, wie in Maria Magdalena und Judith, die an gedrungener Kraft und dabei Schwung und Wohllaut in deutscher Sprache kaum ihres Gleichen haben dürfte.

Doch vor allem lassen Sie mich auf Genoveva und Mariamne, diese köstlichen Schöpfungen eines urbegabten Genius, zurückblicken, dabei meine Freude über das Glück aussprechen, das mir so unverhofft noch in spätern Lebensjahren zu Theil werden sollte, der gewaltigsten Dichterkraft unter meinen jüngeren Zeitgenossen in Freundschaft nahe zu treten und den edlen Freundeskreis, den mir ein gütiges Loos unter meinen besten Mitlebenden zugeführt hat, in so reicher Weise ergänzt und geschlossen zu sehen.

Unsere Reise hat eine ganz andere Wendung genommen als wir gedacht hatten. Noch am Morgen unsrer Abreise von Marienbad erfuhren wir das Auftreten der Cholera in München; in Bamberg kamen weitere Nachrichten, die uns bewogen, den Aufenthalt in München und in Folge dessen die Reise nach Tyrol aufzugeben und uns statt dessen über Ulm nach dem Bodensee zu wenden. So sind wir denn — nachdem wir mit Freund Schnaase ein Paar schöne Tage in Bamberg und Nürnberg verlebt hatten, auf den Flügeln der Eisenbahn dem Bodensee zugeeilt und haben einige Zeit in den Umgebungen desselben verweilt, bei Schaffhausen das Naturwunder des Rheinfalls beschaut und von Rorschach

aus über St. Gallen einen Ausflug in das herrliche Appenzeller Land, zu den Bädern Gais und Weisbad gemacht. Von Friedrichshafen aus gingen wir hierauf nach Stuttgart, wo wir in Erwartung eines Briefes meiner Schwägerin über 8 Tage blieben, die mir im Genusse Ihrer Dramen und durch die gastliche Aufnahme von Seiten meines Freundes, des Oberhofpredigers Grüneisen und seiner liebenswürdigen Familie, des aus Hamburg übergesiedelten Buchhändlers Besser, des preußischen Gesandten Grafen Seckendorf, eines nahen Freundes des Bruders meiner Frau, (bei dem ich Wolfgang Menzel kennen lernte), gar angenehm vergingen. Von da lockte uns der Wunsch, auf unsrer Reise doch wenigstens irgendwo einiger theatralischen Genüsse theilhaft zu werden, und das hohe Lob, das der Theaterverwaltung Eduard Devrients Seitens des mit letzterem persönlich befreundeten Grüneisen gezollt wurde (der sich bei warm religiösem Sinne doch eine große Unbefangenheit in Betrachtung des Theaters bewahrt hat) nach Karlsruhe. Hier wurden wir von Devrient, einer gar edlen, feingebildeten, liebenswürdigen Persönlichkeit, auf das freundlichste aufgenommen, brachten gleich den ersten Abend unsrer Ankunft an seinem Theetische zu, erfreuten uns einiger gelungener Darstellungen, unter denen namentlich die eines Lustspiels von Benedix „Eigensinn" als ein kleines Kabinetstück an Präcision und Rundung zu loben war, lasen mit hohem Genusse, ich kann sagen mit Erbauung die vortreffliche Schrift von Devrient über das Ober-Ammergauer Passionsspiel und langten am 9. September über Mannheim hier in Dürkheim an.

Die schönen Tage unsres Zusammenseins in Marienbad stehen noch in wärmster Frische in unsrer Erinnerung. Auch meine Frau, die sich eben jetzt mit gespanntem Entzücken in Ihre Genoveva vertieft, schwärmt noch oft davon. Mit herzlichen Grüßen von dieser an Sie und Ihre liebe Frau, denen ich nicht minder herzliche von mir selber an letztere beifüge

Ihr

F. Uechtritz.

Da wir auf unseren Wanderungen weder nach München noch Innsbruck gekommen sind, habe ich von Ihren Briefen an Professor Pichler und Assessor Gartner keinen Gebrauch machen können. Entscheiden Sie nun, theurer Freund, was mit denselben geschehen, ob ich sie Ihnen zurückschicken oder was ich sonst damit vornehmen soll.

Am 14. October denken wir in Düsseldorf zurück zu sein.

Wien d. 3. November 1854.

Wohl dürften Sie, mein sehr verehrter Freund, mich schmählichen Undanks anklagen, weil ich Ihren schönen Brief bis jetzt ohne Antwort ließ. Aber die ersten vierzehn Tage nach Empfang desselben durfte ich Sie noch nicht zu Hause erwarten, und wie es seitdem bei uns in Wien aussieht, wissen Sie ohne Zweifel aus den Zeitungen. Die Cholera ist seit vier Wochen hier, und sie ist an meiner Thür nicht vorbei gegangen, wenn sie auch nicht in der allerbedenklichsten Form auftrat. Meine arme Frau, die sich den mit dem Theater un-

trennbar verbundenen und jetzt so gefährlichen Erkältungen nicht entziehen kann, wurde befallen und ich hatte acht Tage lang ernstlichst für sie zu zittern. Jetzt ist die Gefahr freilich vorüber, aber sie fühlt sich noch unendlich schwach, und muß sich sehr in Acht nehmen, denn gar oft hat die Entkräftung, welche die Krankheit zurück läßt, einen Typhus zur Folge. Das sind denn Zustände, die auch den regsten Mittheilungstrieb ersticken und ganz einsam abgethan seyn wollen. Rechnen Sie noch hinzu, daß man gerade am Krankenbett den schneidenden Dualismus der Zeit am bittersten empfindet, weil man nicht weiß, welcher der beiden ärztlichen Schulen, die mit einander ringen und kämpfen, man vertrauen soll, wenn man sie in ihren Principien und Resultaten etwas näher kennt! Hier hat die Homöopathie, die sich zweifelhafter und, wie Liebig behauptet, gar nicht existirender Kräfte bedient, sich nach den öffentlich vorliegenden Ausweisen besserer Erfolge zu rühmen, wie die Allopathie, die mit unberechenbaren Mitteln wirkt. Dennoch blieb ich nicht lange bei meinem homöopathischen Hausarzt, den ich sonst sehr schätze, sondern rief meinen Freund, Prof. Brücke, unsern berühmten Physiologen, in meiner Herzensangst herbei, der eigentlich nicht ordinirt, der aber mir zu Liebe doch wieder zum Handwerkszeuge griff und auch rasch, in einer einzigen Nacht, eine günstige Wendung herbei führte. Sie mögen Sich denken, wie dankbar ich ihm bin! Was mich selbst betrifft, so bin ich, bis auf das allgemeine Mißbehagen, das sich immer einstellt, wo der unheimliche Gast einspricht, verschont geblieben, und hoffe auch ferner verschont zu bleiben. Ich vertiefe mich bei dergleichen Welt-, Stadt- oder Land-Calamitäten immer, so lange sie meine eigene Schwelle noch nicht überschritten haben, mit aller Energie des Geistes in irgend eine Arbeit und habe in dieser meiner Taucherglocke schon mehrere Cholera-Besuche und nebenbei auch die deutsche Revolution, während deren mein Herodes entstand, ohne sonderlichen Nachtheil an mir vorüber gehen sehen. Dieß Mal ging das freilich nicht, wenigstens bis jetzt nicht, aber nun thut die Freude über die Genesung schon das Ihrige, auch steigt das griechische Stück, von dem ich Ihnen sprach, schon wieder vor mir auf, so daß ich auf baldige Thätigkeit rechnen darf. Nach meiner Erfahrung aber soll man sich, was die Aerzte auch sagen mögen, vor Nichts mehr hüten, als vor Abspannung und Müssiggang.

Lassen Sie Sich nun zunächst für den Genuß danken, den mir Ihr Roman verschafft hat. Sie hatten ganz Recht, er ist in Wien wenig bekannt geworden, was ich auch vollkommen begreife, nun ich ihn kenne, denn es ging mir mit Ihrem Werk*) nicht viel besser, wie Ihnen mit meinen Sachen, es kostete mir große Mühe, es aufzutreiben. Aber ich wurde auch dafür belohnt, als ich mich nun endlich hinsetzen und an Ihrer Hand das religiöse Labyrinth des sechszehnten Jahrhunderts durchwandern konnte. Sie hatten Sich die Aufgabe wahrlich nicht leicht gestellt, als Sie Sich entschlossen, den Dualismus der weit aus einander geklafften Gegensätze in Ein und dasselbe Individuum hinein zu legen und um dieses herum eine auf- und absteigende Linie einseitiger Naturen zu gruppiren, die eine um so mächtigere Anziehungs- oder Abstoßungskraft auf den

*) Dem Roman: Albrecht Holm.

Mittelpunct ausüben mußten, als sie das Gesetz der Polarität nicht einmal ahnen. Die Gefahr, bei der Lösung entweder ins Sprunghafte oder Nebulöse, oder in's Abstracte und Doctrinaire zu gerathen, lag gewiß sehr nah, aber Sie haben sie so gänzlich vermieden, daß Ihr Werk nach meiner innersten Ueberzeugung in vielen seiner Parthieen zu dem Vorzüglichsten gehört, was unsere Literatur im Gebiet des psychologischen Romans besitzt. Anfangs, um es Ihnen nicht zu verhehlen, war ich nicht ohne alle Besorgniß, daß es Ihnen gehen mögte, wie Tieck in seinem Cevennenkrieg, der in den Krisen doch viel öfterer das Horn des Oberon bläs't, um neue Verhältnisse zu Stande zu bringen, als er sie aus dem innersten Kern seiner Charactere hervor wachsen läßt. Aber diese Angst verlor sich sehr bald, und wie man zu dem Zauberer, der das erste Wunderschloß augenblicklich zu öffnen weiß, rasch Vertrauen faßt und nicht mehr zweifelt, daß es ihm auch mit dem zweiten und dritten gelingen werde, so ging ich, nachdem ich Ihren ersten Band hinter mir hatte, dem zweiten und dritten mit der größten Zuversicht entgegen. Ich glaube nicht, daß Ihrem großen Kirchen-Gemälde im Allgemeinen irgend eine Phase fehlt, die hätte vertreten werden müssen, und wenn im Besonderen einzelne Gestaltungen auch hie und da an's Begriffmäßige, vielleicht sogar an die Caricatur, ein wenig streifen, so thut das der reinen Wirkung der Totalität keinen Eintrag, weil sich dem minus immer wieder ein plus in anderen Figuren gegenüber stellt. So sind z. B. Tebaldi und Lucrezia wahre Meisterstücke; Agnes ist es wohl weniger und am Schluß würde ich überhaupt Einiges tadeln, wenn ich mich nicht erinnerte, daß der Roman keine ganz reine Form ist und dieß irgendwo bezahlen muß.

Ihrer Rosamunde dagegen bin ich nicht habhaft geworden und die Direction des Hofburgtheaters mag und kann ich nicht darum begrüßen. Da sie schwerlich im neufranzösischen Styl gehalten seyn wird, so wäre der Liebe Mühe auch jedenfalls umsonst. Sie wundern Sich vielleicht und fragen: aber Shakespeare wird doch protegirt! Das ist ganz richtig, ich bin jedoch sehr in Zweifel, ob er es nicht vorzöge, vollständig ignorirt zu werden. Oder sollte es ihn z. B. freuen, den Heinrich IV. in fünf Acte zusammen gedrängt zu sehen, bloß damit die Gallerie, die nachgerade freilich auch in Logen und Parterre Terrain gewinnt, sich an der Carricatur des Falstaff ergötze? Ich glaube nicht und Sie stimmen mir wahrscheinlich bei. Dem Vernehmen nach wird im nächsten Monat mein Michel Angelo, ein bis jetzt nur als Mspt. gedrucktes kleines Drama, das ich vorzugsweise als ein ethisches bezeichnen mögte, hier zur Aufführung gelangen. Ich kümmere mich gar nicht darum, denn es wird seyn, als ob Glockengeläute in den Jahrmarktslärm hinein schallt. Wozu die Mahnung von oben? Sie stört nur das allgemeine Behagen, denn sie paßt nicht zu Kinderknarren und Weihnachtsflöten. Ueber dem Deutschen Drama waltet nun einmal ein schlimmer Stern; wehe Dem, dessen Wesen absolut an diese Form gebunden ist! Hier in Wien werden jetzt Hunderttausende verschwendet, damit eine Bühne, die noch vor sieben Jahren in wunderbarem Zusammenspiel und maaßvoller Naturtreue in ganz Europa ihres Gleichen suchte, der Oper möglichst nah komme. Sie trauen mir zu, daß ich nicht aus persönlicher Gereiztheit, wozu nicht einmal besonderer Grund vorhanden wäre, so spreche; aber schon haben wir Illu-

strationen zu Schillers Glocke und ein Publicum, das sich die Worte, der Bilder wegen, höchstens noch gefallen läßt.

Ich brauche Ihnen, mein theurer Uechtritz, wohl nicht erst zu sagen, wie innig Ihr Wort über meine Thätigkeit mich erquickt hat. Sie haben mir im Ganzen und Großen so viel zuerkannt, daß ich mich schämen würde, das Detail zu vertheidigen, selbst da, wo ich es anders accentuire, wie Sie, was allerdings wohl hie und da der Fall seyn dürfte, namentlich in der Julia und der Maria Magdalena. Ihre Einwendungen gegen die Genoveva finde ich durchaus begründet, auch bezeichnen Sie den Punct, wo überhaupt für mich die Gefahr liegt, sehr richtig; es ist wahr, mich hat das Seltsame, weit vom Wege Abliegende, bisher mehr als billig gereizt, und die Entschuldigung, die sich daraus vielleicht hernehmen läßt, daß bereits allzuviel Stoffliches verbraucht ist, um das Schweifen nicht als eine halbe Nothwendigkeit erscheinen zu lassen, reicht nicht aus. Nur die Anschauung, aus welcher die Judith hervor ging, mögte ich retten, weil ich sie als die Grundwurzel meiner Natur betrachten muß und weil ich glauben mögte, daß Sie sie weniger aus ästhetischen, als aus religiösen Gründen anfechten. Von meinem Standpuncte aus muß ich selbst Jesus Christus für das Drama reclamiren, und er würde doch nur in so weit Gegenstand desselben seyn können, als er einen ähnlichen Proceß, natürlich ganz anderen Mächten gegenüber durchmachte, wie die Judith. Viele Hyperbolien des Holofernes, obgleich historisch vorgebildet in Alexander und den römischen Imperatoren, theilweise sogar repetirt in Napoleon, gebe ich Ihnen natürlich willig Preis, wie ich denn selbst an dem Werk eigentlich nur noch die Stimmung und am Detail nur den Propheten und die Volks-Scenen schätze. Diese wirken aber von der Bühne herab auch ganz unglaublich; wir hatten im October die sieben und zwanzigste Vorstellung und ich hatte, da bald darauf Julius Cäsar folgte, Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Judäa nach d e r Seite hin Rom nicht nachsteht. Begierig wäre ich nur, was Sie zu meinen drei Komödien sagten; sie haben mit dem, was man seit Molière, diesen selbst mit einbegriffen, Komödie nennt, nicht die geringste Aehnlichkeit. Auch wäre es mir lieb, wenn der Zufall Ihnen meine Gedichte einmal zuführte. Sie werden von Vielen über die Dramen gestellt und ich selbst bin zweifelhaft, wohin ich mein Gewicht werfen soll. Leider sind sie in zwei verschiedenen Sammlungen bei zwei verschiedenen Verlegern erschienen, und gleichen nun einer zerschnittenen Silhouette. Die eine ist fast vergriffen, die andere nicht, und ich kann mich nun nicht entschließen, jene ohne diese neu auflegen zu lassen. Neben diesem Brief erlaubt sich meine Agnes Bernauer, die eben aus der Presse kommt, sich Ihnen zu präsentiren. Vielleicht hat sie schon einige Unarten ihrer Schwestern abgestreift. Empfangen Sie sie, des Vaters wegen, mit einem freundlichen Gesicht.

Daß Ihnen Ihr schöner Reiseplan durch das asiatische Ungeheuer so zerstört wurde, muß Ihnen äußerst unangenehm gewesen seyn. Wir gingen direct nach Prag und es war mir eine große Freude, diese herrliche Stadt kennen zu lernen und mich in sie zu vertiefen. Ich denke dann immer: wie würdest du geworden seyn, wenn Du hier aufgewachsen wärst? und träume mich in alle mögliche Existenzformen hinein. Leider wurde ich früher, als mir lieb war,

geweckt und nach Dresden gesprengt, um dort zu erfahren, daß mittlerweile der König gestorben und ich umsonst gekommen sey. In Wien fanden wir bei der Zurückkunft Alles, wie wir es verlassen hatten, und zu meinen ersten Beschäftigungen gehörte es, mein kleines Mädchen zu messen und zu wiegen. Es hatte an Leibeslänge und an Gewicht zugenommen und das bewies, daß es ihm gut gegangen war. Da Ihr „Holm" sich nicht gleich auftreiben ließ, indem auch die hiesigen Buchhandlungen in einem Bäckerladen, der aufs „Frische" hält, das nachahmungswürdigste Vorbild erblicken, so ließ ich mir vorläufig auf unserer Hofbibliothek das mir von Ihnen empfohlene Leben Perthes geben. Ich habe mich sehr daran erbaut, und wünsche nur, daß es bald vollständig abgeschlossen werden möge.

Glauben Sie mir, mein theurer Freund, Sie können unserer gar nicht so oft gedenken, wie wir Ihrer; mir konnte in Marienbad kein größeres Glück zu Theil werden, als das Zusammentreffen mit Ihnen. Der Blumenstrauß, den Ihre Frau Gemahlin uns noch am letzten Morgen aus dem Fenster zuwarf, wird länger blühen, als hundert andere, die seitdem gepflückt wurden. Erhalten Sie uns Beide Ihre freundschaftliche Theilnahme und erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Lebenszeichen. Über den Erfolg Ihrer Cur schreiben Sie Nichts; ich schließe aus Ihrem Stillschweigen auf den besten. Meine Frau litt und leidet sehr an Schwindel; sie verlor einmal auf der Bühne als Lady Milford die Besinnung, doch die Aerzte geben Trost. — — — — — — — — — — —

Ihr

Fr. Hebbel.

Düsseldorf 21. November 1854.

Unmöglich darf ich es länger aufschieben, liebster Hebbel, Ihnen den Ausdruck meiner Theilnahme an den schweren Sorgen, von denen Sie seit unserer Trennung betroffen worden, so wie meinen Dank für das schöne Geschenk, das Ihren Brief begleitet, und für diesen Brief selber zukommen zu lassen. Ich gebe es daher auf, wie ich anfangs vor hatte, meine Antwort so lange aufzuschieben, bis ich im Stande sei, Ihnen meine Rosamunde, die ich in einer hiesigen Buchhandlung für Sie habe verschreiben lassen, (denn der Verlag derselben ist von der frühern Buchhandlung Schreiner hierselbst auf Friedrich Fleischer in Leipzig übergegangen), als eine kleine Gegengabe beizulegen. — — — —

Doch nun zu den angstvollen Tagen, von denen Sie Aermster heimgesucht worden sind. Was mögen Sie unter der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, gelitten haben! Dank dem Himmel, daß die Noth glücklich und hoffentlich ohne bleibende üble Folgen vorüber gegangen ist! Unser erster Gedanke, als wir von dem Ausbruche der Cholera in Wien lasen, war gleich an Sie und die Ihrigen, und wir harrten mit doppelter Spannung eines Lebenszeichens von Ihnen. Nun, wie schrecklich auch gewiß das Durchlebte und Durchrungene — zumal bei der Ihnen obliegenden Wahl der Behandlungs- und Heilart — war, in solchen Fällen empfindet man doch, wenn es überstanden ist, immer mehr das Glück der Genesung und Rettung als die Schwere des vorher Betroffenen.

Lassen Sie daher auch die fernen Freunde, — denn auch meine Frau schließt sich mir in dieser Hinsicht unter den herzlichsten Grüßen an die Ihrige mit vollster wärmster Theilnahme an — sich vor Allem der Freude über den glücklichen Schluß Ihrer Beängstigungen und der Hoffnung hingeben, Ihr Haus auf lange vor der Wiederkehr ähnlicher Gefahren behütet zu sehen.

Auf eine gute Nachwirkung der Marienbader Cur bei Ihrer lieben Frau dürfen Sie nur deshalb, weil sich die wohlthätigen Folgen bisher nicht ganz nach Wunsche zeigen wollen, nicht Verzicht leisten, wie auch ich, was meine Cur angeht, ungeachtet des bis jetzt nicht eben günstigen Anscheines nicht darauf verzichten will. Vor Weihnachten oder Neujahr können wir nach den von mir gemachten Erfahrungen zu keinem sichern Resultate darüber gelangen.

Ihre Agnes Bernauer hat uns einige gar schöne hocherregte Stunden bereitet und schließt sich nach meinem Urtheile (auch meine Frau schwärmt ganz dafür) dem Besten, was ich von Ihnen kenne, würdig an. Die mit der Kraft des Wunders wirkende Macht der Schönheit ist in der Leidenschaft Albrechts für Agnes mit einem Glanze der Poesie geschildert, der nichts zu wünschen übrig läßt.

Der Gang des Gedichtes ist von der ersten bis letzten Szene von höchster dramatischer Lebendigkeit; es herrscht darin ein eigenthümlicher körniger Reiz des Ausdruckes und kräftig anmuthiges Leben. Die ganze Gestalt Agnesens, die Reinheit und Gewalt ihrer Liebe, ihre letzten Momente, der Charakter des alten Herzogs — Alles vortrefflich! Auch in Beziehung auf den Schluß weiß ich, nachdem ich das Gedicht selbst habe kennen lernen, nicht mehr, ob ich das Bedenken, das bei Ihren Mittheilungen in Marienbad über die Bedeutung des Gedichtes meinerseits zur Sprache kam, noch für bestehend halten soll.

Ich bin ungewiß, ob sich dieses Bedenken, ohne Ihre in abstracto gemachte Mittheilung, in mir geregt haben würde. So wie ich durch Sie selber vorgestimmt worden, habe ich es allerdings nicht von Grund aus besiegen können. Vor der Lehre, daß es in irgend einem Falle für gerecht und nothwendig oder auch nur zuläßig erachtet werden könne, in die heiligsten Rechte der Individualität um des allgemeinen Wohles willen mörderisch einzugreifen, schaure ich zu sehr zurück. Doch liegt in Ihrem Gedichte die Sache insoferne wesentlich anders, als Sie Agnesen vor dem Herzoge auf Grund eines rechtlichen Gutachtens rechtskundiger, als rechtschaffen gepriesener Männer verurtheilen lassen. Da mir eine Geschichte Baierns nicht zur Hand ist, habe ich nicht ermitteln können, in wie weit dieses Gutachten, das mich als Historiker und Juristen (wenigstens in dieser Fassung und ohne Heranziehung des Hexenthums zur Motivirung) allerdings frappirt, geschichtliche Begründung habe. Aber mag es sich damit verhalten wie es will, in Beziehung auf die Bedeutung Ihres Gedichtes ist jedenfalls dadurch ein Rechtsboden für die Verurtheilung Agnesens gewonnen. Nur fragt sich, ob ein so vollwichtiger, daß er dem Untergange dieser edlen und schönen Natur für unser Sitten- und Rechtsgefühl hinreichend den Charakter einer unmenschlichen Gewaltthat nimmt, um gegen die Stellung, die sich Herzog Ernst am Schlusse giebt — nicht einen stillen Protest einzulegen. Ich sollte denken, auch Albrecht müßte sich noch einmal erheben und dem selbst

gerechten Vater das Gewaltthätige, als Beispiel Gefährliche, in andrem Sinne Revolutionäre in seinem Thun, mit flammendem Worte zu Gemüthe führen, nicht der Sohn und Liebende allein als der Zurechtgewiesene stehen. Dem ungeachtet muß ich nach mehrmaliger Lesung wiederholen, daß ich, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, ganz unbefangen an Ihr Gedicht zu treten, auch in dem Schlusse vielleicht nichts als eine erschütternde Befriedigung empfunden haben würde.

Auch so bin ich einer ungetrübten Befriedigung, wenn auch mit einigen Schwankungen, sehr nahe gekommen, die tragische Erschütterung ist aber in vollem Maße von mir erfahren worden.

Es wäre, wenn es der Umfang eines Briefes gestattet, an Schönheiten im Einzelnen so viel zu rühmen, daß die wenigen Stellen, wo mir Ausdruck und Bild nicht ganz munden will (z. B. die Weise, wie Ritter Rothhafft — wenn auch eine derbe Natur, doch immer ein Ritter — einmal von Stockprügeln spricht), dagegen nicht in Anschlag kommen. Nur darauf halte ich mich verpflichtet, Sie aufmerksam zu machen, daß ein zu großes Streben nach Knappheit Sie hier und da verführt hat, dunkel zu werden und den Ausdruck nicht zu hinreichender Deutlichkeit gelangen zu lassen. Ich glaube, daß wir Beide in dieser Hinsicht an den entgegengesetzten Fehlern leiden. Muß ich mich doch meinerseits schuldig bekennen, in meinem Holm durch zu ängstliche Rücksichtsnahme auf Deutlichkeit, Genauigkeit, Motivirung des Einzelnsten nicht selten zu schleppenden Zwischensätzen 2c. verleitet worden zu sein und der Sache mehr geschadet als genutzt zu haben.

Für Ihr freundliches liebevolles Eingehen auf meinen weitschichtigen Roman meinen besten Dank. Ich hatte wie ich Ihnen gestehe, besorgt, daß Ihnen der Theologie zu viel darin werden möchte, und es war mir daher überaus erwünscht, daß Ihnen das Werk von dieser Seite keinen Anstoß gegeben zu haben scheint. In der That habe ich mich redlich bemüht, den reichen religiösen und theologischen Stoff, auf den es mir nun einmal bei meinem Gedichte — und zwar nicht bloß aus poetischen Gründen — wesentlich ankam, in möglichst kunstmäßiger Form durch Vertheilung und (wenn ich so sagen darf) Dramatisirung desselben zu verarbeiten.

Daß der Holm, wie Sie schreiben, in Wien wenig bekannt worden ist, hat mich weniger verwundert als eine mir früher durch den Sohn des ehemaligen sächsischen Gesandten Uechtritz in Wien zugegangene Notiz, daß er in den dortigen höchsten Gesellschaftskreisen mit Beifall gelesen werde. Es wird mir lieb sein, wenn Sie auf denselben im Kreise Ihrer jungen Freunde, den Sie mir als so lebensvoll und eine reiche Zukunft in sich tragend geschildert haben, aufmerksam machen. Dagegen geschieht es, wenn ich Ihnen meine Rosamunde zugehen lasse, nicht in der Absicht, Sie mit Versuchen wegen deren Aufführung ferner zu behelligen, sondern lediglich, um doch von meiner Seite nicht immer mit leeren Händen vor Ihnen, dem reichen Geber, zu erscheinen, sowie — aufrichtig herausgesagt — um eine zudringliche Bitte um fernere Gaben etwas weniger zudringlich erscheinen zu machen. Ich ersehe nämlich aus Ihrem Briefe, daß Ihr „Michel Angelo“ als Manuscript für Bühnen gedruckt ist. Sollte es nun nicht möglich

sein, durch Ihre freundliche Vermittlung eines Exemplares dieses Gedichtes, von dem ich mir etwas ganz besonderes Anmuthendes verspreche, habhaft zu werden?

Ich arbeite rüstig und wohlgemuth an meinem neuen Roman „Der Heide und seine Kinder" wovon ich Ihnen in Marienbad sprach. Schon ist ein dickes Volumen an Studien und Vorentwürfen einzelner Scenen zusammengeschrieben. Ich lasse es wie einen Kristall nach und nach zusammenschießen und hoffe so am Ende die eigentliche Ausführung wie eine reife Frucht vom Baume schütteln zu können.

Meine arme Frau leidet schon seit ein Paar Wochen an einem beschwerlichen catarrhalischen Husten und auch mit meiner Gesundheit geht es nicht so wie es sollte. Wir fangen nachgerade an, uns wieder in die gleichförmige Stille unsres hiesigen Lebens hineinzuleben, die in den ersten Wochen unsres Hierseins durch einen interessanten Besuch belebt wurde. Unser früherer Pariser Gesandte und später (a. 1848) Minister, der bekannte Heinrich von Arnim hielt sich nämlich einige Zeit mit seiner überaus liebenswürdigen und schönen Tochter Else hier auf und wir waren viel mit beiden zusammen. Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, daß er (früher der persönliche Freund des Königs) nach seinem Austritte aus dem Ministerium durch seine als Kammermitglied gehaltenen heftigen Reden gegen das Ministerium Manteuffel in Beziehung auf die Schleswig-Holsteinische Sache und die Reise nach Ollmütz in völligen Bruch mit dem Gouvernement gekommen und zur Gothaer Partei hinüber gedrängt worden ist. Ein Mann von Geist und energisch patriotischem Charakter, von dem man bedauern muß, daß er sich durch sein schroffes Verhalten (wenigstens unter den jetzigen Regierungsverhältnissen) „unmöglich" gemacht hat.

Doch nun genug für heute. Empfangen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank für alles Gute, das Sie mir haben zugehen lassen und behalten sowohl Sie als Ihre Frau Gemalin in freundlicher Erinnerung

Ihren

F. Uechtritz.

Wien d. 14ten Decbr. 1854.

Die Rosamunde, die Sie mir in Aussicht stellten, mein verehrtester Freund, zögert doch zu lange, als daß ich meine Antwort von ihrem Eintreffen abhängig machen könnte. Vielleicht hat sie sich's vorgenommen, mich in den Feiertagen zu überraschen; das wäre recht liebenswürdig von ihr und würde mir die angenehmste Beschäftigung gewähren. Sie kann es mir aber nicht verdenken, wenn ich bis dahin nicht mit leeren Händen, ja als ein Stummer, vor Ihnen dastehen will.

Empfangen Sie zunächst meinen Dank für Ihre treue Theilnahme an meinem häuslichen Mißgeschick. Es geht meiner Frau wieder besser, nur ist sie ganz erstaunlich mager geworden, und das Leberleiden will auch nicht weichen, obgleich es sich verringert hat und nur noch in gewissen Zeiten stärker hervor tritt. Der Schwindel dagegen hat sie ganz verlassen, und so will ich Ihrer Worte eingedenk seyn, daß das Resultat einer Brunnencur erst im neuen Jahre

zu beurtheilen ist. Uebrigens haben wir die Cholera noch immer hier, und das wirkt mehr, als man glauben sollte, auf die gesellschaftlichen Zustände ein. Der naive Trost, den die Aerzte uns darbieten, scheint bei den wenigsten Leuten zu verfangen; sie sollen sich vor der Cholera, meinen die medicinischen Journale, nicht mehr fürchten, weil der Typhus und die Blattern bereits eingerückt seyen, aber das kommt ihnen so vor, als ob sie den Löwen für einen friedlichen Nachbar halten sollten, weil Tiger und Schakal auch nicht mehr fern sind. Es ist das Eigenthümliche einer großen Stadt, daß Alles auf einmal in ihr geschieht, was kleinere Oerter nach und nach in Schrecken setzt. Das stumpft aber auch gewaltig ab, und mehr, als heilsam ist. — — — — — — — — — — —

Auch ich bin jetzt körperlich nicht, wie ich seyn sollte, oder doch seyn mögte, aber das ist, wie ich wenigstens glaube, die einfache Folge einer großen Aufregung, die nun vorüber ist. Ich habe die Tragödie, von der ich Ihnen in Marienbad sprach, vollendet, und wenn ich ein solches Werk endlich von der Seele los bin, fühle ich mich eine Zeit lang, wie ohne Kopf und Eingeweide. Das Produciren ist bei mir eine Art von Nachtwandeln, und greift mich an, wie im Physischen ein Aderlaß; es würde mich aufreiben, wenn nicht zwischen meinen einzelnen Arbeiten immer große Pausen lägen, in die ich mich nicht ohne Widerwillen ergebe, die aber am Ende doch so nothwendig sind, wie der Schlaf. Seit der Agnes Bernauer sind volle drei Jahre verflossen. Ich glaube, mit meinem Gyges zufrieden seyn zu dürfen, obgleich ich mit großem Mißtrauen an dieß Werk ging und es noch für einen gebor'nen Torso hielt, als schon drei Acte fertig waren. Griechisch will das Stück natürlich nur in dem Sinne seyn, worin Troilus und Kressida oder Iphigenie es sind; ich halte nicht viel von dem Auffüllen neuer Weine in alten Schläuchen und finde auch nicht, daß das Experiment ein einziges Mal geglückt ist. Aber ich hoffe, den Durchschnittspunct, in dem die antike und die moderne Atmosphäre in einander übergehen, nicht verfehlt und einen Conflict, wie er nur in jener Zeit entstehen konnte und der in den entsprechenden Farben hingestellt wird, auf eine allgemein menschliche, allen Zeiten zugängliche Weise gelöst zu haben. Auch machte ich bei diesem Stück eine merkwürdige Erfahrung. Ich war mir sonst bei meinen Arbeiten immer eines gewissen Ideen-Hintergrundes bewußt, wegen dessen ich keineswegs, wie man mir auf eine mißverstandene Vorrede hin wohl Schuld gab, producirte, der aber doch, wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landschaft abschloß. Daran mangelte es dieß Mal ganz, mich reizte nur die Anecdote, die mir etwas modificirt, außerordentlich für die tragische Form geeignet schien, und nun das Stück fertig ist, steigt plötzlich zu meiner eigenen Ueberraschung wie eine Insel aus dem Ocean die Idee der Sitte als die Alles bedingende und bindende daraus hervor. Ich gestehe, daß ich dieß kaum begreifen kann, es bestärkt mich aber nur um so mehr in meiner freilich längst gehegten Ueberzeugung, daß der Künstler, wenn er von einem Gegenstand mächtig ergriffen wird, sich um den Gehalt desselben gar nicht ängstlich zu kümmern braucht, sondern daß dieser ganz von selbst hinzutritt, wie der Saft in die Bäume, vorausgesetzt allerdings, daß er ihn in der Brust trägt.

Was Ihnen Ihr Verwandter über Ihren Roman und sein Schicksal in

Wien geschrieben hat, kann eben so richtig seyn, als das, was ich Ihnen schrieb. Er hatte die höchsten Gesellschaftskreise, die hier aus den Erzherzögen und der „crème de la crème“ gebildet werden, im Auge und ich die anderen. Es liegt aber, ich muß es ausdrücklich wiederholen, durchaus nicht an Ihrem Werk, wenn es bis jetzt nicht allgemein gelesen wurde, denn der religiöse und theologische Stoff, der Ihnen, wie Sie sagen, Hauptsache war, macht sich, bis auf Anfang und Ende, wo er vielleicht etwas zu selbstständig hervor tritt, überall nur als Element neben anderen Elementen geltend und kann keinen aesthetisch Gebildeten stören. Meinen Freunden habe ich Ihren Holm längst empfohlen und um gleiche Gunst mögte ich Sie in dortiger Gegend für die Agnes Bernauer bitten.

Da ist sie genannt und nun muß ich sie vertheidigen. Sie haben ganz recht, daß der Verfasser selbst auf der Seite des alten Herzogs steht und zwar so entschieden, daß nur dieser ihn für den ganzen Gegenstand entzündet hat. Ich glaube, daß es Momente giebt, wo das positive Recht zurück treten muß, weil das Fundament erschüttert ist, auf dem es selbst beruht. Nageln Sie mich nicht an diese meine Worte, ich bin nicht der Mann der Definitionen, der Philosoph Jacobi drückt sich einmal, wenn ich nicht irre im Allwill, vortrefflich darüber aus, und den Commentar meines Gedankens bildet mein Gedicht. Dann aber ist eben so wenig, wie bei'm Krieg von einem Mord, sondern von einem Opfer die Rede, und die Ausgleichung der individuellen Verletzung muß, wie bei jenem, in das religiöse Moment, in die höhere Lebenssphäre, der wir Alle mit schüchterner Hoffnung oder mit zuversichtlichem Vertrauen entgegen sehen, gesetzt werden. Ich glaube, man kann dieser Anschauung der Dinge beitreten, ohne einen Mißbrauch besorgen zu dürfen, denn sie kommt überhaupt nur für eine ganz ungeheure Situation in Betracht, und muß dann jedes Mal, das ist die unerläßliche Probe, mit der Macht selbst, die sie in Anwendung bringt, bezahlt werden, was wohl alle bloße Gewalt-Inhaber hinreichend abschreckt, sich auf sie zu berufen, oder sie, wenn sie es doch thun, auf der Stelle als Lügner und Heuchler erscheinen läßt. Darum kann der Sohn zum Schluß auch wohl nicht anders, als gebeugt und zerschmettert dastehen; bis zum Versuch des Vatermords geht er ja und ihn wirklich zu vollbringen, ist doch gewiß auch der blindesten Leidenschaftlichkeit nicht mehr möglich, wenn der Vater zum Beweis, daß Nichts als das Pflichtgefühl in ihm thätig war, freiwillig alle Waffen streckt und sie selbst zum Gericht über sich aufruft. Uebrigens werden Sie in der Bairischen Geschichte, die des ganzen Factums ohnehin nur höchst flüchtig gedenkt, das Rechtsgutachten meines Stücks nicht finden; es würde mir aber auch wenig helfen und ich hätte mein Drama schwerlich darauf gebaut, da die Adoption eines fremden Irrthums sich in dieser Sphäre von einem selbst in die Welt gesetzten wohl kaum wesentlich unterscheidet. Für Ihr liebevolles Eingehen in's Detail danke ich Ihnen herzlich und brauche nicht hinzu zu fügen, daß meine Vertheidigung weit weniger meiner Production, als meiner Welt-Anschauung gilt, deren Ausfluß sie ist. Sie geben mir die Erlaubniß, Ihnen auch noch den Michel Angelo zu übersenden und ich mache Gebrauch davon; er trifft unter Kreuzband neben diesem Brief bei Ihnen ein. Er ist noch um ein Jahr älter, wie die Agnes Bernauer. Es thut mir eigentlich leid, daß Sie Sich auch nach

den Gedichten umgethan haben; nicht, weil ich aus den beiden Sammlungen Erhebliches — Kleinigkeiten allerdings — weg zu nehmen, nur weil ich Vieles hinzu zu fügen hätte und die eine ohne die andere nicht zum zweiten Mal auflegen, noch weniger aber eine dritte folgen lassen mag. Echt Lyrisches freilich habe ich kaum noch zu bieten, aber an Reflexionsgedichten fehlt es nicht; so z. B. könnte ich die Epigramme um Hunderte vermehren. Da Sie auch diesen Sachen Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, so bin ich so frei, dem Michel Angelo einen Aufsatz über Lyrik beizuschließen, dessen ich bei Gelegenheit Uhlands schon in Marienbad erwähnte. Auch einen Goethe-Prolog nehmen Sie gütig auf.

Und nun, mein theurer Freund, empfangen Sie, wie Ihre verehrte Frau Gemahlin, von mir und den Meinigen die herzlichsten Glückswünsche, sowohl zu den bevorstehenden Festtagen, als auch, und vor Allem, zum neuen Jahr. Möge es für Sie ein gesegnetes werden, möge Europa die Barbaren des Nordens in ihre Schranken zurückgewiesen, England und Frankreich aber zum ersten Mal (sie waren es nie!) dankbar gegen Deutschland sehen! Alles aus vollem Herzen!

Düsseldorf 10. Januar 1855.

— — Wie gespannt bin ich darauf, dem neuen Sprößling Ihrer Muse in die Augen zu schauen! Über die Erfahrung, die Sie dabei, wie Sie mir schreiben gemacht haben, wonach Ihnen der Begriff des Werkes erst nach dessen Vollendung ins Bewußtsein getreten ist, kann ich mich jedenfalls nur freuen. Nicht als ob ich Ihre frühere Weise an sich für einen Abweg hielte. Doch liegt die Gefahr darin, der Idee absichtlich zu einer ausdrücklicheren, ausgesprochneren Geltung zu verhelfen als es im Interesse des Gedichtes wünschenswerth ist. Gerade bei den größten, bedeutendsten Dichterwerken finde ich auch, daß es gar nicht möglich ist, sie in einem solchen einfachen Satze ihrem Kerne und ihrer Wurzel nach auszusprechen. Gleich einer Gruppe in der Sculptur bieten sie von jedem Standpunkte eine andere Anschauung und mit ihr eine andere Lösung. Wie viele haben schon die Idee des Hamlet gefunden und wie viele werden sie noch finden und vielleicht Alle eine gewisse Berechtigung in ihrer Auslegung haben.

Wir werden auch als Kritiker — was ganz anderes ist es als Dichter — solcher Auslegungen nicht entbehren können; aber wer wird damit ein Werk wie Hamlet erschöpfen? Alles Leben ist im Tiefsten undefinirbar und der Kern aller ächten Poesie ist ein Leben.

Ihr letzt eingegangener Brief hat mich hinsichts Ihrer Agnes Bernauer nur darin bestätigt, daß mehr die von Ihnen in Marienbad etwas abstract und schroff aufgestellte allgemeine Idee des Gedichtes als dieses selbst — das als ächte Poesie viel zu sehr ein Leben ist, um in einem solchen abstracten Satze ganz aufzugehen — das war, womit ich mich nicht recht vereinigen konnte. Ich muß daher wiederholen, daß ich demungeachtet Ihre Tragödie nicht bloß im Einzelnen, wie Sie mich verstanden zu haben scheinen, sondern auch als Ganzes in ihrer erschütternden ächt tragischen Wirkung bewundere und anerkenne. Sie hat bei mir schon den besten Probirstein ihres poetischen Werthes dadurch ge-

liefert, daß sie, je mehr sie von mir zurück tritt, in der Erinnerung an Farbe nicht erbleicht, sondern in voller Frische des Eindrucks verharrt. Ich habe sie nicht nur in meinem kleinen Bekanntenkreise zur Lesung empfohlen, sondern auch ihre Aufnahme in einen hiesigen Lesezirkel veranlaßt; wobei es insoferne meiner Befürwortung bedurfte, als dramatische Werke darin in der Regel (und zwar — staunen Sie! — wegen Dünne des Bändchens) nicht aufgenommen werden. Die meisten Mitglieder nämlich, so sagte mir der Entrepreneur, ein hiesiger Buchhändler, wollten etwas für die 8 Tage, wo sie je zwei Bücher empfangen, Vorhaltendes haben. Doch könne man ja, tröstete er sich, dem Übelstande dadurch abhelfen, daß man mit Ihrer Agnes ein Buch, dessen Dicke den Mangel ausgleiche, cirkuliren lasse.

Wenn in Beziehung auf die Grundidee dieses Trauerspiels auch ein gewisser Gegensatz zwischen uns bleiben sollte, so kann ich mich zu einem um so volleren Einverständnisse mit der Idee und Bedeutung Ihres Michel Angelo und zu einer ganz ungetrübten Befriedigung durch diese bekennen. Die Wendung, welche das Gedicht am Schlusse durch das Auftreten des Papstes nimmt, ist eben so überraschend als befriedigend. Auch haben Sie gewiß wohl gethan, in dem Charakter des Michel Angelo mehr die Seite des Reckenhaft-trotzigen und Titanenhaften (wie sie sich ja auch in seinen Werken ausspricht) als den Dichter der Sonette, den platonischen Liebhaber Vittoria Colonnas zur Anschauung zu bringen, da es hier eines möglichst scharfen Gegensatzes zu Raphael bedurfte. Dagegen hätte ich wohl gewünscht, den sanften Adel Raphaels sich noch etwas deutlicher und voller ausdrücken zu sehen. Sie sind in den wenigen Worten, die Sie ihm in den Mund gelegt haben, etwas gar zu knapp und sparsam gewesen.

Auch dürfte der Vers:

Er (der Teufel) beichtet noch einst und wird ein Christ,

wegen seines mit dem kirchlichen Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen unvereinbaren Inhalts im Munde eines Papstes Bedenken erregen. Ich habe Ihr lebensvolles Gedicht in einem kleinen Künstlerkreise vorgelesen, wo es bei Frauen und Männern — namentlich auch von Seiten Lessings vollste Anerkennung fand. Auch einige Scenen aus Ihrer Genoveva habe ich bereits auf diese Weise mit großem Successe mitgetheilt. Leider verstattet mir mein Befinden nicht mehr, wie früher ein größeres Drama im Ganzen mit der nöthigen Kraftaufbietung vorzutragen, sonst würde ich schon bei andern Ihrer Dramen, besonders Agnes Bernauer, dazu geschritten sein. Eine Mittheilung von Bruchstücken erschien hier nicht thunlich. In Ihrem kritischen Aufsatze über die Anthologie von Mosenthal ꝛc. hebe ich das, was Sie über den Unterschied der künstlerischen und wissenschaftlichen That so wie später über die verschiedene Natur dessen, was Sie einen poetischen Krystall nennen, und des bloßen Reflexionsproducts äußern, als mir besonders zusagend hervor. Auch stimme ich Ihnen aus vollster Seele darin bei, daß die Poesie, wenn sie ihrem höchsten Zwecke entsprechen soll, nothwendig, um mit dem Spanier zu reden, „die heitre Wissenschaft (gaya sciencia)" bleiben muß, die Befreiung bringt; ebenso in Ihrer gedankenreichen Theaterrede hinsichts dessen, was Sie über die Nothwendigkeit der Beschränkung bei ächter Größe sagen.

Ihre beiden Gedichtsammlungen habe ich gelesen und wiedergelesen und darin eine Fülle edlen Lebens, anziehender Verhältnisse und Bilder, so wie menschlich edler Empfindung gefunden, die reichste Äußerung eines in die Gründe und Abgründe des Lebens dringenden Geistes, einer energischen Ahnungstiefe der Seele, den Ausdruck einer eigenthümlich entwickelten Bildung, eines bei manchen Rauhheiten des Sinnes mit eben soviel Zartheit als Innigkeit fühlenden Herzens, einer interessanten, bedeutenden Persönlichkeit. Sie fühlen phantasievoll, auch wenn Sie denken; Sie denken, auch wenn Sie phantasieren und fühlen, wie es der Lyriker muß, wenn seine Schöpfungen über das, was Sie als „Käferpoesie" zu bezeichnen pflegen, hinausliegen sollen. Nur bei einigen Gedichten ist mir die Erfindung zu sehr in das Absonderliche, Singuläre oder Grelle einbiegend erschienen oder das Verständniß im Ganzen oder Einzelnen nicht hinreichend klar geworden oder Welt- und Lebensansicht fremdartig und unzugänglich geblieben. Bei einigen wenigen muß ich mich sogar zu einem ernsten Anstoß, den ich daran genommen, bekennen, einen Anstoß, der, wenn ich Ihnen diese Gedichte nenne, keiner Erklärung bedürfen wird. Es sind dies: Vater unser (wegen des Ausbetens des Vaterunsers nach der Tödtung) p. 3—5, der Priester p. 17, vinum sacrum p. 26, Versöhnung p. 171, Virgo et mater p. 191, (das letzte mindestens bedenklich).

Was die Gedichte in antiker Form angeht, so würde, wenn Sie eine neue Ausgabe beabsichtigen, wohl eine nochmalige strenge Überarbeitung in Beziehung auf das Metrische nöthig werden. Dactylen wie „Nothzucht und" (p. 123) oder „Sterbejahr" (p. 125) dürfen Sie nicht stehen lassen. Das Gesetz der deutschen Metrik, wonach alle Stammsilben (wie vorstehend „zucht" und „jahr") lang sind ist ein solches, das nicht übertreten werden darf, so sehr auch ältere Dichter — und noch Immermann — dagegen gesündigt haben. Noch mehr aber würde die sehr häufige Licenz zu beseitigen sein, gemäß welcher Sie sich gestatten, im ersten Fuße der zweiten Hälfte des Pentameter einen Trochäus zu setzen, z. B. gleich pag. 123 in dem Verse:

Wo das Römische Volk allen Göttern einst schwieg.

Es darf an dieser Stelle nichts andres als ein Dactylus stehen.

Vergeben Sie diese formellen Splitterrichtereien, mit denen ich Sie verschont haben würde, wenn mir nicht die von Ihnen angekündigte Absicht einer neuen Ausgabe die Pflicht strenger Wahrhaftigkeit auflegte. Aus eben dieser Rücksicht mache ich darauf aufmerksam, daß in dem Gedichte „Horaz und seine Regel", Vers 6 statt sieben Jahr „neun Jahre" zu setzen sind. Nonum prematum in annum, sind die Worte des Horaz, Ars poet: Vers 388.

Arnim mit seiner liebenswürdigen Tochter ist wieder hier und wir haben auch sonst Aussicht, in diesem Winter ganz angenehm gesellig zu leben.

Ihr

F. Uechtritz.

Wien d. 19ten März 1855.

In welch einem Lichte, mein verehrtester Freund, mag ich vor Ihnen dastehen! Sie schicken mir Ihre Rosamunde, Sie erweisen meinem Michel Angelo die Liebe, ihn vorzulesen, Sie schreiben mir einen auf meine Gedichte tief eingehenden Brief und ich bleibe stumm, wie ein Fisch. Ich würde wirklich nicht wissen, wie ich mich entschuldigen sollte, wenn ich mich nicht schon im Voraus entschuldigt hätte. Aber ich schrieb Ihnen schon, daß bei mir auf eine Zeit der Production immer eine andere der größten Abspannung folgt, in der es mir absolut unmöglich ist, aus mir selbst heraus zu gehen. Das war bei mir von Jugend auf der Fall; ich kenne nur Springfluten oder vollständige Ebben.

Auch jetzt ist dieser Zustand noch keineswegs vorüber; wenn Sie vom Rhein aus einen Blick auf meinen Büchertisch werfen könnten, so würden Sie mich tief in französische Memoiren vergraben finden, denn ich benutze eine solche Periode immer zu Studien und zu Repetitionen meiner Lectüre. Aber gestern wurde ich nicht bloß durch mein Gewissen, welches natürlich niemals schwieg, sondern auch durch einen äußeren Umstand sehr lebhaft an Sie und meine Schuld erinnert. Mir fiel ein „Leben Grabbes" von Ziegler in die Hände, in dem ich gleich beim Blättern auf Ihren Namen und auf einen vortrefflichen Ausspruch von Ihnen stieß. Es wird erzählt, Sie hätten einmal von Heinrich Kleist gesagt, er sey bis zum Todtschießen verkannt worden, und das gefällt mir so außerordentlich, daß mir seitdem ist, als ob Sie wieder, wie in Marienbad, an meiner Seite gingen. Es ist aber auch das einzige Gute, was das ganze Buch enthält, alles Uebrige widert mich an und der Spiegel fast noch mehr, wie das Gespiegelte. Welch ein Knäuel von Sittenlosigkeit und Bildungsunfähigkeit war dieser Grabbe; welch ein entsetzliches Experiment der Natur! Wenn nun ein Affe daneben steht und in Zuckungen und Grimassen eine neue Schönheits-Linie entdecken will, statt sie auf eine verborgene Krankheit zurück zu führen, so ist der Eindruck fast abscheulich. Ich weiß gar wohl, daß das Unglück manches Menschen schon vor der Geburt anfängt, und ich habe alles mögliche Mitleid mit Individuen, die zu viel haben, um resigniren zu können, und zu wenig, um es zu reinen oder auch nur characteristischen Bildungen zu bringen. Sie kämpfen einen schweren Kampf, und man soll sich hüten, leichtsinnig den ersten Stein auf sie zu werfen. Aber, wenn sie gar nicht versuchen, durch ethische Anstrengungen ein Gleichgewicht herbei zu führen, verwandeln sie dieß ursprüngliche Unglück in eine Schuld, und das scheint mir bei Grabbe sehr entschieden der Fall zu seyn. Ich hatte einen besonderen Grund, das Buch durchzulesen, denn in einer mir aus Paris zugesandten Vorrede Heines zu seiner neuen Ausgabe der französischen Zustände las ich denselben Tag, wo es mir zukam: „le premier (ich bin gemeint) est de la parenté intellectuelle de Kleist et de Grabbe u. s. w." und Vettern sieht man sich doch etwas genauer an. Heines Wort ist im besten Sinne gemeint, auch rechne ich mir die Verwandtschaft mit Kleist nur zur Ehre an, die zweite aber muß ich ablehnen. Kleist hat sogar direct auf mich gewirkt, wenn auch nicht auf meine Dramen, sondern auf meine Erzählungen; von Grabbe habe ich in meiner Entwicklungszeit nie etwas gelesen, bis auf die hundert Tage, die mich wohl nicht verführen konnten.

Nach dieser Abschweifung, die Ihnen aber gewiß manche frühere Zustände Ihres Lebens in's Gedächtniß zurück ruft, lassen Sie Sich zunächst für Ihre Rosamunde danken, die, seltsam genug, denselben Tag bei mir einging, an dem ich Ihnen zum letzten Male schrieb. Das Stück ist in Anlage und Ausführung vortrefflich, was den tragischen Bau betrifft; nur vermisse ich in den Situationen, die sich sonst in echt tragischer Weise ohne äußere Nothbehelfe rein aus sich selbst hervor spinnen, das Atmosphärische, und in den Characteren das damit genau zusammenhängende Autochthonische, das sie als nothwendige Producte eben dieses und keines anderen Bodens erscheinen läßt. Nicht ganz, das versteht sich von selbst; aber es ist nicht in dem Grade vorhanden, wie z. B. in den besten Parthieen Ihres Romans. Zum Theil mag das im Gegenstand selbst liegen; die Zeit ist zu entlegen, um dem Dichter viele Farben zu bieten, und doch nicht entlegen genug, um ihm Willkür zu gestatten. Zum Theil liegt es aber wohl auch in der Natur Ihres Geistes, der sich so entschieden zum Epischen zu neigen scheint, wie der meinige zum Dramatischen und deshalb einer größeren Ausbreitung bedarf, um zur vollständigen Wirkung zu gelangen, da vom Drama nun einmal ein gewisser Laconismus unzertrennlich ist. Wir haben uns darum auch auf entgegen gesetzte Weise entwickelt; ich fing mit Erzählungen an und fand meinen Ruhepunct im Drama; Sie sind vom Drama zum Roman übergegangen. Auf Ihren Heiden und seine Söhne bin ich sehr begierig; das Thema ist, wie gemacht für Sie.

Der Bibliotheken-Standpunct, von dem aus die Agnes Bernauer bei Ihnen nach dem alphabetischen Umfang gewürdigt wurde, hat mich nicht wenig ergötzt, er ist mir aber durchaus nicht fremd, ich erinnere mich vielmehr einer Zeit, wo ich selbst ihn theilte, und wo Immermanns Trauerspiel in Tyrol mir durch seine Dünnleibigkeit ein gelindes Entsetzen einflößte, als es ganze acht Tage vorhalten sollte. Mich hat also jetzt einfach die Nemesis ereilt, und nicht einmal, denn Ihre Freundschaft hat sie zurück geschlagen. Mit dem Michel Angelo, der nächstens in wunderbar schöner Ausstattung folgt, wird das schwerer gehen. Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Aufnahme des Stücks, von dem ich allerdings glaube, daß es unter meinen dramatischen Arbeiten die allgemeinste Würdigung finden kann, weil es ja im Grunde nicht bloß die speciell künstlerischen, sondern die allgemein menschlichen Conflicte darstellt, die in jedem Kreise wiederkehren, wo ein edles und wahrhaftes Streben sich durchzusetzen sucht. Auf den Vers, der die Wiederbringung des Teufels verkündigt, hatte mich schon ein Tyroler Geistlicher aufmerksam gemacht; ich kann ihn nicht entbehren und hoffe, daß Julius der zweite ihn jedenfalls ausgesprochen haben würde, wenn der Papst ihn auch, wie Sie sehr richtig bemerken, lieber verschluckt hätte. Den Raphael glaubte ich so knapp behandeln zu müssen, weil er das kampflose Element vertritt und nur wie ein Lichtstral in das Drama hinein fällt.

An eine Gesammt-Ausgabe meiner Gedichte denke ich sehr ernstlich; die zweite Sammlung ist so gut, wie abgesetzt, von der ersten sind aber 2500 Ex. (a c h t Geibelsche Auflagen) gedruckt worden, für die ich ein Honorar von 10 F^{doren} empfing, welche ich mit Vergnügen zurückzahle, wenn ich dafür wieder freie Hand bekommen kann. Für Ihre Bemerkungen zu diesen beiden Bänden

bin ich Ihnen aufrichtig dankbar; wären es nur mehr gewesen! Die metrischen unterschreibe ich unbedingt; an meine Pentameter mag ich gar nicht denken, sie sind in meinem Hand-Exemplar aber schon alle verbessert, und die Epigramme werden sich, wie ich hoffe, in der neuen Gestalt nicht ganz übel ausnehmen, wenn die später entstandenen, welche die Zahl 100 schon überschreiten, hinzukommen. Andere Ausstellungen beruhen wohl zum Theil auf der Verschiedenheit unserer Weltanschauung, und wir wollen uns lieber darüber freuen, daß wir in so vielem übereinstimmen, als uns betrüben, daß wir trotzdem hie und da auseinander gehen. So opfere ich Ihnen den „Priester", obgleich er ein wirkliches Factum hinter sich hat, und „vinum sacrum" willig auf; es sind grelle Phantasiestücke ohne tieferen Kern. Ich füge mit Vergnügen noch „Eine Hinrichtung" und „Räuber und Henker", deren Sie nicht erwähnen hinzu. Dagegen muß ich „Vater unser", das auch aus meiner reifsten Zeit stammt, so wie „Versöhnung" und „Virgo et mater" festhalten; letzteres ist mir sogar besonders lieb, weil es mir einen tiefen ethischen Hintergrund aufzuschließen scheint. Aber, nicht wahr, in unseres Vaters Hause sind nicht bloß viele Wohnungen, sondern es führen auch viele Wege dahin?

Wie leid thut es mir, daß ich Ihnen meine neue Tragödie nicht mittheilen kann! Aber ich werde sie nicht als Mspt. drucken lassen, sondern sie gleich der Presse übergeben. Dieß wird aber, obgleich sich schon ein Buchhändler darum beworben hat, erst zum künftigen Herbst geschehen, damit nicht nach dreijährigem, vollständigem Schweigen drei Stücke von mir auf einmal eintreffen, und sich gegenseitig schaden. Dagegen werden wahrscheinlich noch im Lauf des Sommers meine Erzählungen erscheinen. — — — — — — — — — — —

Düsseldorf 17. Mai 1855.

Gewiß, mein theurer Hebbel, wir wollen uns an dem Vielen erfreuen, worin wir übereinstimmen, und uns durch die Punkte, hinsichts deren wir auseinander gehen, nicht einer am andern irre machen lassen, wobei Sie mir die (wahrlich nicht aus anmaßlicher Einbildung sondern aus der Beschaffenheit meines Standpunktes entspringende) Hoffnung schon vergönnen müssen, Sie auch in den zwischen uns bleibenden Differenzpunkten einmal noch näher an meine Weltbetrachtung herangeführt zu sehen.

Nehmen Sie für die herzliche Liebe und Nachsicht, womit Sie die Aufrichtigkeit aufgenommen haben, mit der ich mich in meinem letzten Briefe über einiges mir als Makel Erscheinende in Ihren Gedichten aussprach, meinen warmen Dank hin.

Ich kann Ihnen hinsichts Ihrer Agnes Bernauer berichten, daß dieselbe hier (namentlich unter dem weiblichen Publikum) volle und große Wirkung macht. Die Damen Wiegmann und Schrödter, beide selbst als ausübende Künstlerinnen sehr ausgezeichnet und lebendigen empfänglichen Geistes, äußern sich mit wahrem Entzücken darüber; auch an andern, wenn auch nicht so namhaften Bewunderinnen fehlt es nicht. Daß es bis jetzt vorzugsweise Frauen sind, die sich für Ihr Gedicht interessiren, darf Ihnen nicht auffallen. Haben doch die Dichter jetzt

wohl sämmtlich länger auf die Leser als auf die Leserinnen zu warten. Die Beamten haben meistens keine Zeit dazu, und was die Künstler angeht, so lassen sich bei vielen (wenigstens der hiesigen Maler) die Worte zählen, die ihnen das Jahr hindurch gedruckt vor die Augen kommen.

Jedenfalls dürfte — um der hiesigen Künstlerwelt nicht Unrecht zu thun — sich so viel versichern lassen, daß sich bei der Mehrzahl die Lectüre auf den erforderlichen Bedarf an Zeitungsnahrung und außerdem einen überaus enge gezogenen Kreis beschränkt.

Doch kann ich Ihnen auch einen männlichen Leser von Bedeutung aus meiner Umgebung nennen, der sich während des letzten Winters mit Ihren Dichtungen, die ihm bis dahin bei seinem politisch bewegten Leben und seinem vieljährigen Aufenthalte im Auslande unbekannt geblieben waren, vertraut gemacht hat, und sich mit hoher Anerkennung dafür erfüllt zeigt. Es ist unser ehemaliger Gesandter in Neapel, Brüssel, Paris und nachheriger Minister, Heinrich v. Arnim, später von wegen Schleswigs und seiner deutschen, gothaischen Tendenzen in scharfe Opposition gegen die Regierung getreten ꝛc., von dessen Hiersein ich Ihnen, wie ich glaube, schon in meinem früheren Briefe schrieb. Er brachte den größten Theil des letzten Winters hier zu, und es gereichte mir zu großer Freude, ihn, dessen Umgang durch sein ungewöhnlich vielseitiges Interesse und die Bedeutung seines Geistes meine hiesige Einsamkeit sehr geschmückt hat, auf den reichen Schacht aufmerksam zu machen, in dem es noch so reiche Gold- und Silbergruben des poetischen Genusses für ihn zu befahren gab.

Wie sehr Sie von der Lebensbeschreibung Grabbes angewidert werden mußten, nachdem man Ihnen diese moralische und aesthetische Unform als eine Art geistigen Stammvaters angekündigt hatte, kann ich mir denken. Auch mich hat das Buch in einer persönlichen Beziehung, obschon von ganz anderer Art, sehr unangenehm berührt. Es war mir ein wahrer Trost, daß es Ihnen möglich gewesen war, etwas für mich Günstiges aus den Anführungen über mich herauszulesen; denn wahrlich, wenn ich je versucht gewesen bin, gegen etwas über mich Gedrucktes öffentlich aufzutreten, so war es hier. Nur die Warnungsworte Goethes: Wenn man nicht von mir sagt, ich habe einen silbernen Löffel eingesteckt, so lasse ich nichts dagegen drucken, und die Scheu, den Schmutz durch Hineinrühren erst aufzurühren, haben mich davon abgehalten.

Der Kreis junger Leute, in den ich bei meiner Ankunft in Berlin Ende 1821 eintrat und darin etwa $1^1/_2$ Jahr lang verkehrte, wird als ein Ausbund genialer Liederlichkeit geschildert und nur Köchy (ich habe lächeln müssen) soll noch einige Besonnenheit bewahrt haben. Man druckt Billete einzelner Glieder an Grabbe ab, die, so für sich herausgerissen, sich allerdings schlimm genug ausnehmen. Aber zuvörderst werden Sie sehr begreiflich finden, daß sich alle mephitischen Dünste, die in dem Kreise vorhanden waren, vorzugsweise im Verhältnisse zu einer Natur wie Grabbe und in einem Billetverkehr mit diesem entladen mußten.

Dann will ich auch keineswegs verabreden, daß es (neben respectabeln angehenden Philistern) auch sehr lockere Gesellen in dem Kreise gab. Es war wohl — die Philister in spe eingerechnet — kein einziger ganz tadellos Reiner

unter uns; ich wenigstens darf mich dessen nicht rühmen und bin weit entfernt das mir zur Last Fallende beschönigen zu wollen.

Aber mit Bestimmtheit darf ich behaupten, daß in dem Kreise meiner damaligen Freunde (so oft ich daran Theil genommen) nichts vorgekommen ist, was eine so besondere Hervorhebung als geniale Ausschweifung verdient hätte. Allerdings ist in Äußerungen und Gesprächen nicht immer und von allen der rechte Anstands- und Schönheitssinn bewahrt worden; doch ist namentlich **niemals** — so oft ich die Zusammenkünfte getheilt habe — ein Frauenzimmer dabei zugegen gewesen. Wir versammelten uns Abends bei dem einen oder andern um einige sich von aller Schwelgerei sehr fern haltende Portionen Berliner Chambregarniethee, und Köchy oder ich lasen irgend etwas Neuerschienenes von Tieck, Immermann u. s. w. oder auch das Werk eines älteren Dichters vor; auch wurde wohl Shakespeare mit vertheilten Rollen gelesen. Im Sommer fanden gemeinschaftliche Spaziergänge und Versammlungen an irgend einem öffentlichen Orte unter nicht weniger bescheidenen und harmlosen Genüssen statt. Ich erinnere mich eines einzigen Nachtschmauses, der in einem Berliner Weinkeller gefeiert wurde und in ein Trinkgelag auslief. Von zu häufigen Schwelgereien hielt uns schon die (außer bei zweien oder dreien unter uns) sehr beschränkte Kasse ab. Ich z. B. mußte mit 400 Rt. jährlich auskommen, und es ist mir dies auch immer gelungen; wobei denn natürlich eben keine excentrischen Sprünge gewagt werden durften. Und jetzt lese ich in Nummer 11 der diesjährigen Grenzboten „Ostern 1822 ging er, Grabbe, nach Berlin, wo er in einen litterarischen Kreis eintrat (Heine, Uechtritz, Ludwig Robert u. s. w.) in welchem die Genialität durch ein verkehrtes Leben und eine verkehrte Lebensweise geflissentlich ausgedrückt wurde rc." Auch Heine, der damals fast beständig leidend war und gewöhnlich bei unsern Versammlungen über Kopfschmerzen klagend in einer Sofaecke saß, wird hier als Theilnehmer an den dem Kreise vorgeworfenen Ausschweifungen ganz mit Unrecht genannt; was aber den armen Ludwig Robert betrifft, der kommt hier nun gar — mit dem Sprichworte zu reden — wie jener zur Ohrfeige. Der scharfaugige Litterarhistoriker Julian Schmidt hat sich in Betreff dieses Autors durch die Unwissenheit und Flüchtigkeit Herrn Zieglers (so heißt ja wohl der Verfasser des Lebens Grabbes) verleiten lassen, einen Bock zu schießen, der einem Kenner wie ihm nicht hätte unter das Gewehr kommen dürfen. Denn dieser in obiger Stelle als einer der genialverkehrten Schriftsteller, mit denen Grabbe in Verbindung gekommen, eingeklammerte Ludwig Robert kann kein anderer sein sollen als der bekannte Dichter dieses Namens, der Bruder Rahels, der aber damals schon seit Jahren als solider Ehemann und Gatte einer wegen ihrer großen Schönheit und Liebenswürdigkeit berühmten Frau lebte, auch an Alter schon sehr weit über die Commilitonenschaft unsres Kreises hinaus war. Die Wahrheit ist, daß es sich hier um einen ganz anderen Robert handelt, der weder den Vornamen Ludwig führte, noch jemals daran gedacht hat, als Schriftsteller aufzutreten.

Vergeben Sie, daß ich Sie mit diesen Odiosis so viel behellige; aber ich wollte doch an irgend einer Stelle ein Zeugniß darüber niederlegen, wie es sich

mit jenen Zuständen unsres litterarischen Lebens und besonders meiner Betheiligung daran verhielt. Ich bin in den letzten Monaten so stark mit amtlichen Arbeiten beschäftigt gewesen, daß ich oft ganze Wochen hindurch keine freie Stunde gefunden habe, um „auch nur den Saum des Kleides einer Muse“ zu sehen. Hinsichts meines „Heiden“ war ich dadurch völlig aus der Stimmung gebracht worden. Die Worte Platens haben leider nicht unrecht:

Niemand wandle, welcher einen Lorbeer tragen will, davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon ꝛc.

wenn ich auch dem Uebel für meinen Theil dadurch abzuhelfen und der fatalistisch-magischen Einwirkung dieser Verse des Dichters zu entgehen gesucht habe, daß ich meine Wanderungen nach dem Helikon am frühen Morgen und, wenn es geht, dem weiteren Vormittage anstelle und die späteren Stunden des Tages den Acten opfere. — Erst seit der vergangenen Woche habe ich wieder freier aufgeathmet und gleich dieser Brief ist eine der ersten Blüthen davon.

Ist Ihnen wohl „der deutsche Christus, Canzonen von Candidus“ Leipzig bei Hirzel 1854 zu Gesicht gekommen? Sollte es nicht der Fall sein, so mache ich Sie auf das kleine Büchlein dringend aufmerksam. Die Grundauffassung neigt stark zu einem Pantheismus hin, der über die mit dem Christenthume verträgliche Grenze hinausgeht; indem das Böse nicht genug in seinem Gegensatze gegen Gott, seinem Wiederspruche mit diesem, sondern mehr als ein zu überwindender aber nothwendiger Durchgangspunkt in der Entwicklung des Unendlichen auf dem Wege seiner Offenbarung im Endlichen erfaßt wird. Auch ist die Auffassung des Geschichtlichen so modern unsicher, daß sie meinem Bedürfnisse nicht genug thut. Aber wunderbar ist es, welche wahrhaft mystische Inbrunst des religiösen Gefühles sich bei Candidus aus diesem Boden entwickelt hat. Versäumen Sie es ja nicht, sich mit dem Büchlein, schon als einer poetischen Erscheinung von hoher Bedeutung und dem Werke eines edlen tiefsinnigen Geistes, bekannt zu machen. — — —

Gmunden d. 25. July 1855.

Aus dieser Ueberschrift, mein verehrtester Freund, entnehmen Sie schon, daß wir unserem Sommerplan treu geblieben sind. Doch ist dieß nur im Allgemeinen der Fall, denn statt im Salzkammer-Gut herum zu streifen und es abzusuchen, wie die Kinder den Johannes-Beerenstrauch, haben wir uns hier an dem herrlichen See angesiedelt und werden bis auf einige Ausflüge auch schwerlich weiter gehen. Ich bin sehr für das „Nestmachen“ und vertiefe mich in's Atom lieber ganz, als daß ich im Universum von Stern zu Stern hüpfe und Nichts zurück lasse oder mit mir fort nehme. Doch ist diese Eigenschaft meiner Natur, die sich mitunter freilich auch zur Unzeit geltend machen mag, dieß Mal nicht allein an der Veränderung Schuld. Meine arme Frau hat, seit Sie Nichts mehr von mir hörten, einige sehr harte Prüfungen erfahren. Zuerst starb ihr die alte Herzogin von Würtemberg, die Schwester des Fürsten Metternich, und zwar fast in ihren Armen. Zu dieser Dame hatte sie ein ganz eigenthümliches schwesterlich-töchterliches Verhältniß, Sie können Sich daher leicht denken, daß

ihr Tod sie tief erschütterte. Acht Tage darnach verschied ihre Mutter an der Cholera, und das innerhalb eines Zeitraums von kaum anderthalb Tagen. Dabei war sie glücklicherweise nicht gegenwärtig, denn ich hatte sie zur Erholung zu einer Freundin auf's Land geschickt und sie konnte so rasch gar nicht mehr gerufen werden, um noch Zeugin der letzten Augenblicke zu seyn. Ich sage: glücklicherweise und ich halte mich zu diesem Ausdruck berechtigt, weil sie ihre Mutter noch am Tage ihrer Abreise gesehen hatte, und weil von irgend einer Hülfe oder einem Trost, die sie hätte bieten oder empfangen können, gar nicht die Rede seyn konnte. Das Alles hat sie denn so angegriffen, daß ich einen ruhigen Aufenthalt an einem der schönsten Puncte der Welt aus Gesundheitsrücksichten dem Hin- und Herziehen und Herumstreifen vorgezogen habe.

Wir sind nun bereits volle vierzehn Tage hier, und zwar die ganze kleine Familie, das Töchterchen und sogar das Mädchen eingeschlossen. Das Wetter begünstigt uns nicht zu sehr, wir haben viel Regen, aber wir sind dennoch sehr zufrieden. Eine Freundin meiner Frau ist gleich mit uns gegangen und wohnt mit uns zusammen, der Fürst Schwarzenberg, den sein Arzt wieder gebieterisch nach Marienbad schickte, ist am 1sten August mit seiner Cur fertig und wird dann auch kommen, so ist denn der Zustand recht behaglich und wird immer behaglicher werden. Ich war schon im Hochgebirg, in der Schnee- und Eis-Region, wo die Lawinen schon zu donnern anfangen und die Gemsen zu Hunderten herum hüpfen. Dabei erfuhr ich zu meiner größten Verwunderung, daß ich dem Schwindel nicht unterworfen bin, wie ich immer geglaubt hatte, ich erfuhr es im buchstäblichsten Sinn, nämlich von meinen Begleitern, dem Grafen Schmiedegge und dem Baron Wörringen, den tüchtigsten Bergsteigern der Gegend. Ich hatte diesen Herren, als sie mir die Parthie antrugen, von meinem Schwindel, den ich allerdings immer weniger in der Wirklichkeit, als bei'm Lesen gefährlicher Abentheuer empfunden habe, mit ehrlicher Besorgniß gesprochen; nun sagten sie mir, daß ich Stellen zurückgelegt hätte, die mir in der Schweiz nicht ärger vorkommen könnten und angesichts deren sich jeder Schwindliche augenblicklich niederwerfen würde. Das ist ein höchst unangenehmer Zuwachs an Selbsterkenntniß; ich glaube, der Kaiser Max und seine Martinswand ist vorzugsweise an meiner bisherigen Einbildung Schuld gewesen.

Zu den Freuden meines hiesigen Aufenthalts gehört es auch, daß sich keine Zeitungsblätter hieher verirren, wenigstens zu mir nicht. Ich weiß daher nicht, ob Sebastopol sich noch immer hält, oder ob es gefallen ist. Nicht, als ob ich gegen die Geschicke der Welt irgend gleichgültig wäre; so tief hoffe ich nie zu sinken. Aber mir scheint, sie sind in einem Stadium angelangt, wo man einstweilen müssig zusehen muß, wie bei einer Sonnen-Verfinsterung und einem Erdbeben; die Thätigkeit des Einzelnen beginnt erst hinterher. Sie können das nur mit viel mehr Ruhe, wie ich, und bloß deshalb, weil Sie nicht in Oesterreich leben. Wir Alle befinden uns in der peinlichsten Situation, weil wir nicht wissen, was für finanzielle Früchte die politischen Verwicklungen uns tragen werden. Ehemals hatte man doch nur dafür zu sorgen, ein Haus zu bauen; daß die Steine, aus denen es bestand, sich plötzlich einmal in Luft verwandeln könnten, brauchte man nicht zu befürchten. Jetzt ist das, zum Mindesten bei

uns, umgekehrt und dieß ist einem ehrlichen Mann höchst empfindlich. Ich bekenne, daß der Gedanke an solche Möglichkeiten mir manche Stunde trübt.

Nun zu Ihrem lieben Brief. Was Sie mir über Ihren Aufenthalt in Berlin und über den Kreis, in welchem Sie Sich dort bewegten, mittheilen mogten, war mir an sich höchst interessant. Als einer Abwehr gegen erhobene Beschuldigungen werden Sie dessen aber nach meiner Ueberzeugung nie bedürfen. Die Dinge, deren Sie gedenken, werden zunächst in Grabbes Biographie von Ziegler, die mir, nebenbei bemerkt, an keiner einzigen Stelle den Eindruck der Böswilligkeit, nur den einer unverständigen Bewunderung des Verkehrten gemacht hat, viel harmloser erzählt, als der mir unbekannte Journal-Absud, dessen Sie erwähnen, ahnen läßt. Dann aber deckt gegen alles Geträtsch der Welt in einem ganz andern Sinn als jede historische Aufklärung das tiefsinnige Evangelien-Wort: an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! In dieser Zuversicht lasse ich Alles, was gegen mich vorgebracht wird und was namentlich dieser Redacteur der Grenzboten, der aus dem Pfyrsisch selbst nur die Blausäure heraus schmeckt, gegen mich ausspritzt, getrosten Muthes an mir vorübergehen und befinde mich wohl dabei. Es ist unglaublich, obgleich tiefer gefaßt, wieder höchst natürlich, wie wenig Unverstand und böser Wille gegen ein zugleich energisches und sittliches Streben auszurichten vermögen. So erscheint jetzt in New-York eine Gesammt-Ausgabe meiner Schriften; das ist für meinen Verleger, der es mir kurz vor meiner Abreise jammernd anzeigte, nicht angenehm, mir selbst beweis't es jedoch, daß Alles, was Geist, Herz und Phantasie in inniger Gemeinschaft hervorbringen, noch immer auf Erden Wurzel faßt. Ihr Albrecht Holm ist die beste Abfertigung des Julian Schmidt und Consorten.

Was Sie mir über die Agnes Bernauer schreiben, hat mich höchlich erfreut. Der weibliche Beifall ist mir dieß Mal um so erwünschter, als das Stück allerdings eine herbe Schneide hat, die so einseitig aussieht, daß Wenige versuchen mögen, ob sie sich nicht auch umkehren läßt, und daß dieß gewiß noch weit Wenigeren gelingt. Uebrigens finde ich mit diesem Drama und mit dem Michel Angelo, der jetzt in splendidester Ausstattung gefolgt ist, fast gar keinen Widerspruch. Nächstens werden meine Erzählungen und Novellen, um deren Sammlung ich längst ersucht wurde, die Presse verlassen; ich erwarte sie hier jeden Tag. Es sind das äußerst knappe, concise Productionen, die aus sehr verschiedenen Zeiten stammen, aber darin übereinstimmen, daß der Accent ausschließlich auf Character und Situation gelegt ist, denn die Mischlinge, die zwischen Roman und Novelle hin und her schwanken und in denen Tiecks Alter sich so gefiel, habe ich nie gebilligt und es in meinen Epigrammen auch ausgesprochen.

Ihr Candidus soll mir nicht entgehen; lassen Sie Sich dagegen von mir ein anderes Buch ganz anderer Art an's Herz legen. Ich meine Eötvös, über den Einfluß der herrschenden Ideen auf Staat und Gesellschaft; vielleicht das Gediegenste, was seit 1789 im publicistischen Gebiet erschien und ernstesten Studiums werth. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Düsseldorf 10. November 1855.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Haben Sie schon das Buch von Köpke über Tieck gelesen? Es hat mich im Ganzen außerordentlich interessirt, vielfach bewegt und erfreut, obwohl man im Einzelnen manches anders wünschen möchte. Jedenfalls muß man dem Verfasser überaus dankbar sein, daß durch ihn so viel gerettet worden als er gerettet hat. Wohl möchte das Bildniß Tiecks, das uns aus dem Buche entgegentritt, schwerlich in jeder Beziehung ganz richtig sein. Die Farben scheinen mir hier und da — zumal was die Verzweiflungs- und halben Wahnsinnsbestimmungen seiner Jugend angeht — zu grell aufgetragen. Die Kindheitsgeschichten sind zum großen Theil ohne genügenden Sinn für das Eigenthümliche der Kindheit, ohne die erforderliche reproducirende Anschauung der besonderen Kindesnatur, die zu schildern war, erzählt. Wie anders mögen sie von den Lippen Tiecks geklungen haben. Auch der Schilderung des Wesens und der Seelenrichtung Dorotheens kann ich, so wie sie gegeben ist, nicht beistimmen. Allerdings kann auch ich, der ihr so nahe befreundet war und mit ihr in mehrjährigem Briefwechsel gestanden habe — einem kostbaren Schatze, den ich unter meinen Papieren verwahre, — ihren hohen Ernst, ihre Neigung zu schwermüthigem Mißbehagen über manches, das sie in ihren Verhältnissen drückte, zu trauernden Betrachtungen über die Flüchtigkeit des Besten, während das Leblose und Gleichgültige dauern, bezeugen. Aber das Alles trug doch im letzten Resultate einen andern Charakter, als sich der Eindruck davon aus der Darstellung Köpkes ergiebt. Wie hätte sie bei dem festen Anker, mit dem sie in der innersten Tiefe ihres Wesens einen Halt an der Kirche fand, in ein so byronisch angstvolles Ringen, solche gewaltsame Kämpfe verfallen mögen, als es den Anschein bei Köpke gewinnt. Vielmehr blieb der Haupteindruck ihres Wesens der einer großartigen Ruhe. Auch vermisse ich an dem Bilde, das uns bei Köpke von ihr entgegentritt, die Hervorhebung einer Seite ihrer Eigenthümlichkeit, die sich sogar am häufigsten und für gewöhnlich an ihr äußerte. Es ist dies die Freundlichkeit, die eingehende Toleranz, womit sie sich in der Gesellschaft bewegte und sich auch das Unbedeutende wohlwollend gefallen ließ; wie sie mir denn einmal sagte, daß sie sich kaum je in einem geselligen Kreise langweile, weil sie doch immer etwas zu beobachten finde. Diese Beobachtung gab sich denn auch in gar anmuthigen Scherzen und gutmüthig scharfen Bemerkungen über die Thorheiten und kleinen Eitelkeiten, die sich vor ihr entfalteten, kund; was der Unterhaltung mit ihr eine eigene Würze gab. Im Ganzen glaube ich sie Ihnen nicht besser veranschaulichen zu können als wenn ich sie eine Natur aus der Verwandtschaft Dante's nenne. An Dante erinnerte der hohe, zur Melancholie hinneigende Ernst, an ihn die Strenge, die Geneigtheit zu scharfem Unwillen, die allerdings neben jener toleranten Freundlichkeit in ihrem Wesen lag und sich zuweilen wohl selbst mit Schroffheit äußerte, an Dante das Ruhen in den Vorstellungen der Kirche; ein Ruhen, das, wie bei Dante, die vielseitigste Empfänglichkeit, die reichste Lebensbewegung in den Gebieten des Geistes und Gemüthes nicht ausschloß.

Doch ich eile, darauf zurück zu kommen, daß ich mich demungeachtet dem Verfasser für sein Buch zum wärmsten Danke verpflichtet fühle. Vieles, z. B.

die Mittheilungen über Brentano und Fr. Schlegel, so wie über die letzten Zeiten Tiecks (wo man dem Buche anmerkt, daß Köpke aus eigner Anschauung erzählt) kann nicht interessanter und willkommener gewünscht werden.

Wenn mich dieses Buch mit Freude und Dank erfüllt, so hat dagegen der Aufsatz, den neulich Julian Schmidt in den Grenzboten über Tieck gegeben hat, die lebhafteste Indignation in mir hervorgerufen. Manches ist mit einer Ungerechtigkeit und dabei Leichtfertigkeit niedergeschrieben, die der schärfsten Züchtigung werth wäre. Doch freilich, Nicolai redivivus fühlt für sich und die neue Epoche einer in der Nüchternheit einer prosaischen Weltauffassung verkommenden, in ihrem innersten Grunde ebenso geist- als phantasielosen Nützlichkeitslitteratur, die er durch seinen Gehülfen auftischen läßt, noch von dem Grabe des Romantikers und Dichters der Späße im Zerbino und gestiefelten Kater her seinen gefährlichen Luftzug wehen. Eine Erscheinung des Andenkens an diese Späße, die das Buch Köpkes zur Folge haben könnte, wäre eine bedenkliche Sache für ihn. Was Wunder, daß er sich dagegen mit Eifer in Rüstung setzt und es mit der Wahl der Waffen nicht ängstlich genau nimmt.

Doch ich weiß nicht, ob das Köpkesche Buch beim Erscheinen jenes Aufsatzes schon ausgegeben war. Auch beruht, was ich oben mit Hindeutung auf „Soll und Haben" sage, nur auf den öffentlichen Urtheilen, die mir darüber zugegangen sind. Bis jetzt habe ich das Buch nicht gelesen, fühle auch keinen sonderlichen Drang danach.

Ihren Eötvös — ich weiß nicht, ob ich den Namen richtig schreibe, — habe ich noch nicht zu Händen bekommen. Auch liegen mir dergleichen Studien in diesem Augenblicke ziemlich fernab. Damit Sie mich darum aber nicht ganz den großen Fragen der Gegenwart und wie dieselbe geworden, für entfremdet halten, so bemerke ich, daß ich eben jetzt Häussers deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen mit großem Interesse lese. Ein vortreffliches Buch, das ich Ihnen, — so wie die Geschichte der Revolutionszeit von Sybel — warm empfehlen kann.

Mein Winter droht in geselliger Hinsicht sehr einsam zu werden; wenigstens an Menschen, mit denen ein Gespräch, wie ich es brauche, zu führen ist. Gut, daß ich mich in meinen vier Pfählen unter den stummen Freunden — wie einmal Immermann seine Bücher nannte — wohl fühle. — — — — — —

Wien d. 3ten Jan. 1856.

Mein verehrtester Freund!

Da es im alten Jahr nicht mein Letztes war, Ihnen zu antworten, so soll es im neuen mein Erstes seyn. Ich hatte es mir vorgenommen, aber ein plötzliches Unwohlseyn meiner Frau, das leider ernstlicher wurde, als wir Anfangs dachten, machte mir die Ausführung meines Vorsatzes unmöglich. Statt am Sylvester-Abend Correspondent zu seyn, war ich Krankenwärter und bin es noch; die Leber rührt sich wieder und das ist im Grunde kein Wunder, denn wie soll eine tragische Schauspielerin sich der Aufregungen enthalten! Doch ist es dieß

Mal, wie mein Freund Brücke mir versichert, nicht bedenklich und wird rasch wieder vorüber gehen.

Sonst ging es bisher mit der Gesundheit viel besser, als ich zu hoffen wagte, wie ich Ihnen zum letzten Male schrieb. Das Wasser und die Luft von Gmunden haben Wunder gethan und wir gehen den nächsten Sommer jedenfalls wieder hin, wenn uns Nichts dazwischen kommt. Wir haben uns dort, weil sich zufällig eine sehr gute Gelegenheit dazu bot, ein Häuslein nebst einem Garten gekauft; ich bin aber nicht wenig erstaunt, daß Ihnen dieß wichtige Factum ohne mein persönliches Zuthun am Rhein bekannt geworden ist. Man sieht daraus, ich selbst nicht ohne Rührung, daß die Zeitungen das Kleine über das Große nicht vergessen und daß ihre Redacteure nicht bloß für den Kampf der Europäischen Mächte um Sebastopol, sondern auch für den Hamster- und Biberbau eines deutschen Philisters ein Auge haben. Ehre den braven Männern; wer wird Ihnen für die Mittheilung einer so soliden Thatsache nicht ein Schock politischer Lügen verzeihen. Uebrigens nimmt sich das Häuslein ganz artig aus und der Garten hat uns schon für den Winter mit Obst versorgt; es liegt an dem schönen See, wenn auch, was ich nicht einmal mögte, nicht ganz unmittelbar, und der riesige Traunstein sieht uns in's Fenster. — — — — — — — — —

Das Köpkesche Buch über Tieck ist mir bis jetzt nicht in die Hände gekommen. Unsere Hofbibliothek versorgt mich mit den erheblicheren literarischen Neuigkeiten; da mir aber Universität und Academie vorgehen, so muß ich immer ziemlich lange warten. Ihr Brief und die gründliche Characteristik, die er enthält, hat mich äußerst begierig darauf gemacht; wer wäre berufen, über Tieck zu reden, wie Sie! Auch den Grenzboten-Aufsatz von Julian Schmidt kenne ich nicht; ich lese absolut keine Journale. Ich kann mir denken, wie begründet Ihre Indignation ist, denn dieser Kritiker entbehrt jedes Sinns für das Specifisch-Poetische, und hat deshalb nicht die geringste Pietät für Erscheinungen, welche sich im großen historischen Entwicklungsgange der Nation nicht als unbedingte und unablehnbare Knotenpuncte des Processes heraus stellten. Nichtsdestoweniger halte ich seine Thätigkeit im Allgemeinen für eine nicht unvortheilhafte, und die Art seiner Kritik sogar für eine Nothwendigkeit, denn es ist unglaublich, wie die Zahl der Scribenten bei uns zunimmt, und die wird es doch vielleicht abschrecken, wenn sie sehen, welche Lorbeeren zu gewinnen sind; dem Echten und Wahren kann der Vandalismus ja auf die Dauer nicht schaden, so lange er bloß die Feder führt und nicht zur Axt greift, um Statuen zu zerschmettern oder zur Brandfackel, um im Sinne Omars und Enos, des Thauriers, Bibliotheken anzuzünden. Schmidt hat viel gelernt, auch fehlt es ihm nicht an Blick für die Gruppen und die Systeme, so daß ich seinen Standpunct, der freilich nur der auf die Gegenwart angewandte von Gervinus ist, im Ganzen theilen, im Einzelnen aber allerdings auch fast immer von ihm abweichen muß. Hätte er sich enthalten, seinen Freund und Consorten über alles Maaß anzugreifen, so würde er sich trotz des Defects seiner Natur noch meine volle Achtung erobert haben; doch mit so viel Scharfsinn für die wirklichen oder scheinbaren Schwächen der Gegner kann sich so viel Blindheit für die Mängel des Genossen unmöglich vereinigen, wenn man die an- und eingeborne Nüchternheit auch noch so hoch in Anschlag

bringt und so stoßen wir denn bei unserem Nicolai redivivus, wie Sie ihn so vortrefflich nennen, doch zuletzt auf das, was er so grimmig haßt und so blutig bekämpft, nämlich auf die Clique. Ich denke, die Literatur kann von ihm denselben Gebrauch machen, wie die Kirche von den zuweilen auftauchenden Verkündigern des jüngsten Tags; die Welt bleibt stehen und ordentliche Leute treiben nach, wie vor, ihr ernstes Geschäft, aber die Sünder und Missethäter bekehren sich. Uebrigens ist es bei den Herren Schmidt und Freytag (Soll und Haben kenne ich von Gmunden her, wo es viele Regentage und also auch eine Leihbibliothek giebt) interessant, zu beobachten, wie sie sich kritisirend und producirend in die Hände arbeiten. Der Eine setzt dem Philister auseinander, daß er viele falsche Götter angebetet hat, was den Mann freut, da das Knieen und Verehren seine Leidenschaft eben nicht ist. Der Andere geht noch einen Schritt weiter, er ruft ihm zu: Du brauchst Niemand anzubeten, als dich selbst! und portraitirt ihn. Das freut den Mann noch mehr! Aber so war's immer und so wird's bleiben: die Extreme lösen sich ab.

Sie erkundigen sich nach meinen Novellen; sie sind da. Der Verleger hatte sie auf Weihnacht gespart, er muß wissen, warum. Auch mein Gyges hat die Presse bereits verlassen, und findet wunderbarer Weise — denn das Gegentheil hatte ich erwartet, da er dem modernen Leser außerordentlich viel Selbst-Entäußerung zumuthet — großen Beifall, wenigstens in Wien, so daß der erste Enthusiasmus mir sogar eine Festlichkeit zugedacht hatte, der ich nur mit Mühe entging. Wie es ihm anderweits gehen wird, weiß ich noch nicht; einstweilen sind meine Verleger sehr zufrieden. Gestern wurde mir eine Kritik der Agnes Bernauer zugeschickt, worin ein wüthender Demagog mit Nachdruck bewies, daß ich zwar mehr plastisches Vermögen besäße, wie meine Collegen, daß ich aber eine gemeine Seele „habe“, weil ich mich für Bairische Staats-Actionen begeistern könne, und daß man mich aufgeben müsse. Vielleicht ist eine Emancipirte aus der Schule der Sand so herablassend, über die Rhodope ihr Urtheil abzugeben; das würde gut dazu passen!

Seit dem Herbst stecke ich schon wieder in einer Tragödie und habe zwei Acte fertig. Sie werden den Kopf schütteln und sind auch dazu berechtigt, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Nibelungen darin behandle. Ich bin jedoch nicht mit blinder Begeisterung in den Gegenstand hinein gerannt, sondern habe sorgfältig Alles gelesen und studirt, was gegen ein solches Unternehmen spricht. Das pro schien mir aber trotzdem zu überwiegen und nun muß man sehen. —

Düsseldorf 8. Februar 1856.

Lassen Sie sich, mein verehrter Freund, einen herzlichen Glückwunsch zu dem Erscheinen Ihres Gyges zurufen, den ich als eine der edelsten Gaben, die wir Ihrer Muse verdanken, wo nicht als die edelste und köstlichste unter allen — auch den Herodes und die Agnes nicht ausgenommen — begrüße. Vor Allem, das Ganze ist herrlich und als Ganzes höchst befriedigend — und dabei welche Fülle von köstlichen Einzelheiten! mit welchen Perlen der Poesie, die im eigenthümlichsten Glanze leuchten, haben Sie Ihre Dichtung überschüttet. Sie

haben bei Schilderung der Wirkung, welche Gyges durch den Anblick Rhodopes erfährt, in die Saiten jener wundersamen Leier gegriffen, die Sie schon in der Abschiedsscene Genovevas von Siegfried anzuschlagen gewußt haben. Ein Sinn für den reinsten Zauber der Weiblichkeit macht sich hier und an andern Stellen des Gedichtes — wie in der Centralbedeutung desselben — in dem Dichter fühlbar, für den Sie verdienten, von den Frauen als der Frauenlob unserer Tage gekrönt zu werden, wenn auch die Emancipirten des Geschlechtes darüber bersten sollten. In wie zarter, jungfräulicher Reinheit und zugleich mit wie furchtbarer Energie wird uns die Heiligkeit und gleichsam das Urrecht der Keuschheit des Weibes in der äußersten Spannung und doch mit überzeugender Macht in ihrer Königin vorgeführt; so daß es Ihnen gelungen ist, die an Rhodope begangene Unsitte — obwohl für unsre Emancipirten kaum des Aufhebens werth — als einen frevelhaften Einbruch in ein unantastbares Heiligthum der Natur empfinden zu machen, ihr den Ernst und die Tiefe einer tragischen Schuld zu geben und dadurch für unser Gefühl die Strenge zu rechtfertigen, womit der Frevel geahndet und die verletzte Reinheit von der ihr angehauchten Trübung befreit wird. Wie groß, wie wahrhaft tragisch ist der Schluß des Gedichtes.

Es liegt allerdings in dem Stoffe etwas von jenem Seltsamen, Fernliegenden, Fremdartigen, von dem Sie nun einmal vorzugsweise angezogen zu werden pflegen; bei weitem nicht so, wie dies z. B. in Kleists Penthesilea der Fall ist, aber doch daran anstreifend. Nur macht sich hier der erfreuliche Unterschied sowohl von dem Gedichte Kleists wie von Ihren früheren Dichtungen geltend, daß diesmal Alles von Ihrer Seite geschehen ist, um das Seltsame und Befremdliche des Stoffes durch die Ausführung nicht zu steigern, sondern zu mildern, ihn in ein Licht, eine Färbung, eine Bedeutung zu rücken, die ihn mit unsern Gefühlen vermittelt, das Gedicht zu einem uns geistig vertrauten, unsern eignen Kreisen der Sitte und des Fühlens entsprechenden Erlebnisse gestaltet. Es ist Ihnen dies auch in hohem Grade gelungen; nur der Tod des Kandaules durch die Hand des Gyges dürfte eine Härte bleiben, die sich zwar durch den Kampf, den Sie vorhergehen lassen, und den eigenen Trieb des Kandaules nach Buße mildert, mit der ich mich aber bei dem Adel des Gemüthes, den Sie in Ihren Gyges gelegt haben und der Zartheit und Innigkeit des Freundschaftsverhältnisses zwischen ihm und dem Könige, doch nicht ganz in Einklang zu bringen vermag.

Noch eine Einzelheit möchte ich rügen. Es sind die Stellen in der (wohl überhaupt zu langen) Unterredung vor dem Kampfe, worin Kandaules auf die Unbedachtsamkeit seiner Eingriffe in bestehende Vorurtheile als den Grund seines Unterganges hinweist. Es scheint mir eine zu tiefe Kluft zwischen dem politischen Verstoße, den er durch den Gebrauch eines andern Diadems, Schwertes u. s. w. bei den Festen begeht und dem Frevel, dessen er sich gegen Rhodope schuldig macht, zu liegen als daß sie, so wie es hier geschieht, unter den Begriff einer gleichartigen Schuld gebracht werden könnten. Bei beiden, werden Sie sagen, wird die Sitte verletzt; aber in welch ganz andrem naturgeheiligten Sinne handelt es sich in dem letztern Falle von Sitte als in dem erstern — und es

dünkt mich nicht im Interesse des Gedichtes, diesen Unterschied zu verwischen. Dann ist ja aber der König in dem Augenblicke, wo er zu Gyges spricht, auch noch gar nicht durch den Aufruhr seines Volkes bedrängt; er geht nicht durch diesen Aufruhr, sondern lediglich durch seine Schuld an Rhodope zu Grunde. Doch, wie gesagt, meine Rüge betrifft nur eine Einzelnheit, die durch Streichung weniger Verse beseitigt werden könnte. Noch einmal, die Totalwirkung Ihres Gedichtes ist so, daß ihm die Würde einer Tragödie im vollsten und ächtesten Sinne dieses Wortes — und es ist nicht wenig, was ich damit sage — gebührt.

Mit Freude habe ich aus Ihrem letzten Briefe ersehen, daß Sie schon wieder mitten in Ausführung eines neuen dramatischen Gedichtes begriffen waren und an die von Ihnen vorgehabte Umdichtung der Nibelungen zur Tragödie gegangen sind. Hoffentlich sind dieselben jetzt schon zur Vollendung gediehen. Sie meinen, daß ich den Kopf dazu schütteln werde, wozu ich aber durchaus nicht geneigt bin. Ich verberge mir die Schwierigkeiten nicht und wir haben, soviel ich mich erinnere, bereits in Marienbad darüber verhandelt. Aber Sie sind der Mann, über diese Schwierigkeiten zu siegen und dem gewaltigen Stoffe genugzuthun. Auch hat dieser, obwohl ebenfalls mythischen Charakters, den Vorzug vor dem Gyges, ein volksthümlich gegebener und daher auch in seinen gigantischeren, unserer Sitte entlegneren Theilen und Beziehungen uns bereits nahe gerückter zu sein. Bei der Richtung, die Sie so glücklich und siegreich im Gyges genommen haben, steht auch nicht zu besorgen, daß sie die gigantischen Rauhheiten des Stoffes durch Hinzudichtung noch schrofferer Fremdartigkeiten (wie z. B. hier und da in der Genoveva) steigern werden. Wir sind vielmehr durch Ihre neueste Dichtung zur sichern Hoffnung berechtigt, die rauhen Umrisse und die — ich möchte sagen — kyklopische Mauerfügung zwar in ihrem wesentlichen Charakter gelassen und dennoch — ohne Verlust an Energie und ohne zu der hier bedenklichen Hülfe modernisirender Motivirung zu greifen — zum Schwunge der Schönheitslinien gemildert zu finden.

Ihre Novellen haben auf unsrem Weihnachtstische als Geschenk für meine Frau gelegen. Ich darf Ihnen aber nicht vorenthalten, daß ich hier bedeutend weniger als von Ihrem Gyges erbaut worden bin. Doch ich möchte eigentlich zwischen diesen Dichtungen gar keinen Vergleich anstellen. In den Novellen waltet noch ganz jene Ihrer früheren Richtung angehörige und für mich, wie ich nicht leugnen mag, anstößige Neigung zum Schroffen und Grellen. Namentlich in der Erzählung „Anna“ ist dies der Fall. Die Mißhandlung durch den Freiherrn und das Gesinde ist mit gar zu schreienden Farben gemalt, der Schluß ein zu schneidender Mißton. Ich glaube nicht, daß in irgend einem deutschen Lande einem Gutsherrn ein solcher Befehl zustehen würde. Sonst ist die Schilderung des Brandes, des Seelenzustandes und Verhaltens Annas dabei von großer Wirkung. Matteo ist scharf und lebhaft gezeichnet; nur scheint mir die Rolle, die hier der Vorsehung zugeschrieben wird, bedenklich. Die Erzählung Nepomuk Schlegel ist voll scharfer pikanter Züge; die nächtliche Wanderung des Furchtsamen in „Pauls merkwürdigster Nacht“ gar lebendig und anschaulich.

Sie sehen, daß ich auch in diesen Novellen, die mir im Ganzen, wie ich

bekenne, nicht sehr zugesagt haben, noch gar manches zu loben finde. Auch hoffe ich nicht, Sie durch meinen offenen Ausspruch über ein so weit zurückliegendes Werk empfindlich verletzen zu können. Wohl denen, die wie Sie im rüstigsten, noch jugendkräftigen Vorschreiten begriffen sind. — — — — — — —

Aus unsrem stillen idyllischen Lebensgange wüßte ich Ihnen nichts mitzutheilen, was Sie interessiren könnte. Soviel ich in mehr als Einer Hinsicht Ursache habe, mich darin glücklich und befriedigt zu fühlen, mangelt es mir doch — außer wenn mich mein Freund, der Professor und Geschichtschreiber Loebell einmal aus Bonn besucht — gar sehr an einem auf meine Interessen an Litteratur, Poesie, Geschichte nach Bedürfniß eingehenden Umgange. An interessanter Lectüre dagegen hat es auch in letzter Zeit nicht gefehlt. Eben beendige ich den zweiten Band von Häussers deutscher Geschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen mit großem Interesse und vielfacher Belehrung, aber auch mit den bittersten Empfindungen über die Bejammernswürdigkeit der darin geschilderten Zustände unsres Vaterlandes. — Auch der 3. Band von Perthes Leben ist überaus reichhaltig. — — — — — — — — — — — — — — — —

Wien d. 12ten April 1856.

Sie hätten, mein theuerster Freund, das größte Recht, mir ernstlich zu zürnen, daß ich einen so schönen Brief, wie Ihr letzter war, bis jetzt unbeantwortet lassen konnte. Für eine solche Gabe sollte man den Dank nicht lange schuldig bleiben, aber freilich giebt es auch Schulden, die man nicht zu jeder Zeit, und am wenigsten so nebenbei, abtragen kann, und diese gehört dazu. Ich bin nämlich, obgleich aus meinen Nibelungen durch die Krankheit meiner Frau herausgerissen und seitdem nicht wieder hinein gekommen, trotzdem in den letzten acht Wochen außerordentlich productiv gewesen, und kann Ihnen, so viel Schönes auch am Rhein gedeihen mag, nichts Besseres wünschen, als daß Sie für Ihren „Heiden", dem ich mit der größten Ungeduld entgegen sehe, ähnliche Stimmungen gehabt haben mögen, wie ich. Das ist nun bei mir immer eine Art von Nachtwandeln, und schließt jede andere Thätigkeit aus, so daß ich wider Willen und fortwährend von Gewissensbissen gepeinigt, mit Allem, was mir sonst am Herzen liegt, im Rückstand bleiben muß.

Jetzt, wo zwei Drittel meines neuen Gedichts fertig sind, bin ich wieder nüchtern geworden und werde für den Schluß wohl den Herbst abwarten müssen, da der Frühling sich mir selten günstig erweis't. — Meine Frau ist in einem neuen Stück beschäftigt, natürlich einem Birch-Pfeifferschen, denn nur diese Dichterin findet Gnade vor den Augen des Bruchtheils vom jungen Deutschland, welches hier die „verrotteten" Theater-Zustände reformirt und das „Bessere" zur Geltung bringt; meine Thür ist gegen Besuch abgesperrt und nun gehört mein Abend Ihnen!

Lassen Sie sich denn zunächst für Ihren Brief aus vollem Herzen Dank sagen; er ist mir eine wahre Erquickung gewesen und hat mich auf lange gestärkt. In unserer Zeit darf man Nichts vom Publicum und von der Kritik erwarten, und muß in den meisten Fällen das Lob, wie den Tadel ablehnen, weil man

es für Dinge erhält, auf die man absolut keinen Werth legen darf. Das hat seinen Grund in den allgemeinen Zuständen und ist keineswegs unbedingt zu schelten, aber der Künstler bleibt doch immer Künstler, und die politisch-sociale Umwandlung, die sich vielleicht durch das Gähren aller Elemente ankündigt, kann ihn unmöglich für den reinen Reflex seiner Thätigkeit entschädigen, den er entbehren muß; genug, daß er sich, was ich freilich von ihm verlange, ohne Murren als sittlicher Mensch in sein Schicksal findet. Da bleibt nur der Apell an die Bildung, wie sie zu jeder Zeit in einzelnen seltenen Individuen hervor tritt, und Nichts konnte mich mehr erfreuen, als daß mein Gyges die Probe bei Ihnen bestand. Ich war meiner Sache nicht ganz sicher, was Sie wohl daraus geschlossen haben werden, daß ich Ihnen das Stück nicht zusandte; um so größer ist jetzt meine Freude. Denn ich fühlte gar wohl, daß ich bei diesem Werk auf der einen Seite die Scylla, auf der anderen die Charybdis, zu vermeiden hatte; der uralten Fabel mußte wenigstens in den Voraussetzungen und in der Atmosphäre ihr Recht bleiben, und doch konnte sie nur durch einen Hauch aus der modernen Welt beseelt werden. Ganz kann die an sich disparate Mischung mir nicht mißglückt seyn, da das Bild Sie in seiner Totalität zu ergreifen vermogte; was Sie mir im Einzelnen zu bedenken geben, werde ich auf das Reiflichste in Erwägung ziehen, sobald ich kalt genug dazu bin.

Für die Novellen nehme ich keine weitere Anerkennung in Anspruch, als daß es lebendige Organismen sind. In dieser Beziehung stehen sie vielleicht hinter meinen übrigen Arbeiten nicht zurück; in jeder anderen kommen sie nicht in Betracht, denn sie gingen meinen Haupt-Aufgaben entweder voraus, wie z. B. die Anna, oder sie liefen nur so nebenher. Der Sammlung als Sammlung dürfte es vornämlich schaden, daß sie nicht auch eine Novelle aus meiner letzten Zeit enthält. Außerordentlich gern hätte ich eine hinzugefügt, auch hatte ich seit Jahren einen, wenn ich nicht irre, reizenden und tiefsinnigen Gedanken, aber er wollte nicht zum Ausdruck kommen und ich mußte das Buch, an welchem aus diesem Grunde sehr langsam gedruckt wurde, am Ende schließen lassen. Ich schob das auf Mangel an Stimmung und auf äußere Umstände; es lag aber viel tiefer. Wenn ich jemals das Mysterium der Form kennen gelernt und erfahren habe, daß sie das Element in demselben Maaße verwandelt, wie sie es bindet, so war es bei dieser Gelegenheit. Ich hatte es nämlich, ohne es zu ahnen, mit dem Keim einer meiner umfassendsten Productionen zu thun gehabt und einen Eichbaum für ein Topf-Gewächs gehalten. Das ist nun die, welche mich seither in Athem gehalten und beschäftigt hat. Sie hat mich in einen mir bis dahin völlig fremden Kreis hineingezogen und mir fast alle Probleme der modernen Welt, an denen ich mich schon früher abquälte, wieder vorgelegt. Aber mir ist dabei zu Muth, als ob ich inzwischen gestorben und von einem lichteren Stern zurückgekehrt wäre, um sie etwas besser zu lösen. Ich zweifle freilich nicht, daß ich mein Werk, welches jetzt in's Stocken geräth, nächstens mit nüchterneren Augen betrachten werde; dennoch hoffe ich, es Ihnen bei'm Abschluß mit einigem Vertrauen übersenden zu können.

Jetzt habe ich auch Tiecks Leben von Köpke gelesen und mich des Buchs, trotz aller Lücken und Mängel, die Sie ganz vortrefflich in einem Ihrer früheren

Briefe hervorgehoben haben, ungemein gefreut. Für die Jugendzeit hat er ohne Frage den rechten Ton nicht gefunden, und das mag wohl daran liegen, daß er nicht beim simplen Referat stehen bleibt und doch für die Reproduction der Zustände, die ihm selbst offenbar fremd sind, nicht ausreicht. Auch später ist Manches anders zu stellen, Vieles zu ergänzen; sogar ich könnte einige Lichter aufsetzen, die mir zu fehlen scheinen, und was vermögten erst Sie! Aber im Ganzen leistet Köpke, was der Biograph leisten soll: man lernt seinen Helden besser verstehen und inniger lieben! Ich habe mir in Folge seines Buchs die neue Ausgabe von Tiecks Novellen angeschafft, und obgleich ich die alte Form der Novelle noch immer vorziehe, und die Tieckschen Arbeiten noch obendrein gar oft ein gewisses dilettantisches Drüberhinfahren characterisirt, so kann doch Einiges davon den Kampf mit den Jahrhunderten ruhig aufnehmen! Im Allgemeinen hatte der Dichter wohl zu wenig das Bedürfniß, sich noch vor der Production in allen Tiefen seiner Seele zu sammeln, woher es denn kommt, daß man zuweilen nur die tanzende Feder sieht, aber nicht den göttlichen Apoll, der sie mit seinem Lächeln vergoldet, aber trotz alledem wird die aesthetische Kannengießerei, die sich immer und ewig mit der bloßen Materie herumschlägt, wenn sie es auch noch so redlich meinen mag, ihm auf die Dauer Nichts anhaben. Sehr gut schien mir der Brief Ihres Freundes Loebell in Bezug auf diesen wunden Punct gefaßt zu seyn.

Auch Häussers Geschichte habe ich gelesen und danke Ihnen für die Empfehlung dieses ausgezeichneten Werks; jetzt kommt Sybel daran. Freilich können wir Deutsche kaum durch irgend etwas so auf unser Leben und uns're Gesundheit einstürmen, als durch das Studium uns'rer Geschichte; mir wenigstens hat Häusser alle Nerven zum Fliegen gebracht und ich habe ihn oft für Tage aus der Hand legen müssen. Furchtbar hat auch auf mich und auf alle meine Freunde das Hinckeldeysche Duell gewirkt; mir scheint dieß Ereigniß ganz einzig dazustehen. Doch, zu Erfreulicherem! — — —

In Ihrer Gegend befindet sich jetzt, oder befand sich doch ein ausgezeichneter Landsmann vor mir, den ich freilich nicht persönlich kenne. Ich meine den Dichter Klaus Groth, der in seinem „Quickborn“ eine der merkwürdigsten poetischen Thaten verrichtet hat, die seit lange in Deutschland vollbracht wurden. Freilich sind seine Gedichte plattdeutsch geschrieben und eigentlich unübertragbar, was sie denn leider von einem größeren Kreise ausschließt; aber im Genre kenne ich nichts Besseres, Hebel, der Alemanne, verschwindet dagegen bis zum Unsichtbarwerden! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Düsseldorf 1. Juli 1856.

Ich wurde von dem Trauerfalle und dessen Wirkungen in einem Zeitpunkte überstürzt, wo ich mich im leichten Flusse der letzten Ausführung, die ich einem Abschnitte der eben jetzt von mir bearbeiteten Dichtung (nicht des „Heiden“ sondern eines andern Romanes) gab, befand. Der Drang nach dieser Lieblingsthätigkeit meines Lebens hielt sich unter der Last der mich absorbirenden Pflicht noch insoweit eine Zeitlang aufrecht, daß mir das dringende Bedürfniß blieb,

wenigstens diesen Abschnitt zu seinem Ziele zu führen und daß ich diesem Bedürfnisse in jeder freien Stunde, die ich erübrigen konnte, genug that. Fällt es doch gar zu hart, solch ein nach seiner Hervorgeburt zappelndes Leben gleichsam im Akte des Gebärens verlassen und stecken lassen zu sollen. Für jede andre Thätigkeit aber neben der Amtslast, und wäre es der briefliche Verkehr mit den liebsten Verwandten und Freunden, versagte sich nicht bloß die Zeit; sondern auch die Stimmung. Vor stark einer Woche ist denn nun der Zielpunkt, nach welchem meine Seele verlangte — ob in solcher Lage zum Gedeihen oder Mißgedeihen des Gedichtes wage ich noch nicht zu bestimmen — erreicht worden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie bei Ihren Nibelungen hatte sich bei mir eine andre Aufgabe dem Heiden vorgeschoben und mich an sich zu fesseln gewußt. Auch wohl einige äußere Rücksichten litterärischer Politik liefen bei dem Entschlusse mit unter, der mich den „Heiden und seine Kinder" für den Augenblick zurückstellen und der „Sittlichen Lösung ohne rechtliche Sühne" den Vorzug geben ließ. Ich erkannte es als bedenklich, unmittelbar auf den Holm ein Dichtwerk, das ihm an Umfang und schwerem Rüstzeug ziemlich nahe zu kommen droht, folgen zu lassen. Verspricht doch die „sittliche Lösung" sich höchstens auf zwei Bändlein auszudehnen.

Auch diese Dichtung wird das religiöse Problem, wenn auch nach einer ganz andern Seite hin als es im Holm der Fall war, zum Gegenstande haben. Es ist ja nun einmal dieses Problem, von dem ich mich unter allen wichtigen Fragen unsrer Tage am tiefsten ergriffen und in das Ringen nach dessen richtigem Verständnisse und ächter Lösung ich mich — zunächst zu eigner Befriedigung — am lebendigsten und unauflöslichsten verflochten fühle. Ich hatte anfangs vor, meinen neuen Roman, neben jenem andern Titel, auch „die Buße des Protestanten" zu nennen, um damit das Charakteristische der religiösen Läuterung, die ich darin vorführe, im Unterschiede von den beiden Standpunkten, denen sie gegenüber steht, einerseits der Rechtsidee des Staates, welche den Spruch des äußern weltlichen Richters über den Schuldigen fordert und andernseits dem nicht weniger juristischen Standpunkte der Römischen Kirche, welche ebenfalls eine „rechtliche Sühne" in Unterwerfung unter die Jurisdiction des geistlichen Richters erheischt, in prägnanter Weise hervorzuheben. Doch bin ich von diesem zweiten Titel abgestanden, da ich mich in meinem neuen Werke vor allem Confessionellen, dem ich in meinem Holm seinen mehr als genügenden Ausdruck gegeben zu haben meine, fern halten will. Die Geschichte spielt in Berlin und der Mark, in den ersten zwanzig Jahren des Jahrhunderts, und soll darin der katholischen Kirche, außer etwa einmal beiläufig in ihrem romantisch litterärischem Abschimmer, nicht an Einer Stelle gedacht werden.

Also auch Sie von der Idee eines Romanes, und zwar, wie es scheint, einer überaus reichen und vielumfassenden, aber ebendarum auch vielversprechenden, begeistert und mitten in dessen Schöpfung. Die Kunde, die Sie mir bis jetzt darüber haben zugehen lassen, ist gerade nur hinreichend, mich mit Spannung auf das, was Sie uns bieten werden, zu erfüllen. Was Sie davon schreiben, daß Ihnen dadurch fast alle Probleme der modernen Welt, an denen Sie sich schon früher abgequält, wieder vorgelegt worden, Ihnen aber dabei zu Muthe

sei, als ob Sie inzwischen gestorben und von einem lichtern Sterne zurückgekehrt seien, um sie besser zu lösen, läßt mich die Stimmung, in welcher Sie an Ihr Werk gegangen sind, als eine sehr glückliche, ja als die höchste, welche dem Dichter nur zu Theil werden kann, ahnen. Denn wie dieser nur das, was er eigenst — sei es als äußres oder inneres Begegniß — erlebt und in dem vollen blendend verwirrenden Lichte irdischer Schöne oder auch mit der vollen Wucht irdischer Schwere empfunden hat, nur das, was ihm einmal zur eigensten Aufgabe seines Lebens oder Geistes geworden ist, wieder seinerseits wahrhaft zu beleben und poetisch auszustralen vermögen wird, so soll es doch für ihn innerlich zugleich ein in Betreff der stofflichen Macht der Stunde überwundenes sein und er — wie Sie es so schön ausdrücken — als sei er unterdessen auf einem lichteren Sterne heimisch geworden, dazu zurückkehren.

Es war ein Lieblingsspruch Jakob Böhmes, den er in die Stammbücher seiner Freunde zu schreiben pflegte:

Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.

Sie werden mich verstehen, wenn ich mich bei Ihrem „lichteren Sterne“ an dieses tiefsinnige Wort des deutschen Denkers erinnert fühle. Ich fühle mich dadurch auf den Punkt der Verwandschaft hingewiesen, die sich zwischen der ächten Stimmung des Dichters und dem ächten Verhalten des Philosophen und Religiosen (Jakob Böhme war beides) ergiebt. Auch dem Dichter soll in seinem Stoffe „Ewigkeit wie Zeit und Zeit wie Ewigkeit“ geworden sein. — — —

Die Nachrichten über das Befinden Ihrer lieben Frau (ich kann mich zu dem „Frau Gemahlin“ nicht mehr entschließen) sind ja gar tröstlich. Es ist schon viel gewonnen, wenn ein derartiges Leiden erst recht in seinen Gründen und den Umständen, die es vorzugsweise gefördert haben, erkannt wird. Es wäre ja mehr als inhuman, wenn die Theaterdirection auf derartige Rücksichten, deren Beachtung ihr überdies schon durch das eigne Interesse, das sie an der Erhaltung einer bedeutenden Kraft für die Bühne hat, geboten wird, nicht eingehen sollte.

Mit meinem Befinden geht es in dem Arbeitsschwalle, in dem ich mich umtreibe, nicht sonderlich. Ein nochmaliger Badeaufenthalt in Kissingen steht mir für den August bevor, an den sich ein Ausflug nach Dresden zu einer Zusammenkunft mit meinen Geschwistern, sowie auf dem Rückwege ein Abstecher nach Carlsruhe zu einem Besuche bei unsern Schirmers schließen dürfte. — —

Sollten Ihnen — wie das ja zuweilen auch bei den besten Büchern der Fall ist — Solgers nachgelassene Schriften noch nicht zu Händen gekommen sein, so empfehle ich Ihnen dringend den ganzen ersten Band und im zweiten die Kritik über die dramatischen Vorlesungen Schlegels als von höchstem Interesse. Vielleicht blicken Sie auch einmal in den Aufsatz I im zweiten Bande: Die Mißverständnisse über die Philosophie und deren Verhältniß zur Religion. Von der unendlichen Liebenswürdigkeit Tiecks kann man wohl nirgend eine so unmittelbare Anschauung gewinnen als aus seinen Briefen an Solger und dem

wahrhaft einzigen Freundschaftsverhältnisse, das ihn an diesen band. Wir — meine Frau und ich — haben den ersten Band in letzter Zeit als Abendlectüre gelesen und in uns beiden ist dadurch eine wahre Sehnsucht nach der Begegnung mit der uns nahe befreundeten Wittwe und Tochter Solgers, die noch in Dresden leben, geweckt worden. Der frühe Tod Solgers gehört wie wohl Weniges unter die Räthsel der Vorsehung.

Ort bei Gmunden d. 23. July 56.

Mein theuerster Freund!

Ihren lieben Brief vom 1ten d. M. habe ich hier erst vor einigen Tagen empfangen; man hat mir ihn von Wien nachgeschickt, sich aber Zeit dazu genommen. Ich beantworte ihn sogleich, weil ich Ihnen gern noch ein Lebenszeichen geben mögte, bevor Sie Ihre Badereise antreten. — — — — —

Ich beklage es sehr, daß Sie in einem Moment, wo der Mensch der unbedingten Freiheit am meisten bedarf, gerade mit doppelten und dreifachen Bürden belastet seyn müssen, und nehme Ihren Glückwunsch zu meiner Unabhängigkeit an. Allerdings kommt es mir vor, wenigstens in unproductiven Zeiten, als ob ich sie bezahlen müßte und als ob eine ganze Summe von Kräften in mir unverwendet bliebe, die unbeschadet meiner höheren Lebensthätigkeit dazu dienen könnten, irgend einer practischen Stellung genug zu thun. Doch mag dieß ein Irrthum seyn und aus der Unbehaglichkeit entspringen, die mit dem bewußten Schlaf, wie ich die stillen Receptions-Pausen des künstlerischen Geistes nennen mögte, nun einmal untrennbar zusammen hängt. Denn für mich giebt es keinen Genuß, als den, der aus der Arbeit hervorgeht, und da ich im Sommer in meinem Sinne absolut nicht arbeiten kann, so bilde ich mir zuweilen ein, mir würde wohler seyn, wenn ich Recepte zu schreiben, Acten zu revidiren oder gar Steine zu klopfen hätte. Das Studium, wie ernst auch immer betrieben, füllt diese Lücke in mir nicht aus; man fühlt nicht, daß man wächs't, man erfährt höchstens gelegentlich, daß man gewachsen ist.

Auf Ihr neues Werk, dessen Thema ich vollständig aus dem Titel entnehmen zu können glaube, bin ich außerordentlich gespannt; wer wäre so berufen, eine solche Frage zu stellen und zu lösen, wie Sie! Auch auf den Heiden werde ich immer begieriger. Ich bedaure es alle Tage, daß ich Ihren Holm nicht, wie ich beabsichtigte, mit nach Gmunden herunter genommen habe; er hätte mir hier vortreffliche Dienste geleistet. Gesprochen habe ich schon oft von ihm, denn es sind viele gebildete Menschen hier und mit Einigen kann man sich schon etwas näher einlassen. Ich selbst schreibe aber keinen Roman, sondern das Werk, wovon ich Ihnen sprach, wird ein kleines Epos in Hexametern. Vier Gesänge sind fertig und der letzte entstand im Prater Morgens beim Veilchenpflücken; wenn der Strauß, den ich meiner Frau im Frühling regelmäßig zu bringen pflege, voll war, hatte ich auch meine funfzig bis sechszig Verse im Kopf beisammen, und wenn die Erinnerung mich nicht schmählich trügt (zum Wiederlesen finde ich erst im Herbst den Muth, da ein gewisser schadenfroher Teufel, der während der heißen Monate in mir wohnt, Alles verlachen

und verhöhnen würde!) so muß etwas von dem Duft und dem Glanz, der mich umgab, in sie übergegangen seyn. Sie sehen, ich würde jetzt ein so vermessenes Bild, wie das „von dem helleren Stern", das Ihr Brief mir in's Gedächtniß zurückruft, nicht zu brauchen wagen; doch hoffe ich, Sie nicht gänzlich zu täuschen, wenn ich zu Markt komme. — — — — — — — — — — — — —

Also Solgers Wittwe lebt noch! Freilich, warum sollte sie nicht; sah ich doch vor vier Jahren sogar Jean Pauls Wittwe noch in München und fand sie rüstig und mittheilend! Ich würde sie gern kennen lernen, denn das Buch, dessen Sie erwähnen, habe ich gewiß schon zehn Mal gelesen und Solger gehört mit zu den Lehrern meiner Jugend. Nicht ohne Andacht habe ich in Berlin sein Grab besucht und Ihrem Wort über ihn stimme ich vollkommen bei. Ohne Zweifel wäre aus der Deutschen Philosophie und namentlich aus der Deutschen Aesthetik etwas Anderes geworden, wenn er statt Hegels oder wenigstens neben Hegel gewirkt hätte. Er war ein ganzer Mensch, nicht ein bloßer Dialectiker, er nahm die Welt, wie der Dichter, in sich auf und producirte sie von Neuem, anstatt sie in hohler etymologischer Becherspielerei auf eine dürftige Formel zurück zu führen! Auch Perthes Leben habe ich, und zwar direct auf Ihre Empfehlung, längst gelesen und zum Theil mit großer Erbauung; es sollte mich sogar wundern, wenn ich Ihnen noch nicht darüber geschrieben hätte. Der Patriot, der unermüdliche, an immer neuen Hülfsmitteln reiche Geschäftsmann, der nie verzweifelt, selbst dann nicht, wenn er nicht mehr hofft, hat meinen ganzen Beifall. In dem Religiosen stört mich eine gewisse Selbstüberhebung, die sich nicht bloß Niebuhr gegenüber, sondern sogar vis-à-vis von Schiller und Goethe geltend macht. Mir däucht doch, wenn man die seltensten Kräfte und den heiligsten Ernst, wie bei diesen Beiden, beisammen sieht, ohne daß sich das Wunder hinzugesellt, was der Christ die Gnaden-Erleuchtung nennt, so sollte man davor in Ehrfurcht, wie vor einem göttlichen Mysterium, stehen bleiben, anstatt von „Lücken" und „Mängeln" zu sprechen, wie es im dritten Band geschieht, von „Lücken und „Mängeln" bei solchen Normal-Erscheinungen! Doch, ich muß schließen. — — — — — — — — — — — — — —

Wien d. 21sten Nov. 1856.

Wenn ich, mein theurer Freund, Ihr Briefchen vom 22sten August bis jetzt unbeantwortet ließ, so geschah es, weil Sie Selbst es als ein nur vorläufiges bezeichneten. Ich muß aber in jedem Fall im alten Jahre noch von Ihnen hören, und bin heute auf eine so nachdrückliche Weise daran erinnert worden, wie leicht sich das Aufschieben am Menschen rächt, daß ich mich gedrungen fühle, meinerseits den Faden auf der Stelle wieder aufzunehmen, ohne weiter auf Sie zu warten. Ich ging nämlich gegen Mittag aus und begegnete einem Bekannten auf der Straße, der mich einlud, ihn zu Hammer-Purgstall zu begleiten, um uns zu erkundigen, ob er noch lebe, oder schon todt sey. Sie können Sich meinen Schreck denken, denn ich, der ich keine Zeitungen lese, hatte gar Nichts von seiner Krankheit gehört. Wir gingen hin und trafen gerade in dem Moment ein, wo er „versehen" wurde; auf der Treppe standen die Chorknaben,

die Vorzimmer waren voll knieender Menschen, und die Uhr, mir das Erschütterndste, ging nicht mehr, weil sie entweder angehalten, oder gar nicht aufgezogen war. Ich war dem alten Freunde, der trotz seiner drei und achtzig Jahre die Treppen bei mir mit jugendlicher Raschheit auf und abstieg, seit lange einen Besuch schuldig; er ließ mich im Herbst, wo ich einige Tage in Steyermark an der Ungarischen Gränze auf dem Schloß Bertholdstein zubrachte, durch meinen dortigen Wirth, den Hofrath Nordberg, dringend einladen, ihm diesen Besuch auf seinem dort in der Nähe belegenen Gut abzustatten; ich glaubte, keinen Tag für ihn übrig zu haben und nun ist es für immer aus, denn an Rettung ist nicht zu denken! Der Vorfall hat mich sehr bewegt. — — —

Ich stecke jetzt wieder tief in den Nibelungen, und mein Vertrauen wächs't. Das Ganze gruppirt sich mir zu zwei Stücken, deren jedes selbstständig seyn und drei, freilich große, Acte haben wird. Ausgeschieden kann absolut Nichts werden, darin unterscheidet sich das Gedicht von den Homerischen; ich muß mir daher Shakespearsche Freiheiten in Bezug auf Raum und Zeit gestatten, die ich sonst immer als Majestäts-Regale betrachtet und gemieden habe. Die schwerste Aufgabe war die Brunhild, die in das Ganze, wie eine nur halb ausgeschriebene Hieroglyphe hinein ragt; hier mußte ich auf eine Schöpfung rechnen und sie ist mir, zur Belohnung für meinen Muth, auch zur rechten Zeit gekommen. Dabei erlebte ich einen kleinen Triumph. In meinem Bilde flossen Walkyrie und Norne untrennbar zusammen, und das beängstigte mich, als sich nach dem Rausch die Reflexion wieder einstellte; da fand ich zu meiner Beruhigung in Grimms Deutscher Mythologie, daß man sich Nornen und Walkyrien auch wirklich in den ältesten Zeiten als vereinigt gedacht hat. Ich hoffe, in diesem Winter mit dem ersten Stück: Kriemhild fertig zu werden und im Frühling doch noch Zeit und Stimmung für mein Epos zu finden, das mir am Herzen liegt, wie dem alten Jacob sein Joseph. — — — — — — — — — — — — — —

Düsseldorf, den 30. Nov. 1856.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine weitere Reise von Kissingen her darf — mit Ausnahme der leiblichen Beschwerden, die mich seit dem verunglückten Kurversuche nicht verlassen haben — als eine sehr gelungene gerühmt werden. Sie begann mit einer Fahrt in bequemer offner Lohnkutsche bei entzückendem Wetter durch das waldgrüne Thüringen, das einen unvergeßlichen Eindruck — namentlich die Umgebungen des freundlichen Meiningen und vor Allem das herrliche Altenstein und ernst anmuthige Wilhelmsthal — in mir hinterlassen hat. Bei Wilhelmsthal trafen wir unverhofft mit unsern Freunden Schnaase, denen wir erst in Eisenach zu begegnen gedacht hatten, zusammen und verlebten mit ihnen bis zum nächsten Morgen, wo wir noch mit einander bis gen Weimar fuhren, einige glückliche Stunden. Ich war noch nie in Weimar gewesen und der Aufenthalt in diesem Persepolis unserer Litteratur, der Anblick so vieler Reliquien, das Betreten so vieler theuern Stätten bewundernden und verehrenden Andenkens hat mich tief ergriffen. Es erschütterte mich im Innersten, an dem Sterbelager

Schillers zu stehen, und fast noch mehr, als ich die enge, dumpfe, feuchte Mansardenkammer betrat, in welcher bis zur letzten Krankheit seine ungesunde Schlafstätte gewesen; so ungesund, daß ich nicht Eine Nacht darin zubringen möchte. Höchst anziehend und wundersam wirkte der Anblick des Goetheschen Gartenhauses bei gar malerischer wolkensonniger Gewitterbeleuchtung. Man fühlte wie den Athem aus der genialen Jugendzeit des Dichters herüberwehen. Einen nicht minder erfreulichen, gar wohlthuenden Eindruck machte mir das überaus anspruchslose Meublement in dem Lustschlosse Tiefurt, dessen schlichte Einfachheit wohl kaum einer Krämerfrau unserer Tage als reich und bequem genug zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse von Luxus und Comfort erscheinen würde. Wenn wir in dem Arbeitszimmer Schillers — das übrigens einen ganz behaglichen Eindruck macht — versucht gewesen waren, die bescheidene Einrichtung den beengten Vermögensverhältnissen des Dichters zuzuschreiben, so lernten wir in Tiefurt, daß der Abstand zwischen dieser Einrichtung und der in dem Lustschlosse der fürstlichen Mutter nicht eben gar groß gewesen.

Doch Sie haben ja ohne Zweifel die Todtenschätze Weimars (die leider nach dem was ich von dem dortigen Leben höre, für dieses auch zu todten Schätzen geworden sind) längst aus eigner, vielleicht wiederholter Anschauung kennen lernen, und ich ertappe mich auf der Unschicklichkeit, die darin liegt, Ihnen von längst bekannten Dingen mit einer Miene vorzuschwatzen, als ob ich Ihnen was für Sie Neues zu berichten hätte.

Von Weimar ging es nach Dresden, wo uns bei Fortdauer des herrlichsten Wetters im Vereine mit unsern Liebsten — denn nicht bloß meine drei Geschwister und (außer der Frau meines Berliner Bruders) deren Gattinnen und Gatten, sondern auch der Bruder meiner Frau war zum Familienvereine und zur Feier meines Geburtstages herbeigekommen — einige paradiesische Tage erwarteten, die für immer eine Insel der Seligen in meiner Erinnerung bleiben werden. Auch die gute Solger und ihre geistvoll verständige Tochter thaten Alles in ihrem Vermögen, um uns diese Tage mit überschwenglicher Freundlichkeit und Liebe zu schmücken. Ich habe die schöne Stelle aus Ihrem vorletzten Briefe über Solger, die ihr große Freude machte, für sie abgeschrieben.

Den Schluß unsrer Reise bildete ein mehrtägiger Aufenthalt in Berlin, der (wenn auch durch schlechtes Wetter und gesteigerte körperliche Beschwerden getrübt) doch ebenfalls viel des Guten und Erfreulichen bot. Ich hebe darunter besonders eine Aufführung des Sommernachtstraumes hervor, die eine wahrhaft magisch traumhafte Wirkung auf mich hervorbrachte; was aber nicht der überaus mittelmäßigen Besetzung der Rollen, sondern (außer dem Werthe des Stückes und der trefflichen, darin wundersam einstimmenden Mendelssohnschen Musik) lediglich der Inscenesetzung und scenischen Einrichtung zu verdanken war. Sie wissen, daß diese noch von Tieck im Sinne des altenglischen Theaters geleitet werden, und die große Wirkung wurde mir — für je unbefriedigender ich die Darstellung erachten mußte — nur um so mehr zu einer glänzenden Rechtfertigung und einem Ehrenmonumente für die Richtigkeit der theatralischen Ansichten des theueren Meisters.

Die Nachricht, daß Sie wieder wacker an Ihren Nibelungen schaffen, hat

mich sehr gefreut. Sie wissen, was ich davon erwarte. Nur ist es schade, daß Ihr Epos, auf das Sie mich sehr begierig gemacht haben, darüber in den Hintergrund gedrängt worden ist.

In Kissingen habe ich mit wahrer Begeisterung den dritten Band von Häussers deutscher Geschichte gelesen. Es ist eine gar große Heldenzeit unsres Volkes, in die man aus der niederdrückenden und beklemmenden Atmosphäre der vorhergehenden Bände in diesem Bande eintritt. Das Gefühl, diese großen Tage mit erlebt zu haben und Erinnerungen eigner bedeutender Anschauung daraus zu bewahren, hat mir oft z. B. beim Lesen der Kämpfe in Sachsen 1809, wo ich als neunjähriger Knabe die Braunschweiger Todtenköpfe in Dresden einreiten sehen, gar wunderbar die Seele bewegt.

Auch einige poetische Neuigkeiten habe ich in jüngerer Zeit mit Beifall und Interesse gelesen. Ich rechne dahin die Braut von Cypern von Heyse, in der sich eine große Formvollendung mit anmuthiger Leichtigkeit der Erzählung verbindet — einer Vollendung und Leichtigkeit, die allerdings zur vollen und ächten Grazie der eleganten Nachläßigkeit eines Ariost oft nicht durchzudringen vermocht hat, sondern einen gewissen studirten Charakter und die Spuren des glättenden Nagels trägt. Ferner die Novellen von Grimm, in denen ebenfalls eine reizende Gewandtheit und Leichtigkeit der Erzählung (vielleicht genuiner als in Heyses Braut von Cypern) hervortritt. Besonders die Novelle „Das Kind“ scheint mir vortrefflich. Die meisten andern leiden an einer Richtung, die freilich in unsern Tagen sehr beliebt und herrschend ist, von mir aber nun einmal nicht gebilligt werden kann, an jener Richtung nach dem Absonderlichen, Seltsamen und Starkgewürzten, gegen die ich mich, wie Sie wissen, auch in einigen Ihrer Arbeiten habe erklären müssen. — Zu dem Gelungensten in dem Buche Grimms gehören einige der poetischen Mittheilungen z. B. die Schlange.

Auch noch auf eine interessante poetische Erscheinung „Triclinium von Lola Milford“ möchte ich Sie aufmerksam machen. Soviel sich hier auch an Erfindung und Führung des Gedichtes aussetzen läßt, es ist eine Fülle von Geist und feinster Ironie und dabei eine spielende Meisterschaft in Behandlung der Form und des Verses darin, die dem Don Juan Byrons auf das glücklichste nachringt. Man merkt es dem Gedichte an, daß es aus weltkundiger, in der Eleganz wie Verderbniß der großen Welt (wenn auch nur vom Standpunkte des Betrachtens) heimischer Feder geflossen ist. Wenn das Gedicht Sie interessiren sollte, darf und will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe den Verfasser verrathen. — —

Wien d. 12ten März 1857.

Mein theurer Freund!

Jetzt stehe ich eben so lange in Ihrer Schuld, als Sie in der meinigen standen. Daß ich mich nicht rächen wollte, brauche ich Ihnen aber nicht zu betheuern, und daß mich nicht Krankheit oder Unpäßlichkeit, eigene oder fremde, so viele Monate am Schreiben verhinderte, darf ich Gott sey Dank hinzufügen. Ich habe in meinem ganzen Leben, die frischesten Jugend-Jahre nicht ausgenommen, nicht so viel und so glücklich gearbeitet, wie diesen Winter, und

wirklich zu Stande gebracht, was ich im Herbst noch für unmöglich erklärt hätte. Zunächst habe ich die Gesammt-Ausgabe meiner Gedichte, an der jetzt schon gedruckt wird und die wenn nicht zu Ostern, so doch im Früh-Sommer die Presse verläßt, zusammen gestellt. Das war kein rein poetisches, aber noch weniger ein rein mechanisches Geschäft und erheischte eben so viel Stimmung, als Zeit; es kostete mir über sechs Wochen. Dann habe ich die erste Abtheilung meiner Nibelungen-Tragödie, Siegfrieds Tod, vollständig abgeschlossen und dabei die zwei vorhandenen Acte des vorigen Jahrs auf einen einzigen reducirt, durch einfaches Wegstreichen des Zwischenstrichs natürlich, denn sonst wär's ein übles Zeichen. Und nun bin ich noch wieder in mein Epos, von dessen Existenz Sie und meine Frau allein wissen, hinein gekommen, habe den vier fertigen Gesängen in den letzten vierzehn Tagen zwei neue, will sagen: 600 Hexameter, hinzu gefügt und darf mich mit einigem Grunde der Hoffnung hingeben, auch noch den letzten auszuführen und es zu endigen. So war es mir vergönnt, den ganzen Kreis der Kunst in Einem Winter producirend zu durchwandern, was gewiß selten vorkommt, und eine Summe der interessantesten psychologischen Erfahrungen zu sammeln. Im Lyrischen, denn auch neue Gedichte habe ich gemacht und solche, deren ich mich so wenig noch fähig gehalten, wie der Herbst eines Veilchens, bohrt man sich in's Kleinste ein, wie Schmetterling und Biene; nur dieser Duft, nur dieser Klang ist auf der Welt vorhanden. Im Drama ist mir zu Muth, als ob ich mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen ginge; um Gottes Willen, nur kein Aufenthalt, was nicht im Fluge mitgeht, gehört nicht zur Sache. Im Epos dagegen mögte und muß man Alles mitnehmen, das Ding, wie den Schatten, den es wirft, und bei alledem die Begeisterung, der Drang und das Feuer, immer dieselbe! Ich habe die Contraste der Gattungen nie so durchempfunden und freue mich über den Gewinn an Erkenntniß fast so sehr, wie über die Producte, denen ich sie schuldig geworden bin.

Damit war nun freilich ein fast vollständiger Abschluß gegen die Welt verbunden. Ich habe kaum einen Geschäfts-Brief geschrieben und selbst meine hiesigen Freunde nur selten gesehen. Sie haben es mir verziehen und ich hoffe, daß auch Sie mir verzeihen werden. Daß ich Ihnen nicht früher antwortete, hatte außer dem angeführten allgemeinen auch noch den Nebengrund, weil ich gern vorher die Bücher gelesen hätte, deren Sie gedenken. Aber dazu werde ich vor dem Sommer nicht kommen, wie ich denn überhaupt unglaublich wenig Neues lese, Wissenschaftliches ausgenommen, weil ich kein Mitglied irgend eines Lese-Vereins, kein Abonnent einer Leihbibliothek bin und man sich nicht leicht etwas Belletristisches anschafft. Doch diese Werke sollen mir nicht entgehen, zunächst natürlich wegen des durch Sie für dieselben in mir angeregten Interesses, dann aber auch, weil sie mir, wie ich glaube, Gelegenheit geben werden, mich über einen wichtigen Punct näher gegen Sie auszusprechen, als bisher geschehen ist. Sie gedenken nämlich bei Erwähnung der Grimmschen Erzählungen eines Hanges zum Absonderlichen, den Sie hie und da auch bei mir bemerkt haben wollen. Ich kenne diesen Autor bis jetzt durchaus nicht, aber ich kenne die Absonderlichkeiten manches Anderen meiner Zeitgenossen und ich hoffe doch, daß die meinigen, selbst die aus der frühesten Zeit, sich wesentlich von den ihrigen

unterscheiden. Ihnen ist es immer nur um die Absonderlichkeit selbst, um die unnütze und unfruchtbare Spannung der Phantasie zu thun, die sich einer Sack-Gasse gegenüber wohl einstellen muß. Ich dagegen gehe, wenn ich nicht irre, beständig auf die Selbst-Correctur der Welt, auf die plötzliche und unvorhergesehene Entbindung des sittlichen Geistes aus, und wenn ich mich daher mit ihnen zuweilen auch auf demselben Wege finden mag, so ist mein Ziel doch von dem ihrigen unendlich verschieden. Wohl mag ich mitunter das Schicksal des Alchymisten getheilt haben, dem sich die Ingredienzien zu Nichts verflüchtigen, von denen er Gold erwartete, aber gewiß verlor ich den Zweck selbst nie aus den Augen. Ich habe bei der Durchsicht meiner Gedichte mannigfachen Anlaß gehabt, diese meine Gedanken eben in Erinnerung an Ihre Einwendungen zu prüfen. Stücke, wie: Der Priester oder Räuber und Henker habe ich ohne Anstand ausgestoßen, denn das eine ist unnütz-grell, weil resultatlos, das andere steht im Widerspruch mit der reellen Welt; Räuber sind nicht so edel und Henker nicht so schlecht. Bei vinum sacrum mußte ich mich schon mehr besinnen, da das sittliche Resultat nicht fehlt, aber ich habe es der Mißdeutung wegen geopfert. Wie ich aber „Vater unser“ oder gar „Virgo et Mater“ ausschließen könnte, begreife ich nicht; es würde mir wie Kindermord vorkommen. Denn in dem ersten dieser Gedichte findet ein Bösewicht durch die prahlerische Beichte seiner Missethaten, durch die er zu ködern denkt, seinen Lohn, und ein schon halb Verlorener kehrt wieder zu Gott zurück. Und in dem anderen wird, statt des verletzten, ein unendlich größerer Pflichtenkreis mit unabsehbarer Perspective zur Bethätigung der Reue und Buße eröffnet. Ich muß annehmen, daß, wenn wir über den ethischen Werth solcher Producte (den aesthetischen zu beurtheilen, steht mir nicht zu) fortdauernd entgegengesetzte Ansichten hegen sollten, der Grund einzig und allein in unserer verschiedenartigen Stellung zum Christenthum zu suchen ist, dessen sittlichen Kern ich hoch halte und auch keineswegs, wie Andere, schon bei Plato und Socrates finde, mit dessen dogmatischer Seite ich jedoch nicht mehr zu thun habe, wie mit jeder anderen Mythologie. Sie werden aus dieser Erörterung, die bis zum Markstein durchzudringen sucht, wenigstens ersehen, daß ich jede Ihrer Bemerkungen in meinem Herzen bewahre und mit meiner Gesammt-Ausgabe im Allgemeinen ganz gewiß nicht unzufrieden seyn. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Düsseldorf 16. Mai 1857.

Auch ich, mein theurer Hebbel, erscheine diesmal nach einer längeren Pause vor Ihnen. Leider kann ich es Ihnen nicht auch darin gleichthun, mich mit einer so reichen schaffenden Thätigkeit in allen Hauptgattungen der Poesie, die Sie in Ihrem Briefe mit so meisterhafter Schärfe und Kürze characterisiren, zu rechtfertigen. Auch ich bin allerdings in meinem Romane (zumal seit Neujahr) nicht unthätig gewesen und ein gutes Stück weiter vorgerückt. Dennoch vermag ich mich zur Entschuldigung meiner Säumniß nur sehr theilweise auf einen so angenehmen Abhaltungsgrund zu beziehen, sondern bin genöthigt, auch einen

weit minder erfreulichen: Verhinderung durch amtliche Geschäfte, gehäufte Sitzungen u. s. w. zu meiner Entlastung geltend zu machen.

Daß Sie die Bedenken, die ich hinsichts einiger in Ihren früheren Gedichtsammlungen aufgenommenen Gedichte geäußert hatte, bei Vorbereitung der neuen Ausgabe in freundliche Berücksichtigung genommen und denselben, soweit sie Ihnen begründet schienen, nachgegeben, soweit Sie aber nach näherer Prüfung nicht damit übereinstimmen konnten, die von mir beanstandeten Gedichte bewahrt und mir die Gründe, die Sie dazu bestimmten, mitgetheilt haben, darin haben Sie ebenso des Freundes wie des ächten Dichters würdig gehandelt. Ich habe die beiden Gedichte, die von mir nach Ihrer Meinung mit Unrecht angefochten worden „virgo et mater“ und „Vater unser“ nochmals gelesen. Auch hat sich hierbei, was das erstere angeht, der daran früher genommene Anstoß erheblich vermindert und ich habe mich überzeugt, daß er, insoweit er noch vorhanden ist, weniger auf der Idee als der Fassung beruht. Die Idee könnte ich, wenn sie in einer dem christlichen Gefühle ganz entsprechenden Form ausgedrückt wäre, sehr schön finden. Eigentlich sind es nur die letzten beiden Verse, denen ich — nicht im Wesentlichen einen anderen Sinn, aber einen demüthigeren Ausdruck wünschte. Die Mutter läßt sich nicht so abstract von dem übrigen Wesen der heiligen Jungfrau scheiden. Auch in die Mutter webt bei dieser die Reinheit der Jungfrau hinein. Die Sünderin darf sich daher nicht vermessen, der Mutter des Heilandes auch als Mutter **gleichen** zu wollen. Ich weiß freilich nicht, welches Wort an die Stelle zu setzen wäre — vielleicht „ähneln“. Doch ich verhalte mich ja auch hier bloß als kritischer Freund.

In Beziehung auf „Vater unser“ sehe ich mich dagegen außer Stande, mich aus meiner früher eingenommenen Stellung zurückzuziehen. In einer Situation und Gemüthslage wie der des jungen Räubers nach Tödtung des alten mag wohl eine Stimmung zum Gebete, wenn auch nicht sofort nach der That, aufsteigen können. Aber es wird ein Gebet sein, das sich auf die Situation bezieht, sich mit der Situation erfüllt, worin das erregte Herz für die es erschütternden Gefühle und Gedanken einen unmittelbaren prägnanten, eigenen Ausdruck sucht. Nach einem für das allgemeine Bedürfniß des Christen formulirten Gebete wie das Vater unser wird und kann sich hier die Seele nicht wenden. Ich möchte Ihnen nicht durchaus beistimmen, wenn Sie in einem andern Gedichte von dem Vater unser sagen, daß es die Sittlichkeit in dem Beter voraussetze, aber einen durch keine besondere Affectserregung gestörten Seelenzustand, einen solchen, in dem sich die Gottheit und das Verhältniß des Menschen zu ihr ruhig nach seinen ewigen und allgemeinen Beziehungen zu spiegeln vermag, setzt es voraus.

Für die Zusendung der Scene aus Ihren und Geibels Nibelungen meinen besten Dank. Eines Urtheils möchte ich mich aber gern, bis das Ganze beider Dichtungen vor mir liegt, enthalten. Geibel, dessen Scene sonst voll ächtem Pathos ist, scheint mir zu sehr auf eine mit dem gigantischen und einigermaßen kyklopischen Charakter des Gegenstandes nicht stimmende Vollendung und Abrundung der dramatischen Form im Stile von Goethes Tasso auszugehen. Der Ton ist in der von Ihnen mitgetheilten Scene gewiß richtiger getroffen. Die

Erzählung Volkers von Brunhild ist von großer Schönheit. Bei dem Auftreten Siegfrieds ist mir die Schwierigkeit fühlbar geworden, uns das alte Gedicht in der naiven Grandiosität und dabei flüssigen Unbestimmtheit seiner Umrisse dramatisch nahe zu bringen. Ich fürchte, daß die Aufforderung Siegfrieds an Gunther, mit ihm um sein Reich zu kämpfen, durch den bestimmteren, motivirteren Ausdruck, den ihr das Drama giebt, einen andern minder naiv heroischen Charakter bekommen, an heroischer Natürlichkeit eingebüßt hat. Mein Hauptanstoß aber — Sie müssen darauf, nach dem, was Sie in Ihrem Briefe als die eigentliche Grunddifferenz in unsern Ansichten aussprechen, gefaßt sein — betrifft die Weise, wie Sie mit Hagen einsetzen. Warum Ihn, den das Gedicht in derselben Scene „wizze Krist" (beim Herren Christ, nach Simrocks Uebersetzung) schwören läßt, zum Christusverhöhner machen? Abgesehen von der Verletzung des religiösen Gefühles, die ich dabei empfinde, scheint es mir gegen das, was Sie selber das „Atmosphärische" einer Dichtung nennen, anzugehen. Mag sein, daß auch in einem Gedichte, das uns in die Zeit der Nibelungensage versetzt, einer bestimmten Person unter bestimmten Umständen ein Haß und Widerwille gegen Christus ohne Gefährdung jenes Atmosphärischen beigelegt werden kann; aber schwerlich ein so nachlässig ungläubiger Hohn von oben herunter wie Sie dem Hagen in den Mund legen. Ich bin von der Wahrheit Ihres trefflichen Sonettes „Brecht Ihr dem Teufel die Zähne erst aus u. s. w." tief durchdrungen. Nur muß neben dem Nein auch das Ja kommen. Wenn in Ihren Nibelungen von Christus und Christenthum (und an welcher Stelle sollten Sie darüber weiter viel bringen können?) nichts als jener Ausfall Hagens am Anfange vorkäme, würde ich, und nicht ich allein, in dem reinen Genusse Ihrer Dichtung und zwar um so mehr gestört werden, je weniger sich verkennen läßt, daß Sie Ihren Hagen keinesweges mit Ungunst, sondern mit sichtbarer Vorliebe als ein reines Musterbild reiner Mannhaftigkeit hinzustellen gemeint sind und sich das Gefühl aufdrängt, daß der Dichter, wenn er auch nicht aus jenen verhöhnenden Worten spricht, doch mit mehr als Nachsicht darauf hinsieht.

Sie haben selber den Differenzpunkt in Ihrem Briefe berührt, von dem alle anderen Differenzen, die zwischen unsern Ansichten bestehen, wohl nur die Ausläufer sind. Je mehr es sich aber bei jener Hauptdifferenz von einer Frage des tiefsten Ernstes, von einer Verschiedenheit in dem, was die Wurzel unsres geistigen Lebens bildet, nicht von einer Sache der Laune oder augenblicklichen Stimmung handelt, um so dringender sind wir veranlaßt, uns in unsern Abweichungen mit Liebe zu tragen und eine Verständigung, insoweit sich eine solche erreichen läßt, mit Liebe zu suchen, — mit einer Liebe, die zugleich volle Wahrhaftigkeit ist.

Ich kann nicht leugnen, daß es mir hart in's Ohr fällt, Sie von christlicher „Mythologie" sprechen zu hören. Von Augustinus — diesem geistigen Kolosse, wie ihn Niebuhr nennt — bis auf Schelling und Hegel hat es die tiefsinnigste philosophische Speculation nicht aufgeben können, sich mit den geheimnißvollsten Lehren des Christenthums wohl oder übel in Einklang zu setzen; und ich sollte denken, daß Doctrinen, die schon so viele philosophische, sich ihnen

anschließende oder entgegenstellende Systeme überdauert und in denen die größten und schärfsten Denker das Centrum ihrer Weltbetrachtung (sei es in ächter oder unächter Aufnahme) zu finden nicht verschmäht haben, schon dadurch einen Anspruch haben, nicht in die Reihe der bloßen „Mythologien“ neben die Sage vom Schwane der Leda gestellt zu werden.

Lassen Sie mich mit Hinsicht auf jenen Differenzpunkt noch auf eine Aeußerung in einem Ihrer früheren Briefe, ich glaube aus vorigem Sommer, zurückkommen. Sie betraf eine Ihnen anstößig gewordene Stelle im Leben von Perthes, worin sich dieser von seinem christlich-religiösen Standpunkte aus erlaubt, von „Lücken und Mängeln“ in Schiller und Goethe zu sprechen. Man darf im Allgemeinen bei Perthes nach Seite der aesthetischen Auffassung hin keine vollgültigen Aussprüche hoffen; scheint doch sein Interesse und sein Sinn nach dieser Seite kaum hingerührt zu haben. Wie wenig kommt in den drei Bänden von Hinblicken auf die poetische Litteratur unsres Volkes vor und das Wenige wie nebenher und, so viel ich mich erinnere, wie selten eine Bemerkung von einigem Gewichte. Wie sein Verlag sich auf nichts Poetisches einließ, scheint er auch selbst kein besonderes Bedürfniß nach dieser Region hin empfunden zu haben. Ueberhaupt bin ich weit entfernt, ihn als ein, die volle deutsche Bildung repräsentirendes Ideal aufzustellen. Erst durch den weiteren Umkreis geistigen, wissenschaftlichen, religiösen, politischen Lebens, in den man durch die mitgetheilte weitumfassende, geistesregsame Correspondenz hineinblickt, erlangt das Buch die hohe Bedeutung, die man ihm zugestehen muß. Aber er ist ein tüchtiger Mann, der in jeder Beziehung fest auf seinen Beinen stand und der sich ebendarum wohl einmal mit zu großer Zuversicht und dem was Sie „Selbstüberhebung“ nennen, auch den imponirendsten Erscheinungen der Zeit gegenüber aussprechen mochte. Und ist hier denn wirklich eine solche Selbstüberhebung zu rügen? Haben Sie, mein theurer Hebbel, das Recht dazu? Erinnere ich mich doch aus unsern Gesprächen in Marienbad, daß auch Sie, was unsre beiden großen Dichter betrifft, mit nichten bloß geblendet in zwei Sonnen blicken, sondern mit wohl angelegtem Tubus hier und da selber einen Sonnenfleck zu entdecken wissen. Es drängt mich, ganz offen zu sein, mein verehrter Freund. Auch ich fühle in dem Standpunkte Goethes und Schillers (wenn ich ihn auch bloß mit dem aesthetischen Maaßstabe messe, der für mich allerdings — wie für Solger — im Tiefsten mit dem religiösen Eins ist) etwas, das ich bei Zusammenhaltung dieser Dichter mit den großen Dichtern des XVI. Jahrhunderts, des Mittelalters oder auch des Alterthums, mit einem Shakespeare, Dante, einem Aeschylus und Sophokles als unbefriedigend bezeichnen muß. Es ist der feste, nicht **selbsterdachte**, sondern aus dem allgemeinem Volksbewußtsein überkommene Hintergrund einer religiös sittlichen Weltauffassung, was ihnen mangelt. Die Folgen hiervon sind nur dem Grade, nicht der Art nach von denen verschieden, welchen wir bei dem in die Willkühr subjectiver Entwickelung zerflossenen Euripides begegnen, wenn wir ihn neben die erhabene ethische Sicherheit eines Sophokles stellen.

Ich erlaube mir, um von Ihnen ganz verstanden zu werden, den Wunsch auszusprechen, daß Ihnen ein paar größere Aufsätze über Schiller und Goethe,

die vor mehreren Jahren von mir erschienen sind, einmal vor Augen kommen und ein Paar müßige Stunden ausfüllen möchten. Der Eine über das Drama und Goethe als dramatischen Dichter befindet sich als weitere Entwickelung einiger Nachrichten über das Düsseldorfer Theater unter Immermanns Leitung in meinen „Blicken in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben, Düsseldorf bei Schreiner, 1839 und 1840“, der über Schiller (wieder in 2 Abtheilungen „Zur Charakteristik Schillers“ und „Die Schule Schillers“ getheilt) in Cotta's deutscher Vierteljahrschrift; soviel ich mich erinnere, im Jahrgange 1841 oder 1842 abgedruckt. Es ist nicht Alles in diesen Aufsätzen so wie ich es jetzt auffassen und ausführen würde; aber im Ganzen und Großen spricht sich darin noch meine gegenwärtige Denkweise aus und ich glaube dieselben noch immer zu dem Besseren, was von mir ausgegangen ist, zählen zu dürfen. Vielleicht durchlaufen Sie dann auch nebenbei den biographisch kunstkritischen Aufsatz über den Maler Lessing. Sie redeten mir ja in Marienbad so sehr zu, etwas Memoirenhaftes aus dem Vorrathe meiner litterarhistorischen Erinnerungen niederzuschreiben. Hier liegt ein Versuch dieser Art in kunsthistorischer Hinsicht vor. — — — — — —

Wien d. 23ten May 1857.

Ihr letzter Brief, mein theurer Freund, ist allerdings sehr ernster Natur und ohne Zweifel sind Sie auf eine eben so ernste Erwiderung von meiner Seite gefaßt. Nicht, als ob ich glaubte, daß zwischen Ihrem absolut christlichen und meinem Standpunct eine Vermittlung möglich wäre, wenn die ethische nicht ausreicht, die Christus selbst zu genügen schien, als er das Wort aussprach: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!“ Das ist mir nie in den Sinn gekommen und kann mir jetzt am allerwenigsten einfallen. Wenn ich die Differenz, die uns trennt, noch einmal berührte, so geschah es, weil Sie nach Ihren Ausstellungen gegen gewisse Productionen von mir einen Respect für die christliche Mythologie (stoßen Sie sich nicht an diesem Ausdruck, den ich nur wiederhole, um mich über ihn zu erklären) bei mir vorauszusetzen schienen, den ich nicht haben konnte und nicht zu haben brauchte. Was hätte Sie in ethisch-reinen, die Selbstcorrectur der Welt abspiegelnden Gedichten, wie Vater unser, Virgo et mater u. s. w. verletzen können, wenn nicht der Gebrauch, den ich in dem einen vom Vaterunser und in dem anderen von der Madonna machte? Und wenn es mir vor einer Reihe von Jahren nicht gelang, Arnold Ruge darüber zu beruhigen, daß ich, wie er sich ausdrückte, meine tiefsten Ideen an diese „weltgeschichtlichen Fratzen“ anknüpfte, so glaubte ich doch, mich mit Ihnen leichter darüber zu verständigen, daß ich diese tiefsinnigen Symbole in meinen Kreis hinein zöge. Religiös-unnahbar können sie mir ja nicht seyn, wie dem Offenbarungsgläubigen, der sich ihrer freilich so wenig in meinem Sinn bedienen darf, wie des Abendmahl-Kelchs zum Trinken, und Willkühr und Vorwitz liegt doch auch nicht darin, wenn ich sie vorzugsweise anwende, da sie auf's untrennbarste mit der jetzigen Welt-Anschauung verbunden und darum Jedermann, dem Letzten, wie dem Ersten, zu jeder Zeit klar und gegenwärtig sind. Ich dachte, der kleinste Fingerzeig von meiner Seite würde Ihnen diese ganze Gedanken-Reihe

erleuchten und Sie überzeugen, daß Ihrem Tadel eine Forderung zu Grunde läge, die ich ablehnen dürfe. Statt dessen rücken Sie die Differenz selbst in voller Schneide wieder in den Vorgrund, und nun ich nachgewiesen habe, daß dies ohne meine Schuld geschehen ist und daß ich unserem Compromiß nicht untreu geworden bin, muß ich antworten. Die Wahrheit wollen wir alle Beide; Sie glauben, sie zu besitzen, ich suche sie und bitte nur, überzeugt zu seyn, daß nicht die Herren Strauß u. s. w. aus mir reden, sondern daß ich so unabhängig von diesen, wie von den Kirchen-Vätern, die Sie mir citiren, mein ureigenstes Denken ausspreche. Das Resultat, das mir aus allen Sphären entgegen trat, ist allerdings, daß der Mensch das Herz der Welt so wenig zu sehen bekommen wird, als sein eigenes und daß es sein heiligstes Recht ist, sich den allmächtigen Pulsschlag, den er fühlt, auf seine Weise auszulegen. Wo man dieß bestreitet, da ist der Papst, und mit dem Papst auch der Groß-Inquisitor, fertig; wo man es einräumt, da ist das Individuum gegen einen Zwang, der nur zur Zerknickung oder zur Heuchelei führen kann, geschützt und die sittliche Ordnung der Dinge nicht im Mindesten gefährdet. Dieß hätte ich zu beweisen.

Wer sich nicht einspinnt in unbestimmte Gefühle, der muß sich sagen, daß es sich bei den unberechenbaren historischen Enthüllungen auf der einen Seite und den Schwindel erregenden Fortschritten der Naturwissenschaften auf der anderen in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältniß der Religionen unter einander handelt, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Lauf der Jahrhunderte hervor gegangen sind, um das Verhältniß des Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen. Ob der Christ oder der Jude oder der Buddaist Recht haben, muß so lange unentschieden bleiben, bis ausgemacht ist, ob der Mensch die vornehme Ausnahme wirklich bildet, für die er sich hält. Die Wage und das Messer haben nun zu höchst bedenklichen, ja furchtbaren Resultaten geführt und mit dem obligaten: „Der Herr sprach“, aus Büchern entlehnt, die man seit Entdeckung der Keilschrift weit über den Berg Sinai hinaus bis zu ihren letzten Quellen verfolgen kann, wird Keiner die Männer, die sie handhaben, noch zum Schweigen bringen wollen. Wenden Sie mir ja nicht ein, der Materialismus sey alt und in den Herren Helvetius, Holbach u. s. w. längst zurück geschlagen; er ist neu in den Gründen, und wer sich mit diesen, nicht etwa durch Moleschott und Vogt, sondern durch die ernstesten und partheilosesten Forscher bekannt und vertraut macht, der wird es sich nicht verhehlen können, daß von allen Factoren der Menschen-Natur nur das Gewissen als unzerstörte und, wie ich glaube, unzerstörbare Burg des Spiritualismus übrig geblieben ist. Denn das Gewissen steht mit den sämmtlichen Zwecken, die sich auf dem Standpunct des Materialismus für den Menschen ergeben, in schneidendem Widerspruch und wenn man auch versuchen mag, ihm den Geschlechts-Erhaltungstrieb im Sinn eines Regulators und Correctivs des individuellen zu Grunde zu legen, was gewiß früher oder später geschieht, falls es noch nicht geschehen seyn sollte, so wird man es dadurch so wenig erklären, als aufheben, oder steht es nicht fest, daß die Factoren sich im Product nur steigern, nicht verändern? Das Gewissen weiß aber nur von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, es stellt keine einzige Glaubens-

Forderung, nicht einmal die allgemeine, geschweige eine positive, es gewährt seinen Frieden um den Preis sittlichen Handelns und verlangt nicht, daß dieß im Namen irgend einer Religion geschehe. Ich kann nicht so mißverstanden werden, als ob ich läugnete, daß das Gewissen den Menschen, dem eine bestimmte Religion anerzogen worden ist, nicht auch wegen Abweichungen von dieser zu Rede stellte; kein Türke wird mit ruhigem Gemüth Wein trinken, kein Jude Speck essen, kein Katholik die österliche Beichte versäumen. Ich gehe von der ursprünglichen Thatsache aus, die auch der Offenbarungsgläubige als solche gelten lassen muß, wenn er nicht mit Natur und Geschichte zugleich in Widerspruch treten will, und frage: warum ruft das Gewissen, das allen Völkern ohne Ausnahme und ohne Unterschied gebietet, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, ihnen nicht eben so laut und vernehmlich zu, sich ihren Gott so und nicht anders zu denken und ihn so und nicht anders zu verehren? Das thut das Gewissen aber nicht und darum hat man nie blutige Kriege geführt, weil man Mord, Raub, Diebstahl u. s. w. in dem einen Lande für Tugenden, in dem anderen für Laster hielt, wohl aber haben die Kämpfe um Bundeslade, Kreuz und Halbmond die Erde decimirt, ohne daß ein Einverständniß zu erreichen gewesen wäre; ja, diese haben das sittliche Gesetz selbst zuweilen auf lange verfälscht und verdunkelt, indem man sich in majorem Dei gloriam gegen Andersgläubige Alles erlaubte, und Mahomed nebst seinen Kaliphen gewiß in eben so fester Ueberzeugung, wie Moses und Josua, oder wie die Ritter der Kreuzzüge. Dieß ist entscheidend. Einen Ort giebt's, wo der unnahbare Urgrund der Welt, den man nach meinem Gefühl durch jeden Namen und jede Bezeichnung an etwas Endliches anknüpft und also beschränkt und begränzt, sich deutlich vernehmen läßt, und das ist die menschliche Brust. Und hier sollte die Offenbarung unvollständig seyn? Hier sollte sie nur auf die Pflicht, nicht auch auf den Glauben gehen, wenn von diesem für den Menschen nicht bloß so viel, sondern unendlich viel mehr abhinge, wie von jener? Unbegreiflich, unbegreiflich bis auf den Grad, daß selbst die Ahnung, die doch nie ganz verstummt, keinen Anhaltspunct mehr findet, wenn sie ihn nicht darin setzen will, daß dem Menschen alle Vermögen, die ihn vom Thier unterscheiden, nur zur Vexation gegeben seyen. Im Ernst kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, so lange man den Boden, auf dem man mit den uns Allen gemeinsamen Mitteln nach Wahrheit forscht, nicht verläßt und eben jene Unbegreiflichkeit zu ihrem eigensten Kennzeichen macht. Dann aber ist das Resultat: strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt und auf der anderen die intellectuelle. Dafür, daß die Tugend, die man vorzugsweise, obgleich ohne Noth, die christliche zu nennen pflegt, nämlich die Demuth, nicht leidet, ist auch gesorgt; wie käme der tiefere Mensch, eingeklemmt zwischen eine unendliche Aufgabe und den eben so ungewissen, als unerbittlichen Tod, wie er es ist, zur Selbstüberhebung? Der Flache aber ist stolz auf seine Art, das Kreuz zu schlagen oder seinen Vers aus der Thora abzulesen; er spielt als Christ, Jude, Türke oder Heide die Pharisäer-Rolle, denn er ist überall der Auserwählte und hat das Eine, was noth thut, und er findet eben jetzt im Mormonenthum seinen letzten karrikirenden Ausläufer.

Diesen meinen Standpunct, mein theurer Freund, lernen Sie nicht erst heute kennen, wie Sie Sich Selbst sagen werden, da Sie so gütig sind, Sich meines Antheils an den in Marienbad zwischen uns geführten Gesprächen zu erinnern. Ich kenne den Weg sehr wohl, auf dem die Phantasie dazu gelangt, in Tertullians: Credo, quia absurdum est! einzustimmen und weiß, daß es reizend ist, ihn zu wandeln, aber ich werde mich von meinem sicheren Markstein nie entfernen. Die sittliche Welt sollen wir Alle gemeinsam bauen, darum erging an uns Alle mit gleicher Eindringlichkeit der gleiche Ruf; das speculative Bedürfniß soll sich Jeder auf seine Weise befriedigen, daher sind hier keine Schranken gesetzt. Wenn der absolute Christ mir die Versicherung giebt, daß ihm die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, die uns Andere vom ersten bis zum letzten Odemzug beschäftigen, ein für alle Mal gelös't sind, so bin ich weit entfernt, ihn zu bestreiten. Nur muß er mir einräumen, daß ihm gleich bei seiner Geburt ein besonderer Sinn zu Theil geworden ist, welcher ihn der Aufnahme einer Offenbarung fähig machte, die wir vergebens mit unserem Schweiß und Blut zu erkaufen suchen. Das ist dann Gnadenwahl und als solche der consequente Abschluß eines erst durch sie vollkommen gerundeten Mysteriums. Wenn er mir aber statt dessen zuruft: mit nichten, Sünder; Componisten, Dichter und Künstler mögen sich auf einen besonderen Sinn berufen, aber ich bin Dir in der Zerknirschung voran u. s. w., so wende ich ihm den Rücken und sage: weiche von mir, Du Heuchler, Deine Demuth ist verkappter Hochmuth! Denn dann habe ich den Papst vor mir, der, mit göttlicher Allwissenheit und Unfehlbarkeit bekleidet, in die Herzen schaut und sich in den Groß-Inquisitor verwandelt, sobald es ihm gefällt. Wäre ich selbst Christ, so würde ich mich jedes Streits über den Kelch begeben, damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde. Denn diese Gefahr ist näher, als die Abschließer der Concordate und die Beförderer der Gustav-Adolf-Vereine denken, und da ich den ethischen Kern des Christenthums hoch über den aller anderen Religionen stelle, so würde ich es unendlich beklagen, wenn sie wirklich herein bräche.

d. 3. Juny.

Ich habe, wie mein Brief gewiß beweis't, Ihren Ernst nicht verkannt; den meinigen werden Sie auch nicht verkennen. Und nun frage ich Sie, ob mir die dogmatische Seite des Christenthums mehr seyn kann, als eine Mythologie neben anderen Mythologien? Wenn Ihnen der Ausdruck hart klang, so müssen Sie einen Begriff damit verbinden, der dem meinigen entgegengesetzt ist und das konnte ich nicht ahnen. Mir ist die Mythologie eines Volks der Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, so weit sie nicht im Allgemein-Menschlichen aufgehen, und als gemeinschaftliches Ergebniß seiner historischen, philosophischen und poetischen Processe das Höchste, was es überhaupt in seinem ersten Entwicklungsstadium liefert. Der Schwan der Leda, dessen Sie gedenken, gehört freilich auch mit dazu, aber doch nicht anders, wie z. B. die Thier-Fratzen über dem Portal zum Gothischen Dom. Wollen Sie mir die altnordische und die griechische nicht gelten lassen, deren jede wenigstens als großartige Natur-Symbolik in Schwindel erregender Majestät über alles Individuelle hinausragt, so können Sie die indische mit ihrem unergründlichen Tiefsinn gewiß nicht zurück weisen.

Ich darf daher meine Frage wiederholen, denn ich kann doch nicht der christlichen Offenbarung gegenüber zugleich frei und gebunden seyn. Um nun auf die beiden Gedichte zurück zu kommen, von denen unsere ganze Discussion ausging, so scheint mir der Schlußvers in Virgo et Mater noch immer völlig ausreichend, um die Auffassung fern zu halten, als ob die Sünderin auf einen Platz gestellt werden sollte, der ihr nicht gebührt; sie will dafür, daß sie der höheren Mutter im Uebernehmen aller Leiden und Qualen zu gleichen strebt, ja nur Vergebung, und die etwaige Einwendung, daß die Leiden ihres Kindes unter den Leiden des Christkindes bleiben, würde uns zunächst in das Gebiet der Prosa hineinziehen, dann aber auch damit abzulehnen seyn, daß jene jedenfalls eine unbekannte Größe sind, was für die Phantasie hinreicht. Auch auf das Vaterunser muß ich bestehen, obgleich ich Ihnen gern einräume, daß unter allen anderen Umständen, als den hier gegebenen, der Mörder entweder gar nicht beten oder ein anderes Gebet wählen würde; hier jedoch kann es absolut nur das Vaterunser seyn, welches zu beten der Alte dem Jüngling verboten hat und welches ihm darum am nächsten liegen muß. Dieß ist gradezu das punctum saliens der Erfindung, der erste Gedanke, ohne den sie gar nicht existirte. Noch weniger kann ich mein Urtheil über die Perthes'sche Äußerung zurück nehmen oder modificiren und ich begreife gar nicht, wie sie einen solchen Weltrichterspruch, der Herz und Nieren prüft und sie zu leicht findet, mit meinen bescheidenen kritischen Bemerkungen über die ästhetischen Leistungen Goethes und Schillers zusammenknüpfen konnten. Ich bediente mich in Marienbad eines Rechts, das noch der letzte Leser hat; Perthes erlaubte sich einen Eingriff, der dem ersten Menschen nicht zusteht, und läugnen will ich nicht, daß er mir hierin nach meinen vielfachen Erfahrungen sogar symbolisch ist. Dagegen beweis't Ihre Kritik meiner Nibelungen-Scene mir nur, daß es noch bedenklicher war, dieß Fragment drucken zu lassen, als ich dachte. Denn ich will sehr zufrieden seyn, wenn man die ganze Tragödie nur nicht zu christlich findet. Sie vergaßen wohl in der ersten Hälfte des Liedes den Kaplan und in der zweiten den Rüdeger, als Sie Sich umsonst nach einem Gegengewicht für Hagen umsahen, dessen Schwören bei'm „Christ“ mich freilich nicht kümmern kann, da er den Priester Christi in den Rhein wirft, um ihn zu ersäufen. Ich lege Ihnen eine Stelle aus der Schluß-Scene bei, um Sie zu überzeugen, daß ich nicht Ihren, wohl aber den entgegengesetzten Vorwurf zu besorgen habe. Das Geibelsche Machwerk übersandte ich Ihnen bloß zum Spaß. So weit darf ich mich doch hoffentlich nicht herab lassen, in diesem Phrasen-Drechsler einen Concurrenten anzuerkennen und ich darf dieß ohne Umstände aussprechen, da Sie von Marienbad her wissen, wie ich über ihn denke. Lesen Sie es nur noch einmal und Sie werden lachen, wie ich und seine eigenen Freunde.

Hier, mein theurer Freund, haben Sie Buch gegen Buch. Während ich schrieb, war ich dem Tode nah; ich hatte die Cholera zu überstehen. Eiswasser, instinctiv in den heftigsten Qualen massenweise getrunken, rettete mich; jetzt bin ich völlig wieder hergestellt. Immerhin war es ein wunderliches Intermezzo bei Abfassung eines Glaubens-Bekenntnisses. Im Frühling machte ich die Reise, von der ich Ihnen schon im vorigen Herbste schrieb; sie führte mich sogar in

Ihre Nähe, aber leider mußte ich fliegen. Ja freilich ist alles Schreiben ein trauriger Nothbehelf! Ihre Aufsätze werden nächstens auf meinem Tisch liegen; ich freue mich sehr darauf. Mein Epos ist fertig und kommt zu Weihnacht, meine Gedicht-Sammlung ist schon gedruckt, wird jedoch erst im October ausgegeben. Ich hoffe, Sie sollen das kleine Denkmal, das ich auch Ihnen durch Zueignung eines Gedichts darin stiftete, trotz der Unausgleichbarkeit unserer Differenz mit Liebe aufnehmen, denn Sie kennen meine Verehrung für Ihr ganzes Wesen und können Sich diese gar nicht groß genug vorstellen. Mit den treuesten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

Fr. Hebbel.

Düsseldorf 2. August 1857.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich will Ihnen nicht Grund geben, mich einer eigensinnigen Hartnäckigkeit zu bezüchtigen. Ich beeile mich daher, Ihnen zu bekennen, daß mein Urtheil über die von Ihnen mitgetheilte erste Scene Ihrer Nibelungen ein voreiliges war; um so voreiliger, weil ich mir dabei das alte Gedicht nicht in allen seinen Partieen vergegenwärtigt hatte und besonders der Auftritt zwischen Hagen und dem Priester sich meiner Erinnerung entzog. Wohl haben Sie recht, die schöne, ergreifende Schlußscene, aus der Sie mir ein Stück mittheilen, ist so, daß nicht Wenige Ihnen den Vorwurf einer zu prononcirten Christlichkeit deshalb machen dürften — und selbst ich finde darin das Dogma von der menschlichen Sündhaftigkeit fast ein wenig zu stark im specifisch protestantischen Sinne betont. Die Zeit der Nibelungen oder des Jahrhunderts, in welchem unser Epos entstand, möchte nicht leicht dahin gekommen sein, in einem „Siegfried" so den „Sünder" zu sehen.

Die Nachricht, daß Sie unsrem Verhältnisse durch Widmung eines Gedichtes in Ihrer nächstens erscheinenden Gedichtsammlung ein Denkmal gesetzt haben, hat mich innigst erfreut. Schon jetzt meinen wärmsten Dank dafür. —

Wien d. 15ten Nov. 1857.

Theuerster Freund!

Was mögen Sie über ein so langes Stillschweigen sagen oder doch denken! Um entschuldigt zu seyn, müßte ich die Welt umsegelt, wenigstens an der Wieder-Eroberung der alten Residenz des Groß-Moguls Antheil genommen, zum allermindesten aber ein Trauerspiel, sieben Ellen länger, als der Don Karlos, abgefaßt haben. Ich habe aber, vom Studiren abgesehen, das man sich leider mit fünf und vierzig Jahren nicht mehr als Leistung anrechnen darf, gar Nichts gethan, und werde allen Anzeichen nach, die Springfluth des vorigen Winters in diesem mit gänzlicher Ebbe bezahlen müssen.

Nun, werden Sie erwiedern, das ist eine glänzende Rechtfertigung. Sie wissen jedoch aus eigener Erfahrung, daß man Zeit genug haben und dennoch

zum Briefschreiben unfähig seyn kann, wenn man sich nicht berechtigt glaubt, unausgegohrene Zwischen- und Mittel-Zustände des Gemüths und des Geistes, die eben so ansteckend und fast eben so unerquicklich sind, wie manche Fieber, weiter zu verbreiten. Als ich Ihren letzten Brief empfing, der mich in Gmunden traf und den ich unter einem meiner schwer beladenen Apfelbäume las, war ich in der besten Stimmung und wollte Ihnen gleich antworten. Den nächstfolgenden Tag wurde ich aber von einem Unfall betroffen, der meinen unmittelbaren Tod hätte herbei führen können; vielleicht haben Sie es aus irgend einer Zeitung erfahren, denn es ist trotz meiner Bemühung, es zu verhindern, einen vollen Monat später in die Blätter gekommen. Mir sprang nämlich beim Baden im Fluß von einer hohen Brücke herab ein Wahnsinniger auf den Rücken, was in den meisten Fällen nicht ohne Rippenbruch und Erschütterung der Wirbelsäule abgeht. Ich kam mit einem Loch in den Kopf, mir durch die Zähne des Menschen geschlagen, und einem starken Blut-Verlust davon, brauchte jedoch fünf bis sechs Wochen, bevor ich mich wieder völlig erholte und namentlich eine gewisse drückende Dumpfheit des Gehirns los wurde, die mir die allergeringste geistige Anstrengung unmöglich machte. So wurde damals Nichts aus der Antwort und nachher wollte die Stimmung sich nicht wieder einstellen, obgleich mich das Ihnen bestimmte Exemplar meiner Gedichte täglich mahnte. Nun soll es aber fort; empfangen Sie es freundlich. Wenn Sie diese letzte Redaction mit den früheren Sammlungen vergleichen, so werden Sie finden, daß ich es an Fleiß nicht habe fehlen lassen und eben so wenig an Strenge gegen mich selbst. Was stehen geblieben ist, muß ich also wohl als mit meinem innersten Wesen verwachsen betrachten, ohne darum jedoch eine vom Morgenblatt gebrachte, für den Dichter äußerst schmeichelhafte Recension, die mich zum Pantheisten stempelt, unterschreiben zu können. Der Artikel ist von einem feinen Kopf und dennoch beruht die Characteristik auf einer Verwirrung des Poetischen und des Confessionellen, während die innerste Natur der Poesie doch eben darin besteht, daß sie nur auf das Schöne geht und dieß aus allen Anschauungs-Formen der Welt herausschmelzt, ohne sich selbst an eine zu binden.

Gern führe ich jetzt gleich fort: wie haben Sie den Sommer verlebt? Aber ich muß noch einmal auf unsere große Differenz zurück kommen, wenn ich auch mit Ihnen die Ausgleichung für unmöglich halte, was ich ja auch gleich im Anfang meiner Entwickelung aussprach. Sie haben Sich wahrscheinlich, als Sie mir das letzte Mal schrieben, des Ausdrucks nicht erinnert, dessen Sie Sich in Ihrer früheren Kritik meiner Gedichte in Bezug auf die von Ihnen gemißbilligten Stücke bedienten; Sie nannten sie anstößig. Nichts ist richtiger, als daß Jupiter und Juno verlangen können, Jupiter und Juno zu bleiben, wo sie auch auftreten mögen und daß die Madonna das nämliche Recht hat. Aber, wenn ein Dichter Jupiter und Juno verzeichnet und sie mit verkehrten Attributen versieht, so kann man es lächerlich oder widerwärtig finden, jedoch sicher nicht anstößig, und ganz so muß sich der Aesthetiker der Madonna gegenüber verhalten. Ihr Urtheil war also jedenfalls, wenn nicht geradezu ein religiöses, so doch ein solches, in das religiöse Motive mit hinein spielten; auch wiederholte sich dieselbe Erscheinung der Nibelungen-Scene gegenüber, die ja ganz

vortrefflich seyn und dennoch im schroffsten Widerspruch zur christlichen Welt-Anschauung stehen konnte, wie das Lied, um es nebenbei zu bemerken, wahrlich thut, wenn man nicht auf Nebendinge ein Gewicht legt. Hätten Sie bloß als Aesthetiker gesprochen, so würde ich gewiß Nichts erwiedert haben; das habe ich Ihnen bei Gelegenheit meiner Judith, Maria Magdalena u. s. w. bewiesen, denn von Nichts bin ich fester überzeugt, als davon, daß ein Kunstwerk sich selbst durchsetzen muß, wie Schiller sagt. Hinsichtlich der Gedichte schienen Sie Sich etwas anders zu verhalten; daher mein Versuch, die Linie, die wir Beide respectiren müssen, etwas schärfer zu markiren und meinerseits zu zeigen, daß ich nicht das Erbtheil des Jahrhunderts wiederkäue, sondern auch hier meine eigenthümlichen Wege wandle. Wie Sie in dem hohen Ernst, der mich hiebei leitete, weil auch ich meinen Gott vor den Menschen nicht verläugne, hie und da eine Anwandlung von Zorn erblicken konnten, ist mir eben so räthselhaft, wie Ihre frühere Aufnahme des Ausdrucks „Mythologie“. Nicht mit Ihnen, oder gar mit Ihren Worten hatte ich es zu thun, sondern mit dem Offenbarungs-Princip, was sich nicht zur Gnadenwahl entschließen will, und sich doch als ein absolutes, dem allgemein menschlichen Vermögen zu keinerlei Legitimation verpflichtetes giebt; dieß führt zum Papstthum und muß die Consequenzen haben, die ich zog. Denn wenn das Irren des Bruders zunächst vermöge der dem Offenbarungsgläubigen gewordenen Inspiration über allen Zweifel erheben, dann aber auch durch den Mangel innerer Disciplin selbst verschuldet, also in Sünde umgewandelt ist, so ist ein Spruch gefällt, der sogar die Möglichkeit der Vertheidigung ausschließt und der die Anwendung von Zwangsmitteln sicher gestattet, vielleicht gar gebietet, da man die unsterbliche Seele auf Kosten des Leibes zu retten suchen muß. Daraus folgt gar nicht, daß Jeder wirklich so weit geht und sich den Rosenkranz mit Simon von Montfort aus abgehauenen Köpfen flicht; es wird ja auch nicht Jeder Scharfrichter, der die Executionen billigt oder sich ihnen wenigstens nicht widersetzt, wenn er selbst auch noch so gern Gnade erwirken mögte. Dagegen sind alle diese Dinge und also doch auch wohl der Zorn über Anders-Denkende, auf meinem Standpunct eo ipso ausgeschlossen, weil Religion, Philosophie und Poesie hier nur drei verschiedene Sternwarten bilden, die sich gegenseitig in Betrachtung des Himmels und der Erde unterstützen und von einander empfangen, ohne mit einander zu hadern. Damit ist eben so wenig gesagt, daß Jeder, der sich zu ihm bekennt, das Maaß, das er bedingt, wirklich hält; haben wir doch in Hegel einen Philosophen gehabt, der gar zu gern die Rolle des heiligen Geistes gespielt hätte, der sich aber doch *vermöge des Standpuncts* in der fatalen Lage befand, sich dem allgemein menschlichen Vermögen gegenüber als solcher legitimiren zu müssen und deshalb sehr bald als ein Nachzügler der Alexandriner, bei dem nach Humboldts Meinung, nicht einmal die Sprache zum Durchbruch gekommen war, entlarvt wurde. Der große und für's Leben unermeßlich wichtige Unterschied besteht darin, daß der Offenbarungsgläubige ohne Gnadenwahl ein *edler* Mensch seyn muß, wenn er sich von den letzten Consequenzen seines Princips mit Abscheu abwenden soll, daß den Standpunct, auf dem ich mich befinde, aber nur ein *Heuchler* mißbrauchen kann und auch der nicht auf lange. So viel

zur Entgegnung dessen, was mich in Ihrer Erwiederung persönlich berührte; über das Materielle der Frage kein Wort weiter, als das Eine, daß die Naturwissenschaften durchaus nicht den Anspruch machen, über den Geist neue Entdeckungen geliefert zu haben, daß sie daraus aber einen ganz anderen Schluß ziehen, wie die Theologie.

„Die Waffen ruhen“ — sagt Jeanne D'Arc — „nun folgt Gesang und Tanz“. Glauben Sie mir, theuerster Freund, nicht bloß diesen Brief, dem Sie es anmerken müssen, sondern auch den früheren habe ich in der ruhigsten und heitersten Stimmung geschrieben, denn diese Dinge sind in mir so für immer abgethan, daß Augustinus, wenn ich sein Zeitgenosse gewesen und ihm bekannt geworden wäre, durch mich allein, ich meine durch meine bloße Existenz, zu dem Dogma der Gnadenwahl getrieben seyn würde. Lesen Sie, wie ich schrieb, dann können wir uns gewiß über die Kluft hinüber die Hände schütteln, was ich im Geist schon von ganzem Herzen thue. Lassen Sie Sich nun aufs Beste für Ihre Aufsätze, namentlich für den über Schiller, danken, der zum Vortrefflichsten gehört, was je über ihn gesagt wurde. Ich gebe Ihnen auch ganz recht, daß Shakespeare seine Dramen auf einem ganz anderen Fundament erbaute, wie Schiller und Goethe; aber er fand dieß Fundament in seiner Zeit, Schiller und Goethe in der ihrigen nicht, darum war es bei ihm kein Vorzug, wenn er es that, bei ihnen kein Fehler, wenn sie es unterließen. — — — — — —

Düsseldorf 7. Januar 1858.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Uebersendung der neuen Ausgabe Ihrer Gedichte hat mir große Freude gemacht. Empfangen Sie für die Widmung des Einen Gedichtes meinen herzlichen Dank, selbst wenn ich darin eine kleine freundschaftliche Warnung wegen meiner Vertretung der Ihnen anstößigen Stelle im Perthes über die „Mängel in Goethe“ zu lesen hätte. Was Sie über die Recension im Morgenblatte sagen und daß Sie das phantheistische Bekenntniß, das man Ihnen darin zuschreibt, von sich ablehnen, ist mir, wie Sie denken können, sehr willkommen gewesen; wenn ich auch dem *Inhalte* in der Poesie eine größere Bedeutung als Sie zu thun scheinen, einräumen möchte und nicht wohl daran glauben kann, daß etwas, das nicht auch als Inhalt in dem Dichter Wurzel geschlagen, sich je nach Seite der Form und Schönheit in seinen Dichtungen — wenigstens da wo er als Lyriker in eigener Person spricht — mit lebendiger Wirkung geltend machen werde.

Doch wie es sich auch mit den Bedenken, die mir in Beziehung auf Inhalt oder Form bei dem einen und andern der von Ihnen mitgetheilten Gedichte bleiben, verhalten mag; es bietet sich eine reiche Lese, wo ich mich in beider Hinsicht nur dankbar und befriedigt verhalte und unter denen ich eine lange Reihe zu dem Besten rechne, das die deutsche Lyrik hervorgebracht hat. Ich will mich hier auf kein einzelnes Aufzählen, kein Hervorkosten des Köstlichsten einlassen. Nur soviel bemerke ich, daß ich, soweit ich bis jetzt Muße zu einer näheren Vergleichung der gegenwärtigen Sammlung mit den früheren gefunden

— mich mit den Grundsätzen, die Sie bei Ihren Auslassungen und Veränderungen geleitet und der dabei bewiesenen Strenge höchst einverstanden erklären muß. Die Sammlung hat durch die von Ihnen gebrachten Opfer ohne Zweifel wesentlich an Gediegenheit gewonnen. Was mir aber bei meiner Freundschaft für Sie das Liebste gewesen, war die Wahrnehmung, die ich aus der von Ihnen geübten Kritik entnahm, wie sehr sich Geschmack und geistige Richtung in Ihnen selber seit jenen früheren Sammlungen geläutert und ausgeklärt haben.

Wenn man die Weltbetrachtung in Gedichten wie „das abgeschiedene Kind an seine Mutter" eine pantheistische nennen mag, ist es jedenfalls ein Pantheismus im Sinne der neuplatonischen Philosophie (die ich beiläufig gesagt, mit C. H. Kirchner in seiner Schrift: die Philosophie des Plotin sehr hoch stelle) nicht der Herren Carl Vogt et consortes; ein Pantheismus voll so lebendigen Gottesgefühles, so idealer Geistesrichtung und sittlichen Reinigungsbedürfnisses, daß er mir nicht zur Störung gereichen könnte, selbst wenn ich den „confessionellen Maßstab" strenger als es mir bei einem lyrischen Ergusse einfallen kann, anlegen wollte.

Auch das Christenthum lehrt, daß wir in Gott leben, weben und sind. Die pantheistische Weltansicht hat, insofern sie nur die ihrem Blicke gezogenen Schranken erkennt und nicht Alles was jenseits dieses Blickes liegt, leugnet, gewiß ihr gutes Recht. Von Gott wissen können wir im strengsten Sinne nicht mehr als was sich von seinem Wesen in Natur und Welt in und um uns her zu gegenwärtiger Anschauung und Betrachtung verwirklicht; auch die Berichte der Vergangenheit können — wenn es sich nicht von Glauben, sondern Wissen handelt — keine sichere Bürgschaft geben; jedenfalls dann nicht, wenn sie über das von uns Geschaute und Erfahrene wesentlich hinausgehen. Es ist daher anzuerkennen, daß vom Standpunkte des strengen Wissens über eine innerweltliche, pantheistische Gotteserkenntniß (die, wenn man alles Erkennen Gottes damit beschlossen hält, nur zu leicht zu einer atheistischen Naturvergötterung führt) nicht wohl hinauszukommen sei. Nur für das tiefere Gemüth, die Gesinnung, den sittlichen Menschen hat es einen Werth, in das Dasein Gottes, wie es an und für sich selbst ist, einen Blick zu thun, dieses Dasein als ein selbstbewußt persönliches sich als persönlichem gegenüber zu haben. Erschrecken Sie nicht vor dem Ausdrucke: Persönlichkeit Gottes. Ich verbinde damit nicht so anthropomorphistische Vorstellungen, wie wohl manche unsrer Frommen. Auch in der christlichen Lehre von der Dreipersönlichkeit Gottes (über die ich Sie auf die interessante Ausführung in den „Reden über die Zukunft der evangelischen Kirche" von Ch. H. Weiße pag. 293 u. f. verweisen möchte) finde ich statt einer Bestätigung solcher anthropomorphistischen Vorstellungen nur eine Freimachung davon. Die im engeren menschlichen Sinne persönliche Bedeutung liegt hier nur in dem Gottmenschen Jesus Christus. In ihm und durch ihn ist uns das innerste Wesen Gottes in seiner reinsten Lauterkeit, und zwar nicht als Begriff, sondern als Leben, als ein menschlich persönliches, geistig natürliches Leben offenbar geworden. Da haben Sie das, was mir der Kern der Offenbarung in Christo ist. In dem wundersamen Etwas von unerreichbarer Seelenhoheit und Reinheit, das mich aus dieser Gestalt anspricht, der

Demuth voll erhabener Strenge, dem geistigen Machtbewußtsein bei hingebendster Liebe, in den Worten des ewigen Lebens, die aus seinem Munde gehen, in seinem Leben und Tode offenbart sich mir nicht bloß, was Gott von mir will, sondern auch was er in seinem innersten Grunde mir, dem Bedürftigen gegenüber ist. Durch ihn und in ihm schaue ich Gott, fühle ich sein Wirken auf mich, habe ich Gott. Verstehen Sie mich recht. Nicht Gott in seiner ganzen Fülle und Wesenheit, sondern soweit der sittliche Mensch in mir, der sittlich gebrechliche Mensch seiner bedarf. Ich wüßte Ihnen meine Stellung zum Christenthume — und ich möchte das doch gerne — nicht besser klar zu machen, als durch die Worte eines älteren protestantischen Liedes, das ich in Abschrift beilege.

Von Herzen reiche auch ich Ihnen über die Kluft, die zwischen uns bleibt, die Freundeshand hinüber. Vielleicht ist die Kluft auch gar nicht so groß als sie scheint. Wenigstens stimme ich Ihnen bereitwilligst bei, daß ein Offenbarungsprincip, das es gleich von vorn herein aufgiebt, sich mit dem natürlichen Vermögen des Menschen in Einklang zu setzen, ja sich wohl gar in dem Gegensatze gegen die Vernunft gefällt und in dem irrenden Bruder nur den als Ungläubigen Verdammten sieht, nothwendig, wenn nicht zu Inquisition und Folter, doch zu unerfreulichen Ergebnissen, wie wir ihnen leider nur zu häufig begegnen, führen müsse. Nur möchte ich die Religion Jesu Christi in Schutz nehmen, daß sie in einer derartigen Auffassung ihren legitimen und — wie Sie andeuten — nur durch eine liebenswürdige Inconsequenz zu umgehenden Ausdruck habe. Allerdings finden wir im Evangelium des Marcus die hart klingenden Worte: Wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden. Doch wer sind die Ungläubigen, denen hier die Verdammniß gedroht wird? Schon Clemens von Alexandrien bezieht sich zur Beantwortung dieser Frage auf eine Stelle Plato's: Ungläubig ist, wer die Unwahrheit mit Willen liebt; und der fromme, katholische, glaubenswillige Stollberg stimmt dieser Erklärung, welche die Zahl der Ungläubigen nur auf die sich mit Bewußtsein wider den Trieb ihres eigenen besseren Selbst dem Lichte des heiligen Geistes Verschließenden beschränkt, bereitwillig bei.

Sie sehen hiernach, mein theuerer Freund, daß es mir an kirchlichen Autoritäten nicht mangelt um einem Ungläubigen von Ihrer Währung die Bruderhand reichen zu dürfen.

Ich bin in diesem Schreiben noch einmal in religiöse und theologische Erörterungen gerathen. Wie gesagt, es war mir Bedürfniß, mich Ihnen gegenüber so klar zu machen als Sie es mir gegenüber gethan haben. Doch verspreche ich Ihnen, daß (ohne weitere Anregung von Ihrer Seite) dieses Thema, so nahe es mir am Herzen liegt, zwischen uns für ausgesprochen und geschlossen erachtet werden soll.

Haben Sie schon die beiden letzten Bände von Häusser gelesen? Ich habe mich an dieser patriotisch begeisternden Kost wahrhaft erquickt; ebenso an Stein's Leben von Pertz. Auch das Buch über Wilhelm von Humboldt von R. Haym möchte ich Ihnen dringend empfehlen. Ich halte es für eine der vortrefflichsten Biographien und Charakteristiken. Mein Interesse, meine Verehrung für den herrlichen Mann, den es darstellt, ist dadurch aufs höchste belebt worden. —

Wien d. 4ten May 1858.

Theuerster Freund!

Kaum im Geist wage ich die Augen zu Ihnen aufzuschlagen, daß ich Ihren reichen und liebenswürdigen Brief vom 7ten Jan: bis heute unbeantwortet lassen konnte. Selten hat mir einer von Ihnen größere Freude gemacht und dennoch mußte ich meinen Dank vier ganze Monate verschieben! Zu meiner Entschuldigung kann ich auch nicht einmal größere Arbeiten anführen; meine Nibelungen sind um keinen Vers weiter gerückt, als sie im Herbst waren, und noch weniger ist etwas Anderes zu Stande gekommen. Der ganze Winter ist mir, wie Sand, durch die Finger gelaufen, weil ich eine Menge Kleinigkeiten abzuthun hatte. Einer meiner Freunde übernahm nämlich, vom Ministerium dazu aufgefordert, die Redaction des literairischen Theils an der Wiener Zeitung, mit der gegen Ende des Jahrs eine große Umgestaltung vorgenommen wurde. Er fragte mich jedoch vorher um Rath und ging nicht eher auf den Antrag ein, als bis ich ihm meine Unterstützung zugesagt hatte. Das konnte er auch nicht füglich, denn er ist Professor der Kunstgeschichte*) und hat neben seinen Vorlesungen eine Menge amtlicher Referate zu liefern, ja Reisen in alle Kronländer zu machen. Mir schien es wichtig, in dem offiziellen Organ der Monarchie ein wissenschaftliches und aesthetisches Tribunal hervor treten zu sehen, das im Gegensatz zu so vielen anderen immer auf Anstand hält und so weit es einer aus verschiedenen Mitgliedern bestehenden Corporation gegeben ist, nach Billigkeit und Gerechtigkeit strebt. Darum trat ich bei und habe, außer weniger erheblichen, ein Paar Aufsätze über den alten Holberg und über die Zeitgenossen des Shakespeare bei Gelegenheit der beiden Werke von Prutz und Bodenstedt beigesteuert, welche geschrieben zu haben ich zwar nicht bereue, welche mir aber mehr Zeit und Mühe kosteten, als man ihnen bei oberflächlicher Betrachtung abmerken dürfte. Ich lese Bücher, die ich beurtheilen soll, an und für sich schon so gewissenhaft, wie ein Richter seine Acten, selbst wenn ich mich bereits auf der ersten Seite überzeuge, daß sie schlecht sind. Dann aber kann ich auch nur selten widerstehen, die Arbeit, die der Verfasser unverrichtet ließ, weil er ihr entweder nicht gewachsen war, oder weil er sie nicht mit zur Haupt-Aufgabe rechnete, meinerseits nachzutragen und das hält ungemein auf. So habe ich denn, nach einer Pause von wenigstens sechs Jahren einmal wieder einen Kritiker vorgestellt und Nichts producirt, als ein paar Balladen und — einen Opern-Text. Zu letzterem verstand ich mich im Anfang allerdings, wie der alte Goethe sich in ähnlichem Fall einmal ausdrückt, nur des schnöden Mammons wegen, denn ich erhielt ein Honorar von 100 Fdoren. Ich machte jedoch sehr bald die Erfahrung, daß das Pfuschen ein Talent ist, was nicht Jeder besitzt und habe, natürlich den musicalischen Forderungen unbeschadet, ein Drama zu Stande gebracht, das an Bühnenwirkung die meisten meiner früheren übertreffen und nach der psychologischen Seite hinter wenigen zurück stehen dürfte. Mein Componist, ein Russe, Namens Rubinstein, ist zwar keineswegs zufrieden, wahrscheinlich, weil Glucks oder Beethovens Genius sich noch nicht bei ihm eingestellt hat und Mons:

*) Professor Eitelberger.

Verdi mir keinen Augenblick vorschwebte; andere Musiker sind es um so mehr. Ich selbst habe auf diesem scheinbaren Umwege Manches gelernt, was mir zu Statten kommen wird, während ich zuerst glaubte, meine Aufgabe bestehe darin, zwei Leber-Reime, denn das Thema war mir aufgegeben und strotzte von Unsinn, mit einander zu copuliren. Nichtsdestoweniger bleibt eine solche Production immer etwas Halbes, das auf dem Uebergang zum Leben in der Mitte zwischen Schatten und Gestalt stecken bleibt und sich darum zur Mittheilung ohne Begleitung der Musik nicht eignet; ja, dieß Unfertige gehört zur Sache, da der Dichter, wenn er mehr thun wollte, als die Linien vorzeichnen, dem Musiker sein Geschäft unmöglich machen würde. Wie schwer es aber ist, dort einzuhalten, wo der eigentliche Reiz der Arbeit erst beginnt, läßt man sich so leicht nicht träumen, wenn man es nicht selbst versuchte; einem Taucher mag so zu Muthe seyn, der gerade in dem Augenblick wieder herauf gewunden wird, wo er die besten Schätze des Meeres, die reinsten Perlen und Korallen, erst erblickt. Für solche Selbstkasteiung ist das Honorar nicht zu groß, ich zweifle wenigstens, ob ich mich auf etwas Aehnliches wieder einließe, wenn die Bedingungen auch noch lockender wären. Aber ich bereue diesen Versuch nicht, denn ich habe einen schönen Gewinn an Einsicht in das Verhältniß der Poesie zur Musik davon getragen, und glaube jetzt sogar, die griechische Tragödie mit ihren lyrischen Ausläufen im Chor besser zu verstehen, wie früher. Rechnen Sie nun noch hinzu, daß auch mein episches Gedicht, dem ich den mir erreichbaren Grad von Vollendung um so lieber zu geben wünsche, als ihm günstige Sterne zu lächeln scheinen, mich fortwährend beschäftigt hat, so werden Sie es begreifen, daß ich angestrengt thätig war, obgleich ich keine erhebliche Früchte aufzeigen kann.

Ihr Wort über die Gesammtausgabe meiner Gedichte ist für mich der schönste Lohn der großen Arbeit gewesen, die ich im vor-vorigen Herbst auf die Revision derselben verwendete. Daß ich bei der Widmung des Goethe-Prologs nicht den entferntesten, wenn auch noch so freundschaftlichen Hinter-Gedanken gehabt habe, brauche ich Ihnen gewiß nicht erst zu betheuern. Ich selbst bin zu weit davon entfernt, den Goetheschen Nachlaß anders, als cum beneficio invent: anzutreten, als daß ich irgend Jemanden, geschweige Ihnen, dieß Recht irgend verkürzen wollen könnte. An Perthes störte mich etwas ganz Anderes. Was sagen Sie übrigens dazu, daß Goethe jetzt in der Augsburger Allg. Zeitung gegen den Verdacht vertheidigt wird, er habe seine „Kampagne in Frankreich“ geschrieben, weil er mit Geld bestochen worden sey, Wind und Wetter schlecht zu machen und den Herzog von Braunschweig mit den Elementen zu entschuldigen? Daß es einen Lump giebt, der eine solche Anklage vorbringt, wundert mich keineswegs, aber daß sich ein Esel findet, der sie aufnimmt, setzt mich in Erstaunen. Dagegen ergötzt und erquickt mich recht innig die Section, der in demselben Journal das „Kind“ und sein „Briefwechsel mit Goethe“ unterzogen wird, weil es sich durch seine übereifrigen Trabanten gar zu hitzig gegen die nüchterne Kritik des braven Engländers Lewis vertheidigen ließ. Mir war dieß wunderliche Gemisch von erkünstelter Naivetät und überall durchschlagender wohl berechneten Reflexion von jeher widerwärtig, und wenn ich einen Flecken an Goethe kannte, so sah ich ihn darin, daß er sich diesen Trank aus seiner eigenen

Hexenküche Jahre lang hatte auftischen lassen; Herrn Düntzers Ermittelungen, auf Zahlen gestützt und so unwiderleglich, wie das Einmaleins, zeigen aber, daß Frau von Arnim ganz einfach einen Roman geliefert hat, den ein Jeder nach seinem Geschmack hoch oder niedrig stellen kann, wenn er ihn nur nicht als Geschichte geltend machen will. Freilich hätte ich es lieber gesehen, wenn das Gericht erst über ihrem Grabe gehalten wäre, denn sie ist alt und vielleicht gar leidend, aber sie hat es selbst herauf beschworen. Doch, von Possen zum Ernst.

Wenn ein Gedicht, wie „das abgeschiedene Kind an seine Mutter“ Sie nicht stört, so kann das höchst vortreffliche alte Kirchenlied, das Sie mir mittheilen und dessen Dichter ich wohl kennen mögte, auch mir nur zur Erbauung und ernsten Anregung gereichen. Ich habe mir die Menschen im Verhältniß zu der höchsten Angelegenheit des Geschlechts von jeher gern so gedacht, wie sie an Sonn- und Feiertagen um die Dämmerungszeit in einem alten Dom vor und hinter einander sitzen, der durch die Rose sein letztes Licht erhält. Jeder schaut hinein, jeder glaubt am meisten zu sehen und am schönsten zu träumen und Jeder ist mir recht, so lange er nicht allein Augen zu haben behauptet.

Mit Ihrem Urtheil über Häusser, Pertz und Haym stimme ich vollkommen überein; auch Biedermanns „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“, habe ich mit großem Interesse gelesen. Ueberhaupt entwickelt sich unsere Geschichtsschreibung in einem Maaße, daß für unsere Geschichte selbst Gutes davon zu hoffen ist, da Selbst-Erkenntniß doch in der Regel zur Besserung führt. Dagegen hat mich meine Vorliebe für Autobiographien in eine Cloaque geführt, wie ich sie nicht für möglich gehalten hätte; mir sind nämlich Carl Friedrich Bahrdts Leben und Meinungen in die Hände gefallen und ich muß das Buch nach der Gemeinheit der Gesinnung, der Seichtigkeit der Auffassung und der Armseligkeit der Darstellung moralisch, intellectuell und aesthetisch für ein unicum erklären.

Vor acht Tagen hatten wir die große Freude, ganz unerwartet den treuen biedern Putlitz in unsere Thür treten zu sehen; werden Sie Sich niemals nach Wien wenden? Mein Haus hüpft und springt schon wieder bei dem Gedanken an Gmunden; ich selbst werde jedoch vorher nach Weimar gehen. Dort soll nämlich am 24sten Juny zum Geburtstag des Großherzogs meine Genoveva aufgeführt werden und ich bin eingeladen worden, der Vorstellung beizuwohnen. Das ist um so freundlicher, als ich dort im vorigen Jahr bei meiner Durchreise keine sterbliche Seele besucht habe; um so weniger kann ich es aber auch ablehnen, obgleich es immer riscant ist, der ersten Aufführung eines eigenen Stücks in einer fremden Stadt beizuwohnen, und obgleich ich meine Jugend-Arbeiten eigentlich hasse, wenn ich auch die Elemente, woraus sie aufgebaut sind, nicht verwerfen kann. Wie schön wär's, wenn Sie auch in die Gegend kämen! Doch wie selten geht ein Traum in Erfüllung! — Mit den herzlichsten Grüßen von uns dreien (denn die jüngere Christine nimmt sich jetzt auch schon etwas heraus) an Sie Beide.

Düsseldorf 18. Aug. 1858.

Die Reihe, um Entschuldigung wegen auffällig langen Stillschweigens zu bitten, kommt diesmal an mich, mein theurer Hebbel, und auch ich muß mir meine Aufgabe durch die vorauszuschickende Erklärung erschweren, daß Ihr letzter eben so herzlicher als inhaltreicher Brief mir wie nur je einer Ihrer Briefe wohlgethan hat und es doppelt unverzeihlich erscheint, auf eine solche Zuschrift so lange stumm zu bleiben. Und doch darf ich hoffen, meine Entschuldigung mit den wenigen Worten, daß in der Zwischenzeit eine große und entscheidende Lebensänderung bei mir eingetreten und mein lange gehegtes Vorhaben, mich aus dem Staatsdienste zurückzuziehen, zur Ausführung gekommen ist, ausreichend vor Ihnen geführt zu haben. Denn daß ein so wichtiger Entschluß, an dessen Rande ich schon (mit sehnsüchtigen Blicken auf das jenseitige Ufer) seit Jahren stand, ohne über die dabei obwaltenden Bedenken hinweg kommen zu können, nur unter mannigfacher Gemüthsaufregung und Absorbirung nach Seite desselben hin zur Vollziehung gebracht werden kann, ergiebt sich von selbst. Dank der Entschiedenheit des Arztes, so wie der, ich darf sagen, liebevoll freundschaftlichen Weise, womit der Minister meine vorläufige confidentielle Anfrage, fast mit umgehender Post, beantwortete, ist es denn gelungen, der entgegenstehenden Skrupel Herr zu werden, und ich bin in ehrenvollster Weise, unter Beilegung des Charakters als „Geheimer Justizrath" von meinem Amte entbunden worden. So bin ich denn nun gleich Ihnen ein freier Mann, der nur (mit dem Dichter zu reden) noch in des höheren Herren Pflicht steht und der „gebietenden Stunde" zu gehorchen hat. Auch ist es mir seit dem Tage meines Austrittes bis jetzt so gut geworden, mich in munterem Flusse des Schaffens zu sehen und so gleich vom ersten Augenblicke an mich des gegenwärtigsten Bewußtseins, welch ein Glück mir zu Theil geworden, erfreuen zu dürfen.

Als eine weitere Entschuldigung meines Stillschweigens (da allerdings schon einige Wochen seit meinem Amtsaustritte verflossen sind, für welche ich diesen nicht mehr als Schild brauchen kann) darf ich dann noch geltend machen, daß während des Juli ein Besuch meines alten lieben Freundes Schnaase, der ebenfalls wegen Kränklichkeit aus seinem Amte geschieden ist, hier stattfand und wir diesem und seiner Frau auf einige Tage nach Bonn folgten. Ich habe so theils hier, theils in Bonn eine Zeit höchst angeregter Geselligkeit, während deren ich nicht wohl die Sammlung zum Schreiben an Sie finden konnte, verlebt. Giebt es doch auch hier noch immer genug Elemente, um sich unter dem ergänzenden Hinzutritte eines Mannes wie Schnaase zu einem ansprechenden anregenden Kreise zusammenzuschließen. Namentlich ist die Hieherversetzung eines Obristen von Meyerinck, der schon früher zu Immermanns Zeit hier lebte, nnd dessen geistvolle edelgebildete Frau zu unsern nächsten Freunden noch aus jener lebensvollen Zeit her gehört, ein großer Gewinn für uns. Und noch weniger fehlt es in Bonn unter älteren und jüngeren Professoren, Doctoren und Docenten wie unter den dortigen Frauen (ich nenne nur Frau von Bülow, die Wittwe Eduards von Bülow, Tochter des Siegers von Dennewitz und Freundin Dorothea Tiecks) an interessanten Bekanntschaften. Das Alles trägt denn bei, uns an unsern hiesigen Aufenthalt zu fesseln und uns den Gedanken eines

Wohnungswechsels ferne zu rücken; so sehr uns andernseits der Wunsch, unsern Verwandten näher zu kommen, dazu hindrängt. Auch die überraschend freundliche Weise, womit ich mich bei meinem Ausscheiden von Seiten der Beisitzer und Advokaten des Gerichtes durch Ueberreichung eines überaus geschmackvollen und kunstreich gearbeiteten Ehrengeschenkes gefeiert gefunden, hat es mir (wie der Iphigenie Goethes) nahe gebracht, daß ich auch hier Menschen verlassen würde. Wir hatten wohl auf Dresden als künftigen Wohnsitz, unser Auge geworfen, das beide (meine Frau und ich) in Erinnerung früherer schöner Tage sehr lieben und welches in Beziehung auf die Verbindung einerseits mit Berlin (wo unsre Brüder leben) andernseits mit der Lausitz und Schlesien (dem Sitze anderer lieben Verwandten) so bequem gelegen ist. Aber abgesehen von den Banden, die uns hier zurückhalten und unter denen die Scheu vor den Beschwerlichkeiten des Umzuges, des Verpackens, Versendens u. s. w. nicht die geringste Stelle einnimmt, ist doch in dem lieben schönen Orte manches, was mich weniger anmuthet; namentlich der Glanz des Ringes von Poeten und Romanproducenten, der gegenwärtig seinen Glorienschein um die Dresdener Mauern zieht. Ich muß Ihnen nämlich bekennen, daß ich mich, (obwohl selbst ein Stück Litterat) doch im Ganzen und Allgemeinen weit lieber im Verkehre mit (alten und jungen) Gelehrten als mit Litteraten unserer Tage befinde und mich, was das gesellig geistige Leben betrifft, ungleich heimischer in einer Universitätsstadt wie Bonn als in einem Musensitze wie das heutige Dresden fühle. Vor allem bleibt die Gegenwart Gutzkow's bei der gründlichen Verschiedenheit unserer Richtungen und so wie mir seine Persönlichkeit geschildert wird, ein Stein des Anstoßes; nur um so mehr, weil er in seinen Unterhaltungen am häuslichen Heerd mit meinem Holm (wenn auch nur in kurzer flüchtiger Berührung) ganz säuberlich verfahren ist, und ich also nicht wohl umhin könnte, mich ihm freundlich zu nähern.

Daß Sie sich auch in einem Operntexte versucht haben, wird Ihnen, so gelungen wie Ihnen die Arbeit scheint, nicht bloß in blankaufgezählter Münze seine Frucht bringen; wenn auch schwerlich den Dank und die Anerkennung, die Ihre Dichtermühe dabei verdient hat. Jedenfalls behält schon die Uebung Ihrer Kräfte nach einer neuen Seite hin und die Ihnen dadurch eröffnete Gelegenheit zu einem tieferen Einblicke in das Verhältniß von Poesie und Musik einen Werth; obschon ich dieses Verhältniß in der Weise wie es sich in der Oper ausspricht (wo sich, wie Sie richtig bemerken, der Poet darauf zu beschränken hat, dem Musiker die Linien zu ziehen) nicht für das legitime erachten kann. Ich muß zwischen diesem Verhältnisse und demjenigen, das zwischen beiden Künsten in der griechischen Tragödie stattfand, eher einen Gegensatz als etwas Verwandtes annehmen. Bei den Chören der Tragiker hatte sich die Musik zu bescheiden, das, was sie der Poesie gegenüber sein soll, eine begleitende, die Wirkung verstärkende und erhöhende Kunst zu sein, während sie sich in der Oper unverhältnißmäßig in den Vordergrund drängt und ihre dichterische Schwester nur zu oft zu einem schmählichen Knechtsdienste herabdrückt, ja sie auch da, wo der Poet ist und leistet was er soll, zur dienenden Stellung zwingt. Doch wer wollte die Opern eines Mozart (in dem ich gewissermaßen unsern größten

Dramatiker und musikalischen Shakespeare verehre) den Fidelio Beethovens und so vieles Andre um eines aesthetischen Gesetzes willen und aus Poeteneifer für die Würde der Dichtkunst entbehren? Weder Sie noch ich sind der Mann dazu.

Es wäre mir sehr lieb, Ihre beiden kritischen Aufsätze kennen zu lernen. Leider habe ich im Umfange meines hiesigen Lebenskreises keine Gelegenheit, ihrer habhaft zu werden, da kein Exemplar der Wiener Zeitung in diesen Kreis dringt. Namentlich der Aufsatz über Bodenstedt würde mir von großem Interesse sein. Ich habe mich in den letzten Jahren vielfach mit den Dramen Beaumonts und Fletchers in Folge der Acquisition der vortrefflichen Ausgabe von A. Dyce beschäftigt. Das Tragische ist allerdings meistentheils übertrieben und manierirt, ohne die Wahrheit und Gründlichkeit der Shakespearischen Charakterentwickelung, wie ohne die Tiefe seiner Weltbetrachtung; obwohl auch im Tragischen einzelnes Treffliche geleistet ist. Dagegen bewundre ich an den komischen Scenen eine Leichtigkeit der Bewegung und eine Grazie des Humors, wie wir ihr bei Shakespeare wenigstens nicht überall in gleichem Grade begegnen und wogegen sich eine gewisse wortspielende Richtung in der Komik des letzteren (die er übrigens mit mehreren anderen Dramatikern jener Zeit theilt) fast gesucht und schwerfällig ausnimmt. Freilich bleibt dem Unvergleichlichen auch im Komischen der Ruhm einer größeren Tiefe der Gestaltenschöpfung und Charakteristik; auf eine Figur wie Falstaff darf man bei Beaumont und Fletcher nicht hoffen.

Wie ist es denn mit der Weimarischen Aufführung Ihres Stückes geworden? Sie müssen es schon mit meiner geringen und gewöhnlich sehr spät nachholenden Journallectüre entschuldigen, wenn ich davon noch keine Kenntniß habe. Auch Ihre Villegiatura in Gmunden, welcher, als Sie mir Ihren letzten Brief schrieben, Ihr ganzes Haus entgegen „hüpfte und sprang“ liegt nun wohl schon mit all ihrem Naturfrieden und ihren reichen Naturfreuden wieder hinter Ihnen. Von uns aber soll der Wanderstab erst ergriffen werden. Wir denken in nächster Woche zunächst über Heidelberg und Stuttgart nach Sigmaringen und dem Bodensee, dann von da nach Dresden, der Lausitz und zuletzt Berlin zu gehen und nach Mitte Oktober hierher zurückzukehren.

Darf ich Ihnen schließlich noch eine poetische Novität von Bedeutung empfehlen? Die Tragödie: Kolumbus von Werder. Versäumen Sie nicht, sich damit bekannt zu machen. Es ist nach meiner Ueberzeugung ein edles und großes Dichtwerk von ächter Währung. Der Hauptübelstand, daß in den ersten Scenen des 3. Aktes ein auffälliges Sinken der Behandlung und des Interesses eintritt, wäre leicht zu beseitigen gewesen, wenn der Verfasser sein Gedicht statt in ein Vorspiel und 5 Akte in 2 Theile (jeden von 3 Akten, wie die Tochter der Luft von Calderon) getheilt hätte. Die Eintheilung drängt sich von selbst auf, indem sich das Ende des jetzigen 2. Aktes (die Entdeckung von Amerika) als ein prägnanter Schluß für die erste Abtheilung bietet. Jene jetzt auffällige Ermattung und Stockung in den nächstfolgenden Scenen würde, wenn diese Scenen als die Exposition und der neue Anlauf eines zweiten Stückes ständen, nicht bemerklich werden oder vielfach völlig den Charakter verändern. Die Conception des Helden mit seiner unbeugsamen Sicherheit des Gelingens und seinen, bei allem Scharfblicke des Genius, märchenhaft visionairen phantastischen

Vorstellungen, die seiner Bedeutung und Würde als Geistesheros doch durchaus keinen Eintrag thun, halte ich für wahrhaft genial, ebenso vortrefflich scheinen mir Königin Isabella und Ferdinand gedacht und ausgeführt, mehrere Scenen von hoher dramatischer Lebendigkeit, die Sprache einfach und markig, von Schillers „zehnfach abgebrühter Phrase“ weit ab. Es ist merkwürdig, hier einen Dichter vor sich zu haben, der bis zu vorgerücktem Lebensalter nur Ein Trauerspiel zu produciren vermocht hat, seit mehr als 1½ Decennien an dem Einen Trauerspiele herumarbeitet und am Ende doch etwas Vortreffliches und Kräftig-Lebendiges zu Stande bringt; aber es ist zu Stande gebracht. — —

Wien d. 28sten Jan: 1859.

Sehr lange, mein theurer Freund, haben Sie Nichts von mir gehört. Auch kann ich mich keineswegs auf gewichtige Arbeiten berufen, die mich am Schreiben verhindert hätten. Aber es giebt einen Zustand, in dem Nichts geschieht und der den Menschen nichtsdestoweniger eben so in Anspruch nimmt, als ob er in jeder Stunde einen Wechsel zu bezahlen hätte. Das ist der Zustand, in dem so viele Anforderungen an ihn gestellt werden, daß er nicht weiß, welche er zunächst befriedigen soll und welche zuletzt. Da dreht er sich im Taumel herum, macht seine Gläubiger ungeduldig und verliert den Kopf bis auf den Grad, daß er die Schlüssel nicht finden kann und wie ein Banquerottirer dasteht, obgleich es im Schrank an Gold und Silber nicht fehlt. So erging es mir diesen Herbst. Was sollte ich nicht Alles! Vorlesungen über's Drama halten, den zweiten Theil der Nibelungen vollenden, einen Demetrius schreiben und daneben alle möglichen Geschäfte betreiben. Nun haben wir den Januar bald hinter uns und bis auf zwei ein halb Acte Demetrius ist Nichts geschehen.

Ich schaud're, indem ich nach dem Datum Ihres Briefs schiele. Mitte August! Was ist das schon wieder für eine Reihe von Tagen! Die Zeit glaubt sich schon aufzuhalten, wenn sie den Menschen in ihrem Fluge auch nur streift und der Mensch geberdet sich, als ob er sie fest genagelt hätte. Die meisten Ihrer Fragen brauche ich nun gewiß gar nicht mehr zu beantworten. Aber ich will es doch thun, denn wenn Sie ein Journalleser sind, wie ich, so kann Ihnen das, was 1858 vorfiel, noch 1860 neu seyn. Mit meiner Genoveva ging es in Weimar vortrefflich; das seltsame leidenschaftliche Stück gewann mir selbst hie und da einen Eindruck ab, obgleich ich freilich auch zuweilen lächeln mußte, wenn das Publicum seine Ovationen darbrachte. Ein gewisser „Sturm und Drang“ im Ganzen hilft über die Jugendlichkeiten und Uebertreibungen im Einzelnen hinweg, und Motive, wie z. B. der Tolle, glaube ich loben zu dürfen. Der Großherzog benahm sich ausnehmend liebenswürdig gegen mich und überreichte mir unter Anderem zwischen dem vierten und dem fünften Act seinen Orden; auch knüpfte sich dort zwischen mir und der Altenburg, auf der Liszt und die Fürstin Wittgenstein mit ihrer Tochter leben, ein Verhältniß an, dem ich Dauer versprechen mögte. Ich correspondire mit der Prinzessin und selten ist mir eine solche wunderbare Mischung von Cultur und Natur entgegen getreten, wie in diesem jungen Mädchen. Einen eigenthümlichen Eindruck machte es auch

auf mich, in der alten Großfürstin, die mich gleichfalls zur Tafel lud, dieselbe Maria Paulowna zu sehen, an die Schiller vor mehr als einem halben Jahrhundert seine Huldigung der Künste gerichtet hatte; es war mir fast, wie eine Geister-Erscheinung. Uebrigens gehört das Leben in einer kleinen Stadt, wenn man nur vierzehn Tage darin bleibt, mit zu den größten Anstrengungen, die Einem auferlegt werden können, und wie es endlich vorüber war, bedurfte ich der ländlichen Abgeschiedenheit, die unser kleines Nest in Gmunden uns darbietet, so wie der stärkenden und erfrischenden Bäder gar sehr. Neu gekräftigt und wohl gemuth kehrten wir dann nach Wien zurück, hatten hier aber auch schwere Proben zu bestehen, die zwar, Gott sey gedankt, bis jetzt ohne Gefahr, aber doch nicht ohne Angst vorüber gegangen sind. Der Gesundheits-Zustand ist hier immer schlecht, aber diesen Winter war er schlechter, wie je; die fürchterlichsten Epidemieen lös'ten sich einander ab und uns're nächsten Freunde wurden bitter betroffen. Unser Töchterlein legte sich mehrere Male mit starkem Fieber zu Bett, doch ging der Anfall immer glücklich vorüber. Daneben hatte ich wegen meines Gedichts „Mutter und Kind“ das zu Weihnacht erscheinen sollte und erschien, allerlei Differenzen mit meinem Verleger Campe abzuwickeln. Er hatte die Auflage noch einmal so groß gemacht, als bedungen war und wollte das Buch nun zur Ausgleichung für immer an sich bringen. Darauf ging ich nun nicht ohne Weiteres ein, weil die Publication ungewöhnliche Aussichten zu haben schien, wie sich auch bestätigt hat, er ließ aber nicht ab und wir verständigten uns zuletzt auf eine Weise, zu der ich mir höchlich gratuliren darf, denn er zahlte mir nicht allein ein Honorar von 1500 fl. C. M., sondern er gab mir auch das freie Verfügungsrecht über meine früheren fünf Artikel zurück und reservirte mir die Befugniß, das Gedicht in eine dereinstige Gesammt-Ausgabe mit aufnehmen zu dürfen. Damit ist ein großer Stein des Anstoßes für mich beseitigt.

Ihr Austritt aus dem Staatsdienst ist ein Schritt, den Sie gewiß nie bereuen werden. Wohl aber kann ich begreifen, daß der letzte, entscheidende Entschluß schwer zu fassen war. Auch kann ich Ihnen vollkommen nachempfinden, daß es Ihnen schwer fällt, von Düsseldorf zu scheiden und nach Dresden überzusiedeln. Nur werden die Dresd'ner Literaten sich schwerlich auf die Länge als ein irgendwie zu beachtender Gegengrund in Ihren Augen behaupten. An und für sich ist dieser Menschenschlag jetzt gewiß nicht besser und nicht schlechter, wie er immer war. Er recrutirte sich zu allen Zeiten aus den Individuen, die sich für einen gewöhnlichen Lebensberuf zu gut dünkten und denen doch für einen höheren das nöthige Zeug fehlte, und die Schäferchöre, die hinter Geßner herzogen, waren um Nichts anständiger (sie zeigten's, wenn sie angegriffen wurden!) als die Räuberbanden, die Schiller als Chef begrüßten oder die Socialisten, die sich den jetzigen Führern anschließen. Dann aber ist auch gerade diesen Leuten leichter auszuweichen, als allen Anderen; es wimmelt z. B. in Wien von ihnen und ich verkehre mit keinem Einzigen, obgleich meine Frau dem Theater angehört. Durch die lassen Sie Sich also die schönste Elbstadt, die auch ich sehr lieb habe, ja nicht verleiden.

Den Kolumbus von Werder habe ich gelesen und finde ihn allerdings anders

und besser, als ich nach den mir bekannten Proben erwarten durfte; wir sprachen bereits in Marienbad darüber. Einen Dichter kann ich in dem Verfasser aber auch jetzt noch nicht erblicken, sondern einen merkwürdigen Geist, der sich mit so selt'ner Energie in die tragische Form hinein gearbeitet, ich mögte fast sagen: hinein gewühlt hat, daß sie ohne eine individuelle Zuthat von ihm zu klingen anfängt. Alles Allgemeine des Stücks, den Plan, die Anlage der Charactere, die Intentionen der Sprache sogar, finde ich vortrefflich; für mein Gefühl tritt aber Nichts in's Leben. Die tragischen Mächte sind wirklich heraufbeschworen, aber, um ein Bild von Plutarch zu entlehnen, nur die Mütter ohne ihre Kinder; man wird auf geweihten Boden versetzt, aber man trifft dort nur Schatten an, die nicht bluten können. Das zeigt sich am eclatantesten in der Sprache, die ja auch der eigentliche Barometer des Lebens ist; überall Allegorien, statt Tropen. Bei alledem jedoch ist das Gedicht höchst beachtungswerth und ich habe selbst schon bei mehreren Gelegenheiten aufmerksam darauf gemacht. Sehr interessant wäre es, wenn wir darüber mündlich reden könnten; gerade an Gränz-Producten, wie dieses eins seyn muß, da wir in unseren Ansichten darüber doch etwas auseinander gehen, lassen sich Probleme entwickeln, die sich sonst jeder Erörterung entziehen. Aber freilich hilft das Schreiben bei solchen Gelegenheiten wenig.

Mögen Sie mit Ihrer Frau Gemahlin das neue Jahr auf eine Ihren Wünschen entsprechende Weise angetreten haben und mögen wir alle es in Frieden endigen! Dieß Letztere halte ich zwar kaum für möglich; mögen wir Deutsche denn wenigstens Wälschem Uebermuth gegenüber Alle für Einen stehen und während des Kampfes mit dem äußeren Feind auch im Innern die Bollwerke erringen, ohne die alle Staaten der Erde trotz Kanonen und Bajonetten verloren sind!

Düsseldorf 6. Juni 1859.

Schon lange, mein theurer Hebbel, ringe ich mit dem Vorhaben, an Sie zu schreiben. Nur die Sorge, daß ich mich von meinem preußisch-deutschen Standpunkte über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse und Kriegshändel nicht in einem Sinne äußern möchte, der Ihrer eigenen Ansicht und (nach Ihrem letzten Briefe zu urtheilen) oestreichisch-deutschen Auffassung entspricht, hat mich nicht dazu kommen lassen. Denn ganz davon zu schweigen, war ja nicht möglich. So bin ich denn zu dem Entschlusse gediehen, mich in vollster Offenheit gegen Sie gehen zu lassen; im Vertrauen darauf, daß wir uns ja schon beide daran gewöhnt haben, auch eine Meinungsverschiedenheit in wesentlichen und wichtigen Dingen an einander zu dulden.

Doch ehe ich mich auf ein Besprechen unserer politischen Lage einlasse, habe ich Ihnen etwas mitzutheilen, wobei wir uns einstimmender begegnen werden und womit ich — offen gestanden — eine kleine captatio benevolentiae bei Ihnen zu erzielen hoffe. Hört doch ein jeder Dichter, wie jeder Vater, gern Liebes und Freundliches über sein Kind. So empfangen Sie denn vor allem den Ausdruck der reinen und hohen Befriedigung, die ich Ihrem vortrefflichen Gedichte „Mutter und Kind“ verdanke. Zweimal (erst für mich, dann mit

meiner Frau) habe ich es mit gleich hohem Genusse gelesen. Es ist Ihnen hier in beneidenswerthester Weise gelungen, Ihren Stoff recht aus der Unmittelbarkeit des gegenwärtigsten Lebens zu greifen, ihn auf das realste, localste, volksthümlichste zu veranschaulichen und zugleich der Reinheit poetischer Gestaltung ihr volles Recht zu lassen. Und welche Fülle einzelner Schönheiten in der Ausmalung von Naturempfindungen oder Verhältnissen und Scenen eines traulichen Familienlebens! Ich kann Ihnen über den glücklichen Wurf nur meine herzlichste Freude aussprechen und fühle mich fast versucht, dieses Gedicht (wenn auch nicht an poetischer Kraft und Talentbewährung) doch an Milde und Reife der Conception wie an harmonisch anmuthiger — ich möchte sagen, ungestört liebenswürdiger — Ausführung, überhaupt an schlichter Wahrheit und ebendadurch ächter Kunstmäßigkeit, an die Spitze Ihrer Werke zu stellen.

Lassen Sie mich, indem ich zu meiner Auffassung der gegenwärtigen politischen Lage übergehe, mit dem Bekenntnisse beginnen, daß ich mich durch dieselbe in der traurigsten Spaltung, dem fatalsten Widerstreite meiner Gefühle befinde. Wie sollte ich mich der patriotischen Aufwallung in Süddeutschland nicht aufrichtig freuen, so viel politisch Unreifes und prahlerisch Lärmendes sie an sich trägt; so sehr man das, was ich die Nemesis des Rheinbundes nennen möchte, und in der Mißstimmung gegen Preußen einen undankbaren Neid gegen dieses darin wirksam sieht, so viel zweideutige Elemente auf ihre Erregung eingewirkt haben. Aber wie man sich auch über diese süddeutsche Wallung im Hinblicke auf frühere Jammertage zu erfreuen hat, es bleibt zu beklagen, daß sie in einen Augenblick fällt, wo sie sich den Interessen des Hannoverschen Junkerregimentes und der Pfordtenschen Politik zu einem gelegenen Werkzeuge bei Störung der friedlich gedeihlichen Entwickelung des glücklichen Umschwunges in den inneren Verhältnissen Preußens bietet; daß sie sich bei einer Gelegenheit äußert, wo sie sich nur auf Kosten der Nationalität eines andern Volkes und als das Bestreben, dessen Unterdrückung zu befestigen, geltend machen kann. Ich kann und will meine Sympathien für das unglückliche Italien nicht verleugnen. Dieselben sind schon frühe durch Lesung von Sismondi's Histoire des républiques italiennes in mir angeregt, durch vielfache Beschäftigung mit italienischer Sprache und Litteratur genährt worden, haben auch bereits in meinem Holm (Abth: II, B. 1. pag. 311 ꝛc.) Ausdruck gefunden. Es ist ein sich vordrängender Ehrgeiz in dem Königshause von Sardinien; aber ich müßte mich allen historischen Urtheils entschlagen, wenn ich mir verhehlen wollte, daß (wenn es ihm je gelingen sollte, sein Ziel zu erreichen) dem ersten Könige von Italien ein hoher und ächter Ruhmesplatz in der Geschichte seines Volkes nicht entgehen wird. Auch kann ich mich nicht entschließen, den Italienern daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie nach dem Beistande Louis Napoleons bei Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit greifen. Haben doch auch wir Deutschen bei unsrem Befreiungsringen den Beistand der Russen nicht verschmäht, und kann doch, wie ich meine, nur ein kurzsichtiges Auge sich darüber täuschen, wie verschieden die Stellung, die Art der Begabung, die durch beides angewiesenen Lebensaufgaben Napoleons III. von denen Napoleons I. sind, aus wie nahe liegenden und schlagenden Gründen man sich bei jenem nicht auf die Eroberungsgier seines Oheims, sondern auf

das Buhlen um einen Nimbus der Großmuth und Völkerbeglückung gefaßt halten darf. Und soll ich mir andernseits verbergen, daß eine Herrschaft wie die oestreichische in Italien, mit solchem Widerwillen des beherrschten Volksstammes bis in die höchsten Stände hinauf, etwas unnatürliches ist; daß die mit den kleinen Tyrannen Italiens abgeschlossenen Verträge das darüber in einem Artikel der Times gesprochene Verdict vollaus verdienen? Ich müßte, um ein Herz für die Erhaltung der oestreichischen Herrschaft in Italien zu gewinnen, der Möglichkeit, daß Oestreich mit seinem Systeme der geistigen Verdumpfung und jesuitischen Concordatspolitik je eine ähnliche Uebermacht in Deutschland gewinnen könnte, nicht als einer Bedrohung des besten deutschen Lebens ins Auge sehen.

Glauben Sie nicht, daß ich darum aus den Augen verliere, welch ein edler deutscher Volksstamm den Kern der oestreichischen Monarchie bildet, daß ich keine Theilnahme für die deutschen Brüder im blutigen Todeskampfe mit den Heermassen der Napoleoniden habe, daß ich die Gefahr, die auch uns bei einem siegreichen Anschwellen der Macht des letzteren bedroht, verkenne. Nur werden Sie es begreifen, warum der gegenwärtige Moment kein solcher für mich ist, wie er mir aus den Knabenjahren her beim Ausbruche des großen Kampfes von 1813 in der Erinnerung steht, daß ich mich von streitenden Gefühlen dabei hin und her gezogen fühle und zu einer in sich harmonischen Stimmung der Hingebung an die Sache, die sich als die Sache Deutschlands hinstellt, nicht gelangen kann.

Und doch würde mir eine solche harmonische Stimmung auch mit Rücksicht auf meine persönliche Lage eine große Wohlthat sein. Denn der Kampf, in den unser Preußen früher oder später hineingerissen zu werden droht, ist auch für meine persönlichen Verhältnisse und Gefühle ein schwer bedrohlicher. Einen auf das innigste geliebten Bruder und außerdem zwei Neffen (den Sohn einer verstorbenen Schwester und den Sohn, den einzigen meiner noch lebenden Schwester — den letzteren mitten aus seiner friedlich juristischen Ausbildung herausgerissen — würde ich in den Reihen der Kämpfer sehen, und fühle mich zu wenig stählernen Sinnes und von zu nahem Mitgefühle für die zagende Mutter und Gattin bewegt, um mich ohne Erbangen in die Vorstellung finden zu können. Nur eine Stimmung der Begeisterung, wie sie a 1813 für Preußen vorhanden war, nur ein volles Herz für den bevorstehenden Kampf, wie ich es **nicht habe,** könnte mich über dieses Erbangen hinausheben.

Welche schauderhaften Metzeleien, ohne daß sie, wie es scheint, durch einen großartigen Kriegszweck von Seiten der Heerführer gerechtfertigt werden, in diesem unseligen Kriege; als wolle man das Kriegführen dadurch, daß man es zur zwecklosen Menschenschlächterei erniedrigt, doppelt gehässig machen.

Indem ich meinen Brief durchlaufe, beunruhigen mich zwei Besorgnisse ganz entgegengesetzter Art; die eine, Sie, wenn Sie damit nicht übereinstimmen, verletzt zu haben; die andre, wenn mehr Uebereinstimmung als ich unterstelle vorhanden wäre, Sie vielleicht zu Aeußerungen dieser Uebereinstimmung zu verleiten, welche, vor unrechte Augen kommend, Ihnen schaden könnten. Auch um meinetwillen und um mich vor Vorwürfen, die ich mir machen würde, zu bewahren,

erlaube ich mir daher die Bitte, Ihre Antwort im letzteren Falle nur ganz allgemein und andeutend zu fassen.

Orth bei Gmunden d. 25. July 1859.

Verehrtester Freund!

Der erste Act des furchtbaren Dramas, welches Deutschland durch den Napoleoniden bevorsteht, ist geschlossen. Alles ist gegangen, wie es ging, als der große Soldaten-Kaiser die tausendjährige Schöpfung Karls des Großen über den Haufen zu werfen begann und Alles wird wohl so fort gehen. Früher glaubte ich, wenn ich die Geschichte jener Zeit las, z. B. bei Pertz oder bei Häusser, die Kurzsichtigkeit oder die sittliche Verkommenheit der handelnden Personen habe die Katastrophe herbei geführt. Jetzt bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein Gesetz gewaltet hat, denn sonst könnten Gegenwart und Vergangenheit nicht so ganz zusammen fallen, und das entschuldigt die Menschen, macht die Thatsachen aber freilich auch nur um so schneidender.

Doch, bevor ich fort fahre, muß ich über meinen Standpunct ein Wort sagen, da Sie diesen nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben scheinen. Es ist so wenig der Oesterreichische, als der Preußische, sondern der allgemeine Deutsche und ich befinde mich, wie es sich für den geborenen Schleswig-Holsteiner ja auch wohl vor Allen ziemt, immer auf der Seite derjenigen unserer beiden Hauptmächte, die das Deutsche Interesse am besten vertritt. Ich habe mit der Wiener Politik als solcher nicht das Mindeste zu schaffen und wüßte auch nicht, bei der Behandlung, die mir von jeher in Oesterreich zu Theil geworden ist, wie mich nur der entfernteste Verdacht einer bewußten oder unbewußten Vorliebe treffen könnte. Aber ich bestrebe mich, gerecht gegen sie zu seyn und ich kann nicht vergessen, daß Oesterreich von Napoleon, dem Dritten, Nichts zu fürchten gehabt hätte, wenn es nicht vier Jahre früher gegen Nicolaus den Ersten aufgetreten wäre. Das geschah aber im Deutschen Interesse, gleichgültig, ob dieses in erster oder in zweiter Linie stand, und nur, weil es sich in der letzten Stunde (sie ist vorüber und ich unterdrücke die ernste Betrachtung, die sich hier von selbst ergiebt) dem russischen Koloß entgegen stellte, statt ihm die Bahn zu ebnen, hat es jetzt die Lombardei verloren, statt die Donau-Fürstenthümer zu gewinnen, als sie billig zu haben waren. Dieß Alles steht für mich, der ich Oesterreich mit sehr kühlen Augen betrachte, unwidersprechlich fest und die Geschichte wird es bestätigen.

Was nun noch meine ganz persönlichen Verhältnisse anlangt, so habe ich sicher noch viel triftigere Gründe, wie Sie, mich des raschen Friedensschlusses zu freuen. Mein eigener Sohn hätte beim nächsten Aufgebot, das vor der Thür stand, in's Feld rücken müssen, ohne sich loskaufen oder durch einen Ersatzmann vertreten lassen zu dürfen. Und mein kleines Vermögen, die einzige Aussicht meiner alten Tage und nicht ohne Schweiß zusammen gebracht, wäre bei unseren zerrütteten Finanz-Zuständen höchst wahrscheinlich darauf gegangen; wenigstens hielt ich die in meinen Händen befindlichen Papiere nach den Coursen für nicht viel besser, als Fidibusse. Nichtsdestoweniger gehörte der Tag, der mir die

Nachricht von dem Friedensschluß brachte, zu den traurigsten meines Lebens; ich kann Oesterreich den Schritt aber nicht im Mindesten verargen, sondern muß Preußen die volle Verantwortlichkeit dafür zuwälzen, wenn es anders wahr ist, daß es nur mit der Diplomaten-Feder, nicht aber auch mit dem Schwert für die von ihm selbst im Jahre 1815 mit festgesetzte Magna Charta von Europa hat kämpfen wollen. Oesterreich folgte der gebieterischen Nothwendigkeit, als es die seit den Hohenstaufen mit dem edelsten deutschen Blut gedüngte und nur durch dieß Deutsche Blut der gänzlichen Versumpfung entgangene Lombardei hingab; Preußen hielt aber nicht bloß die eig'ne Hülfe zurück, sondern legte auch das übrige Deutschland an die Kette und schadete der Zukunft unseres Volks dadurch unendlich viel mehr, als es seiner Vergangenheit je genützt hat. Darum wünsche ich ihm jedoch, und ich brauche es wohl nicht hinzu zu fügen, keineswegs eine Strafe, wie sie die Nemesis zu verhängen pflegt, obgleich sie nicht ausbleiben wird, wenn Napoleon im nächsten Jahre nach dem linken Rheinufer greift und die einzig-schöne Begeisterung, die jetzt resultatlos in's Leere verflog, nicht wieder empor flammen will. Ich weiß nur zu gut, daß die Deutsche Geschichte eine reinere Verkörperung des tragischen Grundgesetzes ist, wie das beste Drama von Sophocles oder von Shakespeare, und ich gehöre zum Chor, der nicht schilt oder verdammt, aber zusieht und prophezeit. Man glaubt eben auf beiden Seiten Recht zu haben und hat leider auch alle die Gründe anzuführen, die so lange stichhaltig sind, bis der höchste Gesichtspunct sie auflöst.

Doch, ich muß motiviren und werde am besten thun, hierbei einfach Ihrem Briefe zu folgen. Sie haben Sympathie für die Italiäner und trauen ihnen nationale Lebensfähigkeit zu; ich halte sie, auf Anschauungen gestützt, die ich in ihrer Mitte gewann, in dieser Beziehung für viel verkommener, wie Juden und Polen, und zwar durch eigene Schuld, durch den Mangel des Staatenbildenden Factors, nicht durch die Schuld des Regiments. Wo sie stehen, das zeigen sie auch durch die Art der Kriegsführung und durch die Waffen, deren sie sich bedienen; sie reißen im Frieden armen Soldaten, die durch strenge Befehle zur Passivität verdammt sind, die Cigarre aus dem Mund und mißhandeln, wenn sie oben auf schwimmen, wie jetzt, jeden Deutschen, der sich erlaubt, seine Muttersprache zu reden, während in Wien die Italiänische Oper ruhig fort singt und jeder Italiänische Kaufmann ungestört sein Geschäft betreibt. Ich glaube nicht, daß ein Volk, dessen Freiheitsdrang sich in Zügen von so maßloser Gemeinheit manifestirt, durch etwas Anderes, als durch jenen lächerlichen Ahnendünkel, in Bewegung gesetzt wird, der mir schon vor funfzehn Jahren in Rom ein Epigramm abdrang. Doch Sympathie und Antipathie würden hier höchstens dann etwas entscheiden, wenn Oesterreich seine Italiänischen Provinzen durch das Recht der Eroberung, statt durch das der Verträge besessen hätte; das ist aber so wenig der Fall, daß ihm das Lombardisch-Venetianische Königreich ja fast mit Gewalt von denselben Mächten aufgedrungen wurde, die ihm jetzt den Besitz desselben bestreiten. Die Herren Russen, Engländer und Franzosen wußten freilich wohl warum; die Niederlande, die Oesterreich zurück verlangte, wären bald wieder fest mit ihm zusammen gewachsen und die Italiänische Schlinge

war jederzeit leicht geknüpft. Daß man mit dem Italiänisch-Oesterreichischen Regiment vom Grafen an bis zum Facchino herunter (der Unterschied bedeutet dort freilich nicht viel) höchst unzufrieden war, ist gewiß; man würde aber mit jedem Regiment unzufrieden gewesen seyn und das Oesterreichische hatte nur den Einen Fehler der zu großen Milde, die überall besser am Platze ist, wie in Italien, wo man sie für Schwäche und Feigheit hält. Doch wohin geriethen die Staaten, wenn man auf solche Unzufriedenheits-Äußerungen hin den Vertragsbruch sanctioniren wollte? Nun, wir werden es schon sehen, wenn der Befreier Italiens im zweiten Act als Befreiër Polens auftritt und für seinen Laguéronnière und sein Manifest die Zeugen abhört, zunächst ohne Zweifel in Posen. Ueber den Befreier selbst brauche ich, nun sein Meisterstück vorliegt, gewiß kein Wort zu verlieren; der Mann war für mich immer von Glas, schon 1852, und wird es jetzt wohl für Jedermann seyn, denn ich kenne gar keinen öffentlichen Character, der offenherziger in seinen Zwecken wäre, wenn er auch die Mittel, durch die er sie zu erreichen sucht, sorgfältig verbirgt. Den einen hat er jetzt durchgesetzt, die Oesterreichische Herrschaft ist in Italien der Französischen gewichen und damit eins der letzten Bollwerke Deutschlands gefallen, ohne daß Preußen sich regte; wenn Oesterreich sich an Preußen ein Beispiel nimmt und, sein Particulair-Interesse dem allgemeinen voranstellend, in der entscheidenden Stunde diplomatisirt, statt zu handeln, was ich für mehr als wahrscheinlich halte, so wird er auch den zweiten nicht verfehlen und Deutschland den Rhein nehmen. Dann schließt Rußland ganz einfach die Donau und die Grundbedingungen unserer nationalen Existenz, der alle modernen Concordate Nichts anhaben können, sind für immer abgeschnitten. Hier, mein theurer Freund, haben Sie meine Auffassung der Dinge. Ich bin mir keiner Vorliebe für Oesterreich, keiner Abneigung gegen Preußen bewußt, weit eher findet das Gegentheil Statt, dennoch steht sie mir unwandelbar fest. Sollten wir uns nicht verständigen können, so wollen wir uns in dieß Schicksal finden und einen neuen Beweis darin erblicken, daß das politische Deutschland im Kleinen, wie im Großen dem tragischen Gesetz verfallen ist.

Ihr Wort über mein Epos hat mir höchlich wohlgethan; ich hätte es kaum so freundlich erwartet. Wo ist der schöne Frühling, in dem ich Veilchen pflückte und Dutzende von Hexametern schrieb! Der jetzige Frühling hat mich anders behandelt! Ich bin in den Orden der Gichtbrüchigen eingetreten, habe drei Wochen liegen müssen, wie ein krumm geschlossener Soldat und genieße noch jetzt Kinder-Freuden, indem ich Milch trinke und Gehen lerne. Dieß ist seit zwei Monaten mein erster ausführlicher Brief, wenn ich einen einzigen an die Princessin Wittgenstein in Weimar ausnehme, der ich für eine große Freundlichkeit Dank schuldig war. Möge es Ihnen um so viel besser ergehen!

Düsseldorf 16. März 1860.

Ob ich, mein verehrter Freund, nach so langer Säumniß in Beantwortung Ihres Briefes vom 25 Juli v. J. wieder einmal bei Ihnen schriftlich anklopfen und auf ein, wenn auch ein wenig verstimmtes und grollendes „Herein!“ hoffen

darf? Besonders, wenn ich Ihnen gestehe, daß eine gewisse Verstimmung meinerseits über den in Ihrem Briefe zu Tage tretenden und darin so scharf ausgesprochenen Gegensatz in unserer politisch-patriotischen Stellung es zunächst war, was mir (in der Besorgniß, uns über unsre politischen Differenzen noch weniger als über unsre religiösen verständigen zu können) die Feder lähmte. Klang doch aus jedem Worte Ihres Briefes der Zorn über die Verkehrtheit, wo nicht charakterlose Schwäche dessen, was Sie als meine Ansicht bekämpften, mit einer Bitterkeit hervor, die Sie selbst mein freudiges Eingehen auf Ihr vortreffliches Gedicht „Mutter und Kind" nur in ziemlich kühler Weise erwiedern ließ. Sie hätten, schreiben Sie, ein so freundliches Wort von mir darüber kaum erwartet. Warum das bei einem Werke, auf welches Sie, nach Ihren früheren Mittheilungen darüber, selber mit Gunst und Vertrauen zu blicken schienen?

Doch soll mich das nicht abhalten, noch einmal auf Ihr treffliches Gedicht zurückzukommen und Ihnen zu sagen, daß es die Probe, die ich fast als die wichtigste für den Werth eines Dichtwerkes halte, bei mir bestanden hat. Was ich meine, ist die Nachhaltigkeit des empfangenen Eindrucks, die demselben, statt ihn durch die Zeit erbleichen und abschwächen zu lassen, eher, je mehr er in die Ferne zurücktritt, nur frischere Färbung giebt.

Hätte ich nicht wirklich in Folge Ihres Briefes an einer Art von Lähmung meiner Feder gelitten, so müßte mich schon die Nachricht von den erheblichen rheumatischen Beschwerden, von denen Sie heimgesucht waren, zu rascher Beantwortung und Erkundigung getrieben haben. — Möchten doch gegenwärtig diese Beschwerden schon längst und für immer beseitigt sein!

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, unsern politischen Dispût von damals wieder aufzunehmen. Daß es unsrem Preußen mit seiner Mobilmachung im vorigen Jahre (die ja wahrlich zu einer bloßen Spielwaffe für unser Land nicht geeignet ist) nur zu ehrlicher Ernst gewesen, sowie an der Befähigung und Würdigkeit der Italiener, sich als Volk zu constituiren, werden Sie jetzt unmöglich mehr zweifeln können. — Nur einen Punkt, der eine mehr persönliche Beziehung hat, muß ich noch einmal berühren. Ich kann und will so wenig jetzt als damals verleugnen, daß ich bei dem Kampfe des vorigen Jahres für unser Preußen eine ähnliche Aufforderung zur Betheiligung wie im Jahre 1813 oder auch 1805 nicht habe erkennen können oder, insoweit ich sie erkannte, doch nur als eine solche, die mit herbem Beischmacke gemischt war und zu der sich ein preußisches Herz nur mit Widerstreben als durch die Macht eines harten Verhängnisses gedrungen sehen konnte. Wenn hierin ein Irrthum, ein patriotischer Mangel lag, so hat das preußische Volk diesen Irrthum getheilt. Es hat sich kriegsfolgewillig, aber ohne jede Spur freudiger Begeisterung unter die Waffen gestellt, ohne jede Spur jener Kriegsfreudigkeit, wie sie bei der Mobilmachung, die der Schmach von Olmütz vorherging, in den Reihen der Landwehr herrschte. Doch es hat sich gestellt; und seine Schuld ist es nicht, wenn man einen übereilten nachtheiligen Frieden der Hülfe, welche Preußen allerdings nicht als unterthäniger Lehnsträger zu bringen geneigt war, vorziehen zu müssen meinte.

Was sagen Sie zu der scandalösen Veröffentlichung des Briefwechsels von

Humboldt und Varnhagen? Nicht einmal die paar Monate abwarten zu können, die der unglückliche leidende König noch zu durchdulden hat! nicht einmal soviel Schonung für die Dulderin, die sich, was man auch an ihr als Königin rügen mag, doch als liebendes Weib und Gattin so treu bewährt. Und fast nicht weniger dauert mich Humboldt, daß er mit seinen vertraulichen Eröffnungen und unmuthigen Herzensergießungen in eine solche Hexenküche gerathen mußte.

— —

Welch ein schauerlicher Gedanke, es mit einem Freunde zu thun zu haben, der, sobald man die Thüre hinter sich geschlossen hat, zur Feder greift und jedes übellaunige Wort, worin man sich über diesen und jenen gegen ihn hat gehen lassen, zu Papiere bringt und, wenn auch nicht durch absichtliche Verdrehung verschärft, doch im Sinne des eigenen langjährig aufgesammelten Grolles gehässig betont. Ich gehöre durchaus nicht zur Partei und zu den Verehrern der Minister von Raumer und General von Gerlach. Aber von da bis zur Beschimpfung als „elende Menschen“ ist es noch weit. Und sind es etwa bloß Raumer und Seines Gleichen, mit denen in dem Buche übel verfahren wird? Es wäre zur Beurtheilung des Werthes, den man auf die darin gefällten Urtheile zu legen hat, nicht uninteressant, eine Liste der Personen, die darin mit scharfer Ungunst und derer, die mit Wohlwollen und beifällig beurtheilt sind, zu entwerfen. In der Zahl der Ersteren, die sich als sehr groß ergiebt, leuchten die Namen: Arndt, Stein, Pertz, Herzog von Koburg, Schleiermacher, Savigny u. s. w.; selbst gegen Wilhelm von Humboldt macht sich der geheime Widerwille, den der vorwiegend im Aeußern verkehrende Varnhagen gegen diesen edlen Mann der Ideen empfand, bemerklich. Und nun andernseits die unbedingt Gelobten oder in Schutz genommenen! Fast reduciren sie sich auf den Fürsten Metternich, den Fürsten Wittgenstein!! und die überschwenglich gepriesene — Ludmilla Assing.

Ich habe in letzter Zeit wieder einmal Mehreres von Tieck (seinen Alten vom Berge, seine Vittoria Accorombona u. s. w.) gelesen. Es hat sich mir dabei aufgedrängt, daß die Bedeutung dieses Dichters hinsichtlich eines pathetischen Eindringens in die schauerlichen Nachtseiten der menschlichen Natur und des Menschenlebens und einer ergreifenden Darstellung des beim Einblicke in diese Abgründe Erschauten noch lange nicht ihre gerechte Würdigung gefunden hat. Ist man doch zu sehr gewöhnt, in ihm bloß den phantasirenden Romantiker und humoristisch spottenden Ironiker zu sehen. Und wenn man ihm auch nur in diesen Beziehungen die Gerechtigkeit, die er verdient, wiederfahren ließe. Welcher unter unsern litterarischen Heroen kann ihm an Anmuth, Leichtigkeit, hervorspielender Frische und Fülle des Humors an die Seite gestellt werden! Allerdings hat er sich in seinen späteren Schriften, auch in der Vittoria, gerade im Humoristischen zuweilen unverzeihlich gehen lassen. Aber läßt sich durch diese oder sonstige Nachläßigkeiten die schmähliche Nichtbeachtung rechtfertigen, in die er selbst in seiner Vaterstadt Berlin gefallen zu sein scheint und über welche R. Köpke erst kürzlich in einem Briefe an die Wittwe Solger (wie wir aus einem Briefe Marie Solgers, der geistvollen Tochter Solgers, an meine Frau entnehmen) bitter geklagt hat. Zum Glücke hat es mit dergleichen vorüber-

gehender Mißachtung nicht immer viel auf sich, wie sich mir neulich aufdrängte, als ich in der Vorrede Malone's zu seiner Ausgabe des Shakespeare von de Ungunst, ja Geringschätzung las, in welche der große Dramatiker gegen Ende des 17. Jahrhunderts verfallen war. In einer Stelle der darüber angeführten Zeugnisse heißt es; daß Sh: nur noch wenige Freunde habe, daß nur noch wenige die Aufführung seiner Stücke zu sehen kämen. In einer anderen wird er im Vergleiche mit Fletcher langweilig (dull) genannt; sein bester Witz liege in den Fragen seiner Fräuleins und den Antworten seiner Narren; altmodischer Witz u. s. w. In einer dritten vom Jahre 1667 heißt es, daß das, was man Witz in Shakespeare's Tagen genannt habe, jetzt als der Bühne nicht geziemend verlacht werde. Sowohl gegen Altes als Neues zu wüthen, ruft im Jahre 1693 ein für den vernachlässigten großen Dichter eifernder Poet, ist der eigenthümliche Wahnsinn unsres Zeitalters. Shakespeare muß zu Boden, und Ihr dürft die sanfte Desdemona nicht mehr preisen, noch den eifersüchtigen Mohren! — So etwas mag auch zu Gunsten Tieck's noch einige Aussicht auf eine zu hoffende Reaction des öffentlichen Urtheils gestatten. Das, was seinem Ruhme am gefährlichsten bleibt, ist, was schon A. W. Schlegel an ihm gerügt hat, daß er nicht selten mit zu großer Flüchtigkeit gearbeitet, zu sehr à la prima gemalt hat.

Ich selber bin im letzten halben Jahre (was ich als Hauptentschuldigung meines brieflichen Stillschweigens geltend machen möchte) schriftstellerisch sehr fleißig gewesen, habe meinen „Bruder der Braut“ beendigt und für den Druck fertig gestellt. Bei einer Reise, die mich im vergangenen Herbste über Stuttgart nach Sigmaringen und an den Bodensee führte, habe ich mich mit Cotta über die Herausgabe geeinigt. Auch ist der Druck unter meiner Leitung bereits bis zum 9. Bogen vorgerückt.

Daß mich die philosophische Facultät der Bonner Universität zum Doctor honoris causa ernannt hat, haben Sie vielleicht schon aus öffentlichen Blättern ersehen. Es erhält dadurch einige Bedeutung, daß zu derartigen Ehrenernennungen nach den Statuten volle Einstimmigkeit sämtlicher Mitglieder erforderlich ist. — Unsre geselligen Verhältnisse haben durch die Hieherversetzung Bendemanns, mit dem ich aus alten Zeiten befreundet bin, als Direktor der Malerakademie eine wesentliche Bereicherung erfahren. Nicht bloß Er, sondern die ganze Familie gehören zu den liebenswürdigsten und edelsten Deutschlands. — Die beigehende Aufforderung in Betreff des Jacobischen Gartens ist von mir verfaßt und interessirt Sie vielleicht wegen ihres Gegenstandes, doch bitte ich dringlich, die Mittheilung nicht etwa als einen Drucker, den ich dadurch an Ihren Geldbeutel setzen will, anzusehen. —

Orth bei Gmunden d. 20sten July 1860.

Gewiß, mein verehrtester Freund, brauche ich Ihnen nicht erst zu betheuern, daß es mich herzlich freute, nach so langer Pause wieder einen Brief von Ihnen zu erhalten. Wenn meine Antwort nicht rascher erfolgte, so schreiben Sie es dem Umstande zu, daß ich für das Leben eines theuren Kindes zu zittern hatte und, nachdem die Gefahr vorüber war, meinerseits in eine Abspannung verfiel,

die mir jede, auch die kleinste, geistige Anstrengung unmöglich machte. Ihr Brief traf gerade an meinem Geburtstage ein und war mir die liebste Gabe, die ich auf meinem Tisch vorfand; wenige Wochen darauf wurde mein Töchterchen vom Scharlach befallen, und so furchtbar, daß ich fast noch mehr über meinen Arzt erschrack, der zugleich mein Hausfreund ist, wie über das arme Opfer selbst. Sie wissen, was es bedeutet, wenn der mittheilendste Mann plötzlich ganz verstummt, wenn er jede Frage überhört und jeden Blick vermeidet; rechnen Sie 150 Pulsschläge in der Minute hinzu, so können Sie denken, wie es in meinem Hause aussah! Nun, es ist gnädig vorübergegangen; mein Töchterchen springt seit lange fröhlich wieder herum und ist um einige Zoll gewachsen, ich komme aber erst hier in der stärkenden Bergluft einigermaßen wieder zu mir selbst. Dabei habe ich denn auch das Glück, daß der Rheumatismus- oder Gicht-Anfall, der mir den vorigen Sommer bis tief in den Herbst hinein verbitterte, nicht wiederkehrt, obgleich die nasse Witterung den Organismus hart auf die Probe stellt.

Lassen Sie mich das Unangenehme zuerst abthun. Daß wir die politischen Ereignisse des vorigen Jahrs verschieden beurtheilen würden, mußte ich erwarten; wenn Sie aber „Zorn" in meinen Worten bemerkt haben wollen, Zorn über die Verkehrtheit und Schwäche der von Ihnen vertretenen Ansicht, so kann ich Sie versichern, daß ich von der Stimmung weit entfernt war, die es einer solchen Empfindung verstattet hätte, mir auch nur unwillkürlich durch die Feder zu fließen. Mich erfüllte Nichts als der tiefste Schmerz, gerade Deutschland dem tragischen Gesetz, das alle Verständigung der Partheien ausschließt und die Lösung an den Kampf knüpft, verfallen sehen zu müssen; ich war so weit davon entfernt, zu verurtheilen und zu verdammen, wenn ich mich auch, wie sich wohl Jeder in der Bedrängniß des Moments einbildet, zum Chor rechnen zu dürfen glaubte, daß ich die Politik der Vergangenheit mit der der Gegenwart entschuldigte, und umgekehrt; wie hätte in dem alten Tragiker wohl der Zorn aufflammen können? Auch jetzt schaue ich dem weiteren Verlauf der Dinge nur mit der bittersten Wehmuth zu, obgleich Alles, was geschehen ist und was bevor zu stehen scheint, mich in meiner Ueberzeugung nur befestigt hat; es fällt mir nicht ein, den Character und die Ehrenhaftigkeit der Männer in Zweifel zu ziehen, die dem modernen Punier trauen; ich verkenne nicht einmal, daß Napoleon der Dritte in die Region der historischen Größen hinein zu wachsen anfängt; es thut mir nur weh, daß in uns Deutschen die alten Thraker, die Herodot vor so vielen Jahrtausenden schilderte, wieder auferstanden sind. Wenn also dennoch meine Worte wider Wissen und Willen scharf klangen und wenn sie auch in Zukunft noch einmal scharf klingen sollten, so suchen Sie Nichts dahinter, sondern schreiben Sie es auf Rechnung meiner vermaledeiten, leider durchaus dramatischen Natur, für die der markanteste Ausdruck immer auch der nächste ist. Uebrigens begreife ich sehr wohl, daß die Preußische Landwehr im vorigen Jahr nicht mit dem Enthusiasmus von 1813 unters Gewehr trat; es ist freilich etwas Anderes, ob man beim feindlichen Nachbar löscht, nicht um ihm zu helfen, sondern um das Feuer selbst aus der Welt zu treiben, oder ob man die Flamme auf dem eigenen Dach bekämpft.

Daß mein Gedicht „Mutter und Kind" sich nicht bloß momentan bei Ihnen eingeschmeichelt hat, sondern sich auch bei Ihnen behauptet, freut mich außerordentlich. Wenn ich aussprach, daß ich dieß kaum erwartet hätte, so hatte das darin seinen Grund, weil ich besorgte, daß mein Gedicht Sie oder doch Ihre Frau Gemahlin stofflich auf unangenehme, wo nicht gar auf schmerzliche Weise berühren könne, was ich übersah, als ich Ihnen in meiner ersten Begeisterung darüber schrieb. Im letzten Winter sind nun meine Nibelungen fertig geworden; drei Stücke in vollen elf Acten. Wann ich aber damit heraus rücken werde, weiß ich noch nicht; vielleicht wird es noch lange dauern, denn auf der einen Seite scheint mir der Zeitmoment äußerst ungünstig, auf der anderen fehlt es mir auch an dem rechten Verleger, da ich schon der mißlichen Geldverhältnisse wegen keinen hiesigen mag. Es wird Sie interessiren, zu hören, wie die letzten Verse der „Rache" lauten, da Sie Sich noch der ersten aus „Siegfrieds Tod" erinnern werden.

Etzel
(nach dem Niederhauen Krimhilds durch Hildebrant)

Nun sollt' ich richten — rächen — neue Bäche
In's Blutmeer leiten — ich vermag es nicht —
Ich kann nicht mehr — mir wird die Last zu schwer!
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
Und schleppt die Welt auf Eurem Rücken weiter —

Dietrich von Bern.
Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!

Sie sehen, Christenthum-feindlich ist der Geist nicht, der aus diesem Cyclus von Trauerspielen spricht. In Weimar will die Intendanz sich an die Darstellung wagen und zwei aufeinander folgende Abende daran setzen. Ich werde die Ehre aber bei der Unzulänglichkeit der Schauspieler-Kräfte wohl ablehnen müssen. In Wien ist nicht daran zu denken, daß man etwas Neues von mir auf die Bühne bringt; auch kann ich es jetzt bei der gründlich gelungenen gänzlichen Corruption des Publicums kaum noch wünschen. Im letzten Winter wurde meine Judith, seit vier Jahren willkürlich bei Seite geworfen, wieder ausgegraben; ich hätte gern protestirt, wenn ich nicht zweifelhaft über mein Recht gewesen wäre. Glauben Sie mir, theurer Freund, ich bin der unverdächtigste Zeuge, der für Oesterreich eintreten kann, denn sowohl ich, wie meine Frau müssen wünschen, es nie gesehen zu haben.

Ihre Indignation über den Briefwechsel zwischen Al. von Humboldt und Varnhagen von Ense theile ich im höchsten Grade. Ich hätte die Mamsell Assing öffentlich für diesen sogenannten Beitrag zur Zeitgeschichte durch Erörterung des ethischen Gesichtspuncts gezüchtigt, wenn ihr Vater mich nicht vor zwanzig Jahren in schwerer Krankheit ärztlich behandelt und mir vielleicht sogar das Leben gerettet hätte. Der Nutzen dieser Veröffentlichung ist für mich mit dem vollkommen identisch, daß ein Brandstifter, der einen Tempel in Asche legt, möglicherweise zugleich einige Ratten und Mäuse vertilgt. Dennoch denken Viele, und darunter Männer von Geist und Bildung, ganz anders, was mir freilich

nur beweis't, wie sehr die Parthei-Leidenschaften selbst die Besten verblenden können. Nach meiner Meinung kann auf ein Buch, wie dieß, nur noch das stenographirte und augenblicklich dem Druck übergebene vertrauliche Gespräch folgen; wer weiß, wie bald wir Taschen-Stenographen haben werden! Mit Humboldt selbst bin ich aber auch nicht ganz zufrieden; wie konnte er Dinge dieser Art an einen Varnhagen von Ense schreiben! War denn über die Natur dieses gebornen Protocollführers, der sich immer von außen vollstopfen mußte, weil innerlich gar Nichts in ihm vorging, eine Täuschung möglich? Ich bin fest überzeugt, das ganze scandalöse Spiel war zwischen Oheim und Nichte bei Lebzeiten des Ersteren abgekartet und darauf hätte Humboldt gefaßt seyn müssen.

Auch ich habe in meiner schlimmen Zeit wieder sehr viel von Tieck gelesen; fast Alles, bis auf die Dramen. Daß zu seinen Gunsten eine Reaction des öffentlichen Urtheils eintreten muß, steht mir so fest, als daß die Bäume wieder ausschlagen müssen, sobald es Frühling wird. Aber Frühling muß es erst wieder werden und bis dahin haben wir es noch weit! Das vortreffliche Buch von R. Köpke habe ich schon zwei Mal gelesen und besitze es jetzt selbst; meine Frau schenkte es mir zu meinem letzten Geburtstag. Es gehört zu unseren vorzüglichsten biographischen Arbeiten. Merkwürdig ist mir bei der letzten Lectüre desselben das Verhältniß gewesen, worin bei Tieck Schriftsteller und Dichter zu einander standen. Im Anfang war er doch eigentlich nur Schriftsteller, dann wurde er ganz Dichter und später gingen Beide Hand in Hand, was namentlich in seine Novellen manches Fremdartige, stofflich Rohe hinein brachte, was allerdings vorhanden ist, was man aber nicht neben den anderen höheren Elementen so unbillig hervorheben sollte, wie man thut. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung!

Auf Ihren „Bruder der Braut" freue ich mich ausnehmend; vielleicht ist er bei meiner Zurückkunft schon in unseren Buchhandlungen eingetroffen. Wir sind hier mit dem Ausbau unseres kleinen Hauses beschäftigt; was wir dahinein stecken, kann doch bei einem Staatsbankerott nicht verloren gehen! Kennen Sie dieß Donnerwort? Ich höre es alle Tage und es ist eine reizende Aussicht, die Frucht seines Fleißes und Schweißes in Rauch aufgehen und vielleicht an einem und demselben Tage mit zitternder Hand die Feder weg legen und den Bettelstab ergreifen zu müssen! — — — — — — — — — — — — —

(Ohne Datum.)

Vor allem, mein verehrter Freund, herzlichen Dank für Ihren lieben gemüthswarmen Brief vom 20. Juli, der mir gar große Freude gemacht hat. Denn die bösen Stunden in Ihrem Hause, von denen er Nachricht gab und welche allerdings unter die beängstigend schlimmsten gehört haben müssen, waren ja, wie er zugleich meldete, längst glücklich überstanden und das Töchterchen sprang wieder frisch und munter herum, so daß ich mich an dem Guten und Lieben, das er brachte, ohne Störung erfreuen durfte. Sie hätten auch schon früher einen brieflichen Ausdruck meiner Freude und Befriedigung erhalten; aber Ihr Schreiben traf mich recht mitten in der Revision der Druckbogen meines

Romans, die mich mehr, als es bei Andern der Fall sein mag, in Anspruch nahm, da sich bei mir mit der Correctur eine letzte Ueberarbeitung, eine kritische Besichtigung, Prüfung und Berichtigung des Einzelnen zu verbinden pflegt, die zuweilen durch die Nothwendigkeit, die Abänderung und Berichtigung in den durch den Druck gegebenen Raum einzufügen, mit lästigen Schwierigkeiten verknüpft ist. — Vor ungefähr 14 Tagen ist nunmehr der letzte Correcturbogen abgegangen und die Versendung des Buches steht daher in nächster Zeit zu gewärtigen. Sobald die von mir bedungenen Freiexemplare in meinen Händen sind, werde ich nicht ermangeln, Ihnen eines derselben mit dem Wunsche, daß Ihnen mein Werk einige Befriedigung gewähren möge, zugehen zu lassen.

Dem Erscheinen Ihrer „Nibelungen“ sehe ich mit lebhafter Erwartung entgegen und hoffe, daß der rechte passende Verleger dafür nicht lange nach sich suchen lassen wird. Meine aus den ersten Scenen geschöpfte Besorgniß, daß die darin sich aus dem Munde Hagen's äußernde Feindlichkeit gegen das Christenthum in dem weiteren Gedichte kein hinreichendes Gegengewicht finden werde, hatten Sie bereits durch Mittheilung der Schlußscene des ersten Theils hinreichend beseitigt und der jetzt mitgetheilte Schluß des Ganzen muß diese Besorgniß vollends hinwegnehmen.

Ich habe bereits das Manuscript meines „Heiden“ und die schriftlichen Notizen und Vorarbeiten zu demselben wieder vorgenommen, um zu sehen, wie ich mich gegenwärtig zu dieser Aufgabe verhalte und ob sie noch ihre alte Anziehung für mich bewahrt habe. Auch ist die frühere Neigung zur Bearbeitung wieder lebhaft in mir rege geworden und ich denke mich (obwohl mich in diesem Werke noch eine magna moles von Arbeit bedroht und vor kurzem mein sechzigstes Jahr von mir überschritten worden ist) demselben um so mehr hinzugeben, weil doch schon ein erhebliches Stück davon fertig und außerdem eine große Masse von Vorarbeiten und ersten Entwürfen einzelner Scenen vorliegt, dasselbe auch jedenfalls für den Augenblick das Beste ist, was sich mir zum Schaffen und Wirken bietet. Steht doch am Ende auch in jüngeren und leiblich sichereren Jahren alles Ausführen und Vollenden in Gottes Hand. Die Aufgabe des Menschen bleibt, so lange er lebt und seine Kraft ausreicht, diese Kraft an das Beste, das der Moment ihm zuführt, zu setzen. Die schönen Worte des Columbus in Werders Trauerspiele:

> — Was heißt es: sechsundfünfzig Jahre? Hier,
> (auf Brust und Stirn deutend)
> Hier Lenzesweh'n! Hier helle Ewigkeit!
> Ein Jüngling bin ich! Holde Hoffnung, auf!

sind wir mehr oder weniger Alle berufen, uns zu eigen zu machen. — — —

Unsre geselligen Verhältnisse hier am Orte zeigen sich für den nächsten Winter von günstigster Aussicht. Durch die Hieherversetzung Bendemanns als Akademiedirektor haben wir (an ihm wie an seiner trefflichen Frau) einen unschätzbaren Umgang gewonnen. Außerdem hat sich Heinrich von Arnim zum Winter hier eingemiethet und seine liebenswürdige Tochter, jetzt Frau von Bussche, ist mit ihrem Gatten auf ein Landgut ganz in der Nähe von Düsseldorf ver-

zogen, findet sich auch, vermöge einer kürzlich erfolgten Verlobung, in nahe Verschwägerung und Beziehung zu der uns hier am nächsten befreundeten Familie (der des General v. Meyerinck) gebracht, so daß sich, da auch zwischen Meyerincks und Bendemanns und den uns befreundeten Professor Wiegmanns ein freundschaftlicher Umgang besteht, ein gar befriedigender Kreis zu bilden verspricht.

Was die politischen Verhältnisse angeht, möchte ich Ihnen so gern einen herzlichen Glückwunsch zu dem jüngst erlassenen Manifeste Ihres Kaisers zugehen lassen, wenn ich mir einen hinreichend sicheren Einblick in die Bedeutung, den Umfang, die Tragweite dieser jedenfalls höchst wichtigen Veröffentlichung zutrauen dürfte. Auch im Uebrigen liegt in diesem Augenblicke die Zukunft zu sehr als „Sphinx in dunkeln Fernen“, die sich leider vielleicht als „Nähen“ enthüllen werden, daß ich mich gern enthalte, hier den Propheten zu spielen.

Sie haben mich, mein theuerster Freund, mit Liebe und Güte überschüttet, und ich ließ Sie so lange auf meinen Dank warten! Zürnen Sie nicht, sondern versetzen Sie Sich ganz einfach in uns're jetzige Oesterreichsche Situation. Die allgemeinen Verhältnisse genügen, um die Verstimmung jedes Nerven-Systems zu erklären; eine Verrückung und Verschiebung der persönlichen Lage ist überflüssig. Wir gehen jetzt Alle herum, als ob wir zum Tode verurtheilt wären, und nur die geborenen und geschworenen Feinde der Gesellschaft erheben frohlockend ihr Haupt.

Ich war im Herbst in Paris und Ihr Brief mit mir, indem ich Ihnen von dort aus antworten wollte. Mein Aufenthalt dauerte nicht so lange, als ich gedacht hatte, jedoch lange genug, um mich zu überzeugen, daß ich den Frieden von Villafranca und seine Consequenzen für Deutschland vollkommen richtig beurtheilt habe. Nicht zwar, als ob ich die Sturmglocke läuten gehört hätte; im Gegentheil, es fehlte nicht an Friedens-Versicherungen, und in den Tuilerien sagte mir der Herzog Tascher de la Pagerie, den ich seit Jahren kenne, ausdrücklich, der Rhein sey keineswegs die Losung Frankreichs, fügte aber als ehrlicher Mann auf mein bescheidenes Lächeln vorsichtig hinzu: wenigstens noch nicht! Das glaubte ich ihm nun von Herzen gern, denn Napoleon wird nie, wie ein Deutscher Democrat, den dritten Schritt vor dem zweiten thun wollen. Dagegen wurde ich an mehr als Einem Ort gefragt, ob in Preußisch-Polen die armen Polnischen Mütter wirklich in die Kerker geworfen würden, wenn sie ihre Säuglinge mit einem polnischen Liede einwiegten und ob die Beamten auf den Kirchhöfen jedes Denkmal umrissen, das eine Polnische Inschrift trüge, anderer haarsträubender Gräuel zu geschweigen, mit denen ich meine Feder nicht beflecken mag. Daß der Widerspruch von meiner Seite keinen Glauben fand, brauche ich Ihnen bei Ihrer Kenntniß der „großen Nation“ nicht erst zu bemerken, und daß das Wenige, was ich, der Schleswig-Holsteiner, unter Anknüpfung an die Artikel der Revue des deux Mondes, über die Dänen-Wirthschaft in den Deutschen Herzogthümern, aus den besten Quellen und in der bemessensten Weise, zur Aufklärung beibrachte, gleichfalls zurück gewiesen wurde, bedarf noch minder der Erwähnung. Genug, es ist für mich kein Zweifel, daß,

nun die „edlen“ Italiäner von dem Joch der Deutschen Barbaren erlös't sind und die „hochherzigen“ Magyaren ihrer Befreiung mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegen sehen, auch die „ritterlichen“ Polen nicht zu kurz kommen werden, sondern daß im Stillen bereits rüstig an ihren Ketten gefeilt wird. Ich blieb vierzehn Tage, ließ mich aber Napoleon nicht vorstellen, obgleich es mir nicht schwer gefallen wäre, und obgleich ich es sehr gern gethan hätte. Wissen Sie, was mich abhielt? Nicht die Furcht vor den Deutschen Regierungen, aber die Furcht vor den Deutschen Zeitungsschreibern. Jene hätten es vielleicht begriffen, es wenigstens nicht für eine directe Unmöglichkeit erklärt, daß man sich einem Manne, der jedenfalls nur Einmal auf der Welt ist, aus rein psychologischen Gründen nähern könne; Diese hätten sicher über Verrath geschrieen, und so folgte ich denn der eindringlichen Warnung eines in Paris lebenden und mit allen Verhältnissen vertrauten Freundes*), und leistete auf die interessanteste historische Studie, die sich mir je darbieten wird, Verzicht. Uebrigens ist es staunenerregend, was dieser Diplomaten-Kaiser aus Paris gemacht hat; so lange die Stadt steht, wird Keiner auch nur einen Spaziergang darin machen können, ohne seiner zu gedenken.

Gleich nach meiner Zurückkunft trafen Ihre freundschaftlichen Gaben ein. Mit den Daguerrotypen ging es, wie es mit Bildern immer zu gehen pflegt; Sie, als Absender, waren nicht zufrieden, wir aber, als Empfänger, waren sehr erfreut. Wir werden uns nächstens erlauben, unseren herzlichen Dank durch ein ähnliches Gegen-Geschenk auszusprechen. Ihren Roman durfte ich nicht gleich lesen; ich durfte nicht, keineswegs, weil es mir an der nöthigen Muße gebrach, sondern weil ich es mit Büchern verhalte, wie mit Menschen, mit denen ich lieber gar nicht rede, wenn ich nicht in der Stimmung bin, frei und „unbesessen“, wie ich sagen mögte, mit ihnen reden zu können. Natürlich dauerte dieser Zustand nicht lange und dann bin ich Ihnen einen großen Genuß schuldig geworden. Sie gehen in Ihrem Bruder der Braut nicht auf die materielle Spannung aus, der so viele Talente ihren momentanen Erfolg zu verdanken, aber auch die rasche Vergessenheit, der sie anheim fallen, zuzuschreiben haben; es ist Ihnen bloß um das sittliche Problem zu thun, Sie stellen es in möglichster Kürze auf und geben in den ersten Capiteln, was Andere auf ganze Bände vertheilen würden, um für das umfassende, kein einziges der vielen psychologischen Stadien überspringende Seelen-Gemälde Raum zu gewinnen, durch welches Sie es zu lösen suchen und nach meiner Ueberzeugung auch wirklich genügend lösen. Das Problem ist ein solches, das auch mich schon oft beschäftigt hat, namentlich bei Gelegenheit des im Neuen Pitaval mitgetheilten höchst merkwürdigen Falls: Seidenfaden; es ist nicht mühselig für ein Raritäten-Kabinett erjagt, sondern es spielt eine wichtige Rolle auf dem Markt der Welt. Daß ich auf meinem Wege ohne die kirchlichen Mittel ausgekommen wäre, wissen Sie; es stört mich aber nicht im Geringsten, daß Sie Sich ihrer bedienen, denn es geschieht im rein ethischen Sinn. Die Bewunderer Sue's und Dumas' werden es Ihnen nicht verzeihen,

*) Es ist der Herausgeber dieser Briefe gemeint. Vergleiche meine Biographie Hebbels in der „Allgemeinen deutschen Biographie“.

daß Sie Emmelinen so ganz verschwinden und nur im furchtbaren Moment der Buße noch einmal wieder auftreten lassen; Leser, wie ich und meine Frau, sind Ihnen um so dankbarer dafür, denn wenn ich auch durchaus nicht einräume, daß es stofflich ein absolut Unschönes giebt, wie Goethe einmal zu behaupten scheint, so soll man doch das Widerwärtige nur so weit, als es unbedingt nöthig ist, heran ziehen und Sie brauchten für Ihren Zweck nur Anfang und Ende. Ein mehr zufälliger, aber doch auch höchst erfreulicher Vorzug Ihres Werks ist es, daß die letzte Helden-Epoche Deutschlands so lebendig hinein spielt; möge es durch die erschütternde Darstellung der französischen Schreckenstage mit dazu beitragen, daß der Nation ähnliche furchtbare Anstrengungen erspart werden. Es ist die letzte Stunde und etwas Besseres kann ich Ihnen nicht wünschen.

Ihre Ernennung zum Ehren-Doctor von der Universität Bonn war mir schon bekannt, und ich gratulire von Herzen. Mir hat der König von Bayern kürzlich den Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst verliehen; auch dieser Orden, der keine Comthure, sondern nur den König als Ordensmeister hat, wird nur auf einstimmigen Vorschlag des Capitels ertheilt, was ihn denn von den wohlfeilen Kreuzen, die jeder adelige Depeschen-Ueberbringer trägt, wesentlich unterscheidet. Meine Nibelungen gehen noch diesen Monat in Weimar über die Bühne; sehr gegen meinen Willen, da die Aufgabe in schreiendem Mißverhältniß zu den Kräften des Theaters steht, aber auf speciellen Wunsch des Großherzogs, dem ich das natürlich nicht sagen kann. Schmerzlich hat mich das Abscheiden Heinrichs von Arnim betroffen; Ihretwegen, denn ich kannte ihn ja nicht. Ich habe einen Freund, der zehn Jahre in meinem Hause aus- und einging, durch das Leben verloren. Wer hat das bessere Loos gezogen, Sie oder ich? Daß König Friedrich Wilhelm seiner Leiden endlich ledig geworden ist, war gewiß auch in Ihren Augen ein Glück für ihn; die Proclamation seines Nachfolgers hat mir in ihrer einfachen Gediegenheit sehr gefallen. Möge er über Deutschland wachen und dem hohlen Kosmopolitismus, der dem falschen, ränkesüchtigen, alles Deutsche verachtenden Italiäner im Floh-Fang beistehen mögte, während er der Dänischen Tyrannei in den edelsten Deutschen Provinzen gelassen zusieht, am rechten Ort und in der rechten Stunde mannhaft entgegen treten! Wie gern wäre ich jetzt in Berlin, doch was ich vermag, kann Niemand brauchen. — — — —

Wien, d. 16ten Jan: 1861.

Düsseldorf. 24. März 1861.

Es war ein gar hübscher Moment, mein verehrter Freund, als wir neulich Ihre eine so hoch erwünschte Beilage mit sich führende Zuschrift öffneten und plötzlich wie durch einen Zauberschlag die uns unvergeßlichen Gestalten in lebendigster Vergegenwärtigung vor uns hatten. Besonders Ihr Bild führte uns die Stunden unsres Zusammenseins mit Ihnen wahrhaft zauberhaft vor die Seele zurück. Ganz derselbe wie damals standen Sie vor uns. Es scheint, daß die Jahre fast ohne Spur eines Eindrucks, außer vielleicht einer noch offneren Lichtung der Stirne, an Ihnen vorübergegangen sind. Bei den Bildern der Damen will sich nun einmal die Photographie einen gewissen moralischen Hang,

sie durch ihre Nachbildungen nicht eitel werden zu lassen und ihnen daher, zur Mahnung an die Vergänglichkeit irdischen Reizes, einige Jahre hinzuzuthun, noch nicht abgewöhnen. Doch hat sie sich bei dem Bilde Ihrer Frau Gemahlin noch mäßig genug in dieser Hinsicht bezeigt, und man kann sich auch hier — wenn man sich dieselbe im Affekte eines edlen tragischen Zornes, etwa als Lady Milford oder Gräfin Orsina denkt — vollkommen befriedigt erklären.

Es war uns sehr erfreulich, aus Ihrem Briefe zugleich die Kunde über den günstigen Erfolg Ihres Stückes bei der Aufführung in Weimar zu entnehmen. Auch trafen wir ein paar Tage nachher auf einen kurzen Bericht in der illustrirten Zeitung, worin dieser Erfolg als wahrhaft glänzend geschildert wurde. Nehmen Sie meinen besten Glückwunsch dazu. Dr. Hemsen, der mich vor einiger Zeit von Cöln aus besuchte (es ist dies der nämliche Gelehrte, der in dem Briefwechsel Varnhagens und Humboldts unter der Bezeichnung H. als von dem Großherzog bei Gelegenheit einer Empfehlung zum Secretair oder Bibliothekar abschläglich beschieden vorkommt) hatte mir schon davon erzählt, daß man in Weimar großen Werth auf Ihre Dichtung als, wie er sich ausdrückte, etwas Gewaltiges lege. Er sagte mir, daß er das Vergnügen habe, mit Ihnen bekannt zu sein, indem er einmal in Weimar eines Abends im Gasthofe mit Ihnen zusammengetroffen; doch werden Sie sich Ihrerseits der flüchtigen Begegnung wohl kaum mehr erinnern. Es war mir angenehm, ihn auch mit meinem Bruder der Braut sehr zufrieden zu finden; nicht bloß weil er überhaupt ein gescheuter urtheilsfähiger Mann ist, sondern auch weil er einen schätzbaren Aufsatz über die aesthetischen Ansichten Schillers veröffentlicht hat und daher nach einer mir sehr wichtigen Seite und für mich gewissermaßen dem geistigen Brennpunkte meines Buches hin, zum Urtheile darüber besonders ausgestattet und berufen ist. — —

Nicht weniger als die so erfreuliche Meldung über die Bühnenwirkung Ihrer Nibelungen hat mich in Ihrem letzten Briefe die sub rosa mitgetheilte Nachricht oder doch Andeutung von der Ihnen eröffneten Aussicht einer Zuflucht in Weimar für den Fall, daß es Ihre Verhältnisse wünschenswerth machen sollten, erfreut. Ich mag mir kein irgend zuverlässiges Urtheil über die Zustände in Oesterreich anmaßen; doch sind dieselben jedenfalls besorglich genug, um für Alle, die Ihnen wohlwollen, einen solchen Hinterhalt mit Freuden begrüßen zu lassen. Dabei fällt für mich nebenbei, aber darum nicht minder angenehm, auch die Aussicht ins Gewicht, Ihnen noch einmal wieder persönlich näher zu kommen.

— —

Haben Sie in Weimar wohl meinen sehr lieben alten Freund, Apollonius von Maltitz (diplomatischen Vertreter Rußlands) kennen gelernt? Sollte dies der Fall sein oder Sie ihm vielleicht während Ihrer nächsten Anwesenheit begegnen, bitte ich ihn auf das allerherzlichste von mir zu grüßen. Er ist einer der feinfühlendsten, edelsten Menschen und auch als Dichter weit höher begabt, als es die äußere Wirkung, die er zu erringen vermocht hat, voraussetzen läßt. Es erklärt sich nun zwar, wenn man seine Dichtungen kennt, genügend, warum er damit nicht im größern Publikum hat durchdringen können. Die beneidenswerthe Leichtigkeit der Form und des Ausdrucks, deren er sich nicht selten erfreut, wechselt ja leider nur zu oft mit räthselhafter Dunkelheit. Auch ist das Ganze

seiner Erfindungen und künstlerischen Bildungen, wenigstens der umfangreicheren darunter, selten befriedigend. Doch sind eben so tiefe Töne der Empfindung als tiefsinnige Blicke des Geistes und zuweilen eine, ich möchte sagen, ächt tragische Ironie der Menschenkenntniß in ihm. Er hat das Herz und den Sinn eines Dichters im vollsten Maße und vereinigt mit Tiefe des Gefühls wie des Gedankens den glücklichsten epigrammatischen Witz; was alles freilich weit mehr wirken würde, wenn es nicht so vereinzelt, wie es der Fall ist wirkte und sich nicht oft Seltsamkeiten der Erfindung und Capriccio's des Humors, die an Achim von Arnim erinnern, dazwischen schöben.

Ich bin bereits wieder tief in meinem Heiden. Die Nachmittage sind dem fortgesetzten Studium der damaligen Zustände in Leben, Philosophie, Religion und Sitte gewidmet, wobei ich mir aber rückwärts bis in die besseren Tage des klassischen Alterhums, bis zu Tacitus, Sueton, Plinius zu gehen erlaube, zum Theil auch von meiner Aufgabe dahin zurückgeführt werde. Es ist für mich ein unbeschreiblicher Genuß, einmal nach langer Trennung wieder in diesem reingeformten Marmorbecken des antiken Geistes und ihrem krystallhellen Gewässer zu baden. Ich denke hierbei zunächst an eine meiner letzten Lectüren, die Briefe des Plinius, die mich mehr als ich erwartete, angezogen und trotz der zur Schau getragenen Eitelkeit des Mannes befriedigt haben.

Gmunden, den 3ten July 1861.

Am gestrigen Abend, mein verehrter Freund, habe ich mit meiner Familie meinen dießmaligen Einzug in Gmunden gehalten, und zwar ist es bereits der siebente. Da nun der heutige Tag mit seinem aus Regen und Sonnenschein wunderlich zusammengesetzten Sprenkel-Wetter uns in's Haus einschließt, so will ich ihn dazu verwenden, mich mit Ihnen zu unterhalten, wozu ich im Lauf der letzten, für mich sehr unruhigen und vielleicht folgenreichen Monate trotz des lebhaftesten Dranges nicht gelangen konnte.

Sie werden in der Zwischenzeit ein paar polemische Artikel empfangen haben, zu denen ich durch eine Unverschämtheit sonder Gleichen genöthigt wurde. Ich sandte sie Ihnen, weil ich darin nicht bloß meinen gesunden Menschen-Verstand, sondern auch die Rechte und das Interesse unseres abgeschiedenen Freundes Tieck zu vertheidigen hatte. Könnte ich Ihnen die Recension zeigen, die den Herrn Bodenstedt zu seinen Expectorationen gereizt hat, so würden Sie erstaunen, denn sie war bei der unglaublichen Seichtigkeit seiner Arbeit fast unverantwortlich nachsichtig und hat dabei so viel positiven Gehalt, daß ich sie zu meinen besten Aufsätzen rechnen muß. Uebrigens hat die Lection gefruchtet, und Männer, die er selbst in seiner Vorrede prunkend als seine Freunde proclamirt, haben mir ihre Zustimmung zu erkennen gegeben, und sich dagegen verwahrt, daß sie an seiner Plusmacherei Antheil gehabt hätten. Ich gehe immer höchst ungern an eine Polemik, aber ich bin in der Regel mit dem Resultat zufrieden, wenn ich eine geführt habe, und es läßt sich nicht läugnen, daß man zweifelhafte Puncte nie schärfer in's Auge faßt und klarer entwickelt, als wenn sie bestritten werden. Dennoch würde ich diesen Gewinn mit Freuden

aufopfern, und Goethes Wort, daß man selbst dann schweigen müsse, wenn man beschuldigt werde, silberne Löffel gestohlen zu haben, unter allen Umständen befolgen, wenn es nach meiner Meinung nicht einen Welt-Ruhm voraussetzte, dessen er sich zu der Zeit, wo er es aussprach, allerdings erfreute, zu dem aber selbst Jean Paul, an den er es richtete, nicht gelangt ist und nie gelangen wird.

Ich war im May zum zweiten Mal in Weimar und zwar mit meiner Frau, die im zweiten Theil meiner Nibelungen-Trilogie die Brunhild spielte, im dritten die Krimhild. Mit welchem Erfolg, mögen Sie aus der beifolgenden Zeitungs-Notiz ersehen, die ich unter meinen Papieren fand, als ich Ihren Brief heraus nahm*). Wenn Ihnen Herr Doctor Hemsen, dessen ich mich sehr wohl erinnere, obgleich wir in der Stunde der Gespenster zusammen trafen, erzählt hat, daß man mein Stück in Weimar als etwas Gewaltiges betrachte und behandle, so wird Ihnen Maltitz das bestätigen; er sagte mir, daß er dort während seines zwanzigjährigen Aufenthalts kein ähnliches Theater-Ereigniß erlebt habe, und das Gleiche sprach der Geheimrath Vogel, der aus Eckermann bekannte Leibarzt Goethes, gegen mich aus. Ja, ich wage es auf die Gefahr hin, daß Sie mich für verrückt halten, wie den Grafen Platen, als er an Gustav Schwab über seinen romantischen Oedipus schrieb, aus voller Brust mit einer Stentor-Stimme persönlich zu wiederholen: das Stück ist auch gewaltig! Aber ich füge freilich rasch hinzu, damit Sie meinen Brief nicht unwillig in den Winkel werfen: ich werde trotzdem nicht, wie unser Aristophanes, mit Minckwitzschen Lorbeeren in die „Zunft“ der Unsterblichen eingehen, denn mein Antheil daran ist gering. Ich habe die Fabel, die Charactere und die Situationen entlehnt und bin, wie ich schon neulich nach Stuttgart schrieb, mit einem

---

*) Diese Notiz lautet folgendermaßen:

Das auf Befehl Sr. k. Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar auf der Weimarer Hofbühne stattgehabte Gastspiel der k. k. Hofschauspielerin Frau Christine Hebbel war eben so glänzend als kurz. Die Künstlerin trat nur in drei Rollen auf, in der „Maria Stuart“ und in der Nibelungen-Trilogie; in dem Schiller'schen Stück als Maria, in dem Hebbel'schen als Brunhild und als Kriemhild. Das Publikum, das in neuerer Zeit Gelegenheit gehabt hat, die bedeutendsten Darsteller und Darstellerinnen zu sehen, nahm sie enthusiastisch auf, und die höchsten Herrschaften würdigten sie der schmeichelhaftesten Auszeichnungen. Der Großherzog erschien nach dem dritten Akt des letzten Theiles der Nibelungen, dessen Proben er auch beigewohnt hatte, in Person auf der Bühne und sprach der Darstellerin wie dem Dichter aufs wärmste seine Anerkennung aus. Die Großherzogin empfing Frau Hebbel zweimal in längeren Audienzen, überreichte ihr in der letzten ein kostbares, zur Erinnerung an die gespielten drei Rollen mit drei echten Perlen geziertes Armband und fügte die Worte hinzu, „sie möge es zu ihrem Andenken tragen“. Die Nibelungen-Trilogie selbst hatte den vollständigsten Erfolg. Der erste und zweite Theil wurden zum vierten Male bei überfülltem Hause wiederholt, und der dritte Theil hatte trotz der unendlich schwierigen Inscenirung und der doch zum Theil sehr mangelhaften Kräfte gleichfalls die größte Wirkung. Der zufällig anwesende Direktor des Hoftheaters zu Schwerin bestellte das Stück gleich nach der Vorstellung, um die nächste Saison damit zu eröffnen, was ein anderes Theater von bedeutendem Rang ebenfalls zu thun gedenkt. Auch Ihre Majestät die Königin-Mutter von Holland wohnte der Vorstellung des letzten Theiles bei und äußerte ihre Zufriedenheit. (D. Z.)

Uhrmacher zu vergleichen, der ein vortreffliches altes Uhrwerk von Spinngeweb und Staub gesäubert und neu gerichtet hat. Nun zeigt und schlägt es wieder gut, aber er ist darum nicht der Künstler, sondern höchstens der Küster. Es handelt sich also kaum um meine persönliche Angelegenheit und so darf ich denn auch ruhig hinzusetzen, daß nur die bis auf's Aeußerste getriebene Perfidie dieß Stück von dem Theater der Stadt, in der ich lebe und die allein die zu einer gehörigen Darstellung erforderlichen Schauspieler-Kräfte besitzt, ausschließen kann. Auch wird das nicht lange mehr gehen; schon sind Adressen, mit Hunderten von Unterschriften, an mich ergangen, die mich bestimmen wollen, zu einer öffentlichen Vorlesung zu schreiten, und solche Demonstrationen, nicht des Literaten-Gesindels, welches gegen mich und für den Widersacher ist, sondern der Elite von Wien, lassen sich nicht auf die Länge ignoriren. Dann werden die Nibelungen über alle Bühnen Deutschlands wandeln und sich bleibend einbürgern, was dann für schwere Arbeit und große Selbst-Enthaltsamkeit eine kleine und nicht unverdiente Entschädigung ist.

Ihren Freund Maltitz, dessen ich oben erwähnte, habe ich schon im Februar kennen gelernt. Er gab mir ein Exemplar seiner Anna Boleyn, und wie angenehm ward ich überrascht, als ich beim Aufschlagen des Trauerspiels fand, daß es Ihnen gewidmet sey. Seitdem verkehrten wir gewissermaßen in Ihrem Namen mit einander. Ich beurtheile ihn ganz, wie Sie; wie Manches ist z. B. gleich in der Anna Boleyn allerliebst, wie reizend die Schilderung ihrer Persönlichkeit durch den Mund des Malers, aber es fehlt der Kunstverstand, der dem Ornament das Wuchern, der Karyatide das Versteckenspielen verbietet. Er weiß nicht Haus zu halten, und das rächt sich im Leben nicht allein.

Über Ihren Bruder der Braut habe ich in Oesterreich bis jetzt wenig gehört; das darf Ihnen aber nicht auffallen, denn man lies't dort nur noch politische Brochüren und Kapucinaden. Zu der neuen Arbeit wünsche ich von Herzen Glück; mir fehlt es jetzt an einem Magnet und so treibe ich denn, was der Tag verlangt. — — — — — — — — — — — — — — — —

Düsseldorf, 21. August 1861.

Es ist allerdings etwas spät, mein verehrter Freund, daß ich Ihnen meinen Dank für die Zusendung Ihres inhaltreichen Aufsatzes über „Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke" sage, welchen ich nun schon wiederholentlich mit großem Interesse und, was die entwickelten Ansichten betrifft, ungetheilter Zustimmung gelesen habe. Auch was die allerdings harte und herbe Behandlung angeht, die Bodenstedt persönlich von Ihnen erfährt, habe ich mich mehr und mehr überzeugt, daß ebenso die grobe Verdrehung, die er sich Ihnen gegenüber zu Schulden hat kommen lassen, als das windig Aufschneiderische seiner anmaßlichen, in blauen Dunst zerflossenen Verheißungen einer derben Züchtigung werth war. Nur die Bezugnahme auf die Stelle Lessings (als nicht bloß gegen die literarische, sondern geradezu gegen die bürgerliche Ehre gerichtet) und die höhnischen Seitenblicke auf die eignen Dramendichtungen Bodenstedts (als hier unmotivirt

und nicht am Platze) könnte ich wegwünschen. Dagegen haben mich recht in innerster Seele die energischen Worte gefreut, die Sie an ein paar Stellen und namentlich am Schlusse zu Gunsten unsres herrlichen, so schwer verkannten und gemißhandelten Tieck aussprechen, sowie die hohe Anerkennung, die an einer andern Stelle der Aesthetik Solgers, dieses entschiedenen Antipoden der jetzt herrschenden aesthetischen Uncultur, von Ihnen zu Theil wird. Ueberhaupt trete ich, wie schon gesagt, hinsichts der Ansichten überall auf das entschiedenste zu Ihnen gegen den, wie es scheint, in seiner aesthetischen Bildung unglaublich seichten und geringhaltigen Gegner, mit dem Sie zu thun haben. Seine Aufstellung, daß sich von den Zeitgenossen Shakespeare's mehr lernen lasse als von ihm steht offenbar im innigsten Zusammenhange mit seiner Ansicht, wonach die Rücksichtsnahme auf die „Forderungen des Publikums" einen so großen Einfluß auf Marlow bei Dichtung seines Tamerlan und Faust geübt hat. Man sieht, er hat nichts besseres als einen Theaterdichter gewöhnlichen handwerksmäßigen Schlages im Auge, dem die augenblickliche „Bühnenwirkung" als eigentliche und letzte Aufgabe seines Dichtens (wenn bei so etwas noch von Dichten die Rede sein kann) gilt und der daher auch hinsichts dessen, was er von Andern zu lernen hat, mehr nach gewissen, sich dem Verstande bietenden Hand- und Kunstgriffen als nach einer einzuathmenden Erfüllung mit dem tieferen Lebensgeiste des Dramas und dessen schöpferischen Potenzen fragt. Es kann zugegeben werden, daß sich dergleichen „Handgriffe" den Produkten des Talentes, bei denen in der Regel der Verstand als solcher eine größere Rolle spielt, leichter als denen des Genies absehen lassen. Auch wird dieses Absehen unter Umständen ganz räthlich und zu empfehlen sein; nur soll man nicht, wie hier, den Versuch machen, den höheren Gewinn aus den Werken des Genius (in den das Geschick zu jenen Handgriffen für den zur Hebung des Schatzes wahrhaft Berufenen dann doch wieder mit hineinfällt) darunter herabzusetzen.

Doch wie soll man sich über so kümmerliche Aufstellungen und Auffassungen in einer Zeit wundern, wo es von einem aesthetischen Stimmführer wie Herrn Julian Schmidt, recht in schreiendem Widerspruche gegen die Adelsgeister eines Solger und Schiller, (siehe dessen Gedicht: Einzelne Wenige zählen 2c.) zur Hauptmaxime erhoben wird, daß das Urtheil der Masse nicht bloß über den äußern Erfolg, sondern auch über den Werth einer Dichtung entscheide. Müssen Maximen, wie diese, nicht nothwendig dazu hinführen, den Poeten (wie Bodenstedt seinen Marlow) für angewiesen zu halten, auf das Belieben und Gelüsten der Masse als auf das Höchste was von ihm zu befriedigen steht, zu lauschen.

Nicht als ob der Werth eines äußern Erfolges, wie er Ihnen bei Aufführung Ihrer Nibelungen gewährt worden ist, nicht hoch anzuschlagen wäre; aber nur darum hoch, weil Sie so gar nicht zu Denen gehören, die um dieses Linsengericht, so wohlschmeckend und nahrhaft es sein mag, ihr poetisches Sohnesrecht zu verkaufen bereit sind.

Sie können denken, wie ich darauf gespannt bin, Ihre großartige Dichtung — in deren Preis als einer „gewaltigen" Sie sich selber gedrungen fühlen einzustimmen — mit eignem Auge in ihrer Ganzheit kennen zu lernen. Mit Un-

recht besorgen Sie, daß ich Ihnen den offenen Ausdruck Ihrer Freude an dem gelungenen Werke verübeln könne. Ich würde das selbst dann nicht, wenn ich mich dazu versucht fühlen sollte, den Dämpfer, den Sie aus Bescheidenheit darauf zu setzen bemüht sind, für nichts andres als einen Opferkuchen zu halten, den Sie auf den Altar der Nemesis aus Scheu vor den (nach dem Ajax des Sophokles und andern Tragödien der Griechen) drohenden Strafen der Aeußerung eines zu übermüthigen Selbstgefühls legen. Denn daß die Umdichtung eines Epos in ein Drama auch bei treuester Beibehaltung aller Motive und Charaktere ein so selbstständiges Werk poetischen Schaffens wie nur irgend eines ist und einen der dichterischen Höhe jenes Epos durchaus ebenbürtigen Geist erfordert, auch eben durch die Treue der Uebertragung und Umbildung nur erschwert, nicht erleichtert wird, dagegen, denke ich, werden Sie keinen ernstlichen Widerspruch festhalten wollen.

Was Sie mir von dem Stillschweigen um Sie her über meinen „Bruder der Braut" schreiben, hat mich nicht angenehm berührt, obschon ich mich wegen der Spannung, in der sich die politischen Verhältnisse Oesterreichs befinden, und aus manchen andern Merkmalen darauf gefaßt halten mußte. Wie dürfte man bei einer solchen Gährung aller Elemente eines Staatslebens unter und gegeneinander noch auf einen Sinn ruhiger Empfänglichkeit für die Gaben der Muse hoffen? Und doch ersehe ich aus einer andern Stelle Ihres Briefes, wo Sie von der an Sie mit Hunderten von Unterschriften ergangenen Adresse wegen öffentlicher Vorlesung Ihrer Nibelungen schreiben, daß dieser Sinn in Ihrer Umgebung noch hinreichend rege ist. Ich bin daher genöthigt, zur Erklärung jenes Stillschweigens nach andern Gründen zu suchen. Mag sein, daß eine so scharfe und, ich will zugeben, hier und da peinliche sittliche Selbstprüfung, wie sie an einigen Stellen meines Buches hervortritt, ja als dessen Grundaxe waltet, etwas der katholischen Bildung ganz Fremdes und Unverständliches ist; daß selbst geistreiche freier denkende Menschen, die auf dem Boden dieser Bildung stehen und in der Atmosphäre derselben erwachsen sind, sich darein als etwas specifisch Protestantisches nicht zu finden wissen. Auch ist leider der Roman in unsern Tagen so sehr zu einem Vehikel der losesten geistleersten Unterhaltung herabgesunken, und alle diejenigen, die nach etwas Gehaltvollem in den Werken der Literatur suchen, besonders alle tiefer gebildeten Männer, haben sich so von ihm abgewendet, daß die Hoffnung, mit einem Romane, der irgendwie einen höheren Ernst des Sinnes in Anspruch nimmt, mehr als sporadisch durchzudringen, fast unter die Don Quixotesträume zu rechnen sein scheint. — — —

Wien, d. 29sten Jan: 1862.

Es war mir nicht vergönnt, mein verehrter Freund, Sie in Berlin zu sehen, obgleich ich stark darauf gerechnet hatte. Ich kam viel später von Wien fort, als meine Absicht gewesen war; ich wurde in Hamburg, wohin ich zunächst ging, über Erwartung lange festgehalten. Und als ich endlich in Berlin eintraf, waren Sie nicht mehr dort; durch denselben Krönungs-Wirrwarr verscheucht,

dem auch ich gern aus dem Wege gegangen wäre. Mir thut das sehr leid, da aller schriftliche Verkehr doch nur ein Supplement des persönlichen seyn kann.

Ich habe, seit Sie zuletzt von mir hörten, ein sehr bewegtes Leben geführt, und zwar nach innen, wie nach außen. Es handelte sich um Nichts Geringeres, als um meine vollständige Uebersiedlung von Wien nach Weimar. Vielleicht ist es Ihnen nicht unbekannt geblieben, denn so widerwärtig mir alles Zeitungs-Geträtsch ist und so sorgfältig ich jede Berührung mit den Notizenkrämern, die man jetzt die Vertreter der öffentlichen Meinung nennt, vermeide, so wenig scheint diese meine Vorsicht auf der anderen Seite getheilt worden zu seyn und so oft habe ich den Kreisel abgeben müssen, der zum Zeitvertreib der Müssiggänger durch die Journale tanzte. Ich wäre sicher gegangen, obgleich ich materiell eine bedeutende Einbuße erlitten hätte, und mich über das Gefährliche des Experiments durchaus nicht täuschte, aber in Weimar veränderte sich sehr Vieles — — — — — — — — — — — — —, während ich mich in Wien bemühte, meine Frau aus dem Verbande des Hofburg-Theaters los zu lösen, und so mußte ich meinen Entschluß, als es zur Entscheidung kam, wieder aufgeben. Doch hat dieß Intermezzo zu einer Regulirung und Verbesserung unserer hiesigen Verhältnisse geführt und ist insofern nicht ohne Resultat geblieben. — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Urtheil über meine polemischen Aufsätze hat mich sehr gefreut; hätte ich Ihnen den von Herrn Bodenstedt angegriffenen ersten und Haupt-Artikel mit beischließen können, so würden Sie vielleicht auch die Streiche billigen, die Sie jetzt noch zu hart finden. Seitdem habe ich durch ein Gedicht, das ich zur Thronbesteigung an den König von Preußen richtete, sechs Wochen lang die halbe Oesterreichische Monarchie aufgeregt, und zwar durch die vier Verse, in denen ich unsere Czechen und Polaken ganz beiläufig für die Schmach züchtigte, mit der sie den Deutschen Namen zu überhäufen gewohnt sind. Es regnete Leit-Artikel, Adressen, Gedichte u. s. w., von denen ich natürlich nicht die geringste Notiz nahm; das Ende vom Liede war aber, daß Böhmen und Polen sich jetzt in den Wirthshäusern die „Bedienten-Völker" gegenseitig in's Gesicht schleudern, ohne meiner dabei in Glimpf und Schimpf noch irgend zu gedenken, und daß das Wort alle Aussicht hat, in Circulation zu bleiben. Ich schließe Ihnen das Gedicht bei; Ihre Königin hat mir verbindlichst dafür gedankt. Sie werden ausrufen: wie kommt Saul unter die Propheten? Ich überschätze den Einfluß meiner Stimme auf den Gang der Weltbegebenheiten ganz gewiß nicht und denke bedeutend bescheidener von mir, wie jene Mücke, die sich auf den Windmühl-Flügel setzte. Aber das scheußliche Attentat des russischen Knaben, und die furchtbaren Folgen, die sich einst für die ganze Nation an den Meuchelmord des stumpfen Sand knüpften, regten mich fast fieberhaft auf. So entstand denn dieser Pendant zu dem längst in meiner Sammlung befindlichen ähnlichen Gedicht an unseren Kaiser.

Was das momentane Schicksal Ihres „Bruders der Braut" in Oesterreich anlangt, so würde ich es mir, so weit es überhaupt durch meine vereinzelten Erhebungen festgestellt ist, viel einfacher erklären. Der Vorzug Ihres Werkes, dem tiefsinnigen, zur Einkehr in sich selbst geneigten Leser mehr zu bieten, als

er sucht, mußte freilich nach einem allgemeinen, unerbittlichen Gesetz damit bezahlt werden, daß der flache Liebhaber einer in sich selbst verpuffenden, aber Anfangs prickelnden Unterhaltung das vermißt, was ihm allein convenirt. Es ist das alte Verhältniß der Eins zu der Legion, wobei der Werth des Werks und die Würde der Kunst-Form unerschüttert bestehen, und auf das der religiöse Standpunct nicht im Geringsten einwirkt. Die mir wegen einer zu veranstaltenden Vorlesung meiner Nibelungen zugegangene Adresse, deren Sie erwähnen, hat ihren Grund in meiner persönlichen Stellung zum hiesigen Publikum. Die Leute wissen aus eigener Erfahrung, daß meine Stücke auf der Bühne zünden; sie stehen ja nicht mehr als fromme Seufzer in der Literatur-Geschichte da, sondern sie haben sich im Feuer erprobt und sind auf eine Jedermann in die Augen gefallene Weise zu Gunsten meiner eigenen Schüler und Nachahmer, wie z. B. Otto Ludwigs, zurückgedrängt worden. Nun hört man von neuen Erfolgen; kein Wunder, daß auch der gemeine Theater-Gänger sich regt.

Meine Trilogie wird jetzt gedruckt; schon liegen die sauberen Aushänge-Bogen des ersten Theils fast vollständig vor mir. Ich ersuche Sie dringend, dieses Buch nicht zu kaufen; ich mögte es Ihnen selbst auf den Tisch legen und es wird meinem Brief folgen, ehe Sie am Rhein das erste Veilchen pflücken. Ich werde dabei fast eben so viel Zuversicht beweisen, wie mein Held und bin des guten Empfanges gewiß, aber aus Gründen, die Sie bereits kennen, und die Sie mir nicht widerlegt haben. Darin stimme ich Ihnen allerdings vollkommen bei, daß ein wirkliches Epos nur durch einen dem Schöpfer ebenbürtigen Geist in ein Drama umgedichtet werden kann, aber ich halte die Nibelungen nicht für ein Epos, sondern für ein Drama in epischer Form. Darum will ich jedoch den Dünnthuer nicht machen; es gehört immer noch dramatischer Blick dazu, den großen Bau, in dem die Kinder zuweilen „Kämmerlein-Vermiethen" gespielt zu haben scheinen, auf seine Grund-Mauern zurück zu führen, und wenn Sie mir diesen zusprechen können, wird es mich von Herzen freuen. Aus Weimar wurde mir vor ein Paar Tagen eine große Kritik meines Werks zugesandt; sie ist schon im Novbr. in der Allg. Preuß. Zeitung No. 249 und 250 erschienen, mir aber entgangen und wahrscheinlich von Schöll, weil er eine zu schreiben beabsichtigte und ein S. darunter steht. Diese bezeichnet das Verhältniß unseres alten Liedes zu dem nordischen Sagen-Kreise und mein Verhältniß zum Liede vortrefflich, schlägt meine eigene poetische That jedoch zu hoch an.

Meine Frau grüßt Sie und die liebe Ihrige auf das Herzlichste; meine Tochter wird zu Ostern confirmirt. Es ist ein frisches, gesundes Kind und glücklicherweise hat sie nichts „Geniales", wovon ich bei weiblichen Naturen kein besonderer Freund bin! Viel Glück zum neuen Jahre, vor Allem die Grundbedingung: Gesundheit!

Düsseldorf 28. März 1862.

Es wird Ihnen auffällig gewesen sein, mein verehrter Freund, nicht schon längst meinen Dank für Ihre freundliche Sendung empfangen zu haben. Aber

schließen Sie daraus weder auf einen Mangel an Dankbarkeit, noch auf einen der gerechten Erwartung nicht entsprechenden Eindruck Ihres großartigen genialen Gedichtes. Haben Sie doch selbst einmal ausgesprochen, daß man es einer derartigen Gabe schuldig sei, sich nicht in der ersten besten Stimmung und unter anderweitig andrängenden Beschäftigungen an sie zu machen, sondern sich ihr nur mit freier empfänglicher Seele zu widmen. Doch paßt das insofern nicht zum einer Rechtfertigung, als ich in der That beim Eingange Ihres Dichtwerks in der Lage und Stimmung war, dasselbe gleich in den nächsten Tagen mit hingebendem Interesse in mich aufnehmen zu können. Dagegen darf ich zur Erklärung der Verzögerung meiner Antwort geltend machen, daß ich Ihre Tragödie seit deren Empfange nicht bloß einmal, sondern bereits zweimal, und zwar das zweite Mal mit genauester Inaugefassung alles Einzelnen und oft länger sinnender Ueberlegung darüber gelesen. Denn bei der ersten Lesung waren mir mehrere Stellen und Beziehungen noch im Dunkel geblieben, das sich jedoch bei der zweiten in Betreff der Mehrzahl gelichtet hat. Nur bei einigen Stellen, die ich weiter unten (um Ihnen einen anschaulichen Beweis der Genauigkeit meines Detailstudiums Ihres Werkes, und des Interesses, das ich daran nehme, zu geben) näher bezeichnen werde, ist es mir entweder noch immer nicht ganz gelungen, die noch bleibende Dunkelheit zu enträthseln, oder es scheint mir, insofern mir dieses geglückt ist, doch eine größere Deutlichkeit wünschenswerth, oder es ist mir sonst was von Bedenken geblieben. Sie dürfen sich, mein verehrter Freund, in Ihrer Neigung zu gedrängter, bloß andeutender Kürze nicht zu sehr gehen lassen. Ich weiß, daß ich in meinen Arbeiten an dem entgegengesetzten Fehler leide und dem Verlangen nach Deutlichkeit das Opfer schwerfälliger Einschaltungen und Zusätze zu bringen geneigt bin. Aber zwischen dem Einen und Andern liegt doch auch hier eine Mitte, von deren Innehaltung der Horazische Spruch: medium tenuere beati, gilt. Die Stellen, von denen hier die Rede ist*), finden sich B. 1. Seite 36 Zeile 1 u 2 von oben, S. 80 die 2 untersten Zeilen, Seite 82 dieselben Zeilen, S. 94 Z. 4. etc. von unten, S. 111 die untersten Zeilen, S. 131 Z. 1 v. o, S. 169 die Worte von Hagen: Nun, hast Du Deine Spindel schon? S. 170 Z. 1 v. o., S. 173 Z. 12 etc. v. o., S. 186 Z. 3 u. 4 v. o., S. 187 Z. 2 v. o., S. 197 Z. 13 v. o. (es fällt auf, daß Kriemhild den Geliebten noch nicht einmal auf die Augen geküßt). B. 2. S 11 Z. 1 v. unten, S. 12 Z. 1 v. o., S. 44 Z 1 u. 2 v. u., S. 57 Z. 1 u. 2 v. o., S. 59 Z. 5 v. u., S. 61 Z. 5 etc. v. u., besonders Z. 3 v. u., S. 80 Z. 11 u. 12 v. o., S. 83 Z. 4 v. u., S. 85 Z. 2 v. o., S. 95 Z. 8 etc. v. o., S. 194 Z. 8 v. u., S. 198 Z. 1 v. u., S. 208 Z. 4 etc. v. u. — S. 186 und 187, B. 1, will mir der „Daumen“ und noch mehr das „bespei'n“ nicht gefallen. S. 59 B. 2. nimmt mein Geschmack einen ähnlichen Anstoß an den „alten Knochen“ im Munde Dietrichs von Bern. Bei einer Stelle endlich, zwischen pag. 16 und 17 des zweiten Bandes, scheint es mir ganz unzweifelhaft, daß durch ein Versehen beim Drucke einige Verse und wohl gar ganze Zwischenreden ausgefallen sind.

*) Es ist selbstverständlich die Original-Ausgabe gemeint.

Aber all diese kleinen Anstöße haben (namentlich bei der zweiten Lesung, wo sich ihre Zahl bei eindringendem Verständnisse erheblich verringerte) vor dem mächtigen Totaleindrucke Ihres Gedichtes nur wenig in Betracht kommen können. Um gleich in der Kürze anzugeben, was ich am meisten bewundere, nenne ich vor allem die so groß erfaßte und durchgeführte Gestalt Ihres Hagen, dann die Meisterschaft, womit es Ihnen gelungen ist, die gewiß überaus schwierige Aufgabe der dramatischen Gruppirung des langen Kampfes im zweiten Theile (der an sich so viel mehr episch und eher undramatisch ist) zu lösen, ferner den tragischen Eindruck der Treue, womit sich die Nibelungen — namentlich die überaus anziehende Gestalt Giselher's — um den finsteren Hagen schaaren. Auch die ganze phantastische und märchenhafte Partie des Gedichtes, die Auffassung und Schilderung Brunhilds, die der Zwerge, der Hunnen u. s. w. ist Ihnen trefflichst gelungen; sowie anderseits die christlichen Töne, die in Ihr Gedicht hineinklingen, nicht bloß von einer Innigkeit, sondern auch von einer Aechtheit und Wahrheit sind, wie ich es bei einer sich so außerhalb haltenden Stellung wie die Ihrige kaum für möglich gehalten; weshalb ich vermuthen möchte, daß das Verhältniß bei Ihnen gar nicht mehr so fremd ist, als es sich ausgiebt, und daß Sie in den Heilsthatsachen des Christenthums doch etwas mehr als „eine Mythologie unter andern Mythologien" wenn auch nicht mit dem Verstande, doch mit dem Gefühle und dem innersten Sinn anerkennen. Wenigstens hat selbst das unverkennbarste Talent, ja sogar das größte Genie nicht immer ausgereicht, um bloß aus Gnaden poetischer Schöpferkraft das Genügende auf diesem Gebiete zu leisten. Es reicht wohl hin, deshalb auf Goethe zu verweisen, und auf die Bemerkung Schleiermachers, dessen Urtheil hier von Gewicht ist, Goethe habe in den Bekenntnissen einer schönen Seele durch das, was er zu dem ihm vorliegenden Originalaufsatze hinzugethan, um die geschilderte Denkungsart psychologisch einzuleiten und verständlich zu machen, eigentlich nichts verständlich gemacht, als daß er nichts von diesen Dingen verstehe. Und in welche bedenkliche Vermischung von Christus und Feuerbach ist Heyse in seiner sonst so anmuthreichen Thekla gerathen!

Uebrigens hat sich mir bei Lesung Ihres Gedichtes recht aufgedrungen, wie guten Grund ich gehabt, Ihre Versicherung, daß Sie dabei nur als „Küster" thätig gewesen, der eine alte Uhr in Ordnung stellt und in Gang bringt, nicht als so ernstlich gemeint und nur für ein Feigenblatt der Bescheidenheit aufzunehmen. Was haben Sie nicht, und mit gutem Fuge, hinzugedichtet, ja hinzudichten müssen. Hat Ihnen doch das alte Gedicht nicht bloß in dem Epischen des großen Schlußkampfes, sondern auch an vielen anderen Stellen der Schwierigkeiten genug in den Weg gelegt, die zum Theil ohne weitere und neue Schöpfung nicht zu besiegen waren. So gleich bei der im Drama unumgänglichen Motivirung und besseren Rechtfertigung der Mittheilungen Siegfrieds an Kriemhild über seine Mitwirkung zur Bändigung Brunhilds. Diese ganze Partie der Brautwerbung Gunthers bot überhaupt für die Tragödie eine vielleicht unüberwindbare Schwierigkeit. So in die Gegenwärtigkeit und das helle Licht eines Dramas unserer Tage gerückt, muß das Verhalten eines Mannes, der sich seine Braut in der Brautnacht mit Hülfe der Arme eines Anderen willig stellen läßt,

etwas mehr der Komödie und Parodie als dem Trauerspiele Angemessenes behalten. Doch zum Glücke handelt es sich hier nicht von einer Erfindung, die Sie willkürlich in den Stoff getragen; Sie sind durch diesen und sein altbewährtes Ansehen geschützt, haben redlich das Ihre gethan. Auch verschwindet, wie ich schon oben bemerkt, jeder Anstoß, den man im Einzelnen nehmen könnte, in der tieftragischen Wirkung des Ganzen.

In der That will es mir in Erinnerung dieses Eindrucks und des großen Reichthums Ihres Gedichtes an markig poetischen Schönheiten schon beinahe leid werden, daß ich Ihnen oben ein so gründliches Verzeichniß der Stäubchen, die ich von Ihrem Prachtrocke abgelesen, mitgetheilt habe; aber vielleicht werden Sie bei einer neuen Auflage und Ueberarbeitung Ihres Gedichtes doch von dem einen und andern Winke des Freundes Gebrauch machen können.

Den Schluß dieses Briefes denke ich erst in Rastadt hinzuzufügen, wohin wir übermorgen abgehen, da ich auf dem Wege in Bonn bei Freund Loebell einzusprechen und mit ihm wegen des von Ihnen geäußerten Wunsches Rücksprache zu nehmen denke. Leider ist das Befinden des Hochbejahrten nach den Nachrichten, die uns darüber zugekommen in letztem Winter sehr ungünstig und seine Stimmung sehr gedrückt und trübe gewesen, so daß ich kaum viel zu hoffen wage. Aus Rastadt, wo mein jüngerer Bruder jetzt bundesfestunglicher Commandant ist, und wo wir in dessen Familie unsre silberne Hochzeit zu feiern denken, melde ich Ihnen, wie sich Loebell vernehmen lassen.

Von den politischen Angelegenheiten, über die sich bogenlang sprechen ließe, möchte ich für diesmal ganz schweigen. Es ist als ob unsre neuen Minister geflissentlich Alles thäten, um den Anmaßungen der Demokratie Vorschub zu leisten und sich auf die Länge unmöglich zu machen.

Rastatt 4. Mai.

Meine Besorgniß, daß ich Freund Loebell nicht in der Stimmung und Lage antreffen würde, um meine Anfrage in Ihrem Namen bei ihm mit Erfolg anbringen zu können, hat sich leider bestätigt. Er klagte sehr über sein Befinden, sagte, daß er zufrieden sein müsse, wenn er nur von Zeit zu Zeit ein paar Seiten im 3. Bande seines literarhistorischen Werkes niederschreiben könne, daß er sich außer Stande fühle, irgend welche andre literarische Arbeit zu übernehmen. —

Wien d. 25. Oct. 1862.

Leider, mein verehrtester Freund, muß ich meinen Brief anfangen, wie Sie den Ihrigen; ich bedarf in hohem Grade Ihrer Nachsicht, denn fast ein halbes Jahr ließ ich Sie ohne Antwort. Freilich habe ich der Entschuldigungen viele für mich anzuführen; weite Reisen, zwar nicht im Styl Marco Paolos, aber doch von größerer Ausdehnung, wie bisher, ein Hof-Aufenthalt und zuletzt noch jene Abspannung, die sich nach übermäßigen geistigen Genüssen eben so gut einzustellen pflegt, wie nach physischen. Ich war, um Ihnen zunächst eine treue Relation zu geben, im Juny in London, und kam dazu, wie man zu so Manchem

kommt, was man nicht braucht und doch kauft oder mit macht: es war billig, denn die Fahrpreise waren, der großen Industrie-Ausstellung wegen, um ein Bedeutendes herab gesetzt. Zu suchen hatte ich dort aber eigentlich Nichts, und gefunden habe ich auch Nichts; mein Aufenthalt war bei der Fülle der Gegenstände viel zu kurz, obgleich er doch circa drei Wochen dauerte, als daß ich mehr, als den Total-Eindruck hätte davon tragen können. Dieser war nun allerdings gewaltig und ich glaube jetzt zu wissen, wie es in der Schmiede der Cyclopen her geht; im Uebrigen aber erging es mir, wie dem Mann im Märchen, der in der Zauberhöhle zwischen allen möglichen Edelsteinen wählen sollte, und keinen mit heraus brachte, weil er sich nicht entschließen konnte. Dennoch darf ich 'es als einen Gewinn von bleibendem Werth betrachten, daß ich die Engländer als Maler kennen gelernt habe, wozu man auf dem Continent keine Gelegenheit hat, da selten etwas Ausgezeichnetes den Weg über den Kanal findet. Im Industrie-Palast, der mich sonst wenig kümmerte, war nämlich eine Ausstellung alter Gemälde von Hogarth, Raynold's u. s. w. veranstaltet und diese haben mich zum Theil doch sehr überrascht. Am ersten July traf ich wieder in Gmunden mit meiner Familie zusammen und verlebte dort bei köstlichem Wetter meine gewöhnlichen sechs Wochen, die unendliche Fruchtbarkeit des Jahres in meinem eigenen kleinen Garten vor Augen, denn fast jeder Baum mußte gestützt werden und Aepfel und Birnen hingen in ganzen Sträußen, wie colossale Trauben, von den ächzenden Aesten herunter. Mich rührt und erhebt ein solches Uebersprudeln der Natur; es ist, als ob ein neuer Liebes- und Lebensblitz durch's Welt-All zuckte. Dann folgte ich einer Einladung der Großherzogin nach Wilhelmsthal bei Eisenach im Thüringer Walde, wo ich herrliche Stunden genoß, namentlich mit der hohen Dame selbst, die von einer Tiefe und Feinheit des Empfindens und von einem Umfang des Geistes ist, daß sie unmittelbar in den Tasso hinein versetzt werden könnte. Mein Weg hat mich oft genug mit fürstlichen Personen zusammen geführt, um im Stande zu seyn, zwischen dem frischen Grün, das lebendig im Moment aufschießt und dem für alle Fälle aufgespeicherten trockenen encyclopädischen Heu zu unterscheiden. Doch genug von meiner Odyssee, die für Sie kein besonderes Interesse haben kann; lassen Sie mich aber auch wissen, wie Ihnen Ihre Reisepläne geglückt sind, denn man hängt doch immer sehr vom Zufall ab und die fatale Fliege kann Einem überall in den Wein-Becher fallen, wenn Einem auch der Inhalt nicht alle Tage durch ein Erdbeben verschüttet wird.

Ich danke Ihnen für Ihr mildes Urtheil über mein Nibelungen-Abentheuer, oder Ungeheuer; ich scheine überall mit einem blauen Auge weg zu kommen, und das ist schon viel in einem solchen Fall, denn auf das oft citirte: in magnis voluisse etc. gebe ich Nichts, da ein Heuschreckensprung nach meinem Gefühl um Nichts ehrwürdiger dadurch wird, daß er dem Monde gilt. Ueber dreißig Kritiken liegen bereits vor mir, darunter einige sehr große und ausführliche Abhandlungen, und alle, wie verschieden auch sonst, stimmen darin überein, daß sie die Sache ernst nehmen, ein Lob, das sich ehemals von selbst verstand, um das sich aber heut zu Tage ein Recensent nur noch selten bewirbt. Im Allgemeinen überwiegt die Anerkennung bei Weitem, doch sind auch wunderliche Dinge zum

Vorschein gekommen, so vermißt z. B. Kühne in der Europa im Character der Brunhild die Liebe zu Siegfried, während die ganze Brunhild bei mir nur aus Liebe zu Siegfried besteht und es auch gleich durch ihr erstes Wort bei'm Eintritt der Werber verräth. Aber nirgends hat man sich über Dunkelheiten im Detail beklagt und daraus mögte ich den Schluß ziehen, daß Ihre Einwendungen dieser Art doch großentheils mehr subjectiven, als objectiven Ursprungs seyn dürften. Sie stimmen gewiß mit mir darin überein, daß ein gewisses Rembrandtsches Helldunkel wesentlich zur Natur des Dramas gehört und daß es kein Fehler ist, wenn das Macbeth'sche: „Er hat keine Kinder" oder das Hamletsche „Seyn oder Nichtseyn" noch nach Jahrhunderten die verschiedensten Auslegungen gestatten. Aber über den Grad, den erlaubten oder nothwendigen, werden wir wohl entgegengesetzt denken, und da befinden wir uns unmittelbar an der individuellen Schranke. So fehlt zwischen pag. 16 und 17 kein Wort, geschweige eine ganze Rede; wie wäre es auch möglich bei einem Buch, das unter meinen Augen gedruckt wurde? Ich kann hier auch bei sorgfältigster Prüfung keine Undeutlichkeit gewahr werden; Hagen erinnert höhnend an den Raub des Horts und Ute versetzt einfach: „Das hätte nicht mehr geschehen sollen!" Dagegen ist mir der Ausdruck: „bespei'n" auch von anderer Seite vorgeworfen worden; ich glaube mich aber durch Lessing und Shakespeare decken zu können. Daß dieses Wort, ohne Noth angewandt, d. h. in einem Fall, wo die Farbe auch durch ein anderes herausgebracht werden könnte, ekelhaft wirken muß, versteht sich von selbst. Aber Lessing meint, das Ekelhafte werde ein sehr erlaubtes und unter Umständen unumgängliches Darstellungsmittel, wenn man es zum Furchtbaren steigere, das ist z. B. bei Shakespeare geschehen, wenn Otello seine Desdemona „Whore" nennt, was doch Niemand auf die sogenannte Rohheit des Zeitalters schieben wird, oder wenn der geistliche Liederdichter im protest. Gesangbuch den Gekreuzigten apostrophirt: „O Haupt voll Blut und Wunden, wie bist Du so bespeit." Ich weiß wohl, daß die Theater-Directoren und die Pastoren diese Verse waschen, aber nach meinem Gefühl löschen sie mit ihrem Purifications-Wasser auch das ganze Bild aus, und in gleicher Lage glaube ich bei Siegfrieds Tod zu seyn. Doch, das sind Kleinigkeiten, deren ich nur des aesthetischen Princips wegen erwähne, aus denen sie bei mir hervor gegangen sind. Wichtiger ist ein anderer Punct, den ich gern überginge, sehr gern, wenn die Wahrheit und der Ernst der Sache es irgend gestatteten. Das Christenthum ist mir, was es war, eine Mythologie neben anderen, und wie ich jetzt, nach abermaliger Jahrelanger Beschäftigung mit den Acten, leider hinzufügen muß, nicht einmal die tiefste. Wenn es mir daher gelungen seyn sollte, es in seiner innersten Wesenheit darzustellen, wie Sie mich hoffen lassen, so hat es dazu keiner anderen Kraft bedurft, als derjenigen, die das Valkyrenthum auf Isenland darstellte, welches gleichfalls als gelungen bezeichnet worden ist. Ich weiß, daß Sie dieß nicht gern hören werden und es thut mir leid, daß ich es aussprechen muß, aber es handelt sich ja auch um meine Götter, die ich so wenig verläugnen darf, wie Sie die Ihrigen. Ich habe, da ich von meinem Jesus Christus nach Abschluß der Nibelungen lebhaft zu träumen anfange, und die Hoffnung, auch diese längst projectirte Tragödie trotz meiner bald erreichten funfzig Jahre noch

zu bewältigen nicht fahren lassen, meine theologischen Studien recapitulirt, als ob ich noch examinirt werden sollte, und das Resultat war negativer, wie je. Ja, von dem neusten Vertheidiger, Neander, muß ich sagen, daß, wenn ein weltlicher Advocat sich solche Subreptionen gestatten wollte, er vor jedem Tribunal nicht bloß seinen Proceß verlieren, sondern auch sein Sachwalter-Diplom verwirken würde; es ist ja doch ein förmlicher Hohn, wenn er die übernatürliche Zeugung und den übernatürlichen Tod Christi ganz einfach für Thatsachen des christlichen Bewußtseyns erklärt und ruhig daran vorbei geht, um dann der Vernunft durch das Aufgeben irgend eines irrelevanten Zehntel-Wunders eine scheinbare Concession zu machen. Seyen Sie mir wegen meiner Aufrichtigkeit nicht böse; hier stehe ich, ich kann nicht anders, rief Luther aus. — — — —

Briefwechsel mit Heinrich Theodor Rötscher.

Geehrter Herr!

Für Ihre mir sehr willkommene Sendung, wie für die freundlichen, dieselbe begleitenden Zeilen sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Ich habe die interessante Arbeit mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und freue mich um so mehr über dieselbe als sie ohne philosophische Terminologie eines bestimmten Systems doch durchaus philosophischer Natur ist, indem sie namentlich das dialektische, was in dem Prozeß der Sprache waltet, so schön zur Anschauung bringt. Sie werden mich sehr erfreuen, wenn Sie die Jahrbücher vielfach mit ähnlichen Beiträgen bedenken wollen. Ich darf Ihnen zugleich nicht bergen, daß es mir eine lebhafte Genugthuung gewährt hat durch die Jahrbücher nun auch die allgemeine wissenschaftlich-künstlerische Beziehung zwischen uns in eine mehr persönliche verwandelt zu sehen. Ich verspreche mir davon die schönsten Früchte. Sie haben sehr Recht, geehrtester Herr, wenn Sie in Ihrem Schreiben voraussetzen, daß die Correspondencen, welche die Jahrbücher unter Anderem auch bringen sollen, sich von den gewöhnlichen, gesinnungs- und geistlosen Correspondencen unterscheiden werden. Wenigstens ist dies meine Absicht, in ihnen der rücksichtslosesten Wahrheitsliebe Thor und Thür zu öffnen. Mein Gedanke ist, daß sich die Correspondencen vorzugsweise auf die Darstellung des Gesammtzustandes der einzelnen Bühnen richten und das Einzelne, worüber sie berichten in Bezug auf den Gesammtzustand betrachten mögen. Da nun der Gesammtzustand der Bühne wieder mit allen andern Faktoren des Lebens zusammenhängt, so wird eine Correspondence gewiß um so gewichtiger sein, je mehr dieselbe diese Zusammenhänge der Bühne mit dem Leben und mit dem Zustande des Geistes überhaupt festhält und wenigstens durchscheinen läßt. Für Wien habe ich aufrichtig gesagt noch Niemand. Ich kenne auch Niemand, den ich gerade vorzugsweise damit hätte angehn mögen. Sie können wohl denken, daß es mir sehr wünschenswerth sein würde, wenn Sie sich entschlössen von Zeit zu Zeit über die dortigen Bühnenzustände zu berichten, gleichviel ob mit, oder ohne Ihren Namen, wie Ihnen dies in solchem Falle genehm wäre. Da Sie, vermöge Ihrer ganzen Richtung, Lebens- und Weltanschauung weit über die Wiener Zustände hinaus sind, so würden Sie natürlich grade von einem superioren Standpunkt aus am besten die dortigen Erscheinungen auf ihr richtiges Maaß zurückführen können. Genehmigen Sie also die Versicherung, daß es mir sehr erfreulich sein würde, wenn Sie sich auch auf diese Weise an den Jahrbüchern betheiligen wollten. Kennen Sie Jemand, dem Sie in dieser Beziehung Ihr

volles Vertrauen schenken, so wird er mir durch Ihre Empfehlung sehr willkommen sein. — Ich kann schließlich nicht umhin Ihnen ganz im Vertrauen die Notiz zu geben, daß man hier damit umgeht, Ihre Maria Magdalena zum Besten der bei dem Pesther Brande Verunglückten in dem Lokal des Königstädter Theaters aber mit den Kräften der Königlichen Bühne zu geben. Döring würde den Meister Anton spielen. So ist es bis jetzt projectirt und ich freue mich sehr darauf. Freilich ist die Rechnung noch immer ohne den Wirth gemacht, so lange die Censur die Erlaubniß dazu nicht ertheilt hat, u. worauf nicht mit allzugroßer Zuversicht zu hoffen ist. Ein Verbot des Stückes für die Königliche Bühne in Berlin existirt übrigens, wie man so oft schon gesagt hat, nicht; ich habe mich danach erkundigt. Ich habe neulich in einem ganz kleinen Kreise, in welchem sich sehr hochgestellte Damen befanden Ihre Maria Magdalena vorgelesen u. Sie dürfen mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß Alle von dem Eindruck tieferschüttert waren. Was mich an dem Werke vom ersten Momente an so erfrischt hat ist, daß wir uns hier wirklich auf dem Boden dramatischer Darstellung befinden, daß man Gemüthsprozesse vor sich sieht u. durchlebt. Und das ist es, was uns fehlt. Die dramatische Kunst muß wieder anschaulich werden im intensivsten Sinne. Nun kann man dies, oder jenes an dem Werke bekämpfen; das erscheint mir aber als etwas verhältnißmäßig Untergeordnetes, gegen das unbestrittene Verdienst, daß wir hier Gemüthszustände nicht in Relationen empfangen, sondern in Ihren Abgrund hineinschauen. Ich mochte Ihnen das gern einmal aussprechen und ergreife diese Gelegenheit um so freudiger dazu.

Mit der Bitte um die dauernd thätige Theilnahme an den Jahrbüchern für dramatische Kunst u. Literatur bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr

ergebenster

Berlin den 27. Febr. 1847. Dr. H. Th. Rötscher.

Hochzuverehrender Herr!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was den Aufsatz von Bamberg betrifft, so habe ich denselben bereits zum zweiten Heft in die Druckerei gegeben. Sie dürfen aber ganz ruhig sein. Der Aufsatz über Maria Magdalena berührt Vischers Arbeit durchaus nicht, (diese ist auch mir noch ganz unbekannt, wahrscheinlich steht sie in den Jahrbüchern der Gegenwart) sondern giebt eine durchaus ruhige objektiv gehaltene, von aller Polemik ferne Auffassung Ihres Dramas. Der Aufsatz verräth auch durch keinen Zug ein persönliches Attachement, jeder Ihnen Fremde, welcher überhaupt Bamberg's Standpunkt theilt, könnte diesen Aufsatz ebensowohl geschrieben haben. Dies zu Ihrer völligen Beruhigung.

Eben als ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich als Novität von meinem Buchhändler „Diamant“. Das mir so freundlich zugedachte Exemplar wird

nun sicher bald nachfolgen. Sie können denken, wie sehr ich mich auf die Lösung Ihres neuesten Dramas freue. Es wird mir eine wahre Freude sein, dasselbe im nächsten Hefte der Jahrbücher ausführlich zu besprechen (für dies Heft, das bereits gedruckt wird, ist es unmöglich).

Wie gern verwandelte ich bald einmal diese briefliche Beziehung zu Ihnen in eine völlig persönliche. Es fehlt mir, so zu sagen, immer noch der Punkt auf dem I, wenn ich einen mir geistig so befreundeten Mann nicht auch in seiner ganzen Persönlichkeit kenne. —

Ihr

treu ergebener

Berlin d. 20. Mai 1847. Dr. H. Th. Rötscher.

Berlin den 18. October 1847.

Hoffentlich haben Sie mich, mein theuerster Freund, wegen meines langen Schweigens nicht verurtheilt. Ich wollte von Woche zu Woche mich Ihnen selbst vorstellen u. in lebendigem mündlichem Verkehr die Antwort auf Ihren liebenswürdigen u. interessanten Brief bringen, ward indessen durch manche, plötzlich mich durchkreuzende Umstände u. später durch eine Unpäßlichkeit an der Ausführung meines Lieblingswunsches verhindert. Und jetzt ist die Jahreszeit doch zu weit vorgerückt, um den Ausflug zu unternehmen. Das Vernünftigste scheint also wohl die Reise bis zum Frühjahr, also zum Mai aufzuschieben, wo ich gar kein Hinderniß besorge. Ihre mir übermachten beiden kleinen Sendungen habe ich mit größtem Interesse u. wärmsten Dank empfangen. Für die Aphorismen war gerade noch Raum im dritten Hefte u. die letzte Arbeit habe ich gleich dem vierten Hefte einverleibt. Grade so werthvolle Gaben in geringem Umfange sind ein wahrer Schatz für die Jahrbücher. Sie zwingen den Leser zur Einkehr in sich u. fesseln ihn doch wieder nicht zu lange. Denn, wir mögen sagen was wir wollen, in einer Zeitschrift, welche besonders sich auf ein, wenn auch reiches Thema beschränkt, wie die Jahrbücher, fordern wir Mannigfaltigkeit des Inhalts. Ich finde mich in dem, was Sie in diesen Beiträgen ausgesprochen haben, ganz wieder. Möchte es Ihnen vielleicht gefallen, das, was Sie so treffend u. für mich überzeugend über die Natur der Gleichnisse sagen, auch einmal durch einige Beispiele anschaulich zu machen? Dies ließe sich durch die drei Gattungen, des Epos, der Lyrik u. des Dramas durchführen. Was meinen Sie dazu! Sicher stehn Ihnen viel Anschauungen dazu zu Gebote. Dabei ist das Thema so fruchtbar u. für den jungen Dichter, wie für den Aesthetiker gleich belehrend. Was Sie über die ächte u. unächte Naivität sagen ist aus meiner tiefsten Seele gegriffen. — — — — — —

Sie haben in Ihrem letzten Briefe ein sehr fruchtbares Thema angeregt, nämlich den Begriff der Versöhnung zu erörten. Ich bin Ihnen für diese Anregung dankbar u. werde ehestens herangehen. Gewiß lassen sich dadurch eine Masse alberner Vorurtheile beseitigen, Beispiele werden die Begriffe um so eindringlicher machen. Es ist nur zweifelhaft, daß alle tragische Poesie aus un-

lösbaren Konflikten erwächst. Und darin liegt das größte Geheimniß der Composition, daß ein Dichter uns von Hause aus so spannt, daß wir entweder einen friedlich sich lösenden Conflikt als eine Nothwendigkeit empfinden, oder auf eine tragische Lösung vorbereitet sind. So tragisch sich z. B. der Kaufmann von Venedig in seinem Conflikt zwischen Antonio u. Shylok anläßt, so hat Shakespeare doch dafür gesorgt, daß von Hause aus niemals die Vorstellung einer tragischen Catastrophe in engerem Sinne eintreten könne. Dafür bürgt die ganze Gestalt der über den Gegensätzen heiter schwebenden, humoristischen Porzia. Mit dem Erscheinen dieser Gestalt von so geistreichem Übermuth sind wir sogleich in die Stimmung versetzt, welche uns verbietet, einen tragischen Ausgang zu fürchten. Weil wir also selbst mitten in der Gerichtsszene uns immer in der Stimmung der Komödie befinden, so mußte auch der fünfte Akt alle die im vierten Akt angeschlagenen Dissonanzen noch ganz verklingen lassen u. in die süßeste Harmonie wieder auflösen. Bei einer tragischen Stimmung wäre der 5. Akt ein Unding gewesen, so ist er eine der größten Schönheiten. Und darin versehen es die Dichter in ihren Compositionen so sehr, daß sie uns von Hause aus oft in Situationen bringen, die konsequent durchgeführt zur tragischen Lösung führen müssen u. nur allein durch die Willkühr des Dichters zu friedlicher harmloser Lösung umgebogen werden. Ich werde diesem Thema einen besonderen Fleiß widmen. Ihr Trauerspiel in Sicilien ist mir erst ganz vor kurzem zugekommen. Ich habe es sogleich eifrig gelesen. Es ist mehr ein tragisches Gemälde, als, wie schon der Umfang nothwendig macht, eine Tragödie. Die Bedeutung scheint mir vornämlich in der Volksindividualität zu ruhen; ihr Zustand ist der eigentlich tragische Boden, woraus das Bild erwächst. Darum heißt es ein Trauerspiel in Sicilien, weil es ein Bild des sittlich versumpften u. brutalen Typus der dortigen Menschheit geben soll. — Ich bin auf die Fortentwicklung Ihres Herodes u. Mariamne unendlich gespannt. Nirgends haben Sie es noch so verstanden, als in diesem ersten mir mitgetheilten Akt zu einer nothwendigen Entwicklung zu spannen u. den Hörer, durch die epigrammatische Schärfe des dialektischen Prozesses zu nöthigen, sich seinerseits productiv zu verhalten. Möchte Ihnen dies Werk doch so fort aus einem Guß erwachsen! Deutschland wäre um eine ächte Tragödie reicher u. das will etwas sagen. Wie weit sind Sie damit gediehen? — Ich freue mich sehr über die Aussicht, Ihre Gattin hier als Künstlerin begrüßen zu können. Die Cleopatra ist hier noch gar nicht gegeben worden. Wie wär's wenn Sie sich der Bearbeitung derselben für die Bühne unterzögen? Ihre Gattin brächte uns dann einen doppelten Gewinn, Sich selbst, die Shakespearesche Cleopatra. Die Phädra ist auf dem Repertoire und kann in jedem Moment gegeben werden. Döring, den ich vor längerer Zeit sprach, war von dem tragischen Talent Ihrer Gattin ebenfalls höchlich erfreut u. prophezeit ihr, wenn sie hier gastirt, den entschiedendsten Erfolg. Dann könnte auch der Raupach'sche Nibelungenhort wieder hervorgeholt werden. Kann ich bei den Unterhandlungen mit Herrn v. Küstner in irgend einer Weise Vermittler sein, so verfügen Sie nur über meine Dienste. Das Element des Dämonischen kennt eigentlich die hiesige

Bühne in der Darstellung der Frauen-Gestalten seit Jahren nicht. — — — Lassen Sie, verehrter Freund, recht, recht bald von sich hören, u. seien Sie der wärmsten u. unveränderlichen Freundschaft gewiß, mit der ich Sie grüße.

Berlin den 17. December 1847.

Mein theurer, verehrter Freund!

Ich muß mein Schreiben damit anfangen, Sie, verehrter Freund, zunächst über den Grund meiner verzögerten Antwort zu unterrichten. Saumseligkeit war es gewiß nicht! Das dürfen Sie glauben. Ein längeres Unwohlsein, was mir die Stimmung raubte, grade einen Brief an Sie zu richten, wo ich mich innerlich recht frei fühlen will, und dann der Wunsch Ihnen zugleich über Ihre, mir so unendlich werthe Sendung, wie über den Fortgang der Verhandlungen über Maria Magdalena Auskunft geben zu können, Alles dies zusammengenommen zwang mich mein sehnsüchtiges Verlangen mich mit Ihnen zu unterhalten, bis jetzt hinauszuschieben, denn ich wollte vor Ihnen nicht mit leeren Händen erscheinen. Zuerst zu Ihrer Tragödie! Daß sie das erste Werk war, welches ich las können Sie denken. Ich habe sie wiederholentlich gelesen u. immer mit Bezug auf die Frage der Aufführung. Zunächst muß ich Ihnen meine hohe Befriedigung bekennen über das gesammte Werk! Ich konnte nicht fort, die Dichtung bannte mich in steigender Spannung unablässig in ihren Kreis und erscheint mir grade durch die sich immer mehr concentrirende, alle Fäden immermehr auf die Tiefen des Gemüths zurückführende Handlung außerordentlich dramatisch. Sie können nicht glauben wie wohlthuend es mir ist, daß ich mich bei Ihren Dichtungen, einer künstlerischen Composition gegenüber befinde. Da ist nichts willkührlich, um eines Effektes willen hineingebracht, keine Tendenz-Phrase, sondern überall künstlerische Motivirung u. die Bekämpfung des Polizei-Staates nur aus der Natur der Situation u. der Menschen hervorwachsend, aber durchaus sich nicht als Zweck ankündigend. Ich habe Ihre vortreffliche Dichtung so verstanden, daß Sie durch die aus der Fülle des Lebens ergriffenen Situationen und Charaktere zeigen, wie es in unseren gegenwärtigen politischen u. socialen Zuständen Lebensschicksale u. Lebensbewegungen giebt, welche nach dem Gesetz der gang und gäben Moral, nach dem recipirten Sittengesetz u. nach den bestehenden Gesetzen, der Verdammniß anheim fallen, die aber, nach einer höheren Ordnung der Dinge gemessen, die innigste Sympathie in Anspruch nehmen u. in der Region einer göttlichen Weltordnung ihre Versöhnung finden. Ich verstehe natürlich die göttliche Weltordnung nicht so, daß ich darunter etwa eine abstracte, rein ideale, nur in das Jenseits zu verweisende Ausgleichung begreife, — — ich begreife vielmehr unter der göttlichen Weltordnung die von dem Gedanken allein gerechtfertigte Ordnung der Dinge, welche sich zur Zeit noch im Kampfe mit den Zuständen der Welt u. was davon unzertrennlich ist, mit den geltenden Vorstellungen der Menschen befindet. Ihre Tragödie zeigt den Punkt auf, wo sich die gewöhnliche Moral u. der Polizei-Staat bankerott erklären müssen, weil sie an das hier entwickelte Geschick nicht heranreichen.

Sie zwingen also den Leser zu dem Bekenntniß, daß es Lebensschicksale giebt, die sich der Beurtheilung der spießbürgerlichen Moral absolut entziehen, wo der Mensch genöthigt wird, aus seiner Brust einen andern Maaßstab als den gang u. gäben zu entnehmen, wo selbst die in den recipirten Vorstellungen Befangenen sich gestehen müssen, daß ihr Schema von Moral, von Zurechnung u. s. f. völlig unzulänglich ist. Sie reißen also, u. das ist das schöne Resultat, durch die Bewegung Ihrer Tragödie die Dämme der gewöhnlichen Moral ein u. nöthigen den Zuschauer, in sich einzukehren, u. sich von der Unzulänglichkeit der von ihm kritiklos bisher aufgenommenen Vorstellungen des Moralgesetzes zu überzeugen. Die ganze Weltanschauung der Julia hängt mit der der Maria Magdalena auf das innigste zusammen; auch in Betreff der Versöhnung. Beide Werke zeigen das Problem einer mit Nothwendigkeit sich von der alten Weltordnung u ihrem ganzen Complex der Vorstellungen losringenden neuen Weltordnung in dramatischer Bewegung auf. Die Versöhnung ist u. kann dabei nur die der unerbittlichen Nothwendigkeit sein. Wir werden in beiden Dramen mit der Überzeugung entlassen: solch ein Kampf ist nothwendig, seine Opfer fallen dem Zusammenstoß dieser Mächte; es ist ein Unausweichliches, was sich begiebt. Die Versöhnung ist hier noch die harte Nothwendigkeit, d. h. das Bewußtsein eines unabweisbaren tragischen Geschicks, dessen letzte Wurzel in dem Ringen des geschichtlichen Geistes liegt. Wir scheiden mit dem stummen Schmerz: „Es ist so", wir beugen uns unter dies harte Joch der Nothwendigkeit, welches uns der Anblick dieses geschichtlichen Kampfes auferlegt. Ich glaube man könnte diese Form der Versöhnung mit einer Hegelschen Kategorie die an sich seyende Versöhnung nennen im Gegensatz derjenigen, welche sich aus der Bewegung der Handlung u dem Kampf der Individualitäten vollständig innerhalb der Tragödie vollbringt, welche man dann als die an und für sich seyende bezeichnen dürfte. Mit solchen abstrakten Kategorieen ist allerdings nicht viel gethan, aber der Unterschied dieser Versöhnung ist nichtsdestoweniger wahr. Ich glaube, Sie werden in Herodes u Mariamne, wie es mir nach der Anlage erschienen ist, den Fortschritt von der Versöhnung in der Form der Nothwendigkeit, zur Form der Freiheit machen. Die letztere ist schon der ersteren eingeschlossen, aber noch verhüllt; ich glaube Ihr Entwicklungsprozeß wird Sie dahin drängen, die erstere in die letztere aufzuheben u. uns innerhalb der dramatischen Bewegung schon die ganz vollbrachte Versöhnung zu offenbaren. In dem Gesagten liegt auch die Erscheinung, daß diejenigen, welche nicht bis zur letzten Wurzel Ihrer Dramen vordringen mit einer Dissonanz im Resultate scheiden, weil die Versöhnung wesentlich in den Betrachtenden fällt und durch den Gedanken der Nothwendigkeit dieses Kampfes u. des in der Gegenwart d. h. factisch unaufgelösten Problems der großen Kollision gesetzt ist, nicht wie durch die dramatische Bewegung als solche erzeugt wird. Sie sagen selbst, verehrtester Freund, daß das was Ihnen von den gedachten Problemen am Herzen lag nun abgethan sei. Darum stimme ich auch dafür die Julia nicht nach Herodes und Mariamne zur Darstellung zu bringen, weil mir Alles dafür zu bürgen scheint, daß in der

letzteren Tragödie der Entwicklungsprozeß ein noch reinerer sein wird u. es mir daher nicht ganz angemessen erscheint, nach einer schon erstiegenen Stufe, von wo aus man sich der Nation siegreich gezeigt hat, wieder auf eine Stufe zurückzutreten. Ich finde aber in der Julia u namentlich in der Behandlung des großen Problems eine so außerordentliche dramatische Kraft, daß ich die Wirkung von der Bühne herab mir sehr gewaltig denke, vorausgesetzt, daß nur gereifte Darsteller die Rollen behandeln. Die Spannung wächst unablässig und die Situationen sind ebenso dramatisch als originell u zugleich aus der Natur der Charaktere erwachsend. Meine Meinung ginge also dahin dies Werk vor Herodes und Mariamne einzureichen u zur Aufführung zu bringen. Wenn dies Ihr Wille ebenfalls ist, so bin ich sehr gern bereit es der hiesigen Intendanz zu übergeben. Wollen Sie mir dazu einen Brief an Küstner senden, so reiche ich es gleich mit demselben ein u erlaube mir es mit einem Schreiben zu begleiten. Nun ist Küstner freilich nicht der Mann, der bis zur Wurzel des Problems vorzudringen vermag, aber man müßte es doch versuchen, ihm den Sinn aufzuthun. Bei Ihrer Maria Magdalena hat er sich allerdings nur an das nackte Faktum des Falls der Klara gehalten u sich nur von daher immer sehr entschieden gegen die Aufführung des Stücks erklärt. Er war in diesem Punkt auch gar nicht weiß zu waschen, weil er sich natürlich nicht zur Bedeutung der ganzen Aufgabe u. ihrer dramatischen Motivirung erheben kann. In der Julia ist nun dieser Punkt viel weniger intrikat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Für die Jahrbücher ist ein recht schätzbarer Beitrag, Ihr Trauerspiel in Sicilien betreffend von Palleske in Oldenburg eingegangen, der die Sache sehr gut behandelt u. am Schluß auch dies Werk unter die Kategorie der Tragicomödie subsummirt. Ich will, da der Aufsatz nicht zu lang, denselben gleich im nächsten sechsten Hefte abdrucken lassen. Wollen Sie, mein verehrtester Freund, sich nicht bald einmal wieder mit Beiträgen betheiligen! Sie wissen, wie hoch willkommen ich dieselben heiße. Gestern sandte mir mein Buchhändler als Novität Ihre eben erschienenen Gedichte zu. Das eine, an die Sprache, kannte ich bereits aus Ihrer Vorlesung; es war am Morgen in Ihrem Hôtel. Ich habe noch nicht alle gelesen, sondern zunächst nur die Epigramme vorgenommen, u. kann Ihnen nicht genug ausdrücken, wie sehr ich von der Energie der Gedanken u. von der dialektischen Kraft erfreut bin, die sich hierin kund giebt. Und dabei ist wieder alles nur Tendenziöse überwunden. Man freut sich nur an der Totalität der Weltanschauung u. an der Herrschaft über die Form, welche der Inhalt aus sich heraus arbeitet. Einzelne Sonette habe ich ebenfalls schon gelesen und bin entzückt über die Vollendung derselben. Ich habe mir vorgenommen mit Nächstem einen, wenn auch zunächst nur kurzen Artikel für die Spener'sche Zeitung zu schreiben, um wenigstens im Allgemeinen auf den hohen Werth dieser Gedichte hinzuweisen. — — —

Berlin 13. März 1848.

Mein theuerster Freund!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich frage an, wie es mit Herodes und Mariamne steht. Die ungeheuren Begebenheiten, der Untergang einer Welt und der Aufgang einer neuen Welt haben, denk' ich mir, in Ihrer unmittelbaren poetischen Productivität auch wohl einen augenblicklichen Halt gemacht. Man muß sich einer so alle Erwartungen überflügelnden That des Weltgeistes gegenüber erst sammeln, ehe man in seiner eigenen Thätigkeit fortfährt und aus dem neuen Prozeß des Geistes frische Nahrung gewinnt. Der alte Hegel pflegte zu sagen: „der Weltgeist ist nicht pressirt, aber mitunter zieht er Sieben-Meilenstiefeln an.“ Ich hätte ihm gegönnt, daß er die Existenz dieser Siebenmeilenstiefeln erlebt hätte. Und wie rasch ist aus deutschem Boden die so lange zurückgehaltene Frucht hervorgebrochen! Wenn man den Februartagen gegenüber nicht an den Fortschritt der Massen glaubt und damit an die Realität des allgemeinen, die Einzelnen bewältigenden Geistes, so ist man unverbesserlich. Ja es stellt sich unter Andern auch gegen die Julitage der Fortschritt heraus, daß während hier einzelne bewußte Organe, die Oppositions-Deputirten, heraustraten, die Bewegung leiteten, u. ihre Resultate für sich ausbeuteten, in den Februar-Tagen die Massen eigentlich der in dem Vordergrund stehenden leitenden Führer ganz entbehrten u. daher auch nicht um die Frucht ihres Kampfes betrogen wurden. Hier machte sich der Geist in viel unmittelbarerer Weise geltend, jede Berechnung, jede Benutzung des augenblicklichen Sieges in egoistischem Interesse ward durch den Heroismus u. die Begeisterung der um ideale Güter kämpfenden Massen vernichtet. So nur erklärt sich die, ich möchte sagen, erhabene Ruhe, die nach diesem Sturme zurückgekehrt ist, sie ist der Ausdruck des seiner selbst gewissen Geistes, wie er in dieser Gestalt und Haltung zum ersten Mal in der Weltgeschichte aufgetreten ist. Daß dadurch in nächster Zukunft auch der dramatische Boden unendlich befruchtet werden muß, ist unzweifelhaft. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Theurer, verehrter Freund!

Schönsten Dank für Ihre liebevolle Zuschrift, die ich vorgestern empfing. Für heut nur eine kurze Antwort. Ich lebe, wie Sie sehen und habe Tage durchlebt, um deretwillen es sich zu leben lohnt! Seit ich Ihnen schrieb und das Wunder der Wiener Erhebung anstaunte, was ist da geschehen! Welch einen unermeßlichen Umschwung hat der blutige 18. März und die folgende Nacht bei uns hervorgebracht. Das alte Preußen ist vernichtet und ein neues tritt an die Stelle, das alle Consequenzen des Sieges vom 18. März durchführen wird. Ich habe mich seit den Tagen unserer Revolution ganz an das öffentliche Leben aufgegeben und da mich die politische Entwickelung seit Jahren beschäftigt, auch eine Reihe leitender Artikel in die Haude- und

Spener'sche Zeitung geschrieben, die zum Verständniß der Gegenwart und zur Entwicklung des siegreichen Prinzipes beitragen sollen. Doch hat auch in diesem Gewoge von Empfindungen, in dieser fieberhaften Bewegung, auch der Druck der Jahrbücher wieder seinen Anfang genommen und in 8 Tagen wird denk ich das erste Heft vom Stapel gehen. Es ist mir nach der politischen Aufregung die Beschäftigung mit dem leidenschaftslosen Gebiete der Kunst eine Erholung; es liegt ein Trost und eine Erholung darin, sich wieder aus dem rastlos fluthenden Strome der Zeit in die Region des ewig Menschlichen zu versetzen und sich an der Anschauung des Unvergänglichen in der Kunst zu erheben. — Am 2ten wird der Landtag bei uns eröffnet. Ein Moment von höchster Wichtigkeit! Die radicale, oder besser die republikanische Partei hat sein Zusammentreten, um ein Wahlgesetz zu beschließen, zu verhindern gestrebt. Ich habe mich mit der Mehrzahl derer, welche das unter den gegenwärtigen Umständen Mögliche und Vernünftige wollen, gegen diese Zumuthung erklärt, weil wir auf diese Weise gleich mit einem ungesetzlichen Zustande anfingen. Es scheint mir ohne Sinn unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo die Erziehung der Masse für die politische Freiheit eben erst begonnen hat, eine Republik zu wollen. Das konstitutionelle Königthum muß durch die Entwicklung aller Consequenzen des siegreichen Prinzipes die Erziehung der Massen erst vollenden, dann fällt die Frucht nachher von selbst ab. — — — — — — — — — —

Ich weiß Ihnen im Augenblick nichts weiter zu melden; das Theater ist in den beiden letzten Wochen gar sehr in den Hintergrund getreten; ich habe Küstner gar nicht gesehen. — Wie steht es mit Ihrem poetischen Schaffen? Die Weltbewegung wird Sie, meine ich, unendlich befruchten, nur gehört Zeit dazu, ehe man sich wieder zum Produciren sammeln kann. Bei uns ist Alles wohl. — — Die herzlichsten Grüße Ihrer verehrten Gattin auch von meiner Frau. Wie gern wäre ich Ihnen jetzt nahe! ich vermisse Sie oft schmerzlich; aber gewiß sehen wir uns doch im Sommer! Mit unveränderlicher Anhänglichkeit und Liebe.

Berlin d. 29. März 1848.

Berlin d. 3. Mai 1848.

Mein theuerster Freund!

Ich hätte Ihren letzten Brief gern so bald als möglich nach dem Empfange beantwortet, aber ich schämte mich immer mit leeren Händen vor Ihnen zu erscheinen. Und da ich damals wenigstens schon die Aussicht hatte, Ihnen irgend ein wärmeres Lebenszeichen als sonst bieten zu können, so schob ich meine Mittheilung hinaus, bis diese Hoffnung sich erfüllt hat. Ich erscheine heute gar nicht als Politiker vor Ihnen, sondern nur als Aesthetiker, so sehr auch die Politik jetzt alle anderen Interessen absorbirt so daß man in künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung in etwas barbarischem Zustand lebt. Ihre Maria-Magdalena ist endlich am 27. April im Königstädtischen Theater gegeben und mit dem größten Interesse und tiefer Spannung von den Anwesenden aufgenommen worden. Zwei Monat früher,

wo die Gemüther noch nicht durch die Umwälzung der alten Weltordnung abgezogen waren, wäre unstreitig der massenhafte Antheil noch ein größerer gewesen, die Theilnahme der Anwesenden, ein recht erlesenes Publikum, konnte nicht lebendiger sein, als sie war. Nun mein theurer Freund, hören Sie den näheren Verlauf. Noch unter der vorigen Regierung mit dem Censur Apparat wissen Sie gelang es mir, der Maria Magdalena die Erlaubniß zu erwirken, von der Bühne herab ihr Recht zu verkündigen. Als ich schon im Hafen zu sein glaubte, scheiterte Alles wieder an der gränzenlosen Bornirtheit der Direktion der Königstädtischen Bühne, welche in der Person der Frau Commissionsräthin Cerf der Mutter des seeligen Cerf, Fleisch geworden ist. Die Existenz dieser Direction, die schwerer zu stürzen ist, als jetzt ein ganzes Ministerium, ist für die Interessen der Kunst ein unleidliches Hemmniß, weil sie sich in ihrem Eigensinn aller Vernunft verschließt und selbst unfähig ist nur irgend einen anderen Gedanken zu fassen als den, daß das Theater allein die Bestimmung hat, ihre Kasse zu füllen. Einflüsterungen mancherlei Art haben jedenfalls bei der Maria Magdalena ihre Rolle gespielt. Genug man hatte dem dummen Weibe vorgeredet, das Stück sei unsittlich, und der Schwiegersohn der edlen Wittwe Herr Dr. Freyberg, ruhmwürdigen Andenkens, des Betrugs angeklagt, mit Steckbriefen verfolgt, dann freigesprochen u. aber in der öffentlichen Meinung durchaus nicht reparirt, wiederholte und unterstützte das Urtheil der Schwiegermutter! Der Oberregisseur Bartels, der die Sache so eifrig betrieben hatte, eröffnete mir die völlige Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen. „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.“ Ich ließ mich sogar herbei für das Pack ein kleines Memoire zu schreiben, worin ich ihnen die Inconsequenzen und Lächerlichkeit ihres Standpunktes nachwies; vergeblich! Nach den Märztagen im Anfang April forderte ich nun die Aufführung der Maria Magdelena. Ich schrieb wieder an Bartels und ermächtigte ihn meinen Brief mitzutheilen. Ich hatte darin erklärt, daß ich mich endlich genöthigt sehen würde, öffentlich zu erklären, daß man sich hartnäckig weigere, Maria Magdalena zu geben, wärend man doch früher selbst die Hand dazu geboten, daß man sich also geflissentlich dem Fortschritt verschließe. Indessen hatte ich auch mit Küstner eine kleine, aber ganz freundliche Correspondenz gehabt. Er sprach es gegen mich aus, daß er in Rücksicht Ihrer und meiner der Aufführung der Maria Magdalena auf der Königstadt kein Hinderniß in den Weg legen werde, obwohl er wisse, daß auch trotz des Titels „bürgerliches Drama“ das Stück Tragödie bleibe. Frau Cerf gab endlich aus Furcht nach! An der Aufführung suchte ich mich nun so viel als möglich zu betheiligen. Das Wichtigste schien mir dem gesammten darin beschäftigten Personal eine Total-Anschauung Ihrer Dichtung zu geben. Ich las also das Stück mit allem mir zu Gebote stehenden Aufwand dramatischer Lebendigkeit vor und hatte die große Freude, daß die Mitglieder auf das Tiefste erschüttert waren, mir mit wahrer Wärme dankten und von dem Momente an das lebendigste Interesse dafür an den Tag legten. Der Vorlesung hatte ich eine so populär als möglich gehaltene Einleitung über die Bedeutung des Werkes, die Conflikte, u. s. f. vorausgeschickt. Ich hätte Sie wohl unter meinen Zuhörern gewünscht! Ich

darf Ihnen, mein theurer Freund, bekennen, daß ich den Geist des Werkes nicht unwürdig vertreten habe. — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Oberregisseur Bartels leitete die Proben mit sehr guter Einsicht. An mehreren betheiligte ich mich selbst; gab den einzelnen Darstellern, die an solche Aufgaben weniger gewöhnt waren, nach ihren Scenen vertrauliche Winke, die denn auch immer auf das Freundlichste angenommen wurden, da sie sahen, daß sie aus dem Interesse für die Sache stammten, nichts von Schulmeisterei an sich trugen. Die Vorstellung hat mir bewiesen, wie viel man selbst mit einem zum Theil gar nicht für solche Aufgaben erzogenen Personal ausrichten kann, wenn man es zu interessiren weiß, und in ihm den Sinn für Einfachheit und Naturwahrheit erweckt. — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage vor der Aufführung hatte ich in einem Artikel in der Spenerschen Zeitung auf die Aufführung der Maria Magdalena hingewiesen, den Titel bürgerliches Drama als eine nur den bestehenden Schranken der Königsstadt gemachte Concession bezeichnet, während ich erklärte, es sei kein Stein aus seinen Fugen gerückt; das als Tragödie gedachte Werk sei auch unter der Kategorie: bürgerliches Drama, nach wie vor Tragödie. Ich that dies absichtlich, damit die Leute nicht etwa wähnten, ich hätte das Stück zu einem Rührspiel zugestutzt. Endlich gab ich in wenigen Zügen die Bedeutung des Ganzen an. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem Küstner freier geworden ist, dürfte übrigens Ihre Julia die gegründetste Hoffnung haben hier bald zur Aufführung zu kommen. Ich sagte Küstner gleich nach Empfang Ihres Briefes, daß er doch nicht hinter Wien zurückstehen wolle!

Wien den 17ten May 1848.

Verehrtester Freund!

Ich verschob die Antwort auf Ihren lieben Brief und meinen Dank nur deshalb so lange, weil auch hier die Aufführung meiner Maria Magdalena nahe bevorstand und weil ich Ihnen über das Resultat Bericht erstatten wollte. Die Aufführung, sammt den ersten beiden Wiederholungen, ist nun vorüber, die vierte Repräsentation findet morgen Statt und das Schicksal des Stücks auf dem Hofburgtheater ist dahin entschieden, daß es sich ohne allen Zweifel auf dem Repertoire erhalten und, wenn ich mich nicht sehr irre, sich mehr und mehr im Publicum fest setzen wird. Was nun zunächst die Gestalt betrifft, worin das Stück erschien, so ist kaum hin und wieder ein Wort darin gestrichen worden; nur die Flöhe, die der Teufel aus dem Aermel schüttet, sind weggeblieben, aber nicht einmal Evas Feigenblatt, obgleich ich es von Herzen gern preis gegeben hätte. Wenn man weiß, wie es hier vor dem 13ten März stand und wie unmöglich es damals gewesen wäre, auch nur den an die Bibel erinnernden Titel des Stücks durch die Censur zu bringen, so hat man schon darin einen schlagenden Beweis, um wie viel weiter wir vorwärts gekommen sind. Was nun weiter die beiden Mächte anlangt, die über ein Stück entscheiden, Publicum und Kritik

nämlich, so standen und stehn sie sich fast feindlich gegenüber, nicht im Schauspielhause, wo eine wirksame Opposition unmöglich war und deshalb auch kaum versucht wurde, sondern außer demselben. Die Kritik, was man hier so nennt, ist gegen das Stück; sie findet es unsittlich, nicht idealisch genug, zu lebenswahr u. s. w. Das hat nun freilich größtentheits persönliche Gründe, denn die Subjecte, die hier über das Schöne, nicht „im Schweiß ihres Angesichts“ sondern leider sogar ohne denselben zu richten wagen, fühlen sich durch Kraft und Einsicht schwerlich incommodirt und sie haben, da sie natürlich nebenbei auch Producenten sind oder noch Producenten werden wollen, allerdings auch ihre eigene Existenz zu vertheidigen. Dennoch hat es mich überrascht und ist mir, von meinem persönlichen Fall abgesehen, ein trauriges Zeichen der Zeit, da dieß freche Ignoriren bedeutender Instanzen, vor denen ehemals keine Appellation möglich gewesen wäre und die das Stück bereits seit Jahren in der Literatur festgestellt haben, den Grad der bei uns eintretenden Barbarei, vor der Niebuhr schon 1830 zu zittern anfing, deutlicher, wie irgend etwas Anderes anzeigt. Ganz anders benimmt sich das Publicum. Man hatte den Leuten seit Jahren vor dem Stück bange gemacht und nun erstaunten sie, ganz das Gegentheil von dem zu finden, was sie erwartet hatten; man hörte Urtheile, wie: Das soll unmoralisch sein? Das ist nur zu moralisch! So wurde denn auch, zum Aerger der Wiener Kritikaster, der Sieg auf's vollständigste erfochten und das Einzige, was die Masse noch nicht verdauen kann, die Versöhnungslosigkeit vom trivialen Standpunkt aus, für den die Einsicht in die Nothwendigkeit keine ist, wird ihr schon besser eingehen, wenn sie sich nur erst wieder vom Rührstück erholt und sich an die Tragödie gewöhnt hat. Ich machte übrigens bei dieser Gelegenheit neben manchen angenehmen auch die unangenehme Erfahrung, daß man unter Umständen als vernünftiger Mensch das nachmachen muß, was ein Schock Affen Einem vormachten; ich wurde nämlich am Schluß jedes Acts gerufen und mußte, als der dritte zu Ende ging, erscheinen, trotzdem, daß ich über diese Unsitte ganz so denke und empfinde, wie Lessing, und mich sträubte bis zum letzten Moment. Die Darstellung war eine meisterhafte und ließ mir Nichts zu wünschen übrig; Anschütz, als Meister Anton, stellte ein Bild hin, das Zug um Zug in Stein gehauen zu werden verdiente und meine Frau als Klara lös'te eine Aufgabe, die ich für unlösbar gehalten hätte; sie war die schon halb mit Asche bestreute Kohle, die sich in sich selbst verzehrt und die doch noch hin und wieder Funken sprüht. Mir war diese erste Aufführung des Stücks, der ich beiwohnte, in mancher Beziehung belehrend. Ich werde mir niemals vom Virtuosen in meine Kunst hineinreden lassen, aber wenn ich seinem Interesse dienen kann, ohne mein eigenes, höheres zu opfern, so muß ich es thun, und davon, daß es solche Fälle giebt, habe ich mich überzeugt. — Nun zu Ihrem lieben Brief. Für Alles, was Sie meinem Stück in Berlin Liebes erzeigt haben, noch einmal meinen wärmsten Dank. Daß die Aufführung einzig und allein Ihr Werk war, ist mir wohl bekannt und Sie konnten mir keinen größeren Beweis Ihrer Theilnahme geben, als dadurch, daß sie trotz so vieler Hindernisse doch nicht abließen. Ich hätte es Ihnen wahrlich nicht verdacht, wenn sie müde geworden wären, denn es giebt auf Erden nichts Widerwärtigeres, als mit dem

Unverstand kämpfen zu müssen. Der Kampf mit der Bosheit ist Nichts dagegen. Ihre Kritik hat mir große Freude gemacht und der weiteren Entwicklung Ihrer Idee in den Jahrbüchern sehe ich mit höchster Spannung entgegen. In Bezug auf die Jahrbücher muß ich Ihnen noch einen Wink geben. Der frühere Verleger, Hirschfeldt, sucht seine Fortsetzung überall statt der Ihrigen einzuschwärzen; so z. B. in dem hiesigen juridisch-politischen Lese-Verein, wo ich ihm natürlich augenblicklich das Schlupfloch verstopft habe. Aber es wäre vielleicht gut, wenn Sie den jetzigen Buchhändler auf das saubere Manöver aufmerksam machten. Ihnen müssen die Abonnenten-Listen ja doch zugekommen seyn. Im ersten Heft hat mich ihre Abhandlung über die zu errichtende Theaterschule sehr interessirt. Wenn eine solche bestehen soll, so muß Ihr Plan zu Grunde gelegt werden, das ist gewiß. Ich habe nur ein allgemeines Bedenken, das Bedenken nämlich, ob nicht ein solches Institut, wie es z. B. bei den Maler-Academien entschieden der Fall ist, die Mittelmäßigkeit zu sehr anlocken würde, diejenigen Subjekte, die zu viel Begabung haben, um zurückgewiesen werden zu können, und zu wenig, um der Kunst wahrhaft ersprießlich zu werden. Die gehen, nach meiner Erfahrung, den Kampf mit der Noth nicht ein, denn den besteht nur das wahre Talent oder die eben so selt'ne vollendete Mannheit; wohl aber wagen sie's mit den Examinatoren und dürften auch schwer abzuschütteln seyn. — Kühne in Leipzig hatte Ihnen einen Tagebuch-Aufsatz von mir zu senden; ich hoffe, er hat es gethan. Sobald ich irgend so viel Ruhe erhalte, will ich wieder ernstlich an die Jahrbücher denken, aber einstweilen komm' ich kaum zum Aufathmen. Vorgestern hatten wir wieder eine Revolution. National-Garde und academische Legion überreichten dem Kaiser eine Petition mit geladenen Musketen. Das Resultat war, daß das zum Theil Unmögliche bewilligt, daß also das Gouvernement gezwungen wurde, sich mit eigener Hand zu brandmarken. Alles jubelte, ich hätte fluchen mögen. Und von welchen Lümmeln diese Revolutions-Heerde geleitet wird! Es ist unglaublich! Ich bewundre Napoleon nicht um die Hälfte mehr, wie sonst; sein Spiel war viel leichter, als ich dachte! Auch bei Ihnen geht's her, wie vier und zwanzig Stunden vor'm jüngsten Tag! Küstner schrieb mir bereits vor längerer Zeit um die Julia und ich schickte sie ihm gleich. Wenn Sie doch auf Besetzung und Einstudirung einigen Einfluß nehmen könnten und möchten! Denn das Stück kommt ohne einen tüchtigen Steuermann schwerlich in den Hafen! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Berlin d. 1. Novbr. 1848.

Mein theurer Freund!

Ich bin noch niemals so geistig bei Ihnen gewesen, als seit ich Ihr schönes Geschenk empfangen habe. Was ich in unseren widerwärtigen politischen Zuständen an Stimmung und Muße gewinnen konnte habe ich Ihrem Werke gewidmet, dessen Genuß sich mir mit jeder Lesung gesteigert hat. Und so gebe ich Ihnen denn heut mein aus der gewissenhaftesten und liebevollsten Beschäftigung mit „H e r o d e s u. M a r i a m n e“ hervorgegangenes Sentiment, das Sie als den Ausdruck meiner Anschauung Ihres Werkes entgegennehmen mögen.

Sie gestatten mir ganz so, wie sich mir der Stoff drängt, zu schreiben, als ob Sie mir gegenüber säßen. Zuerst meine tiefste Überzeugung, daß Sie mit „Herodes u. Mariamne" wieder ein neues u. großes Stadium in Ihrem Entwicklungs- u. Gestaltungsprozeß gewonnen haben. Es ist unzweifelhaft Ihre reifste Arbeit, in der eine Fülle von Kunstverstand verborgen ist, die man erst bei mehrmaliger Vertiefung ganz gewahrt. Ich bin daher gewiß, daß dies Werk erst allmählig im Bewußtsein der Massen reifen muß und daß man dem Verständniß desselben durch eindringende Besprechung zu Hülfe kommen muß. Die durch äußere Nothwendigkeit fortschreitende Handlung ist durch die mit innerer Nothwendigkeit sich fortbewegende Entwicklung völlig überwunden worden. Sie lassen die Situationen, die Begebenheiten, die Katastrophen aus dem Gemüthe, dem Character der Individuen hervorwachsen; sie sind durch ihre geistige Individualität so gegeneinander gespannt und werden danach in solche Lagen u. solche Conflicte gebracht, daß die Lösung derselben die unter den gegebenen Verhältnissen einzig mögliche und natürliche erscheint. Und hierin steckt ein ganz besonderes Verdienst, ein nicht hoch genug anzuschlagender Schatz Ihrer Tragödie. Ich habe mir bei der zweiten Lesung in den verschiedenen Collisionen, welche die Tragödie darstellt, die rein kritische Frage vorgelegt, ob ein anderer ein naturgemäßerer Ausgang, eine einfachere Lösung derselben zu finden sei, ich habe „in aller Liebe" selbst nach Lücken gespäht, um mich mit meinem kritischen Verstande hineinzusetzen, aber ich habe gefunden, daß Sie durchweg die Probleme mit einer überzeugenden Wahrheit gelöst haben. Aber gerade nach dieser Seite hin wird Ihr Werk bei Leuten, welche nicht unterzutauchen verstehn, manches sehr oberflächliche Urtheil erfahren. Sieht man nämlich der Sache und dem ganzen Bau nicht auf den Grund, so könnte es scheinen, als ob Sie sich mit einer Art von Lust manche Probleme gestellt, manche gewagte Situation absichtlich herbeigeführt hätten, um Sich nachher siegreich über sie zu erheben. Bei genauerer Erforschung der Verhältnisse ist dies aber durchaus nicht der Fall; selbst die gewagten Situationen, die auf der Schärfe des Schwertes einherschreitenden Collisionen, sind doch zugleich in der Anlage, in den Personen, ganz im Bau selbst begründet. Sie glauben nicht, theurer Freund, wie wohl mir bei dem Gefühl innerer Nothwendigkeit geworden ist, welches immer mehr in meine Seele überströmt. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gerade das Zeitlose Ihres Werkes ist seine Stärke, die Bürgschaft seiner Dauer. Obgleich der tragische Gehalt ein durchaus allgemein menschlicher ist, der sich unter andern Umständen und Formen immer wiederholen kann und wird, so hinterläßt die Tragödie doch zugleich einen weltgeschichtlichen Eindruck. Ich meine dies so. Sie haben den Keim der Conflikte, der tiefen Gemüthsspannung in einen Boden gelegt, wo er gerade in dieser Gestalt aufgehen und diese Frucht treiben mußte. Wir sehen eine im Versinken begriffene Welt vor uns; das Heil, die Wiedergeburt erscheint theils prophetisch in der Verkündigung, theils in dem Kern, den einzelne Gestalten dieser Welt herüberretten, als Gewähr, daß der Boden, auf welchem eine neue Ordnung der Dinge gedeihen soll, nicht vertrocknet ist, daß in der Mensch-

heit selbst die nie versiegende Quelle der Heilung ihrer Krankheit wohnt. Was mir als der eigentliche tragische Schwerpunkt Ihrer Tragödie erscheint ist dies: Sie zeigt die unendliche Berechtigung der freien Subjectivität, welche sich als Selbstzweck weiß und fühlt und durch jede Verkehrung derselben zum Mittel eine unendliche Verletzung erfährt, gegen welche sie mit der ganzen Stärke des Gemüths reagirt. In diesem Siege der ihrer Unendlichkeit sich bewußten Subjectivität liegt zugleich das eigentlich Versöhnende Ihrer Tragödie. Diese siegreiche Erhebung des Subjects über seine Herabsetzung zum Mittel erscheint natürlich im Weibe ganz anders, als im Manne. Mariamne und Soemus ergänzen sich gewissermaßen zur Darstellung der Totalität. Beide fühlen die ganze Schmach nicht nach ihrem unendlichen Werth behandelt und gewürdigt, sondern durch die Selbstsucht zum Mittel herabgesetzt worden zu sein. Aber die Schuld gegen Beide ist doch zugleich eine in sich sehr unterschiedene. In dem Weibe wird die freie, aus der Liebe stammende Hingebung, welche als That wohl empfangen, aber nie gefordert werden kann, wie eine zu erfüllende Pflicht behandelt, die man gleichsam wie eine durch Vertrag stipulirte Leistung einfordern kann, im Manne ist es die ehrverletzende Zumuthung, sich zu einem Werkzeug der Selbstsucht gemacht zu sehen. Je zarter das Weib empfindet, um so tiefer wird die Verletzung in ihr Gemüth dringen. Die Gestalten sind höchst originell und doch so gefaßt, daß sie naturrichtig erscheinen. Was mir aber dabei von besonders künstlerischem Werth scheint ist, daß doch auch Mariamne und Soemus trotz ihrer Reinheit, trotz der Tiefe, aus welcher die Unendlichkeit des Menschenwerthes und der Menschenwürde sich bei ihnen geltend macht, doch auch nicht ohne Schuld sind. Sie tritt bei Mariamnen freilich nicht in einer positiven Verletzung auf, aber sie erscheint als der ihr zwar natürliche, aber für eine Natur wie Herodes doch verletzende Rückhalt ihrer Empfindung, oder ein jungfräuliches Kargen mit dem Ausdruck ihrer Leidenschaft in einem Augenblick, wo er auf den ungeschmälerten Ausdruck derselben Anspruch machen durfte. Erwägt man, daß in einer so zart besaiteten Natur, wie Mariamne, des Bruders Tod eine tiefe Verstimmung gegen Herodes hervorbringen mußte, die sie aber durch ihre Liebe besiegt, so erscheint ihre Zurückhaltung im Moment des Scheidens zwar natürlich, aber für eine Persönlichkeit wie Herodes doch erschütternd. Ein voller Laut des Herzens hätte ihm die volle Gewißheit ihrer Neigung geben können, aber er hatte schon den tötlichen Punkt berührt der sie in sich zurückdrängte und ihr jene so furchtbare Kälte lieh, wodurch der Zweifel in seiner Seele aufstieg. Soemus aber nimmt den Auftrag an und hat nicht den vollen, unumwundenen Muth, sich gleich solcher Zumuthung mit edler stolzer Männlichkeit entgegenzustellen, was auch daraus entstehen mochte. Er muß erst durch die Heuchelei hindurch zum vollen Selbstgefühl gelangen und indem er sich dadurch für den Augenblick gesichert hat, wird er später um so gewisser das Opfer der Collision, in die er sich gestürzt. Sehr schön ist die Verschiedenheit gedacht und ausgeführt, in welcher des Herodes Auftrag das erste und zweitemal enthüllt wird. Joseph wird durch die Verhältnisse und seine eigene Feigheit zum Verrath getrieben; das Netz zieht sich

immer enger um ihn zusammen, und fängt sein Geheimniß ein, während Soemus es mit vollem Selbstbewußtsein ausspricht. Daß Sie gerade Römer zu Vertretern dieser edlen Männlichkeit machen, scheint mir sehr glücklich. So allgemein menschlich auch Soemus und Titus erscheinen, so ist doch der römische Geist der naturgemäßeste Boden für solche Gesinnung u. Haltung. Sie haben gewissermaßen die Pole der damaligen Welt zusammen gefaßt. Die römische u. jüdische Nationalität sind auf ihre Spitze getrieben u. in ihrer höchsten Consequenz gefaßt, als die Factoren, welche dem Produkt der Weltgeschichte, dem Erscheinen Christi vorhergehen mußten. In Sameas ist das totesmüthige Festhalten an der Satzung das Pathos, dafür geht er mit Freuden in den Tod; hier haben wir also schon das religiöse Pathos, aber für den Buchstaben, nicht für den Geist. Die totesmuthigen Christen aber dulden den Tod für ein neues, weltbezwingendes Prinzip, welches ihre ganze Seele erfüllt, Sameas stirbt für das tote Wort. Aber die formelle Energie, das formelle religiöse Pathos ist in ihm so mächtig, wie im Christen, der für seinen Glauben in den Tod geht. In den Römern tritt uns dagegen das Pathos für die Manneswürde, abgelöst von allen religiösen Beziehungen entgegen. Aber die alte Welt kann aus sich kein neues Leben mehr erzeugen. Daher erscheint solch Bewußtsein immer einsam, während die römische Welt als Ganzes gefaßt, immer verworfener, immer unsittlicher wird. Das jüdische wie das römische Volk sind bereits im Auflösungsproceß begriffen. Daraus erklärt sich auch Herodes Stellung. Er steht auf einem Vulkan und fühlt es; dies bringt jene fieberhafte Spannung in ihm hervor. Er kennt seine Größe, seine Bedeutung, aber er weiß auch, wie unterhöhlt der Boden ist, auf dem er steht, wie unterwühlt seine ganze Herrschaft ist. Daher er sich fast krampfhaft an das einzige Wesen klammert, um derenwillen ihm das Leben theuer, daher sein rasch aufflammendes Mißtrauen, sein selbstsüchtiges Verlangen, daß Mariamne ihn nicht überleben dürfe. Dem Ganzen sind übrigens eine Fülle sinnreicher Züge von höchster characteristischer Lebendigkeit eingewebt, durch welche man inmitten der bedeutungsvollen Handlung u. ihren Fortschritt im Großen auch im Einzelnen unablässig gefesselt wird. —

Heut kein Wort von Politik! Ich möchte noch lange mit Ihnen fortplaudern. Schreiben Sie mir recht bald. Ich trage Ihnen im nächsten Briefe noch Vieles über Ihr Werk nach und scheide mit dem schönen Bewußtsein, daß wir um eine ächte Tragödie reicher sind.

Wien den 20. Febr. 1849.

Verehrtester Freund!

Ich war gerade im Begriffe, an den Herrn von Küstner direct zu schreiben, als Ihre Zuschrift bei mir einging.

Das Resultat konnte mich nach den vorher gegangenen Erfahrungen nicht befremden, mich aber noch weniger gleichgültig lassen.

Es fehlt, mir gegenüber, in Berlin bei den Leitern des Theaters nicht bloß am guten Willen, sondern es herrscht ein entschieden feindseliger Geist, den selbst

Sie in Ihrer Achtung gebietenden Position nicht zu beschwören vermögen. Das steht fest, die Thatsachen sprechen zu deutlich.

An Ausflüchten wird es nie fehlen, wenn man einen Dichter von den Brettern, die die Welt bedeuten sollen und die in Deutschland leider die Bettler-Herberge bedeuten, fern halten will. Anfangs ignorirt man ihn, dann mäkelt man mit ihm und am Ende, wenn er den Entwicklungsproceß so weit durchgemacht hat, daß Beides nicht mehr geht, erklärt man, man habe keine Schauspieler für ihn!

Ich las in diesen Tagen das Bülowsche Buch über Heinrich Kleist. Eine Parallele zwischen den damaligen und den gegenwärtigen Zuständen drängte sich mir fast unwillkürlich auf und ich durfte nicht sagen: lebte er jetzt, es würde ihm anders ergehen!

Ich weiß nicht, ob es möglich ist, diese elenden Institute, die sich für Bildungs-Anstalten ausgeben und die das Gegentheil sind, umzugestalten, wenn man nicht beim Fundament anfängt. Aber das weiß ich, daß man ihnen die Maske abreißen kann und ich halte es für Pflicht, dieß zu thun. Es soll ihnen nicht gelingen, das mögte ich allein verbürgen, sie noch einmal durch das bloß zu diesem Zweck neu erfundene Dramaturgen-Wesen wieder aufzufrischen.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Dichter nur seiner Kunst leben kann, daß er, obgleich er nicht einen einzigen Abgrund der Welt und der Wissenschaft undurchforscht lassen wird, wenn er ist, was er seyn soll, doch Alles auf sich beziehen und in sich verweben muß.

Es liegt in der Natur des Polizeistaates, daß er wohl für die Phrasen-Drechsler einen Platz hat, aber nicht für den Dichter, den wahren Ergründer und Darsteller der zeitlichen und ewigen Verhältnisse der Welt und des Lebens.

Sie werden es natürlich finden, verehrtester Freund, daß ich Erfahrungen dieser Art von der symbolischen Seite auffasse. Ich kann nicht in den Verdacht gerathen, daß eine andere, als die allgemeine ethische Entrüstung aus mir spricht. Davor schützt mich, wenn nicht mein Character, so doch meine Lebens-Situation. Aber um so unbefangener kann ich sprechen.

Ich lege den präsentirbaren Brief, den Sie wünschten, bei; er ist so milde abgefaßt, wie es mir möglich war.

Ihre Frage, ob ich es für angemessen hielte, ein Stück, dessen Stadium ich practisch überwunden habe, zur Aufführung zu bringen, hat mich ein wenig überrascht. Vielleicht habe ich Ihren früheren Brief über die Julia in einem zu günstigen Sinne ausgelegt. Nach meiner Ansicht sind alle meine bisherigen Stücke nur in dem Sinne Stufen, daß sie, wie bei anderen Dichtern auch, den hervorbringenden Geist freilich weiter führen, nichtsdestoweniger aber für sich Spitzen darstellen. Oft sind diese Spitzen sogar der Art, daß ich mir bekennen muß, sie nie wieder erklimmen zu können. Dahin gehört z. B. der Dritte Act der Judith mit dem Daniel, von dem ich überhaupt nicht glaube, daß er in irgend einer Literatur auch nur einen Verwandten hat. Daß ich mit der Mariamne auf der dortigen Bühne lieber den Anfang gemacht hätte, wissen Sie. Doch, ein Theater, auf dem Shakespeare, Schiller u. Goethe doch aller Wahrscheinlichkeit nach gegeben werden, hat für mein Werk keine Kräfte, wie

der Intendant versichert. Da bleibt mir denn keine Wahl, denn daß ich lieber ganz zurücktreten, als das der Mar: zunächst vorhergegangene Stück darstellen lassen sollte, ist mir doch schwerlich zuzumuthen.

So viel hierüber. Ich füge noch hinzu, daß ich auf die Unzelmann nicht bestehe, wenn Sie über die Besetzung des ihr von mir zugedachten Charakters anderer Meinung wären. — — — — — — — — — — — — — — —

Darf ich Sie ersuchen, das nun überflüssig gewordene Mpt der Mar: an den Herrn Dr. Bamberg in Paris (Avenue de la Porte Maillot 17 bis) zu senden, natürlich unfrankirt, statt es mir zu remittiren?

Beifolgend eine kleine Erzählung von mir, die viel Aufheben erregt und schon eine Menge öffentlicher Urtheile hervorgerufen hat. Wann erscheint wieder ein Band Kritiken von Ihnen?

Berlin d. 11. Nov. 1849.

Mein verehrtester Freund!

— —

Ich wollte Ihren „Moloch“ noch einmal in ganz freier Stimmung lesen, um Ihnen darüber schreiben zu können. Bei der wiederholten Lesung ist mir nun Alles viel klarer u. entschiedener vor die Seele getreten. Man hat das erste Mal die Aufmerksamkeit zwischen der idealen Fassung u. der Symbolik getheilt. Ich finde die ganze Conzeption, wie Ihre Ausführung höchst großartig. Wie sich die Fortbewegung des Gedankens poetisch gestalten wird, darüber läßt sich aus dem Gegebenen noch nichts diviniren. Nach Ihrem Briefe ist der Gang und der Abschluß in Ihnen bereits fertig. Wie begierig bin ich darauf! Wenn man bei der Veröffentlichung auch nur auf ein kleines Publikum rechnen darf, denn die Aufnahme dieser Poesie fordert wesentlich Gedankentiefe von Seiten des Lesers, so bin ich doch dafür, daß Sie, sobald die Dichtung abgeschlossen, dieselbe auch herausgeben. — — — — — — — — — — — —

Ich will Ihnen, wie es sich mir gerade aufdrängt, einige Bemerkungen über den „Moloch“ machen, woraus Sie entnehmen mögen, ob ich Ihren Intentionen begegnet bin. Der erste Akt faßt die Religion, die Abhängigkeit von einem Absoluten, wesentlich als Dienerin weltlicher Zwecke auf. „Moloch“, das Symbol des Absoluten, an dessen vernichtende und rettende Macht geglaubt wird, ist für Hieram zu einem natürlichen Objekt herabgesunken, als dessen Herrn er sich weiß und fühlt. Aber Hieram benutzt den Glauben an den Gott, um die Massen zur Durchführung weltlicher Zwecke zu begeistern und zu verwenden. Der ganze innere Proceß, wodurch Hieram sich zu dieser Autonomie des Geistes erhoben und den Moloch zu einem bloßen Object, zu einem Mittel herabgesetzt hat, als dessen Herren er sich empfindet, fällt vor den Anfang unsres Werkes. Am Schluß des ersten Akts giebt Hieram die Genesis dieses Resultats; in seiner überaus herrlichen (auch in Rücksicht der gedrungenen Kraft und Idealität wunderschönen) Anrede an den Moloch wendet er den Blick zurück und läßt an uns diese innere Erhebung des Menschen, von der ursprünglichen Abhängigkeit des religiös gebundenen Geistes zur Selbständigkeit und Freiheit des Geistes vorübergehen. Dadurch wird zugleich die

ganze Bewegung dieses Akts beleuchtet. Wir durchleben nun den ganzen Prozeß von der Entstehung des religiösen Bewußtseins an, bis zur unbedingten Unterwerfung unter das Götzenbild, welches dem Volk als das Absolute gilt. Hieram zeigt uns die gewaltige Kraft seiner Zuversicht zu dem Moloch und erweckt dadurch auch wieder in den Massen diese Zuversicht. Wir sehen, wie der Glaube die Familienbande löst, und wie die starre abstracte Selbstständigkeit im alten Teut sich dem erstarkenden religiösen Bewußtsein, der Abhängigkeit von einem Absoluten beugen muß. Wir durchleben die Aufopferung aller anderen menschlichen Empfindungen, ja des Lebens selbst für die Gewißheit, dadurch dem Gotte zu gehorchen. Hieram hat seinen Zweck erreicht, indem er, an die Ahnung eines übermächtigen Wesens, gegen welches sich der Mensch nichtig fühlt, anknüpfend, die Massen zur Anbetung des Moloch und zur unbedingten Hingebung an seinen Willen vereinigt hat. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin Ihnen noch insbesondere für hervorragende einzelne Schönheiten zu danken, z. B. die hochpoetische Schilderung des unwirthlichen und düsteren Landes, auf welches wir hinversetzt sind, ferner die Schilderung des Ursprungs der Naturreligion, die Kühnheit mit der Hieram die Hingebung an den Götzen u. seine Abhängigkeit von ihm darlegt. Dagegen gebe ich Ihnen zu bedenken, ob der Zug, den Sie dem Teut leihen (ich meine das Abhauen des Fingers und nachher die Weigerung ihn zu verschlucken) nicht entweder ganz wegfallen, oder durch etwas anderes ersetzt werden dürfte. Die Anschauung, welche der Streit über das Verschlucken des Fingers erweckt, ist unschön u. wird nicht durch die Bedeutsamkeit aufgewogen. Der Eindruck ist mir jedesmal gleich gewesen. Man sucht hinter dem krassen Zuge mehr und fühlt sich, da derselbe nicht durch die Tiefe des Gedankens gerechtfertigt wird, nur unangenehm berührt. Er stört die mit der Idealität der ganzen Poesie sonst Hand in Hand gehende Bedeutsamkeit.

Nun zu dem Fortgang. Hierams Standpunkt ist selbst nur ein einseitiger, indem er in dem Absoluten, dem Moloch, nur ein Geschöpf des Menschen sieht, das durch den Glauben der Massen an seine Göttlichkeit, zu einem Hebel großer weltlicher Zwecke verwendet wird. Der Fortgang wird daher auch diese Einseitigkeit auflösen u. vernichten müssen. Wir müssen, wie ich glaube, inne werden, daß das Absolute, welches in religiöser Gestalt auftritt u. dessen besonderer Inhalt die verschiedenen Religionen bedingt, zwar nicht eine den Menschen jenseitige, ihn blind unterwerfende Macht, sondern der Ausdruck seines innersten eigensten Wesens ist, welches er auf dem religiösen Standpunkt nur als ein von ihm unterschiedenes Göttliches, als eine jenseitige Macht, ein jenseitiges Wesen herausstellt, das aber nichtsdestoweniger das tiefste Bedürfniß seiner Natur befriedigt. Damit schwindet dann ganz nothwendig auch der noch im ersten Akt festgehaltene absolute Unterschied des Standpunkts, wie es sich in Hieram, wie er sich im Volke darstellt. Für Ersteren ist der Glaube nur Mittel, das letztere ist nur im dumpfen Bewußtsein. Hieram muß also inne werden, daß auch er, der Mensch, von Moloch insofern abhängt, als derselbe der jedesmal nothwendige Ausdruck seiner tiefsten Wesenheit ist, welche die Grundlage u. das bewegende Prinzip aller Gestalten des Lebens ist. Ich bin sehr begierig zu hören ob ich Ihren eigentlichen Sinn getroffen habe. — — — — — — — —

Berlin den 23ten Oktober 1850.

Mein theuerster Freund!

Ich hätte Ihnen auf Ihre lieben Zeilen gerne gleich geantwortet und für die freundliche Zuschrift gedankt, aber ich wollte dem Dank gern auch ein Wort über den Inhalt Ihres Sendschreibens und Ihrer Dichtung beifügen. Bis jetzt sind aber die beiden Dramen nicht an mich gelangt, obgleich sie bereits als erschienen angekündigt sind. Länger aber darf ich Ihnen wenigstens meine herzliche Freude über Ihre Sendung nicht verhehlen, welche, sobald ich sie in Händen habe, meine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen soll. Inzwischen habe ich in der Haude- und Spenerschen Zeitung, an der ich, wie Sie wissen, mitarbeite, vor einiger Zeit mit großem Interesse die Nachricht einer begeisterungsvollen Huldigung gelesen, welche Ihrer Gattin als Maria Stuart geworden ist. Dies war mir um so lieber zu erfahren, als ich auf Privatwegen vernommen, daß Ihrer Gattin gar nicht diejenige Beschäftigung zu Theil werde, welche sie ihrem Talente nach beanspruchen kann und daß die manirirte Frau Rettich sich noch im Besitz fast aller sogenannten dankbaren Rollen befindet, wie sehr auch selbst die äußere Erscheinung den Bedingungen der Rolle widerspreche. Laube scheint mir, sowohl was die Wahl seiner neuen Stücke von Dichtern der Gegenwart, als die Rollenvertheilung betrifft, ganz und gar das Geschöpf einzelner Coterien zu sein und sich durchaus nicht zu einem universellen künstlerischen Standpunkt zu erheben. Ich gebe zu, daß dies namentlich in Wien, beim Hofburgtheater, wo sich die künstlerischen Interessen mit tausend Wurzeln particulärer Interessen eng verketten, große Schwierigkeiten haben mag, aber die Aufgabe sollte sich doch ein Mann in seiner Stellung setzen, Zeugniß eines über die kleinen Intriguen und Dichtereitelkeiten hinausgehenden Sinnes abzulegen. So sind neuerdings auf dem Hofburgtheater zwei Novitäten östreichischer Dichter (denn deutsche Dichter kann ich sie nicht nennen) gegeben worden, welche hier, trotz aller Anstrengungen, welche dafür gemacht worden sind, nicht zur Aufführung kommen werden: Johanna von Neapel von Prechtler, ein Bild der Mittelmäßigkeit von reinstem Wasser, und Bürger und Molly oder ein deutsches Dichterleben von Mosenthal, eine vollständige Bankerutt-Erklärung des Verfassers. So schlecht und geistlos hat selbst Mutter Birch keinen Roman dramatisirt, als Mosenthal in seinem Drama Cäcilia von Albano den Roman von Otto. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wien, d. 8. Dec: 1850.

Verehrtester Freund!

Wir könnten eigentlich darum loosen, wer von uns Beiden dem Anderen eine Antwort schuldig ist, denn ich habe einen gedruckten Brief an Sie gerichtet, Sie einen geschriebenen an mich und beide haben sich gekreuzt. Da das nun nicht geht, so muß Einer den Anfang machen, und der will ich um so eher seyn, als ich einen äußeren Grund habe, Ihnen zu schreiben. Ich sagte Ihnen diesen Sommer in Berlin von einem Jahrbuch für dramatische Kunst und Literatur, das an die Stelle Ihres Unternehmens treten könne, und

Sie gingen auf den Gedanken ein. Die Realisirung dürfte im gegenwärtigen Moment, wo die Theater aus allgemeinen Gründen wieder gänzlich in die alte Abhängigkeit vom Polizeistaat zurück zu fallen scheinen, nothwendiger, wie jemals seyn; ich will jedoch nicht eher Schritte thun, bis ich weiß, ob und wie Sie Sich betheiligen wollen. Mein Plan wäre, daß in diesem Jahrbuch Production und Kritik gleichmäßig vertreten würden und daß Sie für den einen Theil (ich für den anderen) sorgten, ohne daß dadurch strenge Ausschließlichkeit Statt fände. Wenn Ihnen ein geeignetes Drama vorkäme, oder mir eine Abhandlung, so würden wir uns natürlich über die Aufnahme verständigen, nur hätte ich mich vorzugsweise nach den Stücken umzusehen, Sie Sich nach Beurtheilungen. So viel im Allgemeinen; es wäre mir lieb, wenn Sie Sich recht bald hierüber äußerten, weil ich einen meiner Verleger wahrscheinlich nächstens in Wien sprechen werde und ihn dann sondiren mögte. Es versteht sich von selbst, daß von dem Unternehmen nur dann die Rede seyn kann, wenn es in Deutschland nicht zum Aeußersten kommt; der Krieg schließt Alles aus.

Dieß wäre Eins. Ein zweiter Punct ist der. Ich bat Sie um den mir verloren gegangenen Aufsatz über Wilhelm Gärtners Hofer. Wahrscheinlich können Sie mir das Heft, worin er sich befindet, nicht geben. Dürfte ich Sie dann bitten, ihn für mich, natürlich gegen Erstattung der Kosten, copiren zu lassen? Ich veranstalte eine vollständige Sammlung meiner kleinen Schriften, in der er nicht fehlen darf.

Ein dritter Punct ist dieser. Herr J. J. Weber in Leipzig, bei dem in etwa acht Tagen meine Julia erscheint, will von mir wissen, ob er an Sie zum Zweck einer Beurtheilung ein Exemplar senden soll. Darauf weiß ich ihm nicht zu antworten. Sie haben vom Diamant an bis zum Herodes und meinen neuesten Sachen herab meine sämmtlichen Productionen unbesprochen gelassen und ganz natürlich habe ich dagegen nicht das Mindeste einzuwenden, finde es sogar bei näherer Prüfung vollkommen angemessen, da die wenigsten Menschen sich denken können, daß persönliche Verhältnisse nicht auf literarische Urtheile einwirken, und da Jedermann weiß, daß wir uns nicht fremd sind. Ein Buchhändler ist aber, wie Ihre eigene Erfahrung Sie ohne Zweifel längst gelehrt hat, sparsam mit seinen Exemplaren und verlangt die Quittung in Gestalt einer Recension. Autorisiren Sie mich daher, dem meinigen anzuzeigen, daß Sie nicht in der Lage seyen, Sich eher über Stücke auszusprechen, als bis sie in Berlin zur Ausführung gelangten. Das wird ihm genügen, ohne mich zu compromittiren. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, daß die sehr gediegene Kolatschek'sche Monatsschrift, zu deren Mitarbeiterschaft ich Sie einlud, in Folge mehrerer Regierungs-Verbote eingeht, obgleich sie bereits über 3000 Abonnenten hatte. Von einer Theilnahme Ihrerseits kann also nicht mehr die Rede seyn.

Damit wäre das quasi Geschäftliche erledigt. Für Ihre Rec. über Raupachs Machwerk und Ihren Aufsatz über die Claque danke ich Ihnen sehr; ich habe Beide mit großem Interesse gelesen und wünsche sehr, sie recht bald in einem neuen Bande Ihrer gesammelten Kritiken neben Ihren übrigen Publicationen in den Jahrbüchern u. s. w. zu erblicken. Denn was dem Zeitungsblatt anvertraut wird, rauscht mit diesem vorüber und die dauernde Wirkung tritt erst

ein, wenn es in Buch-Form wieder erscheint. Ich für meine Person habe das Buch sogar gleich im Auge, wenn ich schreibe, und gewiß geht es Ihnen ebenso. Bei Gelegenheit Raupachs habe ich es herzlich beklagt, daß Sie solche Schmeißfliegen erst tödten müssen, denn wenn er auch unstreitig in früheren Zeiten mehr war, wie Mancher, der ihn jetzt zu übertreffen glaubt, so hat es ihm doch immer am Fehlen gefehlt, sowohl an Einsicht in der Kunst, als an der positiven Leistungs-Fähigkeit, und geschadet hat er namentlich, wie schon Immermann bemerkt, dadurch unermeßlich, daß er alle stofflichen Schätze besudelte. Habe ich es doch selbst erlebt, daß die Berliner Intendanz, als ich ihr meine Genoveva übersandte, sich bei der Ablehnung auf die seinige berief, und steht sein miserabler Nibelungenhort doch, was die Aufführung betrifft, sicher jeder anderen Tragödie aus dem großen National-Epos im Wege!

Ob ich mit Herrn v. K. wegen eines Gastspiels meiner Frau in Unterhandlung treten werde, steht noch dahin; wo ich so viel bösen Willen sehe, wie bei dem, ist dreifache Überlegung nothwendig. Uebrigens dürfte er es doch noch einmal bereuen, gegen mich jede Billigkeit aus den Augen gesetzt und noch ganz zuletzt die Wirkung der Maria Magdalena durch ungebürlichste Verzögerung der Wiederholung mit evidenter Absichtlichkeit paralysirt zu haben; was er in der Vorrede zur Julia findet, ist nur ein Vorspiel dessen, was ihn erwartet, denn ich will die Wirthschaft, die ich nicht ändern kann, wenigstens aufdecken, damit die Nation auch in diesem Kreise weiß, woran sie ist. — — — — — —

Berlin den 16. Dezember 1850.

Mein theuerster Freund!

Ich hätte Ihr liebes Schreiben gerne gleich beantwortet, aber ich wollte doch nicht ohne den von Ihnen gewünschten Aufsatz über Hofer erscheinen. Da ich nun selbst kein Exemplar mehr davon besaß, mußte ich mir dasselbe erst verschaffen und lege es nun hier bei. — Ihre Ansichten über die Nothwendigkeit eines Jahrbuchs für dramatische Kunst und Literatur theile ich vollständig; ebenso den Gedanken, daß die Selbst-Production und Kritik gleichmäßig vertreten werden. Ich biete sehr gern dazu die Hand, es wird mir ein solches Unternehmen, sogar sehr willkommene Gelegenheit geben, mich ausführlicher über theoretische und praktische, die Bühne angehende Fragen zu äußern, dramatische Erzeugnisse und Darstellungen einer ausführlicheren durchgreifenden Kritik zu unterwerfen, als dies in einer politischen Zeitung geschehen kann. Daß Sie in erster Linie die Mittheilung der poetischen Gaben übernehmen, versteht sich; wir sind so völlig sicher nur Interessantes zu empfangen. Aber, wir werden es uns nicht verhehlen, daß uns hier keine besonders ergiebige Erndte erwartet. Ich weiß, was durch meine Hände geht und befände mich in der größten Verlegenheit, wie ich dabei die Verantwortung übernehmen sollte, etwas, als werthvoll oder nur als Erwartung erregend durch den Druck mitzutheilen. Sie müßten hier, wie mir scheint, hauptsächlich selbst vor den Riß treten und das wäre jedenfalls das Beste. Aber wir haben, durch dies Jahrbuch auch vielleicht Gelegenheit, manchem verborgenen Talente

die Bahn zu öffnen, und das ist schon der Mühe werth. Sie sind doch wohl auch für monatliches Erscheinen; nur so kann das Unternehmen nach meiner Meinung dem Zweck entsprechen. Denn es scheint mir dabei doch darauf anzukommen, daß man in jedem Hefte möglichst ein vollständiges, abgeschlossenes Ganze bietet und dies ist nur unter der Bedingung eines monatlichen Erscheinens möglich, wenn man nicht etwa, um der Mittheilung umfassenderer Arbeiten gewiß zu sein, alle zwei Monat ein starkes Heft herausgeben will. Darüber werden wir uns sehr leicht verständigen. Der Mangel eines solchen Organs wird sicher von Vielen lebhaft gefühlt; ich empfinde ihn so oft, als ich eine bedeutende Erscheinung besprechen will. Politische Blätter bieten dazu einmal nicht den Raum und doch kann man über poetische Erscheinungen, welche Probleme anregen, unmöglich in Umrissen sprechen. Dies ist daher der einzige Grund warum ich z. B. Ihre Julia in einer politischen Zeitung, wo für Derartiges nur ein sehr karger Raum bewilligt wird, nicht besprechen kann. Ich würde nur oberflächlich sein, zustimmend und ablehnend; aber geben Sie mir den Raum, und ich werde nichts freudiger ergreifen, als über diese und ähnliche Arbeiten mich zu verbreiten und zwar so, daß dem Dichter und dem Publikum, welches überhaupt einer Beachtung werth ist, damit ein Dienst geschieht. Welch ein Problem regt nicht Ihre Tragikomödie, verbunden mit Ihrer vortrefflichen Begriffsbestimmung dieser Gattung an und die Frage, ob ein Märchen, als dramatische Arbeit, von der Bühne herab mit Fleisch und Blut, also mit der Kraft realer Wirklichkeit erscheinend, die Masse gewinnen kann, oder ob nicht in der Doppelheit des Bedeutens und des Seyns, der wir mit Nothwendigkeit in dem dramatischen Märchen begegnen ein unabweislicher Grund liegt, daß das größere Publikum sich nicht vollständig an die Sache aufgeben kann. Aber alles dies läßt sich nicht mit ein paar Worten abthun, es will in Fluß gebracht und das Resultat aus einer Gedankenbewegung gewonnen sein. Darum noch einmal Ihr Unternehmen ist eine Nothwendigkeit für uns Beide und wie ich glaube auch für so manche Gleichgesinnte. — — — —

Briefwechsel mit Julius Glaser.

Wien 5. Juni 1851.

Verehrtester Herr Doktor!

Zu meinem herzlichen Bedauern war mir's auch gestern nicht gegönnt, Sie zu sehen; es ist dies Bedauern um so aufrichtiger, weil ich gehofft hatte, Ihnen persönlich meine eben erscheinende Ausgabe Beccaria's überreichen zu können. So gering auch die Ansprüche sind, die der Uebersetzer selbst eines klassischen Werkes erheben darf, lege ich doch auf diese Arbeit und insbesondere auf die Vorrede einiges Gewicht, weil dem Ganzen die Absicht zu Grunde liegt, einen bedeutenden Mann und ein nicht bloß historisch bedeutendes Buch aus der spinnwebenbedeckten Heiligennische hervorzuziehen, in welche sie nicht deßhalb verbannt wurden, weil die Zeit sie „an den Schuhsohlen abgetreten" hat, sondern weil man in modernster Oberflächlichkeit, auf ein paar trockene Auszüge in Literaturgeschichten gestützt, Alles von ihnen Angeregte längst überwunden zu haben sich einbildete.

Das Interesse, welches Sie jeder Scene des großen Kampfes für die Rechte der Menschheit zuwenden, dürfte Sie bewegen, dem Schriftchen einige Augenblicke zu schenken; die Güte, die Sie mir persönlich bezeigten, flößt mir die Hoffnung ein, Sie werden dasselbe auch aus vermittelnder Freundeshand freundlich entgegennehmen — als schwaches Zeichen der Verehrung, welche Ihnen, verehrtester Herr Doktor, von ganzem Herzen zollt

Dr. Julius Glaser.

London 17. August 1851.

Verehrtester Herr Doktor!

Wie armen Seelen die Erinnerung an das Werk, das sie unvollendet hinter sich ließen, die Grabesruhe stört, so stört mich aus dem ersten ruhigen Augenblick, den ich seit ich Oestreich verließ, gefunden, die Erinnerung an mein Versprechen auf, Ihnen von hier aus zu schreiben. —

Es ist Sonntag und es regnet; aus ersterem Grunde ist innerhalb der Stadt gar nichts zu machen; und der letztere Umstand macht es dem Fremden unmöglich der Stadtruhe durch einen Ausflug aufs Land zu entgehen; sonst triebe ich auch heute in dem Strom von Sehenden und Gesehenen, der mich seit acht Tagen mit sich fortreißt, unwiderstehlich fortreißt.

Sie wissen, daß ich mir vorgenommen, mich von dem Rennen nach sogenannten Sehenswürdigkeiten ganz frei zu halten, und ohne mich um Führer-

und Reisebuchcommando viel zu kümmern, meinen eigenen Weg zu gehen. Aber da hatte ich meine Rechnung nicht ohne den Wirth, aber ohne die fremden Miteinkehrenden gemacht, die über das gewohnte Gefälle gerade jetzt so gewaltige Wogen wälzen, daß es einem Einzelnen schon physisch unmöglich ist, einen anderen Weg zu nehmen. O wenn Sie gesehen hätten, wie ich gestern die Westminsterabtei durchrannte und beinahe nicht in den Poetenwinkel gelangen konnte, weil vor dem curiosen Monument, Gott weiß welcher Lady, ein gar zu dichter Hause stand. Ohnehin stecken Milton in einem, und Shakesspeares wenn ich so sagen darf, posthumes Denkmal im anderen Winkel neben der Thür, während vorn Dryden sich bereit macht.

In jeder Capelle liegt eine Art von bildlicher Darstellung derselben, aus der man die Inhaber der einzelnen Gräber kennen lernt; unglücklicher Weise orientiren sich die eifrigen Besucher in ihrer Hast (denn man ist jeden Augenblick des Schlusses der Kapellen gewärtig, weil der Gottesdienst wieder beginnen soll) gewöhnlich sehr schlecht, und dann kommen die sonderbarsten Verwechslungen zum Vorschein; und einen gewissenhaften Deutschen hörte ich später gründlich erwägen, was wol das Kind auf dem Grab des Burleigh bedeute „der in Maria Stuart vorkommt". Das Kind aber bedeutet, daß dort nicht der berühmte Staatsmann, sondern ein in der Wiege gestorbenes Prinzeßchen beerdigt ist. Stören uns nun solche Umgebungen schon da, wo etwas längst uns Angehöriges uns nur näher rückt, so ist es wahrhaft marternd neue Dinge, deren Auffassung eine gewaltige Anspannung aller Kräfte fordert, wie z. B. die große Ausstellung umschwirrt von solchem Getrütsch betrachten zu müssen. Und an wie viele mir ganz indifferente Orte bin ich nicht gegangen, um durch ein: „Hab' ich gesehen!" der Schilderung oder gar dem Zureden doch ja die Sache anzuschauen, zu entkommen. — Dazu kommt noch, daß der Deutsche im Ausland plötzlich ganz verzweifelt patriotisch wird und, wie er zu Hause vor jedem fremden Namen sich beugt, draußen Heimweh bekommt, wenn eine Suppe zu sehr gewürzt oder eine Rechnung zu hoch ist.

Paris 27. August 1851.

Sie werden es den vorausgehenden Zeilen wohl ansehen, verehrtester Herr Doktor, daß sie nicht ununterbrochen und nicht an einem Orte geschrieben sind; ich weiß nicht, wie oft ich einige Augenblicke meinem Beschautagewerk oder der darauf folgenden gänzlichen physischen Abspannung abstehlen mußte, um nur die wenigen Worte auf's Papier zu werfen, — ein Papier, das ich nur darum an Sie abzuschicken mir erlaube, weil ich durch dasselbe Ihnen beweisen möchte, daß ich oft und oft in jenem Getümmel, im Gedanken an Sie Erholung suchte, wie man wohl auch ermüdete Augen an frischem Grün sich laben läßt. Im gegenwärtigen Augenblick bin ich des Wagens gewärtig, der mich in den Bahnhof bringen soll; ich reise heute noch nach Brüssel (und wahrscheinlich reist dieser Brief wieder mit) und treffe morgen in der Nacht in Köln ein, fahre übermorgen den Rhein bis Mainz hinauf, und gedenke mich dann in Heidelberg und München wieder etwas aufzuhalten; dann besuche ich auf acht bis vierzehn Tage meine Eltern in Böhmen. Da haben Sie die ganze Zukunft meiner Reise; was deren bereits abgelaufenen Theil betrifft, so hätte ich Ihnen wohl viel

darüber zu sagen; aber erstens haben mich die Götter durch Vermittelung der Hoteldienerschaft mit einem so auffallend schlechten Schreibapparat ausgestattet, daß ich vor Ungeduld kaum mich fassen kann; und zweitens wird mir, — wie Sie wohl denken können, wenn Sie erfahren, daß ich seit fünf Tagen erst hier bin und so ziemlich das historische Terrain kennen gelernt, so wie all' die Dinge gesehen habe, die man nur anzusehen braucht — wenn ich den Versuch mache etwas Ordnung in das Bilderchaos zu bringen

von alledem so dumm
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Uebrigens habe ich's auf der ganzen Reise fast nur mit Sachen und mit Menschen nur insoweit zu thun gehabt, als sie in jenen sich spiegeln. Auch Ihr Exemplar des Michel Angelo bringe ich Ihnen wieder zurück, weil mir's bei angestrengtestem Bemühen nicht möglich war die Adresse Ihres Freundes*) zu erfragen. Mir selbst aber sind die wenigen Blätter des Manuscripts vortrefflich zu statten gekommen, und konnte ich mir einen ruhigen Augenblick gönnen, so nahm ich sie zur Hand und freute mich an dem Gebilde, von dem man wohl auch sagen muß:

Lebendig ist's, als ob sich's regt!
Und doch gebunden im tiefsten Kern.

Doch „wie Lieder Zion's singen in Sklavenbanden" heißt's in den Psalmen? Wie in die Region völliger Geistesfreiheit sich aufschwingen, wenn der Leib „eingenommen" ist? Wie überhaupt fliegen, wenn die Federn nichts taugen? Ich thue wohl besser Sie ganz kurz zu bitten, Sie möchten mein nicht vergessen und empfehle mich dem freundlichen Andenken Ihrer Frau Gemahlin.

Kuh bitte ich von mir vielmals zu grüßen.

Wien, 15/3 1852.

Verehrter Herr!

Sie können es nur natürlich finden, daß Ihren Wiener Freunden, wenn sie von der Anerkennung, von den Huldigungen hören, die Ihnen in München zu Theil werden, etwas Angst wird, daß sie fürchten von Ihnen vergessen zu werden, und die Gelegenheit benützen wollen, sich wieder an Sie heranzudrängen. Wenn also unter den Gratulationen von Nah und Fern, die Sie an Ihrem Geburtstag schwer genug belästigen werden, sich auch noch die meine mischt, den Troß vermehrend; so, hoffe ich, werden Sie sie eben geduldig, freundlich mit hinnehmen, ja sogar noch freundlicher als die meisten andern; denn ich kann doch wenigstens aus eigenem Wissen die Versicherung beifügen (die Ihnen gewiß nicht oft genug gegeben werden kann) daß Ihre Familie sich der besten Gesundheit erfreut und überhaupt so wohl und heiter ist, wie eine Strohwitwe mit ihrem Kind nur sein kann. Vom kleinen Titele werden Sie sogar hören müssen, daß es angesichts Ihrer langen Abwesenheit, etwas gar zu munter ist, die Kleine

*) Felix Bamberg.

coquettirt mit mir aufs Lebhafteste und wenn Sie nicht bald zurückkommen und mit väterlichem Ernst einschreiten, so weiß ich nicht, was noch werden wird.

Daß Ihre andere Tochter nicht an Ihrem Geburtstag, wie anfangs bestimmt war, ihren Canonisationstag feiern soll, thut mir um so mehr leid, als dadurch Ihre muthmaßliche Rückkehr wieder um einige Tage verzögert wird. Ich habe in diesen Tagen viel über Agnes nachgedacht und dabei nach jener Richtung hin einen Durchschnitt gemacht, die mir am nächsten geht; es ist mir dabei als der ganz eigenthümliche Vorzug der Agnes aufgefallen, daß während die antike Antigone an dem Conflikt zweier vollkommen starrer Gesetze zu Grunde geht, das „große Rad", das die moderne ergriffen hat, nicht um eine feststehende Achse sich dreht; wir sehen das dem Individuum, selbst dem edelsten, gegenüber so starre Prinzip der Zeit in Fluß gerathen. — — — — — —

Bilin den 15. August 1852.

— —

Sie werden's kaum glauben können, wie sehr mich die ungewohnte Nöthigung Massen und immer neue Massen — ewig dasselbe aber immer in neuen Combinationen — in mich aufnehmen zu müssen, ohne daß auch nur für eine Stunde selbstständiger Thätigkeit Raum und Kraft bliebe, niederdrückt. Seit ich denken kann erschien mir ein Tag in vollkommenem Müßiggang hingebracht, als eine der exquisitesten Höllenmartern; jetzt ertappe ich mich oft auf dem Verlangen nach vollkommener Unthätigkeit. Wenn mein Tagewerk — an sich eigentlich nicht so schwer, nur dann Sisiphusarbeit, wenn die Phantasie sich entfesselt und das mühsam Geordnete auseinander wirft — geendigt ist, kann ich nichts von dem Allen thun, womit ich sonst so gern mich beschäftigte.

Mein Glück ist's unter solchen Umständen, daß ich mich dabei im Kreise lieber, anspruchsloser Verwandter befinde, die mich eben gewähren lassen, und mit denen ich solche übrig bleibende Stunden vertändeln kann. Dazu kommt, daß ich immer ein liebliches und erhebendes Gegenbild vor Augen habe, wenn meine Beschäftigung gar zu erbärmlich wird.

Es ist eine während meiner Gymnasialzeit mir lieb gewordene Gewohnheit, der ich natürlich in Wien entsagen mußte, mit dem Buch dem ich nun einmal nicht entfliehen kann, in Wald und Feld hinauszugehen. Hier lohnt das nun wirklich! Denken Sie sich eine kleine aber nach drei Seiten recht in die Länge gezogene, von einem schmalen Flüßchen durchschlungene Stadt, deren rothe Dächer unter Bäumen freundlich hervorgucken. Darüber auf mäßiger Anhöhe ein stattliches Schloß, dessen Flügeln man es wohl ansieht, daß sie an die Stelle runder Thürme getreten sind. Auf einer anderen Seite steigt eine colossale, wunderbar geformte Steinmasse aus mäßig erhöhtem Gelände wirklich majestätisch empor; das ganze ist sichtlich aus einem Guß entstanden, und doch bilden Schluchten, die vom Gipfel bis zur Wurzel sich ziehen und hie und da mit sonderbar von der grauen Felsenmasse abstechendem Grün ausgefüllt sind, einzelne Abschnitte, die das Eigene haben, daß ihre Form ganz der des großen Ganzen entspricht. In doppeltem Bogen begränzen auf der dritten Seite die grünen waldigen Hügel

des Mittelgebirges den Horizont; es ist immer Wellengestalt, die sich da zeigt — nur dräut von der Höhe manchmal die Ruine eines alten Raubschlosses. Viel weiter tritt auf der entgegengesetzten Seite das hohe Gränzgebirge zurück, so daß für eine weite fruchtbare gewerbfleißige Ebene Raum bleibt, die ich oft und gerne von einem der vielen Hügel überschaue, auf die mich meine einsamen Wanderungen führen.

Doch ich sehe, daß mein Brief schon sehr angeschwollen ist und noch immer für nichts Raum sich gefunden hat als für mein eigenes verdrießliches Ich. Aber wie soll ich's anfangen von Ihnen oder jenen meiner Freunde, die das Glück haben von Ihnen gekannt zu sein, zu sprechen, ohne gleich wieder sagen zu müssen, wie grimmig ich Alle beneide, die Ihnen nah sein dürfen. Ach ich sehe Sie deutlich im Armsessel in Ihrem kleinen Zimmer, — auf dem Sopha Ihre Frau Gemahlin, neben der Kuh sitzt — der doppelt Glückliche, der Sieger über die Maturitätsprüfung und über die „moderne Arena". Wenn Debrois zu Hause ist und am „Wohlbekannten" sich delektirt — so fände sich noch ein recht bequemes Plätzchen für

Ihren
armen, verbannten
Glaser.

Wien den 28. August 1852.

Es hat mich recht gefreut ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, und Ihr Brief hat mir Ihre inneren und äußeren Zustände auf's Treueste veranschaulicht. Wohl ist es keine angenehme Arbeit für den menschlichen Geist, sich die spröde, trockene Materie anzueignen, die ihm für den Kreis, in dem er wirken will, nun einmal unentbehrlich ist. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man dabei Momente haben kann, wo man sich wie eine Maschine vorkommt. Dennoch ist diese Periode noch golden gegen manche spätere, oder doch, um nicht ungerecht zu seyn, gegen die Intervalle, die untrennbar mit der späteren verbunden sind. Wenn es sich nur noch um die Resultate handelt und wenn diese Resultate selbst wieder in einem letzten, Alles umfassenden, aufgehen sollen, dann erst beginnt die eigentliche „namenlose" Noth des Lebens, dann kommen Stunden, Tage, Monate, vielleicht ganze Jahre, wo der Mensch zwischen zwei Abgründen von gleicher Tiefe einher schwankt und oft nicht mehr weiß, ob er die Welt oder sich selbst für ein Nichts zu erklären hat. Da zerbrechen alle Schlüssel, da wird Hamlet und sein Sohn Faust, trivial, da sinken die Religionen, aber nicht weniger auch die Philosophien, zu bloßen anthropologischen Momenten des Geschlechts herab, da weckt Alles und Jedes, was im unendlichen Lauf der Zeit jemals geträumt und gedacht wurde, im Individuum einen Gegensatz und dieser Gegensatz wird nur darum nicht in voller Zähheit und Klarheit entwickelt, weil der Todesfrost sich schon ins Gebären mischt. Freilich ist dies vorzugsweise das Schicksal des Künstlers und muß es auch seyn, aber kein tieferer Geist bleibt ganz davon verschont und das Fundament, worauf namentlich Ihre Wissenschaft ruht, sichert am allerwenigsten dagegen.

Uns, meiner Frau und mir, ist die Reise nach Italien sehr gut angeschlagen, wir sind bis Mailand, oder eigentlich bis Como gegangen und haben von dort, wie von Venedig, eine Fülle der manigfaltigsten und fruchtbarsten Eindrücke mit fort genommen. Ich kann schon gar nicht begreifen, wie Sie das Gegentheil haben hören können, und beklage das Loos des Briefes, den Sie, wie ich aus Ihrer Zuschrift an Kuh weiß, ins Feuer geworfen haben, um nicht unangenehme Erinnerungen in uns hervorzurufen. Im Gegentheil, je mehr und je enthusiastischer er über die baroke und doch höchst vernünftige Lagunenstadt phantasirt hätte, je willkommener wäre er uns gewesen. Jetzt verstreichen uns die Tage nicht so angenehm, doch auf eine Springfluth muß ja immer eine Ebbe folgen und Unser Eins empfindet das leider doppelt und dreifach, da ich, wie Sie wissen, im Sommer nicht arbeiten kann und meine Frau nicht arbeiten darf. Uebrigens glaube ich nicht zu irren, wenn ich in letzterer Beziehung weit rascher, als noch bei Ihrer Abreise zu denken erlaubt war, einen Umschwung der Dinge erwarte; viele Zeichen deuten darauf und einige erscheinen mir untrüglich, z. B. die starke Opposition der „Presse". Darüber mündlich mehr.

Goltsch-Jenikau den 16. März 1853.

Vielleicht finden Sie es, hochverehrter Herr, recht selbstisch, gewiß aber verzeihen Sie es der Innigkeit meiner Theilnahme, daß ich mit der Hast und Unruhe, der man auf der Reise sich nun einmal nicht entziehen kann, mich eindrängen will in den heiteren Kreis, der Sie an dem Tage, wo Sie dieses Schreiben erhalten, umgeben wird; gewiß verzeihen Sie mir, daß ich wünsche Ihnen wenigstens zu sagen, was Sie in den Mienen der Anderen lesen können, daß das Geschick Sie nie, sei es mit freundlicher sei es mit rauher Hand berühren kann, ohne daß die Berührung in meinem Herzen nachvibrirt. Aber — erlauben Sie mir, ein Wort Ihrer Agnes nachzuahmen — Sie mit Ihrem immer bereiten und immer zutreffenden Ausdruck werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich buchstäblich in Verlegenheit bin, Worte für das zu finden, was ich auszudrücken wünsche. Es ist doch wirklich jämmerlich, wie unser Sprachgebrauch Alles, was die innigsten Gefühle mahlen soll, im Dienst des Compliments abgenützt, so daß man Wendungen, die etymologisch genommen, gerade die anpassendsten wären, wie abgegriffene Medailen liegen lassen muß. Zu dem gewöhnlich angewendeten Mittel, in der Steigerung in's Unendliche Ersatz zu suchen, werden Sie wohl überhaupt nicht erwarten, mich greifen zu sehen; am allerwenigsten aber könnte ich in die Versuchung gerathen, solche Töne, — „wobei ein verehrtes gefeiertes Publikum gebeten wird, ernsthaft zu bleiben" — anzuschlagen, wenn ich zu Ihnen spreche.

So daß mir doch nichts übrig bleibt als den warmen Geburtstagswunsch auszusprechen, für Sie, daß Ihnen durch Ihre theure Familie immer mehr Freude werde, — für uns aber — zunächst für Ihre Freunde, und dann für unser ganzes deutsches Vaterland — daß die wunderbaren Gestalten, die Ihre Dichtungen uns zur Anschauung bringen, nach dem vierzigsten Geburtstage noch

wenigstens ebensolange bei Ihnen aus und einziehen mögen, wie seit der Zeit, wo sie Ihnen zuerst erschienen, bis zu dem schönen Festtag, den wir übermorgen begehen.

Bilin, den 3. Mai 1853.

Nur die allzubegründete Besorgniß, daß das was ich Ihnen, hochverehrter Herr, von hier aus schreiben kann, Ihrer Beachtung noch viel weniger werth sein kann, als was ich in Wien, von Ihnen selbst angeregt, zu sagen vermag, konnte mich bisher abhalten, Ihnen über mein Landleben zu berichten. Es ist mir aber so unabweisbares Bedürfnis geworden, mich unter Ihrem Auge zu wissen, daß ich mir die Befriedigung desselben nicht länger versagen kann.

So ganz ohne Nutzen ist mir der Aufenthalt in Böhmen auch abgesehen von den Gründen, die mich bestimmten ihn zu wählen, freilich nicht. Ich bin seit vielen Jahren wieder zum ersten mal für längere Zeit in meinem Geburtsort gewesen; und in ganz eigenthümlicher Weise verflochten sich da in mein jetziges Denken und Thun längstverblichene, aber durch den Anblick der Örtlichkeiten wieder aufgefrischte Vorstellungen aus frühester Kindheit. Wie sonderbar war mir's z. B. neulich, wo ich von einem Gang ins Freie zurückkehrend auf der Schwelle einer Gartenthür nicht weit von meinem Vaterhaus mich niedersetzte, bemüht mit ich weiß nicht mehr welchem philosophischen System — denn ich muß jetzt alle diese Anweisungen zur „Kunst in so und so viel Worten die Welt zu construiren“ wieder an mir vorüberziehen lassen — ins Reine zu kommen, und erst spät den Ort als den Schauplatz unzähliger Scenen aus meinen allerersten Lebensjahren, als das Ziel so vieler Wanderungen im Kinderwagen erkannte!

Auch habe ich die Gelegenheit benützt, um zu beobachten, wie das Räderwerk der Justiz hier in die einfachsten, dem Gesetzgeber am fernsten liegenden Verhältnisse eingreift. Ohnehin lag in dem Uebergangszustand, in welchem ich mich eben jetzt befinde eine ernste Mahnung über den Beruf nachzudenken, den ich gewählt habe und von dem ich mir nicht verhehlen kann, daß er wie wenige andere, weitverbreitetem Widerwillen in fast allen Klassen der Bevölkerung begegnet. Ich glaube die Thatsache mir so erklären zu können, daß man die Abstraktion, die schon im Processe der Gesetzgebung liegt, in den letzten Generationen gar zu weit getrieben hat. Der Fall, den das Leben unter das Gesetz bringt, hat fast nie mit dem Abstractum etwas gemein, das der Gesetzgeber im Auge hatte als er seine Regel gab; und so schneidet diese in den Verkehr ein, wie kaltes Eisen in einen gesunden Organismus. Dieses Leiden zunächst mildern, später ganz beseitigen, ist wohl der Beruf des Juristen, dem es heutzutage Ernst mit Erfüllung seiner Pflichten ist.

Auch um alte Criminalprocesse habe ich mich, Ihres Rathes eingedenk, in den Archiven meines Geburtsortes, umgesehen; und wenn auch wenig individuell Bedeutendes doch Vieles gefunden, was mir über den Gang der Rechtspflege auf dem flachen Lande und in früheren Zeiten (ich habe Alles gesehen, was unserer früheren Patrimonialbehörde seit 1670 vorkam) Aufschluß gibt. Ein

merkwürdiger Fall von Selbstmord, der mir unter Anderem vorkam erinnert mich an einen anderen, den ich Ihnen wohl um seines psychologischen Interesses willen mittheilen darf: Ein Mädchen in Oberösterreich, das lange Zeit an einer schrecklichen Abart der Fraisen leidend, viele Jahre im Bett zugebracht hat, das es nicht verlassen kann, ohne sogleich von den schrecklichsten Krämpfen niedergeworfen zu werden, erklärt plötzlich der Mutter, im Traum sei ihr angekündigt worden, daß sie berufen sei, jetzt durch den Märtyrertod in den Himmel einzugehen. Auf ihren Befehl heizt die blindgläubige Mutter den Backofen, bräutlich geschmückt verläßt die Kranke ihr Bett; den Kranz auf dem Haupt, das Crucifix in der Hand steigt sie die Treppe hinab und schlüpft gewandt durch die enge Oeffnung in den glühenden Ofen.

Auch sonst habe ich hier noch Manches beobachtet und erfahren, was Sie interessiren dürfte; ich glaube aber, daß es sich, da es ohnehin nur Ihre Voraussetzungen über mancherlei Dinge bestätigt, besser zu mündlicher Mittheilung eignet. — Ich kann aber wohl sagen, daß ich bei Allem was ich thue, bei Allem was ich denke, Sie vor Augen habe; erst in der Entfernung, umgeben von Menschen, die ich erst Ihren Namen verehren, Sie selbst lieben lehre, hier erst sehe ich, wie innig ich mit meinem ganzen Wesen an Ihnen, hochverehrter Herr, hänge. — — — — — — — — — — — — — — —

Wien, den 21. Juli 1853.

So sehr ich fürchten muß, daß Sie in Hamburg kaum in der Stimmung sein werden, sich für Daten, wie ich sie vorgestern ankündigte, zu interessiren; so glaube ich doch meinem Vorhaben um so eher treu bleiben zu dürfen, weil Sie ja im Voraus über den Inhalt gewarnt, das Lesen auf gelegene Zeit verschieben können.

Von meinen Großeltern väterlicher Seite glaube ich Ihnen mehrfach gesprochen zu haben; sie bestimmten meinen Vater, obgleich er auch das in unserer Familie seit lange fortgeerbte Glasergewerbe erlernt hat zum Kaufmann. Meine Mutter ist die Tochter eines früh verstorbenen Dresdner Geldwechslers. Mit der mäßigen Mitgift, die sie ihm zubrachte, begann mein Vater seine Unternehmungen; aber mein kleiner Geburtsort begünstigte mit seinen geringen Bedürfnissen diese Unternehmungen nicht. Noch weniger vermochte mein Vater, ein durch und durch biederer, gerader, offener, etwas aufbrausender Mann, nur zu geneigt, Allen zu glauben und jedem helfen zu wollen — einer hartnäckigen, die gemeinsten Mittel gebrauchenden Concurrenz gegenüber Stand zu halten. Es ging immer schlechter und schon früh — eigentlich schon als ich, drei Jahre alt, so heftig gegen den Schulzwang mich sträubte, mußte man mir begreiflich machen, daß ich, um meinen Weg durch's Leben zu finden, auf mich selbst zu zählen hätte, und daß was an Mitteln etwa vorhanden wäre, für die drei jüngeren Geschwister, besonders für die Schwestern gespart werden müßte. — Dies Alles bestimmte meine Eltern die Wegmauth in Leitmeritz zu pachten, wo ich das Gymnasium besuchen sollte. Aber dergleichen Glücksgeschäfte sollte nur

unternehmen, wer Glück hat; mein Vater hatte es nicht und mußte nach mehreren mühselig verbrachten Jahren nach Postelberg zurück, wo es ihm als Glasermeister eigentlich viel besser als je geht, und wo er in seiner rührenden Liebe zu seinen Kindern von den mehr oder weniger günstigen Anzeichen für ihre Zukunft sein eigenes Lebensglück ganz abhängen läßt.

Mich rief inzwischen mein Ihnen bekannter Onkel, der von seinem Gehalt als Leiter eines Fabriksgeschäftes schon die immer älter und immer ärmer gewordenen Großeltern erhielt, zu sich, und versorgte mich in der That väterlich. Ihm danke ich es, daß nicht gar zu früh meine Jugend von der Sorge um das Allererbärmlichste verdüstert ward und daß ich auf meine Ausbildung eine Zeit verwenden konnte, die Andere in meiner Lage auf die Anderer verwenden müssen. Mehr noch als für diese materielle Nachhilfe muß ich ihm freilich für die Art danken, wie er mir sie zu Theil werden ließ und dafür, daß er um mich nicht in der großen Stadt mir selbst zu überlassen und um die gar zu starke ländliche Unbeholfenheit durch etwas Schliff zu ersetzen — alle seine Lebensgewohnheiten aufgab und sich auf den Umgang mit mir beschränkte. Wie Sie mich kennen werden Sie es aber wohl natürlich finden, daß ich wenigstens Geld nur so lange von ihm annehmen mochte als ich es annehmen mußte; besonders da ich andere arme Verwandte nicht verdrängen mochte. So machte ich denn anfangs sehr unbeholfene, nach und nach doch etwas erfolgreichere Versuche mich in dieser Hinsicht auf mich selbst zu stützen, anfangs durch Lektionen, dann durch Uebersetzungen, durch meine Thätigkeit beim Wanderer*); zuletzt dadurch, daß ich anonym der Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit unserer juristischen Praktiker zu Hilfe kam. Gerade durch Arbeiten dieser Art ist es mir bis jetzt gelungen, lieber mit dem, was ich weiß, als mit dem, was ich kann, den Tribut an das Leben zu zahlen, und dabei lieber durch mühsame Arbeit als dadurch, daß ich den besseren Theil meines Selbst mit diesen materiellen Tendenzen in Berührung bringe, mir fortzuhelfen. So brauche ich mir nichts als Anonymität zu bedingen; unter dieser Bedingung habe ich jetzt auch meine neueste mehrfach gegen Sie erwähnte Arbeit, die nicht glänzend, am wenigsten würdig ist, Ihnen sich zu zeigen, aber wie ich hoffe nützlich ist — Tendler überlassen, was mich für die nächste Zukunft all dieser Sorgen überhebt.

Indem ich Ihnen alles dieses schreibe wundere ich selbst mich darüber, daß ich erst jetzt Sie damit bekannt mache; zu lebhaft fühle ich es, daß es die schwächste Art ist, für die gütige Theilname, mit welcher Sie mich so hoch ehren, zu danken, daß ich Ihnen rückhaltlos alle meine Verhältnisse vorführe. Aber als ich Ihnen zuerst bekannt wurde hatte ich hiezu kein Recht, und wie ich später dazu kam, das Alles als bekannt vorauszusetzen, begreife ich nicht; aber es war mir immer als müßte es eben so sein. Deshalb eben ist mir, seit ich vom Gegentheil überzeugt bin, so unheimlich, als hätte ich mich gegen Sie vergangen, und ich kann nicht anders als auf die Gefahr hin, Sie im Augenblick zu belästigen, mich alles dessen bei erster Gelegenheit zu entledigen. Jetzt wird es aber auch hohe Zeit, mir selbst Einhalt zu thun. Erlauben Sie mir

*) Der von 1814—1873 erschienenen belletristischen Zeitschrift.

also nur noch die Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen, und seien Sie versichert, daß Sie mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl ungeduldig erwartet

Ihr

treu ergebener

Julius Glaser.

Bilin, den 31. August 1853.

Gewiß bedarf es bei Ihnen keiner Entschuldigung, daß ich die so gütig gegebene Erlaubniß, Ihnen zu schreiben nicht früher benutzte. Sie kennen mich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich mich nicht entschließen könnte aus Zuständen heraus, die ganz erfüllt sind von heftigem Abarbeiten, aus Zuständen, in denen man sich nicht zu sammeln vermag, und die Alles das abstoßen was mich an Sie knüpft, mich an Sie zu wenden. Trug ja meine Scheu in solcher Verfassung mich Ihnen zu zeigen, bedeutend zu meiner neuerlichen Abreise bei. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung sehe ich auf den Monat zurück, der seit ich hier bin, verfloß; ich habe viel hinter mich gebracht, was auf mir lag und mich fast erdrückte. Den bei weitem größeren Theil des Manuskriptes von jenem voluminösen Werk, das ich öfter gegen Sie erwähnte, habe ich druckfertig gemacht, auch zum Theil schon Gedrucktes corrigirt. —

Mehr noch hat mich die Nothwendigkeit in Anspruch genommen, in meiner Advocatenkanzlei für meine lange Abwesenheit Ersatz zu leisten. Je lebhafter in mir von Tag zu Tag die Ueberzeugung wird, daß ich zu dieser Beschäftigung nicht bestimmt bin und daß dieser Beruf nicht mich ausfüllen könnte; je weniger lasse ich mir doch die Zeit leid sein, die ich darauf verwende, denn eben darum sehe und thue ich Alles viel unbefangener. Dann war ich auch bisher gar zu sehr auf den Umgang mit Büchern beschränkt und wie wenig bedeutend auch die Menschen sind, mit welchen ich durch meine Beschäftigung in Verkehr komme: ist es mir doch noch so neu, Menschen gegenüber zu stehen auf die ich unmittelbar einwirken soll, daß sie mich beständig in Athem halten. In Vieles gewinne ich dabei einen Einblick, den wohl nur das Erlebniß möglich macht; oft, oft werde ich an das, was Sie mir aus Ihrem Sekretärsleben erzählten, erinnert; und erst jetzt wird mir klar wie viel „Maria Magdalena“ dieser Periode Ihres Lebens zu danken hat. Dabei muß ich wohl diese Oeconomie gerade der reichen Natur bewundern, die auch das Sterilste ergiebig zu machen weiß.

Mitunter mache ich einen Ausflug; so war ich vor Kurzem in Raudnitz dem Hauptsitz der Lobkowitze. Einen eigenen Eindruck macht dort die (besonders für Juristen nicht unbedeutende) Bibliothek, der man es so recht ansieht, wie sie ruckweise, je nachdem eben bei einem oder dem andern Gliede der Familie zu der oder jener Zeit die „Passion“ sich zeigte — vermehrt wurde. Manches seltene Buch findet sich hier, das man da gewiß nicht suchen würde; so bin ich recht traurig geworden, wie man mir in gebührender Ehrfurcht den jämmerlich-ärmlichen Löschpapierband zeigte, in welchem zum erstenmal der erste Theil des Don Quijote erschien! In der Bildergallerie des Schlosses sah ich unter den

Ahnenbildern die alten Rosenberge und Neuhaus, die noch unter den Premisliden Böhmen beherrschten — unter ihnen die weiße Frau, die „Ahnfrau des Hauses Boortin“, dann in der Nähe des Bildes einer wunderschönen Spanierin (einer mit einem Lobkowitz verheiratheten Mendoza) den Kopf ihres Großoheims Ferdinand Cortez. Wo die Wurzeln so tief gehen können die Zweige wohl hoch hinaufreichen, wenn — — — — — — — — — — — — — — — —

Wien, am 21. Juli 1854.

— —

Ich hatte gehofft, Ihnen die definitive Erledigung meiner Habilitationsangelegenheit gleich anzeigen zu können, muß mich aber doch begnügen Ihnen zu sagen, daß das Professoren-Collegium auf Grund eines (wie ich höre) für mich sehr gütigen Vortrages Hyes meine Zulassung zur Privatdocentur mit Dispens von allen gesetzlich vorgeschriebenen Förmlichkeiten ausgesprochen und diesen Beschluß dem Ministerium zur Bestätigung vorgelegt hat. Von dorther erwarte ich die Erledigung jetzt täglich und Sie können wohl denken, wie eifrig ich in der Zwischenzeit daran arbeite, mich für meine Vorlesungen im Herbst gehörig vorzubereiten. Ich halte es für unumgänglich nöthig, zu Anfang des Semesters ein vollkommen abgeschlossenes Heft vor mir liegen zu haben, um nicht in dem Uebermaaß des Materials Maaß und Uebersicht zu verlieren und entweder den Gegenstand nicht zum Abschluß zu bringen oder, um nur „fertig“ zu werden, wichtige Dinge rasch abthun zu müssen. Jedenfalls ist die Art, wie ich den Gegenstand behandle, für Oesterreich vollkommen neu und, wie ich glaube, am meisten geeignet, den jungen Leuten von vorn herein die Ueberzeugung beizubringen, daß sie mit dem Einlernen von Gesetzesparagraphen gar nichts gewonnen haben.

Nebenbei nimmt mich meine Praxis in Anspruch; mein Vorgesetzter hat einen zweimonatlichen Urlaub angetreten und da sein Ersatzmann, d. h. der Mann der für ihn unterschreibt, dieses Geschäft nur unter der Bedingung annahm, daß ich das Referat führe, habe ich das Vergnügen umsonst die sämmtlichen Arbeiten . . . . . . zu verrichten.

Sie wären freilich wohl berechtigt, in einem Wiener Brief noch andere Nachrichten als solche über des Schreibers hochwichtige Person zu suchen; aber ich hoffe, daß Sie die Zeitungen lesen, daß Sie so wenig wissen wie die orientalische Frage steht, als hätten Sie keine Notiz darüber gelesen — daß Sie gelesen haben, wie sehr Alles jetzt durch das neue Anlehen in Anspruch genommen ist. In der That spannt jeder seine Kräfte auf das Äußerste an und der Wetteifer ist überall, besonders aber unter den Beamten ein sehr lebhafter; wie man denn überhaupt gerecht sein und anerkennen muß, daß ein großer Theil des unzweifelhaften Erfolges den rastlosen Bemühungen der Minister und Statthalter zuzuschreiben sein wird. Doch — soll ich noch länger Ihnen die Zeitungen abschreiben; die Facta können Sie aus diesen sehen und wenn Ihnen die Leitartikel nicht zusagen, erwarten Sie wohl von mir keine besseren.

Kuh's Amtsantritt macht Ihnen gewiß sehr viel Freude; ich habe davon erst gestern, wo ich ihn, seit Ihrer Abreise zum erstenmal sah, etwa in der Weise Glück gewünscht, wie der Wachtmeister in Wallensteins Lager dem Recruten:

Sieht er! Das hat er wohl erwogen.
Einen neuen Menschen hat er angezogen — —
Muß ein fürnehmer Geist jetzt in ihn fahren.

Statt der Ermahnung die dort wegen des Geld-nicht-sparens hinzugefügt wird, machte Kuh's Vater einige ganz zweckdienliche Bemerkungen über die Nothwendigkeit des Frühaufstehens. — — — — — — — — — — — — — —

Marienbad, den 1. August 1854.

Ich danke Ihnen, lieber Glaser, für Ihren Brief und für die Nachrichten über mein Töchterlein. Ungefähr eine Woche werden wir hier noch bleiben, um dann langsam über Prag nach Wien zurückzukehren. Dann werde ich mit Ausnahme unseres Componisten, Alles, was ich zurückließ, gewachsen finden; Titele braucht größere Kleider, wie sie uns gestern eigenhändig meldete, und ist also mathematisch avancirt, Kuh ist Beamter geworden und Sie sind designirter Professor. Glück zu!

Ihren Brief erhielt ich, als ich gerade im Begriffe stand, ins Bett zu steigen, schließen Sie daraus aber nicht, daß es schon spät war. Wir legen uns hier mit den Hühnern nieder, stehen aber freilich auch wieder mit ihnen auf und sind des Morgens um fünf Uhr schon am Brunnen. Das muß man, wenn man nicht aus dem Tact kommen will, den Alles hier einhält, und dies wäre ebenso bedenklich und undurchführbar, als wenn Einer mit einem Regiment marschiren und doch den Tambour nicht respectiren wollte. Ich hoffe, daß die fünf Wochen, die wir den Mineralquellen opferten, gute Früchte tragen werden, an uns wird die Schuld wenigstens nicht liegen, wenn der Segen ausbleibt, denn wir haben in jeder Beziehung das Unsrige gethan.

Die Natur hat mir in Marienbad zum ersten Mal Beschäftigung und Genuß zugleich gegeben. Ich bin ihr in ihrem Kleinleben auf Schritt und Tritt nachgegangen und sie hat mich dankbar in ihre Oeconomie hinein schauen lassen. Aber ich war auch in der Beziehung glücklich, daß ich hier Menschen fand, mit denen ich ein tieferes Gespräch führen konnte. Puttlitz und Uechtritz, Beides bekannte Namen, sind für den Umgang, wie gemacht. Mancher Andere gesellte sich, ab- und zugehend, hinzu. Ebenfalls sah ich den Fürsten Metternich auf seinem Stammgut Königswart in Gesellschaft Uechtritz's und meiner Frau; er unterhielt sich ziemlich lange mit uns und ich hatte Gelegenheit, mich über seine körperliche Rüstigkeit und seine geistige Frische gleichmäßig zu verwundern.

Kuh ist ein Glücklicher; er hat erreicht, was er wollte, und was lag ihm mehr am Herzen als eine Anstellung; aber er singt seinen Jubelhymnus mit einem Stockschnupfen ab und bläst sein te deum auf einer verstimmten Posaune. Ich habe von hier aus diesen Schnupfen durch einen Brief zu vertreiben gesucht, lassen Sie sich den Brief einmal zeigen und commentiren Sie ihn, damit auch die Posaune heller ertöne, wenn ich wieder komme.

Daß Sie Ihr Heft vor Anfang Ihrer Vorlesungen vollständig vor sich liegen sehen wollen, ist nur zu billigen. Sie werden Ihre Wissenschaft immer aus der Vogelperspective als eine links und rechts mit allen anderen verflochtene betrachten. Machen Sie es Ihren Zuhörern recht einleuchtend, daß sie in der Jurisprudenz ein Festes und ein Flüssiges zugleich vor sich haben: ein Festes, in so fern sie nicht von jedem Decennium mit seinen Gelüsten und Experimenten einen Druck entgegennehmen soll und ein Flüssiges, in so fern sie dem großen Umbildungsproceß der Jahrhunderte nicht trotzen darf.

Wien, den 30. Juli 1855.

Nur auf Ihren Gyges, hochverehrter Herr, kann ich mich berufen, um zu entschuldigen, daß ich den herzlichen Gruß, den ich zu meinem so lebhaften Bedauern Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin nicht unmittelbar mit auf den Weg geben konnte, so spät erst nachschicke. Von Tag zu Tag erwartete ich ihn aus Emils (Kuh's) Händen, und als ich ihn endlich vor wenigen Tagen erhielt, mochte ich natürlich lieber ihn zu mir sprechen lassen, als selbst zu Ihnen sprechen. Und doch hat's mich seitdem stündlich gedrängt, Ihnen für den reinen Genuß innig zu danken, den Sie so freundlich noch im Gehen mir aufgespart, und Ihnen von dem tiefem Eindruck zu sagen, den das Werk auf mich wieder gemacht hat.

Ich hatte mir geschmeichelt, von der Tragödie damals, als Sie uns sie lasen, die volle, einer Steigerung nicht mehr fähige Wirkung erfahren zu haben. Und in der That, jener tragische Schauer, der mich damals fast bei den ersten Worten (da wo Kandaules den altehrwürdigen Schmuck zurückweist) erfaßte — in jener überwältigenden Scene, wo im entscheidenden Moment Rhodopens Blick auf den Todtenring fällt, den Höhepunkt erreicht, und erst da mich verließ, wo der Scheiterhaufen und Hestia's Altar die Lösung ahnen ließen — dieser Schauer und mit ihm die fromme Scheu, mit der man die ewigen Gewalten durchgreifen sieht, konnten nur wiederkehren. Auch das war mir sogleich klar geworden, daß die Versetzung der Handlung in ein Land, wo asiatisches und griechisches Leben sich begegnen und das Herübertragen des indischen Wesens ein schöpferischer Gedanke war, der den Herodotischen Mythos (verzeihen Sie dem Juristen das Wort) specificirt zu einem völlig Neuen, ausschließlich Ihnen gehörigen gemacht hat.

Aber was war mir nicht Alles entgangen! Wie oft mußte ich bemerken, daß der Weg, den ich gedankenlos gegangen, über Abgründe hinweg führte, die nur eine Meisterhand überbrücken konnte. Wie schwer war's nur Rhodopen uns vorzuführen, die höchste Schönheit läßt sich nicht in Worte bringen. Sie lieben es sonst, sie im Spiegel zu zeigen, sie durch den Zauber zu zeichnen, welchen sie auf die Umgebungen übt. Rhodopen konnten Sie diesen Spiegel nicht vorhalten; sie steht nicht, wie Judith und Genoveva mitten unter den Ihren, die zwar zu ihr hinaufschauen müssen, die sie aber wie hoch auch von ihr überragt, doch sehen und kennen; und Alles, was Gyges und Kandaules sagen können, reicht kaum an jenes: „Ha, die!“ mit welchem die Schergen vor Agnes zurückfahren. Rhodopens eigenst Wesen liegt ja eben darin, daß sie

immer dichter in ihren Schleier sich hüllen will. Durch Lesbia (so scheint mir) lernen wir sie — wie auch Gyges — zuerst kennen; vor Allem durch den Unterschied zwischen derjenigen, die Rhodopen die liebste von Allen ist, die ihrem Wesen am nächsten sich anschließt und sie fast versteht und dem völlig unbefangenen Kinde Hero; dann durch den Eindruck, welchen auf denselben Mann der bloße Anblick beider Frauen macht. Erst nachdem sie dadurch viel besser als durch Kandaules Bestreben, sie uns zu malen, sichtbar geworden, läßt jenes rührende Gebet am Morgen (da wo wir bisher nur die milde, sinnige Beherrscherin eines völlig reinen Kreises, in den nur Kandaules einen Nachklang des Lebens draußen trägt, vor uns hatten) in eine ungeahnte Tiefe, in die Tiefe eines Gemüthes schauen, das eben jetzt seine tropische Klarheit zugleich mit seiner rückhaltslos kindlichen Hingebung für ewig verloren hat. Von jetzt an treten die Linien immer schärfer hervor; in der entscheidenden Unterredung mit Kandaules kündet die Fürstin, die Fürstentochter sich an; aber ehe wir „die Rosenfinger, die noch zu zart für's Blumenpflücken sind" den Sieger im Kampfe ergreifen und wie ein schwankes Rohr beugen sehen — fällt ein Strahl zurück auf die „stille Braut" die wir nun erst ganz kennen; so kennen, daß wir ihr uns fremdes Gefühl theilen, jeder Regung in ihr uns so klar bewußt werden, wie bei jener Agnes, die wir von unserem Herd hinweg auf den Thron heben, aus der Mitte ihrer Brüder in den Tod führen sehen. So wenig übrigens diese beiden Frauen mit einander gemein haben; so verwandt scheinen mir, Lyder und Heraclid wie der eine, Deutscher und Wittelbacher wie der andere ist — Kandaules und Albrecht; freilich ist's nur eine entfernte Familienähnlichkeit, mit der mirs vielleicht geht, wie gewöhnlich beim Entdecken von Familienähnlichkeiten.

Vor Ihrer Abreise konnte ich Ihnen nicht mehr sagen, daß meine Ferienvorbereitungen noch einmal durchkreuzt worden sind; ich darf wohl fortgehen, aber nur belastet mit juristischen Geschäften die es nothwendig machen, daß ich schon in den nächsten Tagen, sobald nur gewisse Documente eingetroffen sind abreise. — — — — — — — — — — — — — — — —

Gmunden, den 3. August 1855.

Für Ihren Brief, lieber Glaser, sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank, und fühle mich um so mehr dazu gedrungen, als er mir ein Objekt wieder nah geführt hat, das wirklich seit einigen Monaten unabsehbar weit vor mir weggetreten war. Die Welt in der ich im Sommer lebe, ist von der des Winters so weit geschieden, daß sie auf diese fast so zurückschaut, wie der Tag auf die Nacht mit ihren Träumen und Phantasien, und ihr Gesetz nicht mehr versteht. Ich finde mich in meine eigenen Ideen nicht mehr hinein, und wenn ich mich zum Arbeiten zwingen will, so kommt es mir vor, als ob ich einen nur schwach reflectirten Regenbogen mit dem Tüncher-Pinsel zu Ende bringen sollte. Jeder Künstler wird wohl eine ähnliche Erfahrung machen, doch dürfte die Erscheinung selten so schneidend scharf hervorgetreten seyn, da sie sonst gewiß von irgend Einem erwähnt worden wäre. Da ist es denn doppelt und dreifach erfreulich,

wenn ein Freund nachhilft, und in der That hat Ihre tiefe und geistvolle Reproduction des Gyges mir gestern für einige kleine Verbesserungen gleich die rechte Stimmung gegeben. Aber auch in Bezug auf Sie selbst war mir Ihr Brief sehr lieb, denn er beweis't, daß Sie über das Besondere, dem Sie Ihre Thätigkeit vorzugsweise zuwenden müssen, das Allgemeine Ewige und Bleibende nicht aus dem Auge verlieren. Da jeder specifisch Begabte Gefahr lauft, das zu thun, so darf ich Ihnen wohl Glück wünschen, daß Sie ihr bereits entronnen sind.

Uns verstreichen die Tage hier sehr angenehm; gebe der Himmel, daß auch das Resultat ein günstiges sei und daß meine Frau mit befestigter Gesundheit wieder nach Wien zurückkehre! Die Anzeichen sind nicht ungünstig, auch thun wir, was Baden und Bewegen anlangt, redlich das Unsrige; doch wage ich noch keinen Schluß zu ziehen. Titele leistet im Gehen das Unglaubliche; am Dienstag marschirte sie ununterbrochen fünf Stunden, bis an den Fuß des Traunsteins um den herum und wieder zurück, und am Mittwoch, wo wir den Traunfall besuchten und zu Fuß heimkehrten, ging sie wieder vier Stunden und obendrein in der Nacht. Der Gang an und für sich war herrlich, die Abendbeleuchtung war unvergleichlich und hatte bei manchen Felspartieen etwas Egyptisches, die Wälder dampften förmlich und als die Welt der Farben allmählig verlosch, trat ein wunderbar schöner Sternenhimmel hervor. Ein Knirps, den ich für einen Schneidergesellen hielt, der sich aber später zu meiner großen Verwunderung als Schlosser und Sohn Vulcans aufthat, gesellte sich aus offenbarer Feigheit zu uns, weil er drei ein halb Weiber beisammen sah; ich widmete ihm, wenn die Frauen gerade den Jupiter betrachteten, der fackelhell hernieder flammte, im Stillen einige Aufmerksamkeit und erzählte ihm, da er Baier war, Manches vom Bairischen Hiesel, was merkwürdige Wirkungen hatte. — — — — —

Wien, Florianigasse N. 116, den 12. Juli 1856.

Kaum werden Sie, hochgeehrter Herr, und Ihre liebe Familie in Gmunden gewesen sein, als mich's bereits drängte, die Grüße, die ich Ihnen im Herzen nachrief — um mich österreichisch-bureaukratisch auszudrücken — postämtlich behandeln zu lassen. Wenn nun heute noch immer nur ein weißes Blatt vor mir liegt, so könnte ich das freilich mit gar vielen Dingen vor mir selbst entschuldigen — mit der zahllosen Menge kleiner Geschäfte, die sich um so zudringlicher auf jeden legen, der eben Miene macht, sich für einige Zeit ihnen ganz zu entziehen, — mit höchst unbehaglichen physischen Zuständen, in die mich diese Geschäfte und das schon beginnende Reisefieber versetzten, mit der gewaltigen Leere, die immer um mich her entsteht, wenn ich ohne Sie in Wien bleiben muß. Doch was soll ich mehr von den Entschuldigungen vorbringen, mit denen ich mich selbst belügen könnte, um mir das einfache Faktum zu verhüllen, daß mir, der sonst mit Briefen nur zu flink bei der Hand ist, ein Brief an Sie wirklich schwer wird. Ich habe manchmal darüber nachgedacht, woher das wohl kommen mag, und mich dann gewundert, daß darüber erst nachzudenken war. Eben weil ich an Ihre Gespräche gewöhnt, Gespräche wie sie wohl unter den

bedeutendsten Männern wenige geführt haben, eben weil ich immer darauf rechnen kann, daß Sie die kleinen Dinge, die man Ihnen so hinreicht, an die größten anknüpfen als müßte es nur so sein und sie dadurch wohl selbst groß und erwähnenswert scheinen lassen; ebendeßhalb schäme ich mich fast, wenn ich so meine Vorräthe auszukramen anfange und mir während ich sie beschaue, eben jene Beleuchtung fehlt, in der sie sonst ganz tolerabel aussehen würden. Vieles ist aber auch wirklich, was man als Erlebtes ganz gut erzählen darf, aber aufzuschreiben gar nicht versucht sein sollte.

Ich habe die Bemerkung erst in diesen Tagen oft genug machen müssen, da ich den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel wieder vornahm. Gewiß sind wir alle sehr dankbar dafür, daß uns gestattet wird, einen Blick in das Hauswesen Goethe's und Schiller's zu thun, von dem Fensterstock in Jena zu hören, an dem ersterer seine Arbeiten notirte; oder von den kleinen häuslichen Ereignissen die einen Akt der Maria Stuart vom anderen trennen. Aber Tag für Tag sich mit dem Magen des einen, dem Schnupfen des Anderen beschäftigen — ich glaube, es ist mehr Pietät in dem, der dadurch verletzt wird, als in dem, der sich daran erbaut. Man hätte wohl einen guten Theil solcher Zettel weglassen können, namentlich da man nicht einmal besondere Mühe darauf verwendete, sie zu ordnen. Ich bin ganz verwundert z. B. einen Brief Goethe's aus Leipzig zu finden, in dem er ausdrücklich davon spricht noch nächste Woche dort bleiben zu wollen, während vom Tag vorher, wie vom Tag nachher Billete aus Weimar, offenbar in aller Behaglichkeit häuslichen Stillsitzens geschrieben sich finden. Ein andermal liest man wohl von zwei Catalogen, die zehn Seiten später erst geschickt werden u. s. w.

Obgleich ich diese Kleinigkeiten noch sehen konnte, war mir das Buch doch ein eigenthümlicher Gradmesser; obwohl ich es schon früher in Händen hatte, muß ich es jetzt wie etwas zum erstenmal Gelesenes ansehen — so ganz anders, und ich muß ja doch wohl sagen, so viel richtiger ist der Eindruck, den es mir jetzt macht. Ich habe es, indem ich las, mit innigem Dank empfunden, daß ich durch Sie dem Anschauen des höchsten Phänomens im Geistesleben, des dichterischen Processes, viel näher gebracht worden bin, als den Meisten jemals gelingen wird. Sehe ich, wie selbst Schiller, der doch so viel Werth darauf legt, mit Bewußtsein zu produciren, sich glücklich preist, „Furcht und Schrecken" oder Mitleid in eine Tragödie hineingebracht zu haben, so kann ich mich doch des Gedankens nicht erwehren, daß gerade das, was unvergänglich in seinen besten Werken ist, auf einem Wege kam, den er wohl kaum bewußt betreten hat. Neben dieser Lektüre hat mich noch vielerlei in diesen Tagen beschäftigt. So habe ich einen eintägigen Ausflug gemacht und dabei noch manches gesehen und gehört, was ich Ihnen in Gmunden werde erzählen können. Wie freue ich mich schon darauf, Sie dort zu sehen! Eben heute habe ich's in Ordnung gebracht, daß der alte Graßl mich um einige Tage früher fortgehen läßt, und so hoffe ich schon Ende Juli, jedenfalls vor dem 3. August bei Ihnen zu sein. — Kann ich Ihnen nichts mitbringen, was etwa zurückgeblieben ist? Oder wollen Sie einen Band Ihres Kant? Denn der ist gestern ganz nach Wunsch, hübsch gebunden, und zwar jeder Theil einzeln bei mir eingetroffen. Ich gratulire Ihnen zu der

Acquisition, da ich weiß, daß sie Ihnen Freude macht; mich freut's namentlich, daß der vorletzte Band das Portrait des alten Herrn mit Facsimile seiner Schrift und seinen Briefen enthält, wozu noch eine Biographie von F. W. Schubert kommt. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Orth bei Gmunden, den 18. July 1856.

Gestern Abend, mein sehr lieber Freund, erhielt ich Ihren Brief, und gleich heute Morgen setze ich mich hin, ihn zu beantworten. Mir gegenüber an demselben Tisch sitzt mein Töchterlein und übt sich mit glühenden Wangen und blitzenden Augen im Schönschreiben, und eine Rose, die ich eben in meinem Garten pflückte, steht zwischen uns, während meine Frau sich, wie wir durch die Thür hören, draußen mit den Vögeln zu schaffen macht. Hieraus werden Sie auf gutes Wetter schließen; dessen erfreuen wir uns jedoch keineswegs, vielmehr gießt der Regen schon die ganze Nacht durch in Strömen und vom Traunstein, der uns sonst gerade in's Fenster schaut, sehen wir kaum in schwachem Umriß das Untergestell. Ein seltsamer Eindruck, wenn man sich mitten im Gebirg einbilden kann, in der Ebene zu seyn.

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Freundlichkeit, mir ein Lebenszeichen zu geben, es hat uns Alle sehr erfreut. Es wäre an mir gewesen, den Anfang zu machen, und ich weiß das sehr wohl, aber ich bedarf im Sommer zu Allem der Anregung und ich vergesse es meinen Freunden gewiß nicht, wenn sie mit dieser fatalen Eigenheit meiner Natur Nachsicht haben. Ihr Brief hat mich ganz in Ihre Zustände hinein versetzt; Sie thun Sich aber erstaunlich Unrecht, wenn Sie glauben, daß Sie jemals im Gespräch, um Ihre eigenen Ausdrücke beizubehalten, unbedeutende und geringfügige Dinge auskramten. Ich habe seit Sie durch den Zwang der Studien nicht mehr auf das mitunter unerquickliche Detail Ihrer Wissenschaft angewiesen sind, aus Ihrem Munde nie etwas vernommen, was nicht im unmittelbarsten Zusammenhang mit jenen Grund-Ideen stände, ohne die das menschliche Gehirn, sei es auch noch so vollgepropft von Wissen und noch so reich an abgerissenen Einfällen allerdings immer und ewig ein Kaleidoscop bleibt, das nur Vexirbilder producirt. Nichtsdestoweniger gebe ich Ihnen Recht, wenn Sie meinen, daß man Manches nicht schreiben kann, was man keinen Anstand nimmt auszusprechen und Sie werden im Lauf des Lebens, wie ich selbst die Erfahrung machen, daß die Summe dessen, was Einem schreibbar erscheint, sich mit jedem Jahre mehr verringert. Das rührt aber, von ganz Flüchtigem und Nichtigem abgesehen, wozu Sie Schiller's Schnupfen und Goethe's Jenenser Ausflüge mit vollkommenstem Recht rechnen, hauptsächlich daher, weil man sich immer fester davon überzeugt, daß Gegenseitigkeit die Seele aller Mittheilungen ist, und daß die Zunge, wenn es sich nicht um das widerspruchslose Allerallgemeinste handelt, ebensowenig einen Stellvertreter hat, wie der Arm, von dem es sich von selbst versteht, daß er überall zur Stelle seyn muß, wo er etwas ausrichten soll. Dieß kann auffallend klingen, wird aber sehr einleuchtend, wenn man gründlich erwägt, wie unzulänglich die sprachlichen Darstellungsmittel an sich und selbst da sind, wo sie in voller Kraft und von der ganzen Persön-

lichkeit unterstützt, wirken können, und wenn man sich recht deutlich macht, daß der ganze Proceß auf ein Bestimmensollen des Unbestimmten durch's Unbestimmte hinausläuft und deshalb eher mit dem Bleigießen, als mit dem Zeichnen verwandt ist. Doch, Sie kennen meine Ansichten.

Wir freuen uns außerordentlich, Sie bald zu sehen und glauben Ihnen sogar, da wir bisher viel schlechtes Wetter hatten, gutes prophezeien zu dürfen. In meinem Gärtchen wird soeben unter der Direction meiner Frau ein Pavillon errichtet; in dem wollen wir oft zusammen sitzen. Kommt Debrois mit? Er hat mir einen sonderbaren Brief geschrieben, der meinen vorhin entwickelten Gedanken bestätigt, als ob er nur dazu da wäre, der aber Kuh durch die Mittheilung eines mir unbekannten Factums so bei mir genützt hat, daß ich vollkommen mit ihm ausgesöhnt bin, weil er ganz in der alten Gestalt wieder vor mir steht. Ueber den Kant freue ich mich sehr, will ihn mir aber bis Wien aufsparen, um dort gleich angenehm begrüßt zu werden. An Grailich und Flesch so wie an Ihren Onkel das Herzlichste von uns Allen! Also bis zum ersten, höchstens dritten!

Augsburg, den 9. August 1856.

Wer an Sie hochgeehrter Herr und Freund, schreiben darf, läßt sich die Gelegenheit, Sie von Augsburg aus zu begrüßen, gewiß nicht leicht entgehen. So benütze auch ich denn einige freie Augenblicke, um Ihnen und Ihrer lieben Frau nochmals herzlich für die schönen Tage zu danken, die Sie mir in Gmunden bereitet. Fast freilich wäre ich versucht, umgekehrt mir es beizumessen, daß jene Tage auch äußerlich schön waren; denn unverkennbar ist das schöne Wetter mit mir von Gmunden gewichen. Der Morgen meiner Abreise war so stürmisch, daß ich mich noch auf dem Dampfschiffe entschloß, die Partie nach der Krähe aufzugeben und nach Ischl zu fahren, von wo ich dann bei jeden Augenblick sich änderndem Wetter an den Fuß des Schafberg kam. Als ich in St. Wolfgang mich zum Hinansteigen anschickte, erhob sich ein so heftiges Gewitter, daß (ich erfuhr das freilich erst nachher) ein Haus dabei zu Grunde ging. Propositi tenax kam ich oben an, und ward dann allerdings reichlich dafür belohnt, daß ich meinem Stern vertraut hatte; die Aussicht war am Abend wie am Morgen eine ungewöhnlich freie. Doch ich will Ihnen nicht die Geschichte einer Reise aufdrängen, die viel mehr als durch das Wetter, durch das Ausbleiben meines Koffers getrübt wurde, den ich nach der bestimmten Zusage des Gmundner Postamts am 7. früh in Salzburg hätte finden sollen, der aber wahrscheinlich erst gestern dort eingetroffen ist und mir vermuthlich erst in Zürich wieder zukommt.

Hier habe ich Dr. Kolb angetroffen; er ist erst seit Kurzem von Stuttgart zurück (Laube, der vor drei Wochen in demselben Zimmer war, das ich jetzt bewohne, traf ihn nicht). Indeß befindet er sich in einem Zustand der Stumpfheit, der ihn zu jedem Gespräch nicht nur, sondern auch zu jedem Austausch von Worten unfähig macht. Mich wundert, daß man mich zu ihm ließ; er empfing mich mit der Erklärung, daß er krank, vor Kurzem vom Schlag getroffen sei, und schleppte sich mühsam in ein anderes Zimmer, um einen seiner Collegen zu holen, fand aber niemand; und ich zog wieder ab. — — — — — —

Leipzig, den 22. Febr. 1857.

Schon seit den ersten Tagen meiner Abwesenheit von Wien nehme ich mir jeden Morgen vor, Ihnen hochverehrter Freund, ein Zeichen zu geben, daß ich am Leben und — was sich sodann von selbst versteht — Ihrer und der Ihren eingedenk bin. Allein brauche ich Ihnen zu sagen, wie es denen geht, die „auf der Freudenjagd" begriffen sind. Unter dem Einfluß der verschiedenartigsten Eindrücke habe ich in der That kaum eine Stunde finden können, in der ich mich hinlänglich gesammelt hätte; und wenn ich eben doch an Sie schreibe geschieht es nur, weil ich nun schon sehe, daß es nicht anders wird und daß mir wieder nichts übrig bleibt, als auf Ihre Nachsicht sündigend zu thun, als schriebe ich Ihnen einen Brief. — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unablässig und an den verschiedensten Orten von Menschen umdrängt, die mir einst nahe standen und nun ziemlich ferngerückt sind; überhäuft mit Beweisen der Theilnahme, für die ich sehr dankbar sein muß, die aber doch auf die Länge schon darum lästig werden müssen, weil man in meiner Heimath nicht glaubt einen Menschen herzlich aufgenommen zu haben, den man mit noch functionsfähigem Magen zum Hause hinausgehen läßt, — von manchem Anderen innerlich tief berührt, fand ich vorgestern fast eine Erholung darin, als ich in Dresden gegen Abend ankommend mich fremd unter Fremden fühlte. Indeß dauerte das nicht eben lange; noch waren keine zwei Stunden vergangen, so war ich schon mitten in einem Kreis von Juristen und zu einem Concert (mit Ball!) fortgerissen. Der Wechsel in der Situation war übrigens um so komischer, weil Dresden unter dem Einfluß des Carnevals alle seine latenten großstädtischen Anlagen bis aufs Äußerste angespannt hat.

Eine Stunde vollsten, höchsten Glücks fand ich freilich gestern im Anschauen der Raphaelischen Madonna; wie weit wurden alle meine Erwartungen, wie sie Stahlstiche und Schilderungen erregt hatten, überboten! Mir ist als ob ich diese Augen mit ihrem heilig-naiven Blick, dieses vom Wind gehobene Gewand, dieses Schweben der ganzen Gestalt ewig vor mir sehen müßte.

Und doch hatte ich gehofft, es Abend im Theater aushalten zu können. Indeß scheint es hier mit den kleinen Lustspielen gerade so zu gehen, wie bei uns. Ich sah ein einactiges Stück „Die Plauderstube" worin Dawison und die Bayer-Bürck spielen; der eigentliche Witz scheint aber darin zu liegen, daß die letztere dreimal Toilette macht.

Hier habe ich nur Wächter gesehen und den Vormittag mit einer eingehenden Besprechung, den Nachmittag bei einem Diner zugebracht, das alles, was ich bisher gesehen, überbietet, freilich auch meine receptiven Fähigkeiten so in Anspruch nahm, daß mir fast die Feder aus der Hand sinkt. — — — — —

Weimar, den 4. July 1858.

Lieber Glaser!

Erschrecken Sie — ich komme in größter Eil noch einmal mit einer Bitte. Die Fürstin Wittgenstein überschüttet mich mit Freundlichkeiten; ich stehe unter

dem Rheinfall von Schaffhausen. So sendet Sie mir jetzt bei meiner Abreise noch die Büste von Liszt und von ihrer Princessin Tochter, Beides Meisterwerke von Rietschel. Mitnehmen kann ich sie nicht; ich schicke sie also unter ihrer Adresse nach Wien. Haben Sie die Güte, sie auf der Mauth durch einen achtsamen Mann abholen zu lassen und sich Ihre Auslagen zu notiren. Besonders beim Oeffnen ist Vorsicht nöthig. Mein Haus wird offen seyn; lassen Sie die Büsten dahin schaffen. Morgen in aller Früh geht's fort; der Großherzog hat mich heute verabschiedet, mich aber dringend eingeladen, bald wieder zu kommen, und sich die Nibelungen zum Lesen ausgebeten.

Auf Wiedersehen!

Wien, Florianigasse 116, den 4. Juli 1858.

Hochverehrter Freund!

Deutschland will es Weimar ganz überlassen, seine Schuld an seine großen Dichter abzutragen, oder wenigstens sie anzuerkennen. Das sagte ich mir, als ich die Briefe las, welche Ihre liebe Frau so gütig war, mir mitzutheilen; das sagte ich mir, als ich heute aus Dingelstedt's Schreiben den weiteren Verlauf ersah. Ob sich's für Deutschland ziemt, mag dahingestellt bleiben; Weimar aber hat dabei gewonnen, daß seine Ehren schwerer wiegen und daß sich an seinen Namen ein Zauber knüpft, welcher den Dingen, die dort vor sich gehen, eine ungewöhnliche Bedeutung gibt. Mit welchen Empfindungen mögen Sie in den Sälen sich bewegt haben, in welchen überall Goethe's Andenken lebt; mit welchen Empfindungen werden Sie der Aufführung Ihrer Genoveva beigewohnt haben, vielleicht in derselben Loge, aus welcher Schiller die ersten Darstellungen seiner letzten Stücke ansah! So hat sich gewiß die Pietät, mit welcher Sie immer jener Zeiten gedenken, selbst belohnt, indem sie die Bedeutsamkeit der letzten Erlebnisse in Ihren eigenen Augen steigerte.

In diesem Sinne gestatten Sie gewiß auch mir, meine herzliche Freude über Auszeichnungen auszusprechen, welche Ihnen von selbst entgegengekommen sind, und indem sie eine erheiternde Abwechslung in Ihr Leben bringen, zu neuer Thätigkeit Sie erfreulich anregen. Ist uns doch schon der Demetrius versprochen!

Hoffentlich treffen diese Zeilen nicht viel früher als Sie selbst in Gmunden ein und genießen Sie zu Frau und Kind heimgekehrt, jetzt doppelt die Stille und Ruhe Ihres lieblichen Aufenthaltes. —

Orth bei Gmunden, Sonntag, den 11. July 1858.

Lieber Glaser!

Es ist acht Uhr Abend, der Regen klopft an mein Fenster, aber ich sitze in meinem großen, neu austapezirten Zimmer ganz behaglich im Schlafrock und ein mächtiger Strauß oder vielmehr Busch von weißen Lilien, die in meinem eigenen Garten gewachsen sind, steht in vergoldeter Vase vor mir. Da will ich

versuchen, Ihnen mit einer bei Licht und also schlecht geschnittenen Feder zu schreiben, oder doch wenigstens für Ihren Brief meinen Dank abzustatten.

Ich bin erst am Donnerstag zu Mittag in Gmunden eingetroffen. Montags in der Frühe ging ich von Weimar ab, blieb bis sechs Uhr Abends in Leipzig und war Dienstags Morgens in Nürnberg. Von dort fuhr ich mit dem Eilwagen vier Uhr Nachmittags nach Regensburg, wo ich Mittwoch, Morgens um fünf, anlangte. Abends um acht war ich in Linz und Donnerstag um elf in Gmunden, wo mich mein Töchterchen mit einem Trompetenstoß auf einem ihrem Alter entsprechenden Instrument empfing. Leipzig machte natürlich den alten gewohnten Eindruck auf mich; je schneller wieder davon, um so besser, wenn man das Paradies nicht in Auerbachs Keller sucht. In Nürnberg schlug ich alle Bilderbogen um und fragte mich fortwährend, wie eine Zeit, die eine solche Stadt zu Stande brachte, jemals in den Ruf der Barbarei gerathen konnte. Für Regensburg blieb mir keine Minute übrig; glücklicherweise hatte ich diesen Kirchhof des alten deutschen Reichs im vorigen Jahr durchpilgert. Auf der ganzen Reise ergab sich das Curiosum, daß ich sie mit einem Frankfurter Sänger zurücklegte, der Jahre lang den Wunsch gehegt hatte, mich persönlich kennen zu lernen, und dem erst im Angesicht von Linz eine naive Schachtel, die ich aus der Kajüte herauf holte, meinen Namen verrieth. Auf dem Dampfschiff befand sich ein Portraitmaler, der sich sehr darüber wunderte, daß ich las, noch mehr aber darüber, daß ich ohne Brille las; als ich ihn zu großer Ergötzung der Reise-Gefährten fragte, ob er mich vielleicht für den Evangelisten Johannes halte, antwortete er: das nicht, aber ein guter Sechsziger müßte ich doch wohl seyn! Uebrigens habe ich mich, soweit es irgend ging, in jedem Fluß, den ich berührte, gebadet. Die Pegnitz gewährte ein ganz besonderes Vergnügen; die Gewässer stiegen gewaltig, fast bis an mein Knie und ich spatzierte darin herum, wie ein Kranich, der sich nach Fischen umsieht. Ich gedachte der „fruchtbringenden Gesellschaft", die einst ihren Namen trug und nahm ihr die Poesie, die sie zu Tage förderte, nicht länger übel.

Es war mir sehr wohlthuend, bei meiner Ankunft auf meiner „Besitzung" Ihren Brief vorzufinden; ein solcher Vorschuß trägt bei mir immer doppelte Zinsen. Die Wiener Zeitung traf den Tag darauf ein; ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich den Artikel nur zum Druck beförderte, weil Dingelstedt sich die Mühe gegeben hatte, ihn eigenhändig zu schreiben. Mir genügt es vollkommen, angenehme Dinge wirklich zu erleben; ob Andere es erfahren oder nicht, ist mir gleichgültig, zumal in Bezug auf Wien, wo man so wenig . . . . auf Gerechtigkeit zählen muß. Doch durfte ich den guten Willen nicht zurückweisen und ich danke Ihnen für Ihre freundliche Vermittlung, noch mehr aber für die freundschaftliche Sorgfalt, womit Sie Sich meiner Frau angenommen und ihr sogar noch in Linz Ihre Theilnahme bethätigt haben. Aus Weimar schrieb ich Ihnen noch während des Einpackens ein Paar flüchtige Zeilen, deren ich mich fast schäme, weil sie Ihnen eine neue Mühe aufbürdeten; ich wußte mir aber nicht anders zu helfen, denn mitnehmen konnte ich die Kiste nicht. Möge sie wohlbehalten anlangen; die Büste und das Medaillon, die darin stecken, haben großen Kunstwert und sind zugleich Denkmäler schöner Stunden,

die so rein und ungetrübt verfloßen, wie es auf Erden selten geschieht. Vor zwanzig Jahren hätte ich gesagt: hier haben sich Verhältnisse für's Leben angeknüpft; jetzt begnüge ich mich, zu hoffen, daß sie sich nicht ganz in Luft und Duft auflösen werden.

Orth, den 26. July 1858.

Lieber Freund.

Sie werden nicht zu hart mit mir in's Gericht gehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich acht Tage lang anhaltend habe arbeiten müssen. Sie wissen, was das im Sommer bei mir heißt! Es ging aber dieß Mal durchaus nicht anders und wenn ich auch wenig Ursache haben mag, mit meiner Quäl- und Fehl-Geburt zufrieden zu seyn, so habe ich meinem Gewissen doch Genüge geleistet und kann jetzt mit Ruhe in den See gehen und das Alpen-Glühen mit Joh. Nep. Voglscher Gemüthlichkeit betrachten.

Ich danke Ihnen herzlich für die gütige Entgegennahme und das sichere Unterbringen meiner Büsten. Nichts ist erklärlicher, als daß sie bis zu unserer Zurückkunft bei Ihrem Herrn Onkel, den ich wärmstens von mir zu grüßen bitte, stehen bleiben und daß ich sie dann abholen lasse. Ich war nur besorgt wegen der Gränz-Visitation, wo nicht immer zu säuberlich verfahren zu werden pflegt. Jetzt kann ich auch die Fürstin beruhigen, von der ich gestern einen großen Brief hatte. Die Nummer der Augsb. Allg. Zeitung, die mich für eine „ungewöhnliche" Erscheinung erklärt und mir vor ganz Europa meine Anspruchslosigkeit bestätigt, habe ich gleichfalls erhalten. Das war die „Bähung für mein Gliederweh", denn einen großen, von Dingelstedt, dem General-Intendanten, selbst ausgearbeiteten Bericht über die Weimarer Aufführung der Genoveva hat die unpartheiische Redaction unterdrückt. Vive la conséquence! Ich irre mich wohl nicht, wenn ich meinen Tröster in unserem Freund Grailich erblicke. Drücken Sie ihm die Hand für seinen Artikel; es ist von der Augsburger Camarilla schon immer viel, daß sie ihn brachte.

Daß die Brückesche Angelegenheit die natürlichste Wendung genommen hat, freut mich der Universität wegen, aber auch seinetwegen. Mein Gefühl söhnt sich schwer damit aus, daß Prediger ihre Gemeinden und Lehrer ihre Kanzeln ohne die allertriftigsten Gründe verlassen, und ich setze die gleiche Denkungsweise bei Jedermann voraus, was dann zuweilen wunderliche Misverständnisse und moralische Verwicklungen herbeiführt.

An Saphirs Schicksal nehme ich, wie Sie mit Recht voraussetzen, den lebhaftesten Antheil. Er ist freilich ein Mensch, dem der Instinkt für seine Freunde fehlt, aber er bleibt trotzdem ein's der eigenthümlichsten Conglomerate interessanter und einander zum Theil widersprechender Kräfte, die jemals im Weltlaufe hervorgetreten sind, und ich dachte schon oft: die Natur hat ihn geschaffen, weil Shakespeare ihn im Falstaff vorzeichnete. Doch, das sind Phantastereien.

Vorderbrühl bei Mödling (Gasthaus zu den zwei Raben)
den 28. Juli 1858.

Hochverehrter Freund!

Den ersten Tag, an welchem ich von Geschäften völlig frei bin, weiß ich nicht angenehmer zu verwenden, als indem ich Ihnen für die große Freude danke, welche Sie mir durch Ihren lieben Brief bereiteten. Wenige Zeilen haben Ihnen genügt, um mich Ihre ganze Reise und den Jubel mit erleben zu lassen, mit welchem Sie zu Hause empfangen wurden, und um mich in Ihr Gmundner Leben mitten hinein zu versetzen. So werde ich es denn auch der „Presse" nicht glauben, daß Sie dort am Demetrius arbeiten und bin ziemlich sicher, daß keine Zeile davon in Gmunden geschrieben wird, wenn ich gleich weiß, daß der blaue See und das Glühen des Traunstein, die schattigen Wege um Altmünster und die kühlen Fluthen der Traun ihm noch zu statten kommen werden.

So wie ich Ihrer unendlich oft gedenke, so freut es mich schon jetzt in meiner Art mich manchmal mit diesem Ihrem nächsten Werke beschäftigen zu können, und da drängt sich mir oft der Gedanke auf, daß über diesem Demetrius eine Art von Vorsehung wacht. Als der Tod Schiller von dem Werke abrief, war das, was er hinterließ, zwar ein Fragment, aber nicht mehr die Andeutung eines Planes, wie man ihn wohl auch wieder aufgibt, sondern ausgeführt genug, um nicht bloß für den Literarhistoriker, sondern auch für die Nation zu existiren, bei der es durch die Aufnahme in die Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke in lebendigem Andenken erhalten wurde. Und ist nicht Ihnen der Gedanke, das Werk zu vollenden, so wie er Ihnen von außenher verleidet wurde, durch Aeußerliches wieder nahe gelegt worden?

Auch scheint mir, daß die Zeit zwischen Beginn und Vollendung des Werkes, diesem zu statten kommt. Zur Wahl des Demetrius konnte Schiller kaum etwas Anderes als das rein menschliche Interesse an der Situation bestimmen; daß die Handlung in Rußland vor sich ging, — das man damals, abgesehen von vorübergehenden politischen Combinationen gar nicht beachtete, oder etwa mit jenem wohlwollenden Behagen ansah, mit welchem man den ersten Gehversuchen eines Kindes zuschaut, — konnte für Schiller höchstens den Werth haben, daß das fremdartige Costüme zur Steigerung des Pathos beitragen, die Entlegenheit der handelnden Personen dem Dichter eine größere Freiheit lassen mochte. Wer kannte damals Rußland und das orientalisch-slavische Christenthum — wie es ohne Zweifel im Hintergrund I h r e r Arbeit stehen wird!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Orth den 4. August 1858.

Lieber Freund!

Unsere Briefe haben sich dieß Mal gekreuzt; mein zweiter muß ungefähr zu derselben Zeit bei Ihnen eingetroffen seyn, wo ich den Ihrigen empfing. Wunderlich genug hatte ich an dem nämlichen Tage die Eröffnungs-Scene zum Demetrius geschrieben, hundert Jamben in Einem Zug, wie Shakespeare, wenn auch nicht dabei auf Einem Bein stehend, wie Raupach. Bei der unerhörten Kälte, die hier herrscht und die es fast mit dem Winter aufnehmen kann, wird

diese Anticipation des Herbstes Sie weniger befremden, als sonst vielleicht der Fall wäre; höre ich auch noch keine Raben, die den Tragöden billigerweise umflattern müßten, wenn er der Nemesis ihr Opfer zurichtet, so sind die Nachtigallen und Lerchen doch längst erfroren und nur die Sperlinge versuchen noch hie und da einen Pfiff.

Ich habe alle Ursache, mit meinem Wurf zufrieden zu seyn und könnte den ersten Act mit bestem Winde zu Ende segeln; ich will aber nicht, da er mir schon sicher genug ist und ich zu Gunsten der Musen auf die spärlichen Bäder und Spaziergänge Verzicht leisten müßte, die ich mir bei rascher Benutzung der seltenen Sonnenblicke doch noch erobere.

Ihre Bemerkungen über den Demetrius sind so wahr, als fein und tief. Allerdings kann für mein Drama nur die große und doch wieder in sich selbst zerrissene slavische Welt den Humus abgeben, während Schiller ohne Zweifel einzig und allein von dem allgemein menschlichen Moment des Factums angeregt wurde. Das bedingt denn aber freilich auch, wie ich nicht gedacht hätte, aber jetzt finde, eine so ganz verschiedene Behandlungsweise, daß ich kaum noch das Recht behalten werde, von „Schillers Grund-Idee" zu sprechen. Glücklicherweise schläft Lessing noch immer eben so fest, wie Aristoteles; man wird also meinem Boscostreich wohl nicht zu scharf auf die Finger sehen. Im Uebrigen ist mir, bis auf die Marina, die noch nicht stark genug phosphorisirt, das ganze Stück schon so klar, wie eine wohlbeleuchtete Gebirgslandschaft; ich sehe alle Umrisse und kann nicht mehr fehl gehen, wenn ich auch noch nicht wissen kann, was sich in den einzelnen Schluchten verbirgt. Das Ende der Marina wäre etwas für meinen „Mitstrebenden" Heinrich Laube; sie wird durch eine ungeheure Crinoline gerettet, damals Reifrock genannt, unter der die Obersthofmeisterin sie versteckt, die das Ungethüm an hat, und ein prächtigeres Anknüpfen des „Antiquirten" an die moderne Welt kann es doch gewiß nicht geben. Vielleicht geräth er noch über den Fund.

Eine Notiz im Fremdenblatt, die Hofbibliothek betreffend, zwingt mich, Sie doch noch um eine Freundlichkeit zu ersuchen. Ich wäre verloren, wenn ich Karamsins Geschichte des russischen Reichs nicht gleich zur Hand hätte, und sie wird geschlossen; möchten Sie Raab nicht in meinem Namen um das Buch bitten? Da ist es, ich habe es schon gehabt und nur aus Gewissenhaftigkeit zurückgegeben. Wir treffen am Sonnabend den 14ten ein, die Marie am Donnerstag; Freitag sind die Pforten also schon bei uns weit offen und wenn es Ihnen keine besondere Mühe macht, so wäre es mir doch auch lieb die Kisten unausgepackt in meinem Hause vorzufinden. Für Tendler et Comp. lege ich einen Büchertitel bei zur gütigen Besorgung des Buchs, ebenfalls im Interesse des russischen Kron-Prätendenten.

Ausnehmend freut es mich, daß ich Sie noch sehen werde. Kuh schrieb mir auch öfter; er erinnert mich stark an Münchhausens Posthorn. Was seit acht Jahren hineingeblasen wurde, kommt jetzt heraus, was denn für mich eine seltsame Serenade abgiebt.

Meine Frau grüßt Sie herzlichst. Heute scheint die Sonne, was ich Ihnen als das größte Wunder von Gmunden doch noch rasch mittheilen will.

Venedig Campo S. S. Filippo e Giacomo N. 4521 den 25. August 1858.

Hochverehrter Freund.

Sie vermuthen mich natürlich schon in Florenz und werden nicht wenig verwundert sein, wenn das Postzeichen Ihnen verräth, daß ich noch hier bin, und die Datirung dieses Briefes, daß ich hier zu längerem Aufenthalt mich eingerichtet habe. Die Ursache ist so geringfügig, daß sie die Veränderung eines großen und wichtigen Entschlusses freilich nicht erklären könnte; da ich indeß im Großen und Ganzen auch hier finde, was ich in Florenz hätte suchen wollen, mag sie ausreichend sein.

Auf der Reise hieher fiel mir während der Eisenbahnfahrt Steinkohlenstaub in das Auge; ich empfand es kaum, und konnte ungestört eine unvergleichlich schöne Nacht auf dem Meer, einen noch schöneren Sonnenaufgang und den Anblick Venedigs, das für den Geburtstag des Kaisers Festschmuck trug, genießen.

Kaum hatte ich indeß angefangen Eitelberger, dem ich sogleich begegnete, zuzuhören und mir von ihm zeigen zu lassen, daß ich eigentlich von den Kunstschätzen Venedigs nichts wisse, als der heftigste Schmerz im Auge mich zwang, nach Hause zu gehen und das tiefste Dunkel zu suchen. Zwei Tage in völliger Ruhe zugebracht, während deren ich mir immer kalte Umschläge machte, hoben zwar die Entzündung gänzlich, und ich befinde mich jetzt in der That wieder so wohl, wie nur je. Indeß hielt ich es doch nicht für rathsam, das eben wieder hergestellte Auge dem grellen Licht und dem Staub auf einer Reise in Italien auszusetzen, am wenigsten aber nach Florenz zu gehen, das als den Augen gefährlich verschrieen ist, und dafür auch von Förster erklärt wird. Dazu kam das Zureden Eitelbergers und die große Annehmlichkeit, unter seiner Anleitung sich mit den Kunstschätzen Venedigs bekannt machen zu können, endlich die Einladung zu einem Besuch bei Verwandten Ungers in der Nähe von Verona, für den späteren Theil des September.

So führe ich denn hier ein zwischen Arbeit und Erholung recht gut vertheiltes Leben, besuche bald dies bald jenes schöne Bild, verschaffe mir manches Buch, das ich zu meinen Arbeiten brauche, für die doch täglich einige Stunden frei werden, und freue mich vor Allem der Bäder am Lido, die man jetzt sehr leicht benützen kann, weil draußen eine sehr schöne Anstalt errichtet ist und von Stunde zu Stunde ein Dampfboot dahin abgeht. — Zauberhaft schön war übrigens auch die Beleuchtung des Markusplatzes am Abend nach der Geburt des Kronprinzen; namentlich die Markuskirche, deren Mosaikbilder in dem bleichen Licht sich gespenstisch ausnahmen, während die Säulenbündel und vor Allem die vier Pferde lebendig, wie nie sich abhoben, war von unvergleichlicher Großartigkeit.

Wien, Florianigasse 116, 17. Juli 1859.

Hochverehrter Freund!

Sie zweifeln gewiß nicht an der Innigkeit meiner Theilnahme, wenn ich es auch bisher unterließ, mich unmittelbar um Ihr Befinden zu erkundigen. Ich wußte, daß ich bei Emil Nachrichten finde, und denke, daß es nicht an-

genehm sein kann, durch Fragen an die Leiden, die man zu erdulden hat, noch gemahnt zu werden.

Auch bin ich überladen mit jenen Geschäften, welche ermüden und erschöpfen, und das innere Leben, gerade weil sie es nicht in Anspruch nehmen, fast zum Stillstand bringen. In Zuständen dieser Art nähere ich mich Ihnen selbst persönlich nicht gern, und es widerstrebt mir doppelt, damit brieflich vor Ihnen zu erscheinen.

Diesmal kommt dazu noch ein Gefühl der Entmuthigung, wie ich es nie bisher empfunden habe. Es scheint, daß es wenig hilft, das Aergste vorausgesehen zu haben, man wird davon doch wie von einem Unerwarteten betroffen. So ging mir's mit dem Waffenstillstand, mit der Zusammenkunft von Villafranca und mit den Friedenspräliminarien. Hier hat die Börse natürlich gejubelt; aber auch die große Masse empfindet kaum die Demüthigung der Waffen und der Politik ihres Landes, und tröstet sich mit dem verhältnißmäßig wohlfeil erlangten Frieden. Schon ist für die Wiener-Zeitung der Beherrscher Frankreichs zum Kaiser der Franzosen geworden, und hoffentlich wird sie bald uns von der weisen Mäßigung Sr. Majestät erzählen, und man wird sie nicht etwa geduldig, sondern recht gern anhören. Ich aber, dessen Gedanken und Regungen alle deutsch sind, und gerade darum um so entschiedener, weil ich Oesterreich glücklich und geehrt sehen möchte, — ich kann den Anblick dieser Dinge kaum ertragen. Wahr ist es, daß nur unsere eigenen Sünden uns unfähig machten, solchem Feind auch allein zu widerstehen, wahr, daß dieselben Sünden den Arm lähmten, welcher sich für uns erheben wollte. Das ändert aber nichts daran, daß vor der Welt nicht bloß Oesterreich, sondern ganz Deutschland gedemüthigt ist, daß ein ansehnlicher Theil der deutschen Gesammtmacht gebrochen ist, und daß die Saat der Zwietracht üppiger als je aufschießt, in einem Augenblick, wo Deutschland seine ganze Kraft fester als je zusammenfassen sollte.

Sie wissen ferner, wie schwach das deutsche Nationalgefühl in Oesterreich seit lange ist, und Sie kennen die Ursachen; nur die Gebildeten haben ein volles Gefühl des Zusammenhanges, und wie wenige sind auch nur bis zu diesem Grade gebildet! Ich habe Gelegenheit genug, mich davon zu überzeugen, da ja meine ganze Thätigkeit darauf gerichtet ist, eine jener Scheidemauern niederzureißen, die man zwischen Deutschland und Oesterreich künstlich aufgeführt hat. Welch' unschätzbares Glück wäre es gewesen, wenn wir hätten erleben können, daß dem Sieger von Magenta ein in Frankreich einbrechendes deutsches Heer Einhalt geboten hätte. Jetzt ist unseren Philistern, unserer engherzigen Büreaukratie und allen Anderen, die Alles lieber sind als deutsch — fast ein Stein vom Herzen gefallen; nun haben sie doch deutscher Hilfe nichts zu danken! Daß die Entfernung vom deutschen Stamme eine Art des Selbstmordes für Oesterreich wäre, sehen sie auch jetzt nicht ein; und wenn ihnen dieser Selbstmord gelingt, so wird es an Deutschen nicht fehlen, die sich darüber freuen, daß Deutschland die acht Millionen seiner Kinder, die zwischen dreißig Millionen Nichtdeutscher in Oesterreich wohnen, vielleicht, gewiß aber eine Stellung verloren hat, in welcher es den einen Fuß am schwarzen Meer auf die Schwelle des Orients, den andern an der Adria tief hinein ins italienische Land setzt.

Indeß — vielleicht sind die Ereignisse weiser als die Menschen; vielleicht folgt auf 1805 nicht das bereits vorbereitete 1806, vielleicht wartet man hier wenigstens nicht ab, daß auch 1809 wiederkehre.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit meinem trüben Betrachtungen bis nach Gmunden verfolge; aber mein Herz ist voll von der Sache, und wie könnte ich zu Ihnen sprechen, ohne von ihr zu reden?

Ob ich Sie in Gmunden werde besuchen können, das ist leider sehr zweifelhaft geworden. Stubenrauch ist ernstlich krank, und wenn ihn, wie ich besorge, der Arzt in ein Bad schickt; so hält mich die Gerichtszeitung den ganzen August hindurch in der Nähe Wiens fest.

Orth den 25. July 1859.

Lieber Freund!

„Der Herr hat nicht Gefallen an der Stärke des Rosses, noch an Jemandes Beinen!“ Kennen Sie diesen Spruch? Wie oft habe ich ihn in der Jugend aufgesagt, ich muß ihn aber nie gehörig beherzigt haben, sonst würde es mir jetzt wahrscheinlich nicht so übel ergangen seyn. Ueber vierzehn Tage habe ich liegen müssen, bald auf dem Sopha, bald auf den Holzbänken meines kleinen Pavillons, bald unter'm Apfelbaum und Christus ging nicht vorüber und sprach: nimm dein Bett auf und gehe heim! Das war die Strafe meiner früheren Sünden, die ich jetzt aber auch ohne Hinterhalt bekenne und aufrichtig bereue; ich war, obgleich in allem Uebrigen so bescheiden, wie man es von einem Menschen verlangen kann, der fortfahren soll, Essen und Trinken zu sich zu nehmen, auf meine langen Beine etwas stolz, ich forderte, wie Sie wohl leider selbst wissen, zuweilen die ganze Oesterreichische Armee im Marschiren heraus und dafür habe ich endlich die gebührende Züchtigung empfangen. Da ist meine Beichte; möge sie ein gnädiges Ohr finden, denn dessen bedarf ich noch gar sehr, da ich, wenn mein Zustand sich auch gebessert hat, doch noch weit von der Herstellung entfernt bin! Ja, ich will äußerst zufrieden seyn, wenn mein Uebel nur überhaupt zu den vorübergehenden gehört.

Ich danke Ihnen für Ihren Brief. Was hätte ich hinzu zu setzen? Wenn Preußen in der entscheidenden Stunde bei den geborenen Reichsfeinden, bei Russen und Engländern, wirklich absurde Verständigungs- und Vermittlungs-Versuche gemacht hat, so folgte Oesterreich der unabwendbaren Nothwendigkeit, als es der Erholung wegen einen Frieden schloß, der zehn neue Kriege in seinem Schooß verbirgt. „Nicht rühmen will ich's, noch verdammen!“ sagt Uhland, und wenn er hinzufügt: „Untröstlich ist's noch allerwärts“ so stimmen wir gewiß Alle mit ein. Es ist aber eine Tragödie; möge die Idee nicht in einer neuen Völkermischung zu suchen seyn.

Die Bücher, die Sie so freundlich waren, mir zu schicken, kommen mir ausnehmend zu Statten; ich war schon ganz nahe daran, den Eugen Sue wieder für einen lesbaren Schriftsteller zu erklären und den Vidocq, der sich gleichfalls in der hiesigen Leihbibliothek befindet zur Bildung meines Geistes und Gemüths in die Hand zu nehmen. Davon haben Sie mich gerettet.

Daß Sie nicht auf ein Paar Tage herüberkommen, beklagen wir sehr, aber Nichts ist erklärlicher, wenn Ihr Mitredacteur krank ist. Nach Grailich mag ich gar nicht fragen,; ich habe auf meinem Schmerzenslager viel an ihn gedacht. Was ist der Mensch!

Orth d. 4. July 1860.

Lieber Freund!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir sind in Gmunden bei bestem Wohlsein und leidlichem Wetter eingetroffen, und haben unser kleines Nest um ein Beträchtliches bequemer und behaglicher vorgefunden, als es ehemals war. Wenn der Um- und Ausbau eben so solide ist, als er sich dem Auge gefällig und zierlich darstellt, so bin ich meiner Frau aufrichtig zu Dank verpflichtet und werde mich auch am Ende noch erbitten lassen, die Kosten zu bezahlen, unter deren Last sie zu keuchen scheint, wie Christus unterm Kreuz. Ich schreibe Ihnen jetzt aus einem Balkon-Zimmer, das auf schlanken, wenn auch gerade nicht jonischen Säulen ruht; der See schimmert schwarzblau aus Schilf und Ried hervor, der Traunstein schaut durch die Kronen meiner Aepfel- und Birnbäume, die freilich um einige ihrer Zweige gekommen sind, und die Jungfrau läßt allmählig ihren Schleier fallen, so daß wir auf einen halbwegs guten, vielleicht sogar auf einen schönen Tag rechnen dürfen. In unserer Abwesenheit ist unser Garten das Asyl der sämmtlichen Vögel von Orth geworden, wie eine befreundete Dame uns sagte; sie tritt eines Abends etwas spät noch hinein, um vom Pavillon aus den Mondschein zu genießen, wie sie sich dem Eingang aber nähert, rauschen ihr Hunderte aufgescheucht entgegen, die auf dem runden Tisch für die Nacht ihr Lager aufgeschlagen hatten und flattern ängstlich hinaus. Kann es ein anmuthigeres Bild geben?

Wien, den 1. Januar 1861.

Lieber Freund!

Was im alten Jahr nicht mehr möglich war, soll gleich im neuen geschehen. Wollen Sie uns mit Ihrer geehrten Frau Gemahlin am morgenden (Mittwoch) Abend die Freude machen, zu uns zu kommen, so werden wir in Gemeinschaft mit Rahl die Nibelungen-Fahrt zu Ende bringen.

Wir würden dann, weil der Weg lang ist, um 7 Uhr bitten.

---

v. h. den 5. April 1861.

Lieber Freund!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für den Brief Ihres Herrn Schwiegervaters und danken Sie auch diesem auf das Beste; ich habe ihn auf der Stelle nach Hamburg geschickt.

Wundern Sie Sich nicht, daß wir uns nicht sehen lassen. Meine Frau ist seit Sonntag wieder leidend und liegt seit gestern wieder zu Bette; ihr hat

die Aufregung, die der Michel Angelo ihr verursachte, nicht wohl gethan. Ich selbst komme mit meinem Kopf nicht wieder in Ordnung und habe ein Gefühl, als ob in meinem Gehirn, dem physischen nemlich, etwas vorginge. Dabei einen unwiderstehlichen Trieb, wenn auch nicht nach der Ruhe des Grabes, so doch nach seiner Einsamkeit. Ich suche mir die Zeit durch eine Hinrichtung zu vertreiben, die ich Herrn Professor Bodenstedt in München längst schuldig war, aber auch das wirkt nicht so gut auf mich, wie einst auf den Cardinal Richelieu.

Einige Bücher hiebei zurück und die besten Grüße an Ihre liebe Frau.

Wien Leopoldstadt Antonsgasse 686.
Den 3. Juli 1861.

Hochverehrter Freund!

Minna und ich haben lebhaft bedauert Sie und Ihre liebe Frau am Sonnabend vor Ihrer Abreise nicht zu Hause gefunden zu haben, um so lebhafter, weil es noch immer sehr unwahrscheinlich ist, daß wir Mitte August noch in Wien sein dürften, und weil es uns schmerzlich wäre zu denken, daß Sie vielleicht Wien verlassen, ohne daß wir Sie wiedersehen.

Wie dem immer sei, nach Gmunden, nach Wien, oder wohin immer die Ereignisse Sie führen, überall hin folgt Ihnen meine herzlichste innigste Theilnahme, der Wunsch, daß zu Ihren Gunsten Glück und Verdienst endlich miteinander Schritt halten.

Im Augenblick stellen wir öfter Conjecturen darüber an, wie Sie das Wetter in Gmunden behandeln mag; der trübe Himmel, der seit drei Tagen über uns steht, läßt uns aber wenig Gutes hoffen.

Ich bin im Augenblick durch das angreifendste Zusammentreffen verschiedenartiger, nicht wohl abzulehnender Geschäfte, welche überdies meistens sofort besorgt werden sollen, über alle Vorstellung, und (ich fange an, es zu besorgen) bis an die äußerste Gränze meiner Kraft in Anspruch genommen und soll zwischen Prüfungsgeschäften u. dgl. in Wochen Dinge zu Stande bringen, für welche Monate zur Verfügung standen, ohne benützt zu werden; der Druckereijunge holt bei mir jetzt das Manuscript von Gesetzentwürfen, wie etwa einen Beitrag zu einem Vorstadtjournal. Noch hoffe ich aber, gleich zu Anfang August Alles von mir werfen, und ins Freie entrinnen zu können.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

---

den 10. März 1862.

Lieber Freund!

Tag für Tag erwarte ich Exemplare von meinen Nibelungen; noch sind keine da. Ich sende Ihnen daher das einzige, was ich zu Stande bringen konnte, da ich ohne meine kleine Gabe nicht mehr erscheinen mag und bitte Sie, es Ihrer Frau Gemahlin in meinem Namen zu überreichen. Es ist heute noch ein unicum; ob auch noch Sonntag, wo ich Sie zu sehen hoffe, ist freilich die Frage.

Den 21. Jänner 63.

Lieber Freund!

Ich sende Ihnen hiebei den „Bischof“ und die „schwarze Bibliothek“ zurück. Man sieht aus beiden Werken, daß Criminal-Geschichten, die nicht im Feuerbachschen Geist behandelt werden, nicht besser wirken als Räuber-Romane.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich erhole mich eben von den Medizinern, bei denen ich bis 2 Uhr verweilte und wo — — — — — — — mir über meine — Alemannischen Gedichte ein schönes Compliment machte.

Ihr

Fr. Hebbel.

Den 14. Juni 1863.

Hiebei, lieber Freund, die bewußten beiden Briefe, den geschäftlichen vom alten Campe und den vertrauten von Strodtmann. Ich habe mich einstweilen in meiner Antwort im Allgemeinen gehalten, werde aber bald genug mit dem Speciellen herausrücken müssen und bitte Sie deßhalb, mir Ihren Rath, so weit Sie ihn bei einem so unbestimmten Objekt überhaupt geben können, möglichst bald zu geben. Sicherheit in milden Formen muß mein Motto seyn. Meine Ober-Oesterreichische Adresse (Orth bei Gmunden) werden Sie noch nicht vergessen haben. Indem ich also Ihnen und Ihrer lieben Frau für Ihre spätere Reise Alles wünsche, was ich zunächst selbst benöthige, grüße ich Sie herzlich.

Ihr

Fr. Hebbel.

Briefwechsel

mit

Wilibald Alexis, Theodor Mundt, Fürst Friedrich Schwarzenberg, Ludwig August Frankl, Braun von Braunthal, Kuno Fischer, Eduard Mörike und Robert Prutz.

Wilibald Alexis an Hebbel.

Berlin 4. Januar 1844.

Sehr geehrter Herr!

Meine Schulden und Sünden des vorigen Jahres musternd, finde ich Ihren Brief, der gerade ein halbes Jahr und einen Monat auf Antwort wartet; unter allen zu erwiedernden Briefen der letzte, dem diese Genugthuung wird, und doch, hinsichtlich seiner Ansprüche der erste. Aber so geht es im Drange der Geschäfte — und der Welt nicht auch? — das leichter abzuthuende wird, um zu räumen, zuerst angegriffen, und so wird das wichtigere, bessere, an das wir mit Muße und Ruhe zu gehen gedenken, immer weiter in der Regel hinaus geschoben. — Glauben Sie mir, ich habe Entschuldigungsgründe, welche mich, wenn ich Sie mit der Aufzählung belästigen wollte, auch vor Ihnen genügend entschuldigen würden. Ich bin kein freier Mann mehr, seit einer Reihe von Jahren, frei gegen den Staat allerdings, dafür als Dichter und Schriftsteller in den drückendsten, beängstigendsten Fesseln eines Geschäftslebens, kaufmännischer Betriebe, in die ich mich mit dichterischem leichtem Muth, aus Gefälligkeit, Gutmüthigkeit, aus Hoffnungen, die nicht realisirt wurden, stürzte und die jetzt meine ganze Sorge in Anspruch nehmen, um nicht von ihnen erdrückt zu werden und meine Unabhängigkeit zu verlieren. Genug davon.

Ich habe Ihren Wunsch nicht erfüllt. Deshalb habe ich mich zu entschuldigen. Sofort nach Empfang Ihres Schreibens bot ich Brockhaus eine Anzeige Ihrer Genovefa für die lit. Bl. an. Er war schon damit, wie er sagte, versorgt. Die Bl. f. l. U. sind das einzige Institut, wo ich recensiere. Für ein anderes Blatt wäre die Umwandlung einer Kritik in einen Aufsatz allgemeineren Inhalts, bei dessen Gelegenheit ich Ihren Golo und seinen psychologischen Prozeß besprochen hätte, nöthig geworden, der Zeit und Muße erfordert hätte. Das Interesse, welches Ihr Drama mir damals einflößte, bestimmte mich auch dazu. Seitdem sind aber solche Hindernisse eingetreten, unter anderem wurde meine Frau lebensgefährlich krank; ich mußte mit ihr auf mehrere Monate nach Kreuznach und seit meiner Rückkehr bin ich von Gesichtsschmerzen und dringenderen literarischen Arbeiten dermaßen erdrückt, daß die gesammelten Gedanken zu dem Aufsatz sich verflüchtigt haben.

Zürnen Sie mir nicht. Es wird sich eine andere Gelegenheit finden, über Ihre Wirksamkeit und Ihr Talent zu sprechen; wo sich die Gelegenheit fand auf meiner Reise mündlich darauf aufmerksam zu machen, ist es mit Freuden

geschehen, denn ich habe immer mit reger Theilnahme die Entwickelung Ihres dichterischen Geistes verfolgt und hege nur den Wunsch, daß es Ihnen gelingen möge, Gegenstände zu finden, um als Dramatiker auf unser lebendiges, gegenwärtiges Publicum so drastisch einzuwirken, wie Sie dazu vermöge Ihres Talents berufen sind. Möchte ich Sie auf Immermann hingewiesen haben. Was hätte sein kräftiger Geist gleich wirken können, wenn er sich bequemt hätte, in seinen Stoffen etwas zur Gewöhnlichkeit, zur Fassungsgabe, zur Lieblingsneigung der Menge sich herabzulassen; statt solche Themata zu erwählen, solche Krisen zu bearbeiten, wo das Publicum ihm nicht folgen konnte. Freilich solche intricate, auf die Spitze getriebenen Fragen, wo der Dichter in höchster Lust entbrennt seine Kraft zu zeigen, aber nur der Dichter ihn versteht und ihm folgt! Wie viel ging in Immermann dadurch verloren! Der Dichter soll sich nicht vom Publicum bestimmen lassen. Freilich; aber wenn er auf dasselbe wirken will, sich in dessen Regionen ansiedeln. Die höchste Liebe wurde ein Mensch, und der größte Dichter, Shakspeare, behandelte die ältesten, populairsten, albernsten Mährchen, weil sie seinem damaligen Publicum mundgerecht waren. Er wußte doch, wie er dasselbe unvermerkt in reinere Höhen hinaufzog. — Ach, ich weiß wohl, es ist ein Jammer für den wahrhaft begabten Dichter, immer diese Misere vor Augen zu haben. Da sehen wir, was entzückt, hinreißt, ergriffen und allein besprochen wird, die geschraubten Roccocogefühle der Hahn-Hahn, die sentimental aristokratische Höhenpromenade der Paalzow! Ihr Brief, Ihre Gesinnung haben mich sehr erfreut, besonders aber Ihr Urtheil über meinem Woldemar. Ja, was hilft es, daß ich die Geschichte so herausgearbeitet habe, daß sie Geschichte im Roman bleibt und nicht in Geschichten zerfließt; wer liest es! Einige — die Kritik ist überall günstig, — aber das Publicum! (Das Publicum sind eigentlich nur Leserinnen!) die Leserinnen wollen Niedliches, Geschmeidiges, Interessantes — nicht große historische Gestalten, das Erz um Ihre Brust umschließt freilich auch Gefühle, die sie fähig wären mit zu empfinden; aber es ist zu unbequem, durch das Erz durchzudringen.

Ich wiederhole Ihnen, daß Ihr Urtheil über meinen Woldemar mich wahrhaft erquickt hat. Aehnliches ist schon gedruckt, aber so ward es noch nicht ausgesprochen. Finden Sie Gelegenheit, es einmal öffentlich zu thun würden Sie mich sehr verpflichten. Trotz alles Lobes sieht es traurig mit dem Erfolg aus. Es kommt mir nicht auf Lob an; an der Dichtung ist vielerlei zu tadeln, — aber gerade auf die Hinweisung der gelösten oder gewollten Aufgabe: die vermeintliche Geschichte mit Ihren Ideen zum Roman zu verkürzen. Leben Sie wohl; wir werden wohl Gelegenheit finden uns einmal näher zu treten.

Mit wahrhafter Hochachtung

Ihr

ergebener

W. Haering.

Eben verließen in meinem Verlage 2 bedeutungsvolle Gedichte, die auch nicht für das gr. Publicum sind, die Presse. Jesus und Moses von S. Wiese. Ein Dichter, ganz eigenster Natur, der schwer durchdringen wird. Der Verlag

ist mir Ehrensache. Finden Sie sich dadurch aufgeregt und veranlaßt irgendwie darüber öffentlich zu sprechen, so bitte ich Sie, ein Exemplar von beiden, von unserm Freunde J. Campe, auf mein Conto, zu entnehmen.

Berlin 16. Dezember 1848.

Hochgeehrtester Herr!

Auf Ihr freundliches Schreiben erst jetzt zu antworten ist allerdings eine Versündigung; rechnen Sie mir dieselbe aber nicht zu hart an. Ich war ein Mal auf dem Lande, erhielt es also später, zweitens brüte ich — in den Winter hinein — in meinen vier Pfählen, dermaßen von Staub und Kalkgeruch umweht, daß jede Zeile mir schwer wird und endlich — zürnen Sie mir nicht, besitze ich nicht mehr Ihren Brief! Holtei der ihn liegen sah, riß ihn mir mit räuberischer Wuth fort, um die Autographensammlung eines Verwandten damit zu bereichern. So mir aus den Augen gekommen hatte Ihr Brief das Schicksal mancher anderen, die in ähnlicher Beziehung an mich gerichtet waren, obwohl ich den hochgeehrten Schreiber desselben nichtsweniger als in eine Kategorie mit den Abfassern jener setzen wollte.

Diese Rücksicht macht es mir um so schwerer, auf die Hauptfrage Ihres geehrten Schreibens, die mich gleich ehrt und erfreute, einstweilen eine ablehnende Antwort geben zu müssen. Schon von der „Presse" hatte ich zwei Mal die Aufforderung erhalten meinen nächsten Roman in ihre Spalten einrücken zu lassen, mußte aber antworten, daß der Roman, welcher nach manchen Kämpfen mit der Zeit mir wieder lebendig vor der Seele steht [mit einem Thema aus jüngster Vergangenheit, im Hintergrund Preußens Trauer Catastrophe von Jena] sich in vielfacher Beziehung für ein Oesterreichisches Blatt nicht eignet. Weiß ich doch kaum selbst noch, ob diese Dichtung zu Stande kommen, ob sie mir gelingen wird. Einstweilen aber, auch wenn ich alle Politik abgeschüttelt hätte, sehen Sie, daß ich mit dieser Aufgabe zu beschäftigt sein muß, um bestimmte Versprechungen wegen novellistischer Theilnahme an Ihrem Feuilleton geben zu können. Splitter fallen allerdings immer ab; aber ich möchte einen Fr. Hebbel doch nicht mit Splittern bedienen. Kommt Zeit, kommt Rath! Meine besten Wünsche sollen Ihr Unternehmen begleiten, und ich werde gewiß nicht die Worte vergessen, die ich Ihrer Güte im Vorwort zu Ihrer Maria Magdalena verdanke, und die mir eine wahre Herzenserquickung waren. Seitdem ist aber Vieles über mich zusammengestürzt und es gehört ganze Kraft dazu, sich wieder zu reiner dichterischer Anschauung zu erheben.

Doch liegt ein glänzendes Lichtmeer hinter mir, in dem ich mich gebadet. Ich war das ganze Revolutionsjahr hindurch in Italien, u. habe Ihrer dort oft gedacht u. des Gespräches, welches wir bei Ihrem freundlichen Besuche vor meiner Abreise pflegten. — — — — — — — — — — — — —

Wir sehen uns wohl im Leben in nicht allzulanger Zeit wieder.

Mit der vollsten Hochachtung

Ihr

W. Haering.

Theodor Mundt an Hebbel.

Hochgeehrter Herr!

Mit Dank habe ich die durch Sie veranlaßte Uebersendung Ihrer Tragödie „Judith" in Empfang genommen. Ich hatte, wie Ihnen bekannt, schon früher im Piloten auf dieses geistvolle Opus, für welches ich das lebhafteste Interesse gefaßt, hingewiesen, und werde demselben auch in meiner nächstens erscheinenden Literaturgeschichte der Gegenwart eine ausführlichere Erwähnung angedeihen lassen. — Auch Ihre Gedichte habe ich mit Dank erhalten u. wird es mir sehr willkommen sein, wenn Sie mir auch Mittheilungen, besonders größere, zu deren Aufnahme sich der Freihafen eignet, wollen zugehen lassen.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Den 21/2 42. Dr. Th. Mundt.

Berlin d. 9. November 1849.

Verehrtester Freund!

Ihr freundliches Schreiben vom 4. d. ist über Breslau hierher an mich gelangt, denn ich befinde mich noch in Berlin und werde den ganzen Winter über hier verweilen, da ich zur Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit, zu der ich hiesiger Hülfsmittel bedarf, Urlaub vom Ministerium erhalten habe. Um so mehr werden aber ich sowohl als meine Frau in der Lage sein, die hiesigen reicheren Anregungen und Stoffe für Ihr Feuilleton zu benutzen, und ich kann Ihnen namentlich von der Letzteren die Zusicherung ertheilen, daß sie sehr gern geneigt ist, Ihnen wöchentlich einen Feuilleton-Brief aus Berlin zu schreiben, worin jedesmal das Neueste der hiesigen socialen und artistischen Zustände, Salon, Theater, Volks- und Residenzleben figuriren soll. Berlin u. Wien nehmen in der letzten Zeit ein bedeutend näheres Interesse aneinander als dies früher der Fall war. Der künstlich angeschürte Haß zwischen Oesterreich und Preußen hat wenigstens das natürliche Interesse beider Bevölkerungen aneinander gereizt. Auch ich will gern vermittelnde Telegraphen-Dienste zwischen Wien u. Berlin in Ihrem Feuilleton verrichten, als dessen regelmäßigen Mitarbeiter Sie mich jedenfalls betrachten können. Vielleicht mache ich Ihnen bald einmal eine größere Offerte dafür; jedenfalls sende ich nächstens schon einige der Zeit abgefangene Genre-Bildchen ein. Hr. Dr. Landsteiner, an den ich heute gleichzeitig schreibe, forderte mich auch zu politischen Bericht-Erstattungen für die neue Zeitung auf und gab ich ihm schon in Wien persönlich meine Zusage. Ihre gefällige Aufforderung, die Honorarfrage zu formuliren, lasse ich daher heut noch unerwiedert, da sich durch Combination eines regelmäßigen Feuilleton-Artikels mit den politischen Berichten vielleicht ein Bausch und Bogen-Honorar annehmen ließe, dessen Gewährung sich durch die Leichtigkeit der Berechnung empfehlen würde. Ich freue mich ungemein, liebster Hebbel, daß Sie auch in dieser, wie ich glaube, für Sie neuen Thätigkeit Ihr reiches u. großes Talent walten lassen wollen. Da Sie überall nur auf das Aechte, Ursprüngliche, Wahre

gehn, so werden Sie auch in dieser passagèren Wirksamkeit Spuren hinterlassen. Von Ihrer Julia höre ich, daß die Aufführung derselben von Küstner bestimmt beabsichtigt wird; es versteht sich aber, daß wieder ein Birch-Pfeifferscher Mazarin und noch mancher andere Trödel dazwischen geschoben werden muß. Das Repertoir ist hier zugleich bei dem lückenhaften Personal so spottschlecht, daß es mir oft wie das größte Räthsel erscheint, wenn ich noch Theatergänger sehe. Im Uebrigen lebt es sich jetzt hier so frostig, klamm und ungewiß wie in der ganzen Welt. Wer wird uns endlich retten und beschirmen? Eine neue Poesie, eine neue Religion, eine neue menschen- und gotteswürdige Lebensordnung aller Dinge? Ich weiß es nicht mehr, und hüte mich, meine Gedanken auf den weiten Steppen der Zukunft grasen zu lassen. Grüßen Sie von uns Beiden Ihre liebe verehrte Frau, die mir als Judith unvergeßlich ist, wie mir überhaupt die angenehmen Stunden, die ich in Ihrem Hause verlebte, stets dankenswerth bleiben werden. Meine Frau will Ihnen freundlichst empfohlen sein und ich bin in aufrichtiger Ergebenheit

Ihr

Th. Mundt.
Berlin: Louisenstr. Nr. 27.

Berlin 13. December 1849.

Verehrtester Freund! Ihre lieben Zeilen vom 26. v. M. haben wir Beide mit herzlichem Dank empfangen. Einen ausführlichen Brief an Sie hatte ich schon jeden Tag beginnen wollen, denn es gewährt mir eine große Genugthuung, mich mit einem so ursprünglichen Menschen wie Sie aussprechen zu dürfen, wie ich denn auch noch so Manches über die Zeit und unsere Aufgaben wie über ein künftiges Zusammenwirken mit Ihnen auf dem Herzen habe! Um aber die factische Anfrage Ihres letzten Briefes nicht länger unbeantwortet zu lassen, zeige ich Ihnen heute kurz an, daß ich bereit bin, in Ihrem Feuilleton meine

„Denkwürdigkeiten der Matadore, von Theodor Mundt“

vom nächsten Jahre an in verschiedenen Sectionen erscheinen zu lassen. Die erste Section (zu 15 Feuilletons reichend) können Sie in der ersten Woche des Januar erhalten. Zwischen jeder Section können Sie immer so viel Zwischenraum machen als Ihnen paßlich erscheint. Es wird mir großes Vergnügen machen dieses mein neuestes Werk gerade unter Ihrer Aegide, lieber Hebbel, zuerst in's Leben treten zu lassen. Ich habe in diesem halb memoiren-, halb novellenartigen Werk meine Anschauungen, Erlebnisse und Erfahrungen der neuesten Zeit mitgetheilt. Ich kann dabei nicht helfen, daß ich wieder auf den Standpunkt des Humors und der Ironie zurückversetzt bin. Die Zeit ist daran Schuld. Meine Darstellungen, die frisch aus dem Leben geschöpft sind, enthalten eine ziemlich unbarmherzige Physiologie der neuesten Menschen und neuesten Lebenszustände. Ich lasse aber Alles ganz objectiv sich entwickeln, und habe mir dabei den Wahlspruch genommen: viel Wolle und wenig Geschrei! Denn an Stoff wird Ihnen kein Mangel darin erscheinen!

Kündigen Sie also getrost diesen meinen Beitrag Ihren Lesern an, und

bestimmen Sie über den Anfang des Druckes! Ich führe in den „Denkwürdigkeiten der Matadore“ auch Ihre Sache, die Sache des Genies, gegen das kleine Geschlecht, das immer obenauf ist! Dies ist die eigentliche Tendenz meiner Darstellungen.

Ich sende Ihnen heut, verehrtester Freund, die ersten druckfertig gemachten Bogen der „Matadore“, damit Sie dieselben immer zur Mittheilung in Ihrem Feuilleton vorbereiten und absetzen lassen können. Ich werde in den nächsten Tagen pünktlich den Schluß der Ersten Section (Ein Schloß in Mecklenburg) einschicken, und Sie dürfen nicht befürchten, daß es an Manuscript fehlen wird, auch wenn Sie die Mittheilung sofort beginnen. Die erste Section wird Ihr Feuilleton vielleicht einen halben Monat lang ununterbrochen in Anspruch nehmen. Die folgenden Sectionen sind etwas umfänglicher. Sobald Sie den eigentlichen Plan meiner Arbeit aus den weiteren Mittheilungen zu ersehen vermögen, werde ich Sie um Ihr Urtheil bitten, auf das ich einen außerordentlichen Werth lege. Die ächt ursprüngliche Anschauungsweise Ihres Geistes und Wesens ist so selten, daß ich an dieselbe nur mit Gewinn für mich appelliren zu können glaube. Ich mache Sie also, liebster Hebbel, mit ganzem Vertrauen zum Protektor meiner neuen Arbeit, und bitte Sie derselben auf Ihrem dortigen Terrain eine gute Stätte zu bereiten.

Uns steht in der nächsten Woche hier der große Genuß bevor, Ihre Maria Magdalena auf der Königlichen Bühne zu sehen. Wir werden Ihnen sofort nach der Aufführung über die Leistung in allen ihren Einzelnheiten Bericht erstatten. Auf Rötscher hat der Artikel über Genius und Gesellschaft im Feuilleton der Reichszeitung gute Wirkung gethan; er ist Ihnen sofort gekommen, und hat, doch einmal etwas Vernünftiges zu thun, in der Spenerschen Zeitung auf Ihr Stück hingewiesen. Genügend und mit Verständniß freilich nicht, aber doch gutgemeint. Das Stück macht allerdings eine zerstörende Wirkung, aber es ist doch immer die Zerstörung des Genies, wo auch die umherfliegenden Lavasteine für alle Ewigkeit befruchten.

Berlin d. 11. Febr. 1850.

Ihr Brief, verehrtester Freund, hat mir große Freude gemacht, u. sage ich Ihnen herzlichen Dank für denselben und die darin ausgesprochene freundliche und verständnißvolle Beurtheilung meiner Matadore. Ich behalte mir eine selbständige Beantwortung für die nächsten Tage vor, da ich die heutige Sendung nicht verzögern u. gern meine Correspondenz für die politische Redaction beischließen möchte. Ich lege ein außerordentlich hohes Gewicht darauf, gerade Ihre Zustimmung zu erfahren, und Ihr Wort ist von dem günstigsten Einfluß auf die Fortsetzung meiner Arbeit, die bei späterer Einzel-Erscheinung vorzugsweise an Ihre Kritik appelliren wird. Die zweite Darstellung Ihrer „Maria Magdalena“ fand wiederum ein sehr lebhaft anerkennendes und verstehendes

Publikum. Bei der künstlerischen u. geistigen Höhe, auf welcher das Stück steht, und bei der eigenthümlichen Aufgabe desselben, für welche eigentlich jedes Theaterpublikum erst herangebildet und erzogen werden muß, scheint mir die hiesige Wirkung des Dramas von besonderem Werth. Es müßte darauf fortgebaut werden, um Ihnen hier das Ihnen gebührende Terrain zu sichern.

Daß Ihre redactionelle Situation beim Feuilleton sehr schwierig werden würde, habe ich mir wohl gedacht. Indeß ist das Feuilleton unter Ihren Händen zu dem besten geworden, was man bisher in Deutschland in dieser Weise gekannt hat. Sie dürfen Sich darauf verlassen, daß ich immer zu Ihnen stehen werde. Noch sage ich Ihnen meinen besonderen Dank für die so sehr besorgliche Correctur meiner Arbeit, und füge heut außerdem nur noch die herzlichsten Grüße von uns Beiden für Sie u. Ihre verehrte Frau Gemahlin hinzu.

In aufrichtiger Ergebenheit

Ihr

Berlin 2. März 1850. Th. Mundt.

Mit der heutigen Sendung ist die Erste Section geschlossen. Die zweite spielt in Paris.

Mein verehrter Freund!

Vor Allem den aufrichtigsten Dank für die freundliche Zusendung Ihres Herodes und Mariamne, das ich bisher nur durch eine fragmentarische Mittheilung kannte. Die großartige Anlage dieses Gedichts war mir seitdem beständig im Gedächtniß geblieben, obwohl mir im Sujet stets eine große Gefahr für die moderne Wirksamkeit der Behandlung zu liegen schien. Unter allen neueren dramatischen Dichtern sind Sie aber vielleicht der Einzige dem eine Bezwingung dieser Wiedersprüche gelingen konnte, weil in Ihnen selbst Einheit und die Concentration aller Kräfte ist. Ich verstehe aus dieser Dichtung, was Sie mit den Extremen von Aeschylus und Shakspeare und dem aus der Mitte dieser Elemente zu gewinnenden Mittleren sagen wollen. Das ist es allerdings gerade, was wir heutzutage brauchen, wenn es ferner überhaupt noch eine Kunst und ein Drama für die heutige Welt geben soll. Schon Friedrich Schlegel speculirte darauf, wie Sie, eine neue Mythologie für die heutige Poesie zu finden, und ihm lag dabei ebenfalls die Combination der alten Tragiker und des Shakspeare nahe. Aber Friedrich Schlegel hatte das nicht, was Sie haben, den realen und aller Einzelnheiten mächtigen Schöpfergeist. Das historische Drama hat in dem Sinne, in dem Sie es fassen, eine ungeheure Zukunft, und sie ist die Zukunft unserer poetischen und geistigen Cultur überhaupt. Machen Sie Sich auf diesem Wege zum Regenerator unserer geistigen Zustände, und wenn es gelingt und wenn Ihnen außerdem der Zufall günstig ist, so wird Ihnen die civilisirte Welt zu Füßen liegen. Über Herodes und Mariamne scheinen mir aber noch die Frühnebel eines großen geistigen Kampfes zwischen Form und Geist, zwischen Licht und Finsterniß zu liegen. Ich muß aber das Stück noch gründlicher lesen, um ein vollständiges Urtheil abgeben zu können,

und werde dies jedenfalls in der Augsburger Allgemeinen thun. Bis jetzt steht mir Ihre Maria Magdalena, was die Seite der dramatischen Form und Ausführung anbetrifft, höher. Ich kenne kein neueres Stück, in dem die bildnerische Kraft des Dramas in so schöner und scharfer Durcharbeitung und Abgränzung auftritt, als in Ihrer Maria Magdalena. Ich habe dies wieder durch die hiesige Darstellung bestätigt gefunden. Auf Ihre Frage, warum das Stück nur Einmal wiederholt worden, wandte ich mich an Herrn v. Küstner, und erfuhr von ihm, daß dies lediglich in der Abreise und Abwesenheit Dörings beruht, der in seiner Rolle gar nicht zu ersetzen ist. Sobald Döring wieder zurückgekehrt sein wird, soll das Stück sofort wieder aufgenommen werden. Ich wünsche und erwarte dies um so mehr, weil sich Maria Magdalena bereits in Berlin ein Publikum gebildet hat, sowie die Judith ihr Publikum entschieden in Wien gefunden zu haben scheint. Das sind die disjecta membra poetae, die in der Zeit erst lange zerstückelt umherliegen, bis sie einst in ihrer totalen Harmonie sich zusammen aufrichten und dann ihre Gegenwart beherrschen. Wer weiß aber, ob wir so noch denken dürfen? Vielleicht sind dies Anschauungen, die in der heraufziehenden Geschäftsepoche keine Geltung und keine Folge mehr finden werden? Wir wissen aber noch nicht zu sagen, was dies eigentlich für eine Epoche sein wird, und wie die Menschen sein werden, welche sie tragen. Nun meinetwegen. Ich lasse mich ruhig auf dieser Welle tragen und werde mir die selbstständige Aussicht über das Ganze frei zu erhalten wissen. — — — — — — — —

Von einer „Perfidie" hinsichtlich Ihrer Maria Magdalena haben Sie durchaus nichts zu befürchten. Küstner ist im Gegentheil durch die unabläugbare Wirkung für Ihr Stück gewonnen. Dagegen sträubt er sich fortdauernd gegen Herodes und Mariamne, über die ich ihm neulich, als ich einmal bei ihm aß, prägnante Mittheilungen zu machen suchte.

Berlin d. 30. März 1850.

Verehrtester Freund!

Jeden Tag wollte ich Ihre lieben Zeilen beantworten, die uns Ihr Landleben in Penzing so liebenswürdig schilderten. Zum Theil zögerte ich, um Ihnen bestimmte Vorschläge in der Wohnungs-Angelegenheit machen zu können. Ich beginne gleich mit dieser ungemein practischen Seite meines Briefes. — Doch ruft mir meine Frau soeben zu, daß sie die betreffenden Daten auf einen besonderen Zettel niederlegen wird, aus dem Sie nun ersehen werden, wie man Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin hier Quartier zu machen gedenkt. Sie dürfen dann nur bestimmt aussprechen, ob es Ihnen so recht sein würde, oder ob auf neue Combinationen und Entdeckungen auszugehen sei, was mit allem Vergnügen geschehen würde. Wir freuen uns außerordentlich darauf, Ihre Frau Gemahlin mit ihrem schönen und großartigen Talent hier auftreten zu sehen. Die neue Hülsen'sche Theaterverwaltung hat sich bereits gestern durch ein Manifest angekündigt, welches ihr Verhalten der Kritik und der Claque gegenüber ausspricht, und in der Theater-Sphäre eine außerordentliche Sensation erregt. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres als um die Ausrottung

der Recensenten und Claqueurs. Nur einem Herkules konnte es einfallen, schon in der Wiege solche Schlangen erwürgen zu wollen. Und die junge Intendantur-Wiege vermißt sich allerdings dieses herkulischen Abenteuers. Die Claque, welche im hiesigen Theater freilich Kritik und Publikum ausschließlich vertrat (die Berliner hatten sich eigentlich nur in dieser einen Beziehung verhornisirt) — diese Claque will Hr. v. Hülsen gleich auf Einmal entthronen, indem er ihr alle Existenzbedingungen entzieht. Es war dies in der That zuletzt eine arge Schattenseite der Küstner'schen Verwaltung. Die Kritik dagegen setzt der neue Intendant vorläufig nur auf halbe Diäten. Er zieht fast alle freien Entrées ein, welche bisher zu diesem Zwecke bewilligt waren, und macht in seinem Amts-Manifest nur eine kleine Zahl von Blättern namhaft, die künftig mit Freibillets privilegirt sein werden. Es ist dies neben den Congressen von Warschau und Olmütz und der gestrigen Berliner Enthüllungsfeierlichkeit ohne Zweifel das wichtigste Ereigniß, das sich zugetragen hat. Die Kunst ist überhaupt ganz in derselben Lage wie die Freiheit. Was aus dem ganzen banquerotten Trödel der heutigen Welt noch werden wird, wer kann es ermessen? Außer Ihren dramatischen Schöpfungen selbst, bewundere ich noch am meisten den Muth, welchen Sie fortdauernd zu denselben haben. Das Drama setzt ein ungeheueres Vertrauen auf Geschichte, Menschen und Weltregierung voraus. Wenn es noch mehr Leute, wie Sie, gäbe, welche große Dramen schrieben, so würde man auch wieder mehr auf die Geschichte hoffen und vertrauen können, vielleicht sich sogar wieder entschließen, mit dem Schwert in der Hand Geschichte zu machen. Um Dramen im großen Stil dichten zu können, muß man entweder an Könige und Helden oder an das Volk glauben können. Zu Beiden gehört in dieser Zeit ein ungeheuerer Entschluß. Wir hatten hier gestern eine eigenthümliche Feier. Die Enthüllung des Friedrichsdenkmals. Obwohl man hier gern wieder patriarchalisch u. mittelalterlich sein möchte, so kann man sich doch zu einer Zulassung und Betheiligung des Volkes am allerwenigsten in diesem Sinne entschließen. Bei der gestrigen Gelegenheit würde es mit dem glänzendsten Erfolg möglich gewesen sein. Denn in dem Cultus für Friedrich den Großen begegnen sich in Preußen noch die verschiedensten Parteien. Statt dessen veranstaltete man eine prunkvolle Militär-Parade, die als solche sehr gelungen ausfiel. Inzwischen ist Einem doch noch immer so zu Muthe, als wenn das alte Wort „das Heil kommt von den Juden" jetzt von der Politik gelten müßte! So habe ich auch wieder etwas Neues begonnen, als Verfolg meiner Arbeit über Machiavelli, deren glänzende Aufnahme mich zur Fortsetzung dieser Studien ermuntert hat, obwohl ich mir gar keine Illusionen über die Bedeutung alles dessen mache, was man in der heutigen Zeit nur irgend mit der Feder ausführen kann!

Berlin den 2. Juni 1851.

Verehrtester Freund!

Seit so langer Zeit habe ich nichts Persönliches von Ihnen vernommen, und da ich Grund zu haben glaubte, unserer früheren Begegnung etwas Nachhaltigkeit zuzuschreiben, die sich auch meinerseits in fortgehendem Antheil an

Ihren Productionen bewährt hat, so trieb mich oft um so mehr das Verlangen, auch Ihrer persönlichen Kunde nicht so ganz zu entbehren! Ich wage es heut, diesem Wunsch wieder etwas näher zu treten, indem ich Ihnen das für Sie bestimmte, mir längst zur Absendung vorgelegene Exemplar der neuen Ausgabe meiner Geschichte der Literatur der Gegenwart, mit der Bitte um freundliche Entgegennahme, zugehen lasse. Es läge mir besonders daran zu wissen, wie Ihnen die Auffassung behagt, die ich Ihrer Poesie, Ihrem großen Streben und der Stellung desselben zur Zeit u. Nation, in der betreffenden Partie meines Buches gegeben habe? Eine Aeußerung darüber würde mir von Ihnen ebenso werthvoll als erwünscht sein, da solcher Gedanken-Austausch immer nützlich und anregend ist, und auch einer spätern Auflage meines Buchs, das sich bedeutend zu verbreiten anfängt, zugutkommen würde. Nur durch Theilnahme befreundeter Kräfte kann es mir überhaupt möglich werden, aus dieser Darstellung der Geschichte der Literatur der Gegenwart allmählich das zu machen, was das Ideal meiner Aufgabe ist, nämlich: ein treues, von den innersten Säften der Gegenwart durchzogenes Lebens- und Culturbild der Epoche, welche alle Bestrebungen des heutigen Geschlechts umspannt und die Bedingungen seiner höheren Zukunft in sich trägt! Revidiren und prüfen Sie in diesem Sinne die Anlage meines Buchs, und theilen Sie einige Resultate davon im Feuilleton des Wanderers mit! Sie würden mich durch eine solche Besprechung zu außerordentlichem Dank verbinden, und meine Arbeit würde gewiß Ihren Bemerkungen und Berichtigungen, um die ich namentlich bitte, einige Stufen der Vollkommenheit mehr zu verdanken haben! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Neulich fand ich in der Europa einen Akt Ihrer Agnes Bernauerin und freute mich sehr an Ausdruck und Gestaltungskraft. Die hiesige Bühne hat nicht mehr Lebensfähigkeit genug, Ihre Schöpfungen zu tragen. Auch sind die Schauspieler sammt und sonders so heruntergekommen, daß sie eben nur noch in Berlin spielen können. — — — — — — — — — — — — — —

Berlin 22. Dec. 1852.

Mein theuerster Hebbel!

Um Ihren lieben Brief vom 23. d. nicht länger unbeantwortet zu lassen, sage ich Ihnen heut wenigstens mit einigen Zeilen, daß ich sehr gern bereit bin, über Feuchtersleben, die Sammlung seiner Schriften und Ihre gewiß höchst lichtvolle Skizze seines persönlichen und literarischen Charakters, etwas Ausführlicheres in die Presse zu geben. Ich werde dies in einem längern und sachlich eingehendem Aufsatz in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung thun, und einen gedrängten Bericht in der hiesigen Spener'schen liefern. Beide Redactionen werde ich schon jetzt von diesen meinem Vorhaben benachrichtigen, um mir den Raum zu sichern. Somit wäre ich denn Ihrem Wunsch mit großem Vergnügen entgegengekommen. Läge Ihrem Verleger zu viel an einem Exemplar, so würde ich mir durch eine hiesige Buchhandlung eines zu verschaffen suchen. Beschleunigt würde diese Angelegenheit allerdings durch Uebersendung eines Exemplars Seitens Ihres Verlegers werden, und würde ich mir dann dasselbe durch die Post er-

bitten, weil auf jedem anderen Wege der Zweck leicht vereitelt werden könnte. Es wird mich freuen, bei dieser Gelegenheit auch Ihr Urtheil, das, wie Sie wissen, ich so hoch schätze, über meine Geschichte der Literatur der Gegenwart zu vernehmen, und bin ich für jedes anregende gute Wort dankbar. Die zweite Ausgabe dieses Werkes scheint sich noch rascher Bahn zu brechen als die erste, und wird mir hoffentlich bald zu einer neuen Ueberarbeitung Raum geben. Durch Ihren vorletzten eingehenden Brief haben Sie mich besonders erfreut, wie ich Ihnen auch noch meinen schönsten Dank für die gefällige Bestellung der Sendung an den Grafen Ficquelmont zu sagen habe.

Ich bin sehr begierig, Ihnen, verehrtester Freund, bei Gelegenheit des trefflichen Feuchtersleben auch einmal auf dem Boden der beschaulichen und analysirenden Kritik zu begegnen, und kann mir denken, wie eine Arbeit dieser Art doch auch wieder auf Ihre schöpferische Seite fördernd und anregend zurückgeschlagen haben wird. Sobald ich Ihren Feuchtersleben erhalten, werde ich Ihnen wieder schreiben. Wie stellt sich denn das literarische Leben in Wien? Ich hoffte immer, Sie würden von dort aus ein großes, die Literatur neu zusammenfassendes Organ ins Leben treten lassen? Es steht freilich jetzt Jeder einzig und allein auf sich selbst, eine Isolirung der Nothwehr, welche die noch schaffende Individualität inmitten aller zusammenstürzenden Verhältnisse eingenommen. Gott weiß es, wann die Geister wieder in einer großen zusammenhängenden Kette flüssig und mächtig werden. — — — — — — — — —

Berlin den 29. März 1853.

Fürst Friedrich Schwarzenberg an Hebbel.

Wien 17./5.

Hochgeschätzter
Doctor, Freund und litterarischer Gönner und Protector!

Ihrer Nachsicht vertrauend sende ich beyliegend ein frisches Heft meiner vorsündfluthlichen Aufzeichnungen. Es liegt mir daran daß Sie den ganzen Menschen nach und nach aus den verschiedenen Stücken zusamsetzen und beurtheilen. Man fällt ein richtigeres Urtheil wenn man den Weg verfolgt auf welchem die Entwicklung vor sich gegangen ist, als wenn man blos das Factum des Gewordenen ins Auge faßt. Sie haben mir immer so viel gütige Theilnahme und Interesse gezeigt daß ich der kleinen Selbstliebe des Dilettanten nicht entsagen kann, auch ein Solches für meine kleinen litterarischen Erzeugnisse in Anspruch nehmen zu dürfen. Jedenfalls mögen meine Büchlein Ihnen einst als Andenken an einen „Vielgeprüften“ dienen.

Ich würde Ihnen das Büchlein selbst gebracht haben, hätte ich nicht seit ein paar Tagen, einer kleinen Unpäßlichkeit halber, Stubenarrest. Bitte, Ihrer liebenswürdigen Gattin und der großen, ci-devant Kleinen, Schlimmen mich in geneigtes Andenken zurückrufen zu wollen!

Ihr ergebener, auch bereits
ci-devant **Landsknecht**.

P.S. Wir leben in einer schweren, in Geburtswehen ächzenden Zeit. Fata viam invenient! Der May ist vorüber und die Hochgewitter rücken heran!

9/6.

Dank für das zurückgesendete Manuscript, lieber Doctor und Freund, und die gegebene freundschaftliche Warnung u. Rüge. — muß sie theilweise anerkennen, werde sie jedenfalls befolgen und die Stelle streichen, obzwar, ich gestehe es offen, sie mir dennoch aus der Seele geschrieben bleibt, aber jedenfalls zu jenen Dingen gehört, die man wohl fühlen kann, aber nicht aussprechen darf! Sie müssen nicht vergessen, lieber Doctor, daß ich einem Lande angehöre in dem noch manche Stoffe aus der alten Hussitenzeit übrig geblieben sind. Ich bleibe dabey, wäre es in meiner Macht, läge die Aula im Schutt, und der leere Platz hieße der „Schandplatz“ auf ewige Zeiten!

Ich habe Mailand brennen sehen, manchen Jammerszenen in Ungarn beigewohnt, und gewiß, mit blutendem Herzen — Wien aber, das Schandnest, mit seinen ebenso niederträchtigen als stupiden Bewohnern, gehört in eine ganz andere Kategorie. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Bevölkerung von einer halben Million welche sich von einigen hergelaufenen fremden Schwätzern zum Treubruch und Undank sogar gegen sein eigenes Interesse verleiten läßt, verdient keine Schonung noch Mitleid! Daß Feldmarschall Fürst Windischgrätz, dieser wahrhaft große Mann, dem erst die Geschichte seinen wahren Platz als Held und Mensch anweisen wird, anders dachte, daß Er den Befehl gab, die Brandröhren in den Wurfgeschossen zu verkürzen, welches das Bombardement mehr zu einer Art Schreck-Feuerwerk verwandelte, daß Er zur Mäßigung auf das Ernsthafteste und Nachdrücklichste seine Unterbefehlshaber ermahnte, das bezeichnet in ihm das durch den Tod seines hingeschlachteten edlen geliebten „Weibes“ (wie der Studenten-Senior bei dieser Gelegenheit sich ausdrückt) geläuterte Gemüth! Er wollte nicht ihren Schatten durch rohes und unchristliches persönliches Rachegelüst verletzen, und beschränkte jene Gewaltmaßregeln auf das, was er thun zu müssen glaubte, sorgsam jedes Überflüssige vermeidend! — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mußte mich doch aussprechen, so sehr ich mir auch das Gegentheil vorgenommen hatte aber was das Drucken lassen anbetrifft, haben Sie, verehrter Freund, tausendfach Recht mit Ihrer freundschaftlichen und ernst gemeinten Warnung die ich auch in ihrem vollen Werthe dankbar beherzige.

Ihr ergebener

Landsknecht.

Wien. 31. July 54.

Verehrtester Herr Doctor und Freund!

Den richtigen Empfang Ihres schätzbaren Schreibens vom 26. beeile ich mich dankbar zu bestättigen. Daß Sie bereits mit Gattin und der lieben kleinen

„Schlimmen“ in Marienbad glücklich angelangt sind, wußte ich schon, da mir auf meine Anfrage in Ihrer Wohnung schon dieser Bescheid zugekommen war. Die günstige Wirkung dieses Bades, sowie die dort herrschende Langeweile ist mir seit Jahren aus Erfahrung bekannt. Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen daher so viel als möglich vom ersten und so wenig als möglich vom zweiten Artikel. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich wäre undankbar gegen das gute Marienbad, wenn ich es nicht über den grünen Klee loben würde, da ich sowohl als mein guter Bruder dieser Brunnencur unsere Wiederherstellung verdanken. Nur möge Ihnen der Himmel gutes Wetter verleihen! Schlechtes Wetter in der Länge vermag Einen wirklich in Verzweiflung zu versetzen! —

Für Ihre gütige und freundliche Aufmerksamkeit, welcher Sie meine opuscula gewürdigt haben, und für die Nachsicht mit welcher Sie dieselben beurtheilen, bin ich Ihnen, werthester Doctor, recht herzlich dankbar. Wenn Sie wieder zurückkommen wollen wir darüber mehr sprechen. Allerdings geht mir der moralische Muth ab, mit der Feder so mit meiner Persönlichkeit einzustehn, wie ich es wohl mit dem Degen zu thun gewohnt wäre. Aber ich gestehe Ihnen daß bei dem jetzigen Geist und Zustand unserer deutschen Presse die Kothfladen welche einem in das Gesicht geworfen werden, beinahe mehr entmuthigen und zurückschrecken als gehacktes Bley! Ich habe Wochen lang mit Giovanni B., Redacteur der Opinione, polemisirt, aber es war ein ehrenhafter Gegner, man beschmutzte sich nicht, wenn man ihn anfaßte! Gestehen Sie mir daß ich einen solchen, zumal in der Journalistik, dießseits der Alpen, umsonst suchen würde. Leider duftet unsere Literatur sehr vorherrschend nach Knoblauch! und mit derley Gewürzen habe ich nicht gern zu thun. Wohl aber giebt es Gelegenheiten wo ich es für Pflicht halte mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge zu halten, wenn man hoffen kann damit nützen zu können. Ihr Rath, lieber Doctor, und Ihre Ansicht ist mir in diesem Bezug allerdings maßgebend, und es wird sich noch Veranlassung genug finden diesen Gegenstand zu besprechen.

Morgen schwimme ich die Donau aufwärts — Salzburg und den Bergen zu auf welchen noch kein Steinkohlendampf die helle Sonne und die lieben Sterne verdunkelt. Ich sehne mich wieder nach frischer Luft und mir liegt dieses Miasma von menschlichen Excrementen, ich meine mehr die geistigen als physischen Bestandtheile derselben, auf der Brust! —

Friedrich Fürst Schwarzenberg.

Marienbad 19. July 55.

Verehrtester Freund!

Sehr angenehm hat mich der Empfang Ihres freundlichen Schreibens vom 12. d. M. überrascht, als ein Beweis Ihrer gütigen Erinnerung. Leider entnehme ich aus demselben, daß manche trübe Wolke während dieser Zeit an

Ihrer und Ihrer lieben Gattin Lebenshorizonte vorübergezogen ist. Es ist nun einmal nicht anders in der Saison, in welche wir Eintagsfliegen nun einmal gefallen sind. Um so mehr muß man sich an den wenigen Sonnenstrahlen erquicken welche in dieser herbstlichen Zeit uns bescheert sind! Ich freue mich Sie und die Ihrigen in Gmunden zu wissen. War mir stets ein lieber Ort, mit seinem blauen, tiefen See, seinem ernsten Traunstein und seinen fröhlichen Bewohnern. Jetzt sind mir zu viel Leute da herum, Uniformen, Lakayen, Dampfgequiek, Zeitungen, Visitkarten und sonstige odiosa welche mich stören.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich sitze hier im Wasser. Wasser von Oben, Wasser von Unten, Wasser von Außen, Wasser von Innen. Ich kann mir statt einem Fegfeuer ein Fegwasser, worin man alle Sünden abbüßt, deutlich vorstellen! Ich absorbire täglich eine Quantität Flüssigkeit, welche genügend wäre die versteinerte Leber eines vorsündfluthlichen Mastodonten auszuschwemmen! Hoffe daß es etwas nützen wird. Die Gesellschaft hier ganz analog zu der Cur. Wasser die Fülle, Spiritus = 0. Das Ärgste ist daß viele Bekannte da sind, denen kann man nicht aus dem Wege gehn.

Mit erstem August ist meine Prüfungszeit vorüber. Hoffe daher, wenn Nichts Besonderes geschieht, die ersten Tage August nach Salzburg zu kommen. Ist es nur einigermaaßen möglich, suche ich Sie in Gmunden auf und schleppe Euch weiter. Gott befohlen. Er erfreue und erquicke Sie und die Ihrigen und gebe Euch Sonne, Licht und Freude! Der

Landsknecht.

Hebbel an Ludwig August Frankl.

Verehrtester Freund!

Was soll ich Ihnen auf Ihre gütige Zuschrift antworten? Wie soll ich Ihnen meinen Dank für Ihr köstliches Geschenk ausdrücken? Ich will mich mit Rührung daran erinnern, wie die Zeit im Menschenleben Alles ausgleicht. In meiner Jugend wurde mein Geburtstag dadurch gefeiert, daß ich am 18. März von meinem Vater keine Schläge erhielt; wenn ich sie verdiente, bekam ich sie am nächsten Morgen. Jetzt wenden mir die Götter Wein vom Olymp zu, und doch dürften noch die Prügel eher am Platze seyn! Die Situation Ihrer Frau Gemalin, der ich mich auf's herzlichste zu empfehlen bitte, hat uns abgehalten, sie zu ersuchen, den heutigen Abend bei uns zuzubringen. Dürften wir es wagen, so würden Sie uns die größte Freude machen, wenn Sie auch nur auf eine Stunde kämen; Titi tritt in einem von mir — zu meiner Ueberraschung! gedichteten Drama*) als Schauspielerin auf; Anfang präcise $^1/_2$8 Uhr.

Von Herzen

Ihr

18. März 1856. Fr. Hebbel.

---

*) „Verkleidungen“. Ein Lustspiel in zwei Aufzügen von Friedrich Hebbel. Gedruckt in den „Dichter-Stimmen aus Österreich-Ungarn“; 1877, I. Jahrg., Nr. 8. — Christine

Lieber Freund!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen meinen Dank für die Mittheilung Ihres jüngsten Gedichtes später ausspreche, als es mein Wunsch und Wille war. Ich bedarf zum Lesen der Stimmung, wie zum Schreiben, und bei dem schlechten Wetter, das hier lange herrschte, war ich höchstens der Beschreibung des Salzkammergutes von Mathias Koch gewachsen, die mich diesmal nach Gmunden begleitet hat. Erst am Oster-Sonntag, der mir endlich die Spitzen des Höllengebirges vergoldet zeigte, habe ich mich früh Morgens mit Ihrem „Primator" unter einen meiner Apfelbäume setzen und ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen können.

Sie erinnern sich vielleicht noch, wie sehr der Stoff, den Sie diesmal behandelt haben, mich gleich ergriff, als Sie ihn mir vor Jahren erzählten. Das seltsame Ineinanderspielen des phantastischen und realen Elementes mußte den Künstler herausfordern, und die durch die Natur des Gegenstandes deutlich verzeichnete Aufgabe bestand darin, das Eine durch das Andere zu zügeln. Es wäre ebenso verfehlt gewesen, die Fabel in die Nebelregion des Traumes, mit dem sie, wie das meiste Alt-Jüdische, nahe verwandt ist, ganz hinauf zu rücken, als sie in die hell- und grellbeleuchtete historische Sphäre, der sie in ihrer letzten Wurzel doch auch angehört, hinab zu drücken. Das schließt sie auch vom Drama aus, dem ich anfangs sehr geneigt war, sie zuzureihen, denn dieses bedarf strenger Gegensätze, die hier durchaus nicht hervortreten dürfen, wenn der Eindruck ein ästhetischer bleiben soll. Die von Ihnen gewählte Form der poetischen Erzählung war daher die rechte, ja die einzige; höchstens könnte auch noch die Novelle ihrerseits eine Lösung versuchen. Wenn ich mich nun über die Grundbedingung der Behandlung nicht irre, so haben Sie Ihrem Stoff im Hauptpunkte vollkommen genügt, und das ist Ihnen dadurch gelungen, daß Sie sich im „Banket" zur Herbeiführung der Tauffscene ausschließlich der psychologischen, rein menschlichen Motive bedienten und mit großer, künstlerischer Weisheit die streng religiösen, die Ihnen die Entscheidung für eine der beiden Arten des Anthropomorphismus abgedrängt hätten, ausschlossen. Ihr Gedicht ist so wenig jüdisch als christlich, der Leser bleibt frei und braucht keine der fixen Ideen, die den Helden und seine Widersacher bewegen, zu theilen, um es zu genießen, was er z. B. bei der Divina commedia muß, ich möchte es darum an die Spitze aller Ihrer Arbeiten stellen, und gratulire Ihnen von Herzen zu dieser schönen Objectivität. Bei so vollständiger Uebereinstimmung im Ganzen und Großen widerstrebt es mir, zum Detail hinabzusteigen, weil man hiebei immer Gefahr läuft, individuelle Neigungen und Nöthigungen der eigenen Natur mit allgemeinen Forderungen und begründeten Kunstgesetzen zu verwechseln. Doch muß ich es noch für einen äußerst glücklichen Gedanken erklären, daß Sie Ihren Verräther zum Renegaten erhoben haben, der die That nicht um Gold und Goldeswerth begeht, wie Sie Anfangs beabsichtigten, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht,

---

Hebbel's Töchterchen, damals 8 Jahr alt, bat den Vater, er möge ihr doch auch einmal ein Stück schreiben, damit sie ihn damit überraschen könne. Lächelnd gewährte Hebbel diesen Wunsch, und zum Geburtstag des Dichters, 18. März 1858, fand die „Überraschung" auf dem improvisirten Haustheater statt.

sondern weil er es nicht erträgt, daß ein anderer im leichten Spiel gewinnen soll, was ihn die ungeheuersten Opfer gekostet hat. Ob es dagegen nicht besser wäre, wenn der Vater die Rache mit eigener Hand vollzöge und sich des Feuers nur später als eines Deckmantels bediente, gebe ich Ihnen zu erwägen. Der Vers stört mich zuweilen, namentlich durch ein gewisses Ausrutschen in die Kürze oder Abgleiten ins Kurze ohne ersichtlichen Gewinn für den Wohllaut. Dasselbe ist bei einigen Bildern der Fall, z. B. wo Sie den Schläfer mit einer murmelnden Quelle, einem summenden Bienenkorb vergleichen, während ich in der Anfangsstrophe kurz vorher die Schilderung der Uhr mit dem vorspringenden Tod, der die Sense schwingt, höchst vortrefflich finde.

Meine Frau hat Ihr Gedicht mit gleichem Interesse gelesen, wie ich.

Gmunden (Ohne Datum).

Verehrtester Freund!

Mit dem größten Vergnügen werden wir Ihrer gütigen Einladung für Samstag folgen; meine Frau ist unbeschäftigt, und ich stehe, wie Sie wissen, immer müßig am Markt und harre, ob mich Jemand dingen will. Was den weiteren Inhalt Ihres Briefes anlangt, so mögte ich Ihnen fast mit den Worten meines Rüdeger antworten:

„Muß ich die Rolle jenes Narren spielen,
Dem eine Krone auf den Scheitel fiel,
Und der gen Himmel rief: Ich nehm' sie an!"

Im Ernst brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß es mir in gleichem Maße zur Ehre wie zur Freude gereichen wird, wenn Sie unserem vieljährigen freundschaftlichen Verhältniß an einem so schönen Ort ein kleines Denkmal setzen wollen. Der Zufall wollte, daß ich mich gerade in der letzten Zeit mit Ihrem „Helden- und Liederbuch" viel beschäftigte. Ich suchte gestern für meine Tochter ein passendes Gedicht zum Auswendiglernen heraus. Sie hat mir nun auf Sonntag Morgen „Die Lampen" zu liefern.

Verehrtester Freund!

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief und das beigegebene Geschenk. Ihre Bemerkung über den Stammbaum der Musen ist so wahr als geistreich; man braucht nur an den alten Goethe und seine letzten Productionen zu denken, um sie bestätigt zu finden. Ein Gegengeschenk kann ich Ihnen nicht machen. Die mir immer feindliche Sommersonne hat mein Gehirn verzehrt, und sogar die Hand zittert und fliegt mir, obgleich sie eben erst durch mein Eichkätzchen geleckt worden ist und also gewiß würdig wäre, etwas Poetisches niederzuschreiben. Daher nur ganz trocken und bündig, wie bei einer Kalender-Notiz: ist das Wetter gut, wie ich bei seiner bisherigen Beständigkeit hoffen mögte, so fahren wir präcise neun Uhr von der Freiung ab; ist es aber schlecht, so treffen wir zu Mittag in Heiligenstadt bei Ihnen ein!

V. H., den 24. Mai 1860.

Ludwig August Frankl an Hebbel.

Hochverehrter Freund!

Es ist ein schöner Zufall, daß ich just an Ihrem Geburtstage zu einem halben Dutzend Flaschen mit Rusterwein vom J. 1848 gelange.

Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen redlich theile und Ihnen eine „Trilogie“ voll flüssigen rothen Donaugoldes schicke; es soll eben so echt sein, wie der in den Rhein versenkte Nibelungenhort. Von ihm trank schon der in Ungarn geborene Dichter und Zauberer Klingsor.

Möge er Ihnen und Ihrer „schöneren Apfelseite“ munden. Tina darf auch ein Gläschen bekommen.

An Hebbels Geburtstag 1862. Frankl.

Hebbel an Ludwig August Frankl.

Lieber Freund!

Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen erst jetzt das bewußte Exemplar schicke*). Ich hatte keines mehr, wie wir auf der Hohen Warte beisammen waren, und mußte erst nach Hamburg um Nachschuß schreiben. Vorgestern erhielt ich denn in Gnaden eine Anweisung, daß mir in der Druckerei von den vorräthigen 2000 noch weitere 6 ausgefolgt werden dürften, und eins von diesen stellt sich nun bei Ihnen ein. Wie ich Ihnen schon mündlich sagte, wäre es mir sehr lieb, wenn Zeit und Stimmung Ihnen gestatteten, mein Stück einer kritischen Revision zu unterziehen. Ich erinnere mich von der Agnes Bernauer und dem Gyges her, daß Sie in Bezug auf meine dramatische Methode Manches auf dem Herzen haben, zu dessen Mittheilung Sie nie gelangten, obgleich Sie mir es in Aussicht stellten. Wäre jetzt nicht der Moment dazu? Ich habe meinen größten, vielleicht letzten, Zahltag hinter mir und mögte wissen, wie viel ich noch schuldig bin; von einem billigen Gläubiger natürlich.

Wien, den 13. May 1862.

Lieber Freund!

Sie erboten sich freundlich, mir nach London eine Adresse mit auf den Weg zu geben, ich gehe nun wirklich, und zwar am nächsten Montag, obgleich es nicht nöthig scheint, in England dramatische Dichter einzuführen, da das Land bis Weltuntergang versorgt ist. Darf ich Sie denn um Ihre gütige Empfehlung bitten? Ich geh' allein und kann, vom Lesen abgesehen, kein Wort Englisch, doch treffe ich drüben den Hofrath Marschall aus Weimar, einen geborenen Engländer, auf dessen Wink ich eigentlich aufsitze, weil ich sonst schwerlich die Courage gehabt hätte. Mit den besten Grüßen . . .

27. Mai 1862.

*) Nibelungen.

Lieber Freund!

Kurz vor meiner Abreise schrieb ich über Ihre vortrefflichen Beiträge zur neuesten Geschichte Oesterreichs*), an Campe. Gestern erhielt ich seine Antwort; sie lautet: „In Ihrem Schreiben vom 15. Mai sagten Sie, Frankl habe ein vortreffliches Buch über Personen und vormärzliche Zustände u. s. w. Allerdings paßt das Buch für meinen Verlag, wenn es gut ist, so gut, wie Sie mir sagen". Er bittet Sie also, ihm Ihr Manuscript zur Kenntnißnahme zu übersenden, und wenn ich mir erlauben darf, einen Rath hinzuzufügen, so ist es der, in Bezug auf das Honorar meinem Beispiele zu folgen und die Firma selbst ziemlich hoch anzuschlagen. Trauen Sie hierin meinen Erfahrungen; man ahnt es in der poetischen Unschuld der ersten Jahre nicht, wie viel davon abhängt, welcher Socius bei den Musenkindern zu Gevatter steht, und muß es oft das ganze Leben hindurch büßen.

Meine Frau macht mir Hoffnung, daß Sie auf einige Tage in unsere Berge kommen werden; ich schreibe Ihnen daher nichts von den Abenteuern meiner englischen Reise, bis auf das Eine, daß ich einen alten Freund wiedergewonnen, oder, da ich ihn nie verloren hatte, wieder gesehen und in nichts verändert gefunden habe, ausgenommen zu seinem höchsten Vortheil. Ich meine Sigmund Engländer, den arg verleumdeten, gewiß auch oft unvorsichtigen und hie und da, in früherer Zeit, verrückten, für den ich aber unbedingt die Hand ins Feuer lege, und den ich nicht bloß mir, sondern auch der Literatur gerettet zu haben hoffe. Denn er bedurfte, auf ein Telegraphen-Büreau verschlagen, nur des äußeren Anstoßes, um sich wieder geistig zu ergießen, und es ist mir in den drei Wochen meiner Rückkunft bereits gelungen, ihm für ein Werk, das er projectirt, einen Verleger zu verschaffen. Ich bin überzeugt, daß Sie meine Freude theilen; was müßte man von sich selbst denken, wenn man Jahre lang mit einem Menschen verkehrte, und sich doch über seinen sittlichen Kern täuschen könnte, und Sie standen ja auch mit ihm in innigen Beziehungen. Doch über dieß Alles spricht sich's besser mündlich; also auf Wiedersehen!

Orth bei Gmunden den 29. July 1862.

Ludwig August Frankl an Hebbel.

Wien 31. Juli 1862.

Hochverehrter Freund!

Ein unbedeutender Zufall hinderte, daß ich nicht am 5. d. M. mit dem Vergügungszuge Ihrer und Ihrer verehrten Frau so freundlichen Einladung nach Gmunden folgte.

Ich muß diesen Zufall, so unwillig er mich stimmte, jetzt segnen.

Damals war meine Familie noch eine glückliche, so glücklich, daß ich mit fast mathematischer Bestimmtheit eine Reaction voraussagte.

*) „Aus halbvergangener Zeit".

Wäre ich damals abgereiset, ich hätte in Ihrem Kreise schöne Tage gelebt und wäre just am 8. d. M. zurückgekommen, um meinen ältesten Knaben Egon auf dem Leichenbrette zu finden! Dieses Plötzliche, Unerwartete, hätte mich lähmen müssen. So habe ich doch den Trost, meiner Frau, die sich als Wöchnerin noch sehr schwach fühlte, beigestanden und das Kind — es war so schön und geistig entwickelt — im Sterben gesehen zu haben. Heute noch gesund, war es in 24 Stunden todt. Der vielleicht entsetzlichste, der Erstickungstod durch häutige Breune, raffte es hin!

Wir sind innerlichst vernichtet, der Tod hat uns mit berührt.

Jetzt weiß ich was es heißt: „Das soll man seinem ärgsten Feinde nicht wünschen".

Ich hatte mit mir selbst zu ringen und mußte die Mutter des Kinds aufrecht halten. Ich fürchtete daß sie, schwach und kaum genesen wie sie war, das Unglück nicht überdauert.

Jetzt ist sie mit dem zweiten Knaben bei meiner Schwester in Böhmen, dann für einige Tage bei ihrer Mutter in Prag, um mir nach Teplitz vorauszugehen, wo ich zwischen dem 10. u. 15. d. M. selbst eintreffen will.

Ich bin jetzt ganz allein mit dem jüngsten 6 Wochen alten Kinde, der ich noch vor Kurzem so reich umgeben war. Meine Existenz ist zerrissen und ich fühle mich schrecklich verarmt.

Haben Sie Mitleid mit uns! Verzeihen Sie mir zugleich diese traurige Mittheilung in Ihre heiter schöne Welt, in den glücklichen Kreis Ihres Hauses. Möge ihm jeder Schmerz ferne bleiben!

Ihre Mittheilung wegen der durch Ihre Güte veranlaßten Absicht Campe's hat mich eben so sehr überrascht, als mich Ihre fördernde Theilnahme dankbarst gerührt hat. Ich kann jetzt nichts beschließen, nichts ordnen. Auch bedarf ich Ihres maßgebenden liter. Rathes, den ich mir erbitten werde und so muß ich leider das Ganze bis zu meiner Rückkehr, die gegen Ende Sptmbr. erfolgt, weil ich auch nach Karlsbad muß, auf sich beruhen lassen.

Wenn Sie ohnehin mittlerweile an Campe schreiben bitte ich inständigst ihm das momentane Hinderniß gütigst zu markiren.

Durch freundlichst wiederholte Aufforderung Ihrer Frau, der ich meine verehrungsvollste Huldigung auszudrücken bitte, ermuthigt schließe ich ein Gedicht: „Der Rabbi und der Tod" bei; sie wünschte es zu besitzen.

Wie freue ich mich Sie wiederzusehen, wie sehr würde ein Wort von Ihnen uns trösten, selbst da, wo es keinen Trost giebt.

Ich schrieb für den kleinen Grabstein:

Seiner Eltern Glück
Einen Augenblick;
Ihre Trauer
Für des Lebens ganze Dauer.

und

Ein kaum erwachter schon verhauchter Geist —
Ein Zeiger dieser Stein der stumm die Richtung weis't.

Hebbel an Ludwig August Frankl.

(Ohne Datum.)

Lieber Freund!

An einem Sonntag Abend, im Winter des Jahres 1847, saß ich mit meiner Frau beisammen; es war zwischen 7 und 8 Uhr. Die Magd brachte uns das Kind, es war lustig und vergnügt und aß unter unseren Augen seine Nachtkost. Die Magd entfernte sich wieder mit dem kleinen Emil und legte ihn zu Bett; eine Weile darauf meldete sie uns, er sei unruhig, und noch vor 11 Uhr lag er mit blauem Gesicht, von den Fraisen hinweggerafft, todt in seinem Kissen. Ich kenne Ihren Schmerz, ich theile ihn und bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie ihn gegen mich ausgesprochen haben. Nichts Verächtlicheres in meinen Augen, als das feige eigensüchtige Sichwegdrücken der „guten Kameraden“, die zu „stören“ fürchten, wenn der Mensch mit allem Schauder der Welt, mit Tod und Teufel allein ist und jede Fliege, die an ihm vorüberschwirrt, mit den Blicken verfolgt, um nur nicht zu erliegen. Damals machte ich die Bekanntschaft dieser zarten Gemüther, die das Zersprengen des Brustkastens nicht zu riskiren wagen und zu Hause bleiben, obgleich sie Thür an Thür mit uns wohnen, in meiner eigenen Familie, und mußte Denjenigen, der mir die bitteren Gänge zu Tischler und Todtengräber abnahm und die Leiche mit mir zum Kirchhof begleitete, wegen „Versäumniß“ mit baarem Gelde entschädigen. Aber freilich, was hilft alle Theilnahme, die nicht unmittelbar durch Zerstreuung und Hinwegräumung des scheußlichen Nebenbei, das ein Todesfall mit sich zu führen pflegt, eingreifen kann? Aus diesem finsteren Abgrund bringt keiner der unfreiwilligen Taucher etwas herauf, als, wenn es gut geht, sich selbst, und höchstens einen neuen Commentar zu einem furchtbaren Wort in „Macbeth“: „Die Erde hat Blasen wie das Wasser, und wir gehören dazu!“ Ja wohl, ja wohl! Ich erhielt Ihren Brief gestern Nachmittag, allerdings an einem sehr schönen Tage voll Himmelblau und Sonnengold. Meine Frau fragte natürlich gleich, was Sie schrieben; ich sagte blos: „Er kömmt nicht auf unsere Einladung!“ und ging auf der Stelle fort. Erst heute Morgens habe ich ihr's mitgetheilt, nun hat sie doch den ganzen Tag vor sich, um damit fertig zu werden. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie es sie erschüttert hat; es giebt wenig Seelen, in denen Freundes Leid und eigenes so zusammenfließen, wie in der ihrigen. Für mich gehört es in Gmunden zu den größten Freuden, den Fuß des Traunsteins zu besuchen; ich hatte mir es diesmal bis zu Ihrer Ankunft aufgespart und bin nun gestern allein gegangen. Dort, an der kolossalen Zeh, die der Riese in den See hinausschiebt, in tiefster Einsamkeit habe ich Ihren Brief noch einmal gelesen und bin bis Sonnenuntergang sitzen geblieben. Der einzige Gewinn, den man von so ungeheueren Erfahrungen hat, besteht darin, daß man es mit dem Bagatell des Lebens leichter nimmt und den alten Sam. Johnson begreift, der seinem Freunde Goldschmidt einmal zurief: „Theurer Sir, was schadet es einem Menschen, wenn man ihn Holofernes nennt!“ Ob dieser Gewinn aber nicht auf einem Verlust beruht, ist eine andere Frage. Die Hand

läßt fahren, um wieder zu ergreifen, aber das Herz schließt sich zu, und so kann gar wohl Schwäche sein, was Stärke scheint.

Daß Sie Ihre Frau Gemalin sogleich fortgeschickt haben und ihr allernächstens folgen, ist sehr gut; es giebt kein besseres Mittel, sich der hohlen, fruchtlosen Selbstqual, der sie sich Beide nicht hingeben dürfen, nach und nach zu entziehen.

„Eh Du's noch recht beweinen kannst,
Bist Du schon selbst dahin!"

Meine Frau dankt Ihnen für Ihr Gedicht, das ich ihr auch erst heute eingehändigt habe; es gehört zu Ihrem Allerbesten, nur die zwei gleichen Reime im neunten Vers müssen Sie noch ändern. Auch die Grabschrift für Ihr Kind ist schmerzlich-schön und so weit religiös, als ich es mag, denn der Urgrund aller Religion, die ängstliche große Frage nach dem Woher und Wohin, die der flache Rationalismus auch tilgen möchte, wird der Mensch nimmer los, nur in etwas Positives, das wohl mehr als Poesie sein will, muß er sie nicht umsetzen.

Campe werde ich sogleich benachrichtigen, und da es sich um ein Werk von bleibendem Werth, um Ihre Erinnerungen „Aus halbvergangener Zeit" handelt, nicht um ein flüchtiges Modeprodukt, so ist keinerlei Gefahr im Verzuge. — —

Hebbel an Ludwig August Frankl.

Verehrtester Freund!

Für welch einen undankbaren Menschen müssen Sie mich halten! Sie müssen glauben, daß ich, wie ein katholischer Klingelbeutel oder ein protestantisches Kirchenbecken, ein echtes Goldstück einstecke, wie einen Kupfer-Kreuzer. Nein, so steht es nicht mit mir. Erst gestern hörte ich von Ihrem schönen Wort über meinen fünfzigsten Geburtstag; erst heute, in dieser Stunde, habe ich es, durch meinen jungen Freund Victor Stern, zu Gesicht bekommen. Ich bin nämlich noch immer krank, gehe mit einem steifen Rücken und Seitenstichen herum und habe einen Kopf, wie ein Vogel-Nest, das bereits von der letzten Brut verlassen ist und das der nächste Windstoß herunter fegt. Da sehe und erfahre ich nichts, und habe auch nicht das Recht, etwas von mir sehen zu lassen. Hoffentlich ist dieser Zustand nur das Angebinde einer äußerst hartnäckigen Grippe, und nicht des zurückgelegten halben Jahrhunderts, wird also einem besseren wieder Platz machen. Dann werde ich Ihnen mündlich sagen, wie tief mich Ihre freundschaftliche Theilnahme gerührt hat; bis dahin nehmen Sie mit einem schriftlichen Ausdruck herzlichsten Dankes vorlieb.

Montag d. 7. April 1863.

Braun von Braunthal an Hebbel.

Verehrter!

Unser Gespräch von gestern hat einen Eindruck in meiner Seele zurückgelassen, den nichts vertilgen wird. Es war eine Art Palingenesie für mich.

Gewiß, dieser Augenblick — der eine Stunde gewährt — wird seine guten Folgen haben; für Sie, für mich. Gibt es Sternschnuppen, Kometen, Satelliten, Planeten — so existiren auch Fixsterne, und die herrlichsten aus diesen sind die Doppelsonnen, die, sich selbst gehörend, um sich selbst ihre Bahnen beschreiben und — keiner Planeten bedürfen, um ein — System zu bilden: sie sind das Urbild aller Systeme, Eros—Anteros.

Sie — sollen, durch mich, erfahren, wie schreiend unrecht von mancher Seite geschehen Ihnen, dem Dramatiker; unrecht in Lob und Tadel. Sie müssen sich durch Beides oft sehr verletzt gefühlt haben, durch Lob für den Detail-, durch Tadel für den Großhandel Ihres weltumsegelnden Geistes.

Sie erinnerten mich gestern an mich — als Dramatiker; es geschah mir dadurch wol und weh, Beides in hohem Grade.

Hier haben Sie nun mein Lustspiel: „Nur der Lebende hat recht“ mit einem Briefe Dingelstedt's darüber, und mein romantisches Drama: „Don Juan“ — ohne alles Beiwort.

Nächstens bin ich bei Ihnen.

Ihr

(Ohne Datum.) Braunthal.

Bei Aufsuchung des D.schen Briefes stieß ich auf einen Lenau's an mich; er folgt hierbei, zur Erinnerung an Tage, die — nicht mehr sind.

„Das Ende der Welt“ ist zwar nicht mein letztes Wort, aber — so viel ich selbst weiß — bis nun mein stärkstes.

Den Gedanken dazu erfaßte ich im Jahre 1835 und theilte ihn Lenau mit. Er wollte, von der Idee ergriffen, demselben in Gemeinschaft mit mir Form geben; doch nahmen ihn andere Stoffe in Anspruch. Ich machte mich an die Ausführung im Jahre 1839; in Paris schrieb ich den ersten Gesang. Reisen, Arbeiten u. s. w. zogen mich lange davon wieder ab; im J. 1848 vollendete ich das Gedicht.

Ihr

hochachtungsvoll ergebenster

Wien, 6. 2. 54. Braunthal.

An

Friedrich Hebbel.

Indem ich Ihnen hiermit ein Exemplar des 9. Heftes vom „Haus- und Familienbuch“ übersende, worin die autokritische oder doch autokratische Studie „Friedrich Hebbel“ enthalten, richte ich ein Wort an Sie, dessen Beherzigung Ihnen nicht zum Nachtheil gereichen wird.

Sie befinden sich, meiner innersten Überzeugung nach, auf schlimmem Wege: er führt zum Wahnsinn. Lenken Sie nicht bald ab, so sind Sie ein verlorner Mann. Die Art Selbstschau, welche Sie fast ohne Unterbrechung zu halten

pflegen, artet nachgerade in geistige Selbstbefleckung aus, der, wie der körperlichen, Stumpfsinn folgen muß.

Fassen, — retten Sie sich, solang es noch Zeit! Gleichwie es Ihrer Schrift an den verbindenden Haarstrichen fehlt, ebenso mangelt es Ihren glänzenden Eigenschaften an Zusammenhang, an richtiger Wechselbedingung: in der Werkstätte Ihres Organismus herrscht Anarchie sondergleichen, die Facultäten machen, jede für sich, was eben beliebt, ohne innere Nothwendigkeit, ohne höheren Impuls.

Was ich, vor vielen Jahren schon, von Gutzkow gesagt, gilt auch von Ihnen, und vielleicht noch mehr:

„Hast zum Dichter Alles, Alles, Alles was der Dichter braucht,
Bis auf ein ganz kleines Etwas, das kein Gott Dir eingehaucht,
Und das mehr werth als Alles, was des Denkers Geist erschafft,
Und das ähnlich ist, sehr ähnlich — erster Liebe Zauberkraft."

Es fehlt Ihnen, vor allem, das Princip der Liebe. Was Ihnen Natur an Kraft zu lieben gegeben haben mag, vergeudeten Sie an sich selbst. Daher kommt es, daß alle Ihre Dichtungen kalt lassen; es mangelt ihnen allen eben das kleine „Etwas" . . . .

Durch der Betrachtung Friedhof lenkt
Der Dichter sinnend seine Schritte:
Steh Wandrer! lautet rings die Bitte
Des Lebens, von der Zeit versenkt:

Halt an, o Wanderer, und lies!
Geboren so — und so gestorben —
Verloren dies — und das erworben —
Des Guten denk'; was schlimm, vergiß!

Das ist die Sprache, so da spricht
Der Engel, seine Fackel senkend;
Der Dichter, weise dies bedenkend,
Belächelt solche Weisung nicht.

Und zieht es ihn, den Forscher dann
Vom Friedhof fort zum Weltgerichte
Der Zeitbeherrscherin Weltgeschichte,
Er fühlt auch da der Liebe Bann:

Den ewigen Bann, der uns umringt
Und uns durchdringt mit Daseinswonne,
Der den Planeten um die Sonne,
Den Falter um die Rose schwingt.

Selbst wo er zürnen, richten muß,
Durchdonnert — wie in Hochgewittern
Natur noch segnend macht erzittern —
Die Menschenbrust der Genius.

Wie stellst Du Dich im Friedhof ein?
Mit einer Wehmut-, Mitleidsthräne?
Du suchst Cadaver als Hiäne
Und wühlst Dich in Verwesung ein.

Was ist Dir Gott? Ist's die Natur,
Die immer liebt? Ist's der Gedanke,
Der — ohne Liebe immer kranke? —
Die Kraft, die wieder Liebe nur?

Hast deine Sendung Du bedacht? . . .
Du hast — an Gott ein böser Zahler —
Als niedrer niederländischer Maler
Zur Fleischbank seine Welt gemacht!

* * *

Wien, 28. April 1861. Braun von Braunthal.

Kuno Fischer an Hebbel.

Jena d. 29. Decemb. 58. Abends.

Hochverehrter Herr.

Ihren sehr freundlichen und willkommenen Brief vom 25. d. v. M. habe ich mit großer Freude empfangen, und wäre es möglich gewesen, so würde er mein Interesse für die Poesie, die Sie mir mitzutheilen so gütig waren, noch gesteigert haben. Ich habe mit Ungeduld auf den Augenblick gewartet, wo die Bogen, die ich einzeln erhielt (einige doppelt) vollständig beieinander wären, um dann das Ganze mit einem Zuge zu genießen. Wenn ich Ihnen erst heute schreibe, so ist an dieser etwas verspäteten Antwort wenigstens nicht meine Saumseligkeit Schuld, ich benutze einen Moment der Weihnachtspause, auf den ich mich lange gefreut habe; das Semester mit seinen drei Vorlesungen hält mich so fest, daß ich mich kaum außerhalb des Katheders rühren kann, sogar meine Correspondenz, der ich sehr ungern etwas abbreche, habe ich in dieser Zeit vollkommen vernachlässigen müssen.

Um Ihr Gedicht so zu sagen mit unbelegtem Geiste zu genießen, habe ich es in den stillen Frühstunden eines Wintermorgens durchgelesen, und zwar auf einmal, ungetheilt nur dem Gedichte hingegeben. Auch hat mich das Interesse, ich meine das poetische, an dem Gegenstande sowohl als an der künstlerischen Aufgabe und Composition nicht einen Augenblick losgelassen. Das ist freilich kein kritisches Urtheil, aber es ist ein lebendiges Zeugniß, das man dem Gedichte redet, wenn man von ihm eine lebendige Wirkung erfährt, und ein solches Zeugniß wiegt in meinem Sinne doppelt, wenn es von einer epischen Poesie gilt, die von allen Gattungen der Poesie der Gefahr, zu ermüden u. abzuspannen, am meisten ausgesetzt ist. Es sind Stellen in Ihrem Gedicht, die mit dem vollen Zauber idyllischer Poesie auf mich gewirkt haben; dazu nehme ich vor allem die rein idyllischen Töne, die Ihnen in der Schilderung des ländlichen Stilllebens voller Freude und einfach-reichem Lebensglück in hohem Maße gelungen sind. Diese Darstellungen sind durchaus lebensvoll und gesättigt in einem Grade, der poetisch rührt. Sentimental ist Ihr Gedicht nirgends, das ist viel, da die sentimentalen Empfindungen dem Idyll so nahe liegen, und in den meisten Fällen es geradezu machen. Unsre Dorfgeschichten z. Bsp. sind Alles andre eher, nur idyllisch sind sie nicht. Das heißt freilich, sie sind das einzige nicht, was sie poetischer- u. natürlicher Weise sein sollten.

Ein anderer Punkt ist nun derjenige, dessen Sie selbst sehr scharfsinnig in Ihrem Briefe gedacht haben: die Anlage u. Conception des Ganzen. Wie Sie den Knoten geschürzt u. gelöst haben, ist vortrefflich und kann nicht anders sein. Aber daß der Angelpunkt des Gedichtes eben dieser ist! Sie fühlen selbst, daß Sie hier etwas ergriffen haben, das Ihnen schwer gerade so nachempfunden wird, wie Sie selbst es psychologisch u. poetisch empfinden. Ich bin mit der Eigenthümlichkeit Ihrer Muse vertraut genug — wenigstens glaube ich es — um von diesem Punkte nicht überrascht zu sein. Ich verstehe aus Ihrer poetischen Eigenthümlichkeit sehr gut auch diese (unleserlich), die mir ohne diesen Schlüssel vielleicht auch fremd bliebe. Ich will Ihnen ganz sagen, was ich meine, u. Sie sollen

entscheiden, ob ich recht habe oder nicht. Es ist ein Characterzug, der Sie kennzeichnet u. namentlich unter den Dichtern Ihrer Zeitgenossen so bemerkbar und eigenthümlich hervorhebt. Ihre Poesieen sind immer zugleich Probleme. Sie wollen nicht blos einen Stoff darstellen, sei es lyrisch, dramatisch oder episch; Sie wollen zugleich an diesem Stoff eine Aufgabe lösen, eine solche, die noch nicht gelöst ist, an die womöglich noch Niemand gedacht hat. Die Poesie wird bei Ihnen, was dem höheren Mathematiker seine Wissenschaft ist, eine Kunst und ein Instrument Aufgaben zu lösen. Die Ihrigen liegen in der Tiefe des menschlichen Lebens. Die regelmäßigen Lebenswendungen interessiren Sie so wenig, als den Mathematiker, mit dem ich Sie verglichen, die regelmäßigen Körper, die er den Lehrbüchern der Stereometrie überläßt. Aber Sie haben die Kunst, Sich in das Irregulare so hineinzuleben, daß es zuletzt Ihrer Einbildungs-Kraft als das Normale erscheint, und Ihre poetische Kraft geht darauf aus, es so darzustellen. Ich drücke mich absichtlich allgemein aus, weil ich weiß, daß Sie genau wissen, was ich meine, und weil ich etwas Anderes als einen Brief an Sie schreiben müßte, um es zu spezificiren. Sie nehmen und machen Sich selbst die Poesie nicht leicht. Viel weniger leicht, als Sie es von Seiten Ihrer Kraft vermöchten, und was Sie selbst schwer nehmen, wird und muß begreiflicherweise dem Leser noch schwieriger fallen. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber es will mir scheinen, daß Sie mit der Lebensirregularität, die Sie ergreifen, noch psychologisch experimentiren u. sie so lange zuschärfen und verfeinern, bis Sie zu sich selbst sagen: jetzt ist sie einzig in ihrer Art! Und dann lösen Sie daraus das poetische Produkt.

Doch ich merke, daß ich meine Art verlasse und statt an Sie zu schreiben, anfange über Sie zu schreiben. Das letztere habe ich mir ernsthaft vorgenommen, und ist es Ihnen recht, daß ich es in meinem Sinne thue, so wird es mir sehr interessant sein. Doch Zeit muß ich dafür haben. Und am liebsten würde ich Sie im Ganzen nehmen und Ihre Art nach Längen- u Breitegrad am poetischen Globus bestimmen. Die Zeit ist bei mir ein modus imaginandi, d. h. ich muß sie innerlich haben, sie heißt bei mir so viel als Muße, die mir im Augenblick ganz fehlt. — — — — — — — — — — —

Nach Wien habe ich leider nicht kommen können, ich habe die Ferien größtentheils hier zugebracht, ein Ausflug nach Schlesien zu meinem Vater abgerechnet. In diesem Semester lese ich außer der Geschichte der alten und neuen Philosophie auch noch Aesthetik. Daß Ihnen mein Schiller gefallen hat, freut mich sehr. Ich glaube den Punkt gelegentlich getroffen zu haben, in dem unsre dramatische Kunst, was ihre Lebensanschauung betrifft, steht und sich namentlich von den Alten und Shakespeare unterscheidet.

Leben Sie recht wohl.

Ihr herzlich ergebener

K. Fischer.

Eduard Mörike an Hebbel.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich habe Ihre liebe Sendung vom 21. Sept. richtig empfangen u. mich damit gleich in den ersten Wochen anhaltend, mit inniger Hingebung und großem Genusse beschäftigt. Dann aber folgten kranke Tage, und endlich eine Zeit häuslicher Unruhe u. Zerstreuung, die mich — es ist die Wahrheit — zu keinem Athem kommen ließ. Vergönnen Sie mir noch eine kurze Frist zu nochmaliger Lesung, um dann erst meinen Dank wie sichs gebührt zu sagen.

Einstweilen nehmen Sie die beiden Büchlein als bescheidne Gegengabe freundlich auf!

Von Herzen

Ihr

Stuttgart, 12. Nov. 57. Ed. Mörike.

Stuttgart, den 30. Nov. 57.

Es kann mir nicht einfallen, verehrtester Herr und Freund, mit einer auch nur halbwegs vollständigen Beurtheilung Ihrer Gedichte vor Ihnen erscheinen zu wollen. Was Sie jedoch erwarten werden und mir von Anfang gleich ein herzliches Bedürfniß war zu geben, das ist irgend ein Zeugniß, aus welchem einigermaßen erhellte, daß Sie sich in den Händen eines aufmerksamen u. innerlichst theilnehmenden Lesers befinden. Auf beiliegendem Blatte hab ich einen Theil derjenigen Stücke verzeichnet, worin ich Sie vorzüglich zu bewundern fand, oder die mir vor andern lieb geworden sind; auch ein Paar anspruchlose Bemerkungen hinzugefügt, die Sie, wo ich etwa geirrt haben sollte, verzeihen.

Nochmals den besten Dank für das Buch! Es war auch persönlich von großem Interesse für mich, indem es mir das Bild des Mannes, dem ich vorigen Frühling ein Stündchen Aug in Auge gegenüber saß, so vollkommen wie möglich ergänzte. Eine ganz neue Entdeckung war mirs, darin jene verehrte Künstlerin als Ihre Gattin zu finden. So unglaublich schlecht unterrichtet bin ich von gar Vielem was in der weiten Welt passirt. Empfehlen Sie mich schön! Die Kinder haben mich aus dem Geburtstagslied wie halbe Bekannte angelacht.

Bei mir steht es erträglich; ins Wasser bin ich aber noch nicht gar tief hinein! Leben Sie Alle recht wohl!

Beilage.

S. 8. Der junge Schiffer. Die beiden ersten Strophen sind so angenehm, daß sich die leichte Mühe einer Modificirung des Schlusses wohl verlohnen würde. „Da ist mirs nur ums Fahren“: so unbedingt, scheint mir, könnte er nur sprechen, wenn er wirklich in das Schiff gesprungen wäre, u. das Ganze endigt nun mit abgebrochener Spitze.

15. Zu Pferd.

37. **Ein dithmarsischer Bauer.** Insonderheit fällt hier die große Virtuosität der Form recht in die Augen.

56. Schön Hedwig.

62. Der Maler. Das Dämonische oder Magische der Tödtung wird sicher jedem Leser ohne nähere Andeutung klar, („freundlich, mild" ist Ihnen selber schwerlich ganz gern aus der Feder gegangen).

64. Die Spanierin. Ob der Zaubertrank durch einen wundersamen Zufall oder durch Absicht des Ungetreuen (welches letztere nur wahrscheinlich ist) in andere Hände kommt sollte nicht zweifelhaft bleiben.

116. **Nachts.**

136. **Ich und Du.**

137. **Letzter Gruß.**

139. Stanzen an ein Sicil. Schwesternpaar. Str. 5. „Und mag darob auch mancher Busen pochen" — blieb es nicht schöner ungesagt? — das Folgende hat Schwierigkeit. „Wäre diese mir nicht zugesprochen", versteht man nothwendig zuerst von der oben angeredeten Schwester; man corrigirt sich am Ende der Strophe und supponirt die andere; allein auch dann erhellt nicht mehr, in wiefern von einem Ersatze die Rede seyn kann!

142. Das Opfer des Frühlings. Bei diesem reizenden, besonders durch seinen melodischen Fluß anziehenden Gedichte kann ich doch einige Bedenken nicht unterdrücken.

(Str. 7. Das Verhalten der Vögel mag hier nicht völlig naturgemäß seyn, allein dafür wird auch ein Wundertag beschrieben.)

Str. 8. Die Vorstellung des verweilenden Stromes darf man sich nicht vollkommen deutlich machen. Es ist unmöglich, ihn in seinem Fortgang seichter oder gar unterbrochen zu denken, und wenn, so wäre die Anschauung unangenhm, in Betracht der Durstenden peinlich. („Dürste was will" eine kleine Incorrectheit. Weiter oben: „die Wurzeln, die noch steifen", der einzige Makel in der äußern Form dieses Stücks.)

Str. 12. „Und sein Fuß zertritt ihn gar" — für meine Empfindung, die aber gar nicht unfehlbar seyn soll — etwas zu grell. Es drängt sich unvermeidlich die Vorstellung eines schmerzlichen Zornes mit auf, der allerdings an sich sehr gerechtfertigt wäre, nur kaum mit der Idee eines Opfers vereinbar.

Str. 13. „Und ein hastger Blüthenregen". Der Phantasie fällt es schwer, in diesem Effect etwas Anderes als die Wirkung eines Windstoßes zu sehen. Ähnlich in der letzten Str., wo mir jedoch auch ohnedem die absichtliche automatische Gebärde der gebeugten Wipfel nicht wohl gefallen will. Der Götterjüngling könnte allein gar wohl die ganze Natur durch seine Haltung vertreten.

149. Böser Ort.

157. Nachtgefühl. (Die Härte in der 3tletzten Zeile wäre leicht zu verbessern.)

172. **An einen Freund.**

173. **Eine Pflicht.**

179. Adams Opfer.

182. In das Album meiner Frau.

186. **Ein Spaziergang in Paris.** Die eigene, ächt humoristische Mischung des Tons, die Farbe und Composition verleihen diesem gehaltvollen Stücke

einen sonderlichen Reiz. (Nebenbei: der wohl verdiente Treff auf Meyerbeer ist sehr ergötzlich, nur weiß ich nicht, ob der Spaß in Ansehung des Ganzen und der darin herrschenden Stimmung nicht etwas unverhältnißmäßig stark hervorsticht?) (S. 190. Druckf. Paradies.)

194. **Ein Geburtstag auf der Reise.** Ächte Elegie, die mich innig bewegte. Der kräftige antike Hauch gegen den Schluß thut trefflich gut.

204. Proteus.

207. **Erleuchtung.** „In unermeßlich tiefen Stunden" scheint mir zu laut für den Anfang.

245. Winterreise.

254. Gebet.

258. **Meeresleuchten.**

259. **Auf die deutsche Künstlerin.**

261. **Auf die Sixtin.-Madonna.** Gewiß vom höchsten Range. Ein ebenbürtiges Pendant ist Juno Ludovisi unter den Sonetten.

265. **Die Weihe der Nacht.**

277. **Schlafen.** Herrlicher Fund für einen Componisten. Ich weiß einen, der es durch mich erhalten soll.

279. **Natur, du kannst mich nicht vernichten.**

294. Prolog zu Göthes Geb. Feier.

Nun aber nicht weiter in dieser registermäßigen Manier!

Die zunächstfolgenden Sonette gehören großentheils zum Edelsten was die Sammlung aufweist. Jene speculative Sehnsucht, die nicht aufhört und nicht aufhören soll uns zu regieren, hat in diesen Gedichten, wie in mehreren andern vor u. nachher, einen äußerst frappanten u. wahrhaften Ausdruck erhalten. Die Epigramme, durch deren Vorläufer im Schadischen Taschenbuch ich vor Jahr u. Tag erstmals Ihre Bekanntschaft machte, überraschten mich mit einer Menge neuer, überaus guter Sachen. Ein ungerechter Ausfall S. 407. 2. — that mir leid. Aus den Versen allein u. ihrer Ueberschrift würde ich auf die gemeinte Person nicht haben schließen können.

Endlich soll Ihnen noch gestanden seyn, daß mir, zumal von vorneherein, Verschiedenes begegnete, was ich der Sammlung minder würdig halte. Stücke wie: Vorwärts (S. 9) u Nächtliches Echo (18) verdanken aber ihren Platz vielleicht zufälligen Umständen, einer Erinnerung u. dgl. und ich weiß aus eigener Erfahrung, wie partheiisch das macht.

Robert Prutz an Hebbel.

Halle 8.8. 53.

Mit Ihrem freundl. Schreiben vom 22. v. Mts. nebst dem beigeschlossenen Gedicht, Mein werthester Herr u. Freund, haben Sie mir eine große Freude gemacht. Das Letztere habe ich, wie Sie aus der Beilage ersehen, sofort zum Abdruck gebracht und sage ich Ihnen hiemit meinen ganz besonderen Dank dafür. Auch den Brief würde ich sofort beantwortet haben, hätte ich nicht erst Ihre

vermuthliche Rückkehr nach Wien abwarten wollen. Nun, da Sie zweifelsohne zu Ihren Penaten zurückgekehrt sind, nun gestatten Sie auch mir Ihnen meine Freude über unsere persönliche Bekanntschaft auszudrücken; ich bin egoistisch genug zu hoffen, daß dieselbe auch auf unsre literarischen Beziehungen, u. namentlich auf Ihre Theilnahme am „Museum“ nicht ohne günstige Einwirkung bleiben soll. Den Feuchtersleben werde ich mit Vergnügen und so ausführlich, wie der Raum irgend gestatten wird, besprechen; das Buch selbst bitte ich auf Buchhändlerweg an die Addresse von Brockhaus zu schicken. — Die angenehme Aussicht, Sie nächsten Sommer wiederzusehen u. dabei zugleich das Genie Ihrer Frau Gemahlin bewundern zu dürfen, erfreut mich sehr; machen Sie nur ja, daß sie in Erfüllung geht. — Meine mündlich geäußerten Wünsche u. Bitten wegen des „Museums“ erlaube ich mir Ihnen hiemit zu erneuern; besonders durch Nachweisung eines zuverlässigen u. fleißigen Corresp. würden Sie mich ganz ungemein verbinden.

Meine Frau, welche sehr bedauert Sie nur so flüchtig gesehen zu haben, erwiedert Ihren Gruß bestens; ebenso die Herren Schwarz u. Delbrück. Leben Sie wohl, lieber Freund, u. erfreuen Sie recht bald wieder durch einige Zeilen

Ihren

aufrichtig ergebenen

R. Prutz.

Halle 12. 11. 53.

Erst heut, mein verehrtester Herr u. Freund, habe ich das Paket mit den Feuchterslebenschen Schriften erhalten; doch werde ich die Anzeige, Ihrem Wunsch gemäß, nach Möglichkeit beschleunigen. — Für Ihre übrigen freundlichen Gaben u. Geschenke den herzlichsten Dank; der Michel Angelo hat mir durch seine Einfachheit u. Tiefe großen Genuß bereitet. Das „Epigramm“ werden Sie bereits abgedruckt gefunden haben; mit Ungeduld erwarte ich die in Aussicht gestellten größeren Beiträge und würden Sie mich namentlich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie mich in den Stand setzen wollten, das 1te Heft des neuen Jahrgangs mit einigen Gedichten von Ihnen zu schmücken. Doch müßte ich dieselben freilich bis Ende d. Mts. haben können.

Herrn Debrois (für dessen Zuführung ich Ihnen wiederholt meinen Dank sage) beste Grüße und die Bitte mir ebenfalls eine Corresp. für die erste Nr des neuen Jahrgangs schicken zu wollen, die ich dann aber gleichfalls spätestens bis zum 4ten oder 5ten December haben muß.

Mit freundschaftlichstem Gruß

Ihr

ganz ergebenster

R. Prutz.

Erlauben Sie mir, Verehrtester Herr u. Freund, Ihnen durch diese Zeilen den Ueberbringer derselben, Herrn Förster zu empfehlen — und nicht bloß Ihnen,

sondern, wenn ein persönlich Unbekannter sich diese Freiheit nehmen darf, auch der künstlerischen Theilnahme u. dem Schutz Ihrer Frau Gemahlin. Hr. Förster nämlich, ein früherer Zuhörer von mir, tüchtiger Philolog, aber noch als Doctor promotus von der Sirene des Theaterlebens erfaßt, dem er seit nun 3—4 Jahren angehört, die beiden letzten Jahre als Mitglied der Posener Bühne unter Wallner — ist von Director Laube zu einem Gastspiel auf Engagement eingeladen worden. Völlig fremd in Wien, betritt er einen Boden, dessen Schwierigkeiten Sie unendlich genauer kennen als ich — darf ich Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin ersuchen, dem jungen strebsamen Künstler, in dem Sie bald auch den Mann von gediegener Bildung erkennen werden, mit Ihrem Rathe beizustehen? Begeisterter Verehrer Ihrer Muse, wird er jeden Fingerzeig von Ihnen mit doppeltem Dank aufnehmen und auch ich meinerseits werde mit besonderm Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, mich Ihnen durch jeden Gegendienst, der in meinen Kräften steht, dankbar zu erweisen.

Gestatten Sie mir, Ihnen bei diesem Anlaß noch nachträglich meinen Dank für Ihre „Agnes“ auszusprechen; es hat mich lange nichts so tief und vollständig befriedigt. Leider bin ich schon seit vielen Monaten Patient und kann kaum die Feder halten, sonst wäre das Stück längst im Museum besprochen; doch hoffe ich diesen Fehler nun nächstens zu verbessern.

Ihnen somit meinen Schützling nochmals angelegentlichst empfehlend, bin ich mit aufrichtiger Verehrung

Ihr

treu ergebener

Halle 17. 4. 55. R. Prutz.

Briefwechsel mit Hermann Hettner.

Wien d. 25. Februar 1846.

Lieber Hettner!

Sie haben mir durch Ihren Brief eine wahre Freude gemacht. Ich wollte Ihnen dieß durch die schnellste Antwort beweisen, aber ich bin hier in einen solchen Wirbel von Zerstreuungen hinein gerathen, daß ich nicht dazu kam. Glauben Sie mir, die zwischen uns eingetretene Irrung war auch mir sehr schmerzlich, aber, wie ich Ihren, so werden Sie auch meinen Motiven Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Hätten wir uns jenen Abend in Wien gesprochen, so hätten Sie sie aus meinem Munde erfahren und Alles wäre vor meiner Abreise beigelegt gewesen. Der Zufall kam dazwischen und die Wolke blieb an unserem Horizonte noch ein paar Monate länger stehen.

Ich habe seit Jahren das Princip, keine halben Verhältnisse in meinem Leben zu dulden. Bittre Erfahrungen, die mein Ich zu sehr ins Gedränge brachten, als daß ich mir die Kraft zutrauen dürfte, sie zum zweiten Mal zu ertragen, haben mir dieß Princip aufgedrungen. So wie es mir vorkommt, daß ein Verhältniß nicht mehr aus dem Vollen geht, ziehe ich mich von Jedermann zurück. Dieß ist kein Egoismus, denn Menschen können nur in ihrer Totalität für einander Bedeutung haben. Ich achte Jeden zu sehr, um ihn zu einem Lückenbüßer meines Daseyns zu machen, mich selbst aber auch genug, um mich nicht von Jemand dazu machen zu lassen. So wie ich mich noch nie in eine Hand, in einen Fuß, in schwarze Haare, oder dergleichen, verliebt habe, sondern immer in ein ganzes Mädchen auf einmal, so interessirt mich auch an einem Menschen das ganze Conglomerat, und dessen Zug zu mir, oder gar Nichts. Mein Zurückziehen gilt daher immer nur dem Verhältniß einer Person zu mir, nie ihr selbst. Es kann die vollste Achtung, es kann sogar die Liebe dabei bestehen. Der Mensch darf, ja er muß sich die Atmosphäre, in der er athmen soll, selbst abstecken, und daraus, daß die Wenigsten dieß im rechten Moment thun, daß sie die daraus entspringenden augenblicklichen Verlegenheiten scheuen und sich lieber den größeren zukünftigen aussetzen, geht viel Unheil hervor.

Hieraus die Consequenz für unsern Fall. Sie haben ganz Recht in Ihrer Vermuthung. Es kam mir vor, als ob Sie Sich von mir entfernten, als ob ein wahlverwandtschaftlicher Proceß eingetreten sey, darum entfernte ich mich von Ihnen. Ich sah darin, wie sich von selbst versteht, nichts Unnatürliches und noch weniger eine Sünde, ich sah darin nicht einmal, wie Sie nach Ihrem Brief angenommen zu haben scheinen, ein Zeichen, daß Sie Ihre ästhetischen Ansichten modificirt hätten. Sie verloren nicht das Geringste in meinen Augen,

ich glaubte nur zu bemerken, daß Ihr geistiges Leben sich nicht mehr so gern wie sonst, gegen mich ergösse, und ich that, was ich immer zu thun pflege, ich zog mich zurück. Glauben Sie mir, ich freue mich sehr, daß ich mich irrte! Es wird Ihnen nach dieser Auseinandersetzung wohl Nichts in meinem Benehmen mehr unklar oder ungerechtfertigt seyn. Knüpfen wir denn für die Zukunft wieder unmittelbar an die Abende in der Villa reale an!

Sie werden Italien, wenn es bei Ihren alten Plänen bleibt, wohl im nächsten Sommer wieder verlassen und nach Deutschland zurückkehren. Dringend rathe ich Ihnen dazu, ich weiß jetzt aus eigener Erfahrung, daß etwas Kräftigendes in der vaterländischen Luft liegt, was man selbst im Paradies entbehren würde. Sollten Sie über Wien kommen, so würden Sie mich jedenfalls bis Juny, und wiederum in der Mitte August hier antreffen; im July dagegen werde ich eine Reise nach Hamburg und Berlin machen. Sie werden Sich vielleicht wundern, daß ich mich in Wien auf längere Zeit zu fixiren gedenke. Es geschieht nicht allein des angenehmen Aufenthalts wegen und noch weniger wegen des Theaters, sondern weil ich hier ein Verhältniß angeknüpft habe, das vielleicht für mein ganzes Leben von Entscheidung seyn wird. Mündlich, so Gott will, mehr darüber. Übrigens hätte mir in Deutschland kein freundlicherer Empfang zu Theil werden können, als mir hier zu Theil geworden ist. Man hat mir hier in allen Kreisen der Gesellschaft und der Literatur unendlich viel Liebes und Gutes erwiesen; es sind z. B. über mich von den hiesigen Schriftstellern mehr Artikel geschrieben worden, als über alle übrige Fremde zusammengenommen, und ich läugne nicht, daß dieß auf mich einen um so angenehmeren Eindruck gemacht hat, als ich bei meiner völligen Isolirtheit Nichts weniger erwartete, als so viel Aufmerksamkeit zu erregen. In Folge dessen bin ich denn eine Art von Lion geworden, den man suchte, und habe Gelegenheit gehabt, Wien und die Östreichsche Aristokratie besser kennen zu lernen, als die Meisten, die hierher kommen; es sind interessante Persönlichkeiten darunter, z. B. der Fürst Friedrich Schwarzenberg, Sohn des Feldmarschalls, den ich sehr oft sehe. Metternich kenne ich noch nicht, werde ihm jedoch nächstens vorgestellt werden.

Nehmen Sie mir, lieber Hettner, meine späte Antwort ja nicht übel, und zeigen Sie mir es dadurch, daß Sie mir recht schnell wieder schreiben.

Ganz der Ihrige

Friedrich Hebbel.

Verehrtester Herr und Freund!

Was mögen Sie von meinem Wankelmuth gedacht haben, als Sie in Dresden mein kleines Frühbillet empfingen! Aber gewiß haben Sie Sich nach der ersten Verwunderung das Räthsel durch die einfache Erfahrung gelös't, daß homo sapiens des Abends beim Glase zuweilen wohl überlegte Entschlüsse leichtsinnig aufgiebt, die er dann des Morgens mit Schaam wieder aufnimmt. Ich war seit meiner Abreise von Wien ohne alle Nachrichten von meiner Familie und wenn ich auch das Wort eines meiner Freunde sehr richtig finde, daß eine böse Stunde uns nie verfehlt und nur die gute zuweilen irre geht, so läßt sich

doch das Herz, wie Sie Selbst ohne Zweifel am besten wissen, durch abstracte Ueberzeugungen nicht beruhigen. Rechnen Sie nun noch hinzu, daß sich in Folge unserer Gespräche der zweite Theil meines Nibelungen-Trauerspiels, an das ich seit zwei Jahren nicht mehr gedacht hatte, urplötzlich wie ein Taschen-Perspectiv vor meinen Augen auseinander that und daß ich mich aus diesem Grunde auch nach Hause zu sehnen anfing, so werden Sie meine Eile gewiß begreifen und verzeihen. Hätte ich dennoch Strafe verdient, so ist sie mir auf empfindliche Weise zu Theil geworden, denn zum Lohn für meine Verzichtleistung auf einen weiteren schönen Tag in Dresden und einen kurzen Aufenthalt in Prag, das im hellsten Sonnenschein vor mir lag und das ich unendlich liebe, fiel ich bei meiner Ankunft mitten in die Gräuel eines Umzugs hinein, dem ich eben hatte entfliehen wollen und wurde von meinen Dienstleuten kaum in's Haus gelassen.

Damit ist nun freilich nur meine schnelle Abreise entschuldigt, nicht aber der Umstand, daß ich Ihnen die kritischen Kleinigkeiten, die Sie zu sehen wünschten, so spät übersandte. Was dies jedoch betrifft, so bin ich Ihres Pardons sicher, denn ich habe, seit wir uns sahen, fast zwei Acte meines Stücks hinter mich gebracht, und da das, wenigstens bei mir, immer einen dem somnambulen sehr verwandten Zustand voraussetzt, so werden Sie mit mir so wenig hadern, wie mit einem Menschen, der die Zeit verschlief, weil er die Uhr nicht hören konnte. Erst seit einigen Tagen bin ich wieder Herr meiner selbst und da ist es mein Erstes gewesen, Ihnen von meinen Kritiken und Abhandlungen zusammen zu suchen, was ein Interesse irgend einer Art für Sie haben kann. Einen Aufsatz, über den Prutzschen Holberg, den ich gern mit beigelegt hätte, habe ich leider nicht mehr aufgefunden. Er dürfte, wenn mich nicht Alles täuscht, ein Paar neue Ideen über das Grundverhältniß des Komischen zum Tragischen enthalten, neu wenigstens im Sinne der Vertiefung, auf die wir uns nach unseren großen Vorgängern wohl überhaupt in den meisten Fällen beschränken müssen. Vielleicht wird Eitelberger mir noch dazu verhelfen; jedenfalls verlieren Sie nicht viel.

Lassen Sie mich die Versicherung wiederholen, daß es mich herzlichst gefreut hat, Sie nach so langen Jahren einmal wieder zu sehen und seyen Sie freundschaftlichst gegrüßt!

Ihr

Wien d. 6. Nov. 59. Fr. Hebbel.

Dresden 8. November 1859.

Verehrtester Freund,

Ich kann Ihnen kaum sagen, wie sehr Sie mich durch Ihren letzten freundlichen Besuch erfreut haben. Es war mir ein drückendes Gefühl, argwöhnen zu müssen, daß ich mich durch eigene Schuld um Ihr freundliches Wohlwollen, um Ihre gütige Gesinnung gebracht hätte. Durch Ihren Besuch, durch die alte unveränderte Liebe u. Güte, welche Sie mir entgegenbrachten, zeigten Sie mir, daß Sie dem Manne nicht entgelten lassen, was er als unerfahrener Jüngling gesündigt hat. Ich bin Ihnen herzlich dankbar dafür, und bitte, daß Sie mir

diese Ihre Gesinnung freundlich bewahren. Möge das Band, das wir an den schönen Ufern Neapels knüpften, uns unzerreißbar für das ganze fernere Leben zusammen halten.

Noch habe ich Ihnen für den reichen Genuß zu danken, den mir Ihr schönes u. tief empfundenes Idyllion von Mutter und Kind bereitet hat. Es ist so warm, so klassisch einfach, so naturwahr u. doch im großen Stil. Wenn irgendwo so bethätigt es sich hier wieder auf's glänzendste, daß der Dichter um so reiner u. sicherer wirkt, je mehr er alle äußeren Effecte verschmäht.

Durch die Zusendung Ihrer kritischen Aufsätze haben Sie mich hoch erfreut; ich bedaure nur, daß der Aufsatz über Holberg fehlt. Ich habe bei Ihren Kritiken dasselbe Gefühl gehabt, das ich nur bei den Kritiken Lessings, Goethes und Schillers kenne. Man sieht im Kritiker überall den selbstschaffenden Dichter. Wollen Sie denn den Struensee nicht einmal in Ihrem Sinn ausführen? Der Entwurf der Tragödie ist ja bereits in Ihnen fertig. Graf Baudissin, dem ich Ihren Aufsatz über Bodenstedt mittheilte, war sehr erfreut darüber und verbindet seinen Dank mit dem meinigen.

Und das Beste kommt zuletzt. Also die Nibelungen haben feste Gestaltung gewonnen? Was ich mich freue! Es ist wahrlich meine aufrichtigste Ueberzeugung, daß einzig Sie im Stande sind, die alten Recken wieder lebendig zu machen, und daß es Ihnen gelingen wird, den tiefen tragischen Conflikt, der des Erlösungsrufs harrt, herauszuarbeiten, ohne doch die granitne Schlichtheit u. Gebundenheit der Charactere zu beeinträchtigen. Das Wagniß ist kühn; aber wir haben uns schon mündlich darüber verständigt, daß es nicht unüberwindbar ist, und am allerwenigsten Ihnen.

In wenigen Wochen erscheint meine französische Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von künstlerischen Gesichtspunkten kann da wenig die Rede sein; nur von kulturgeschichtlichen. Ich freue mich auf den dritten Band, in welchem ich die deutsche Literatur behandle. Die Deutschen bringen die englischen u. französischen Anregungen zum Abschluß und haben eine große Philosophie u. Dichtung, wo Engländer und Franzosen nur Popularphilosophie u. Schöngeisterei haben.

Ferne sei es von mir, Sie jetzt in Ihrer dichterischen Sammlung und Schöpfungsstille unterbrechen zu wollen. Aber wenn Sie einmal Lust und Muße finden, wäre es mir von höchster Wichtigkeit, einmal ausführlicher Ihr Urtheil über Emilia Galotti zu wissen. Es frappirte mich, in Ihrem Aufsatz über Bodenstedt zu sehen, was Sie von der strengen Nothwendigkeit der Lessingschen Motive sagen. So sehr ich die knappe Oekonomie dieser Stücke bewundere, die unerreichte Dialektik und Spannung der Handlung, so komme ich doch bei der Emilia Galotti nie über die Bedenken hinaus, daß hier eigentlich keine tragische Schuld vorliege. Die Heldin stirbt als Opfer schurkenhafter Intrigue, und die Verbrecher gehen ungestraft aus. Dies hat etwas Peinigendes. Geben Sie mir Fingerzeige zur Wahl eines anderen Standpunktes, so wäre mir das sehr erwünscht.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich in freundlichem Andenken.

H. Hettner.

Lieber Hettner!

In den nächsten Tagen wird sich mein Nibelungen-Monstrum über Ihre Schwelle wälzen; ich habe das mir auf kurze Zeit wieder zur Verfügung gestellte Theater-Mspt. der Schweriner Hofbühne an den Herrn Hofrath Pabst geschickt, damit er sich die Weimarischen Kürzungen darnach notire, und er wird es Ihnen senden, da Sie es vor der Aufführung zu lesen wünschten. Sie ersuche ich nun bei der Lectüre fortwährend vor Augen zu behalten, daß ich kein neues Drama schaffen, sondern nur ein altes, längst vorhandenes, aber allerdings in sehr verworrener Gestalt vorliegendes zu Ehren bringen wollte, denn das Eine wäre im gegebenen Fall Wahnsinn gewesen, das Andre aber dürfte nicht ganz unverdienstlich seyn. Weiter ersuche ich Sie, Sich an die Striche in Theil 1 und 2, so wie an die Bleistift-Einschaltungen, durchaus nicht zu kehren; sie rühren nicht vom heiligen Geist, sondern vom Theater-Secretair her. Und endlich ersuche ich Sie, mir das Mspt. baldmöglichst nach gemachtem Gebrauch remittiren zu wollen, da ich Theil 1 und 2 selbst so rasch, als irgend thunlich, nach Schwerin zurück spediren muß. Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin bestens empfehlen zu wollen, und mit den herzlichsten Grüßen

Ihr wahrhaft ergebener

Wien d 27. Nov. 1861. Fr. Hebbel.

Dresden 6. Decbr. 1861.

Verehrter Freund,

Täglich habe ich gehofft Ihrer letzten gütigen Ankündigung gemäß, Ihre Nibelungentragödie bei mir eintreten zu sehen; bis jetzt aber leider vergebens. Jetzt sagt man mir, daß das Bühnenmanuscript wahrscheinlich bereits an Sie zurückgesendet sei. Sollte also irgendwo ein Mißverständniß untergelaufen sein, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu melden, daß ich meinerseits wenigstens dabei ganz unbetheiligt bin.

So sehe ich mich denn auf abermaliges Warten angewiesen. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, daß der erwünschte Gast, wenn auch später, so doch unter allen Umständen kommen wird.

Und ich sehe demselben um so gespannter entgegen, da ich zu meinem großen Leidwesen höre, daß die Dresdener Intendanz zuletzt doch die Aufführung beanstandet hat. Was spielen hier für geheimnißvolle Zwischenmächte? Ich habe bisher selbst nicht einmal einen Scheingrund zu hören bekommen. Ich weiß blos, daß die Bühnenleitung hier in sehr schlechten und unverständigen Händen ruht und daher in ihren Entschließungen schlechterdings unberechenbar ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lassen Sie Sich Straußs Buch über Reimarus nicht entgehen. Ich habe es gestern mit steigendem Entzücken gelesen. Fast glaube ich, der alte Wolfenbüttler Fragmentist wird heut noch denselben Lärm erregen wie einst zu Lessings Zeit. Er sagt uns nichts Neues, in manchen Stücken ist er sogar veraltet; aber seine kritische Schärfe ist unerbittlich, seine Darstellung schlagend. Das Buch macht Ihnen sicher einen angenehmen Nachmittag.

Wann kommen Ihre gesammelten Schriften? Ich freue mich sehr darauf. Was arbeiten Sie jetzt? Sie waren während Ihres Hierseins darüber so schweigsam. Mit Absicht oder aus Zufall?

Ich sitze noch immer über dem achtzehnten Jahrhundert. Bis jetzt habe ich gearbeitet im Schweiße meines Angesichts. Goethe u. Schiller aber will ich mir zum Vergnügen schreiben. Und ich hoffe das Behagen des Verfassers wird auch zum Behagen des Lesers werden. — — — — — — — — — — —

Denke ich an unsere Neapolitanische Zeit, so überschleicht mich unwillkürlich stille Rührung. Sie waren damals schon ein berühmter Mann; ich aber war in fröhlichster Werdelust u. glaubte, man dürfe den Baum nur schütteln, um Früchte zu haben. Das Leben hat mich gelehrt, daß die Aerndte mühsamer ist, als ich mir einbildete; aber die Ideale meiner Jugend, die ich Ihnen damals oft unreif vorplauderte, weil Sie mich freundlich anhörten u. durch Wort u. That fortbildeten, sind lebendig und unwandelbar fest in mir geblieben und ich suche sie auszugestalten, so weit es meine Kräfte vermögen. Es wäre mir lieb, wenn Sie gelegentlich einmal einen Blick in meine Literatur-Geschichte, in die englische u. französische, werfen wollten; sie ist keine trockne Geschichte, sie ist eine oft mit Herzblut geschriebene Parteischrift. — — — — — — — — — — —

H. Hettner.

Wien d. 8ten Decbr. 1861.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren liebenswürdigen Brief, den ich gestern erhielt und dem heute ein bedeutend weniger angenehmer Ihres Theater-Directors folgte. Des Spaßes halber lege ich Ihnen die beiden Zuschriften, die ich über einen und denselben Gegenstand, allerdings nicht in Einem Monat, aber doch in Einem Jahr, von dem Hofrath Pabst erhielt, zur Vergleichung bei; wenn Sie nun noch hinzurechnen, daß ich ihn vor fünf Wochen auf der Durchreise mündlich um Zurückgabe meines Stücks ersuchte, falls er der günstigen Entscheidung seines Chefs nicht so gut, wie sicher sey, so dürfen wir vielleicht nicht ohne Grund von „geheimnißvollen Zwischenmächten“ reden, die in die Sache hinein gespielt haben. Ich möchte glauben, daß der Hofrath Pabst es ernst gemeint hat, daß ihm aber Herr Bogumil Dawison in den Weg getreten ist. Es ist an und für sich begreiflich, daß der Tragöde sich seit seiner Hamburger Affaire nicht stark mehr für Stücke interessirt, in denen er den Degen fast nicht aus der Hand legen darf. Dann aber habe ich es natürlich, obgleich es an einem zarten Wink nicht fehlte, nicht mit der Ehre vereinbar gefunden, eine Karte bei ihm abzugeben, und da ich dies früher nie unterließ, weil ich ihn von Wien her kenne, so hat dieß seine Begeisterung für den Hagen schwerlich gesteigert. Im vollen Ernst gesprochen: der negative Ausfall ist mir nur darum nicht ganz gleichgültig, weil ich gern einmal wieder mit Ihnen acht bis zehn Tage in dem schönen Dresden zugebracht hätte, denn seit ich Dawison als Wallenstein gesehen habe, verzichte ich mit Freuden auf seine Randzeichnungen zu den Nibelungen, die keusch und mit Selbstenthaltsamkeit behandelt seyn wollen und den Witz noch weniger ver-

tragen, wie Schiller. Ich habe bei der Arbeit neun Zehntel meiner besten Gedanken über Bord werfen müssen, und das ist nicht ganz leicht, da der dramatische Gedanke sich von jedem anderen, auch dem allgemein poetischen, darin unterscheidet, daß er, einmal abgelehnt, nie wieder gebraucht werden kann, und daß der blinkende Goldfisch, den man aus dem Netz läßt, für immer in den Abgrund zurückkehrt. Ich bin ordentlich stolz auf manches Steife und Ungelenke, z. B. auf Siegfrieds hölzerne Werbung bei Kriemhild, was unleidlich und fehlerhaft seyn würde, wenn es nicht durch den Styl des Ganzen bedingt wäre; aber es war ja eben das Alpha und Omega der Aufgabe, die ungeheuren Gestalten mit Eingeweide zu versehen, ohne ihnen die großartigen Umrisse zu nehmen, und das konnte, wenn überall, nur durch eine herbe und strenge Behandlung glücken. Wie hätte sich damit die Effecthascherei eines Komödianten vertragen, der nächstens, wenn die Kritik ihn nicht wieder zur Besinnung bringt, eine Champagner-Flasche mit einem Schrauben-Gewinde öffnen wird!

Das Straußsche Buch soll mir nicht entgehn, Ihre Literatur-Geschichte noch weniger, denn die steht schon auf meinem Weihnachts-Wunsch-Zettel und wird mir die Feiertage würzen. Meine gesammelten Schriften? Campe drängt und ich ringe die Hände! Was ist an den früheren Sachen nicht Alles zu thun, wenn ich auch nur halbwegs mit gutem Gewissen auf dem Markt erscheinen will. Was ich arbeite? Tausenderlei, und also Nichts. Doch steht der Demetrius mir wohl am nächsten, wenn das Productionsfieber noch einmal wiederkehren soll. Auch ich denke oft an Neapel, aber nicht als Ihr Gläubiger, sondern als Ihr Schuldner; ich war krank, Sie waren gesund und richteten mich auf! Jetzt bin ich begierig, von Ihnen zu erfahren, ob ich die alte stolze Nibelungen-Uhr einigermaßen vom Staub gereinigt und wieder zum Schlagen gebracht habe. —

Dresden 28. 12. 61.

Verehrter Freund,

Zunächst bitte ich herzlichst um Verzeihung, daß ich erst heute Ihr mir gütigst anvertrautes Werk zurücksende. Die Uebersendung fiel gerade in die letzten Tage vor den Ferien, wo ich mit Vorlesungen u. anderen amtlichen Geschäften entsetzlich überhetzt war. Es ist die Freude meiner Weihnachtstage gewesen, mich in die hehren Nibelungengestalten versenken zu können.

Es wäre vermessen, wollte ich schon jetzt nach dem ersten Eindruck ein festes Urtheil aussprechen. Für heut beschränke ich mich nur, Ihnen meinen herzlichsten Dank zu sagen, für den großen Genuß, welchen Sie mir gewährt haben. Welcher Dichter vermag Ihnen die großen Gestalten Hagens u. Kriemhilds nachzuzeichnen, diese grimme Thatkraft und diese unbändige Leidenschaft! Auch finde ich die wortarme Kargheit vortrefflich, mit welcher Sie den alten Nibelungencharakter bewahrt haben; Siegfried namentlich ist in dieser Beziehung meisterhaft. Der historische Hintergrund, wie diese Helden gesunde Heiden sind und nur ungern den Gebräuchen des Christenthums sich fügen, hat etwas Urmächtiges; Sie haben gewaltige Motive daraus zu gewinnen gewußt. Nur zuweilen — Sie erlauben einem alten Freund dieses Bedenken — ist es mir im letzten Stück vorgekommen,

als sei das Epische nicht ganz im Dramatischen aufgegangen. Doch will ich erst erneute Lesung in hoffentlich bald erscheinendem Drucke abwarten, bevor ich diese Meinung für begründet oder widerlegt betrachte.

Ich bedaure sehr, daß der Genuß, die Trilogie auf der Bühne zu sehen, mir versagt sein soll. Ich kenne die hiesigen Theaterverhältnisse zu wenig, um die leitenden Fäden der Entscheidung klar beurtheilen zu können. Wir werden ja bald die Nachrichten von Berlin haben. Werden Sie zur dortigen Aufführung reisen, und habe ich dann die Hoffnung, Sie hier sehen zu können?

Dingelstedt hatte eine Bearbeitung von Figaros Hochzeit eingereicht; sie ist ebenfalls zurückgewiesen worden.

Ich freue mich unsäglich auf Ihre gesammelten Schriften, denen ich mit Ungeduld entgegensehe. Für heut also nochmals meinen aufrichtigsten Dank. —

Wien, d. 2ten Febr. 1862.

Lieber Freund!

Entschuldigen Sie es mit dem Druck meines Stücks, daß ich Ihnen so lange die Antwort schuldig blieb. Liege es, woran es wolle, am Gegenstand oder an mir, an dem Gewicht der Aufgabe oder an der Bedächtigkeit des Alters, die sich mit 48 Jahren wohl schon einstellt: genug, alle meine früheren Sachen zusammen genommen haben mir nicht so viel Schweiß gekostet, wie dieses letzte Trauerspiel, und so wird mir die Arbeit des Küsters denn offenbar schwerer, wie die des Uhrmachers, denn im Grunde bin ich hier doch nur Küster und strebe auch nach keinem andern Ruhm, als dem, ein altes höchst vortreffliches Schlag- und Zeigewerk mit geschickter Hand wieder ausgeputzt und mit einem gut Dithmarsisch-Holsteinischen Arm aufgezogen zu haben. Jetzt liegt der erste Band meiner Nibelungen schon in sauberen Aushängebogen vor mir und Sie werden das Buch lange vor der wirklichen Ausgabe erhalten; ich freue mich außerordentlich auf Ihr Urtheil, und wenn Sie es ein wenig beschleunigen könnten, würden Sie der Sache sehr nützen, da es die Hunde doch immer in einigem Respect erhält, wenn der Mensch geredet hat, bevor sie ihr Gebell erheben. Neulich erhielt ich über Weimar, und gewiß von Schöll, eine gründliche und äußerst wohlwollende Kritik meines Stücks, an der ich nur bedaure, daß sie in einem wenig verbreiteten Blatte steht, nämlich in der Allg. Preuß. Zeitung, Nr. 249—50; vielleicht sind Sie im Stande, mich in den constitutionellen Jahrbüchern vor dem Rauchopfer meines Collegen J. S. Klein zu schützen, der nach meinem Aufenthalt in Berlin sogar meine Visitenkarte, wahrscheinlich weil sie ihm nur in fremden Häusern zu Gesicht gekommen war, seiner Recension unterzog.

Ihre Literatur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts hat mir die Festtage gewürzt; ich sehe dem dritten Bande mit der größten Spannung entgegen und habe mir vorgenommen, mich ausführlich über das ganze Werk zu äußern, da es zum Theil doch auch in den Kreis meiner eigenen Studien hinein ragt. Wie ist es Ihnen, um Einzelheiten hervor zu heben, gelungen, Voltaire's widerspruchvolles, aller philosophischen Construction widerstrebendes und nur dem poetisch-psychologischen Blick in seiner Einheit erfaßbares Wesen auf den innersten

Lebenskern zurück zu führen! Gustav Freytag nennt ihn einfach einen schlechten Mann, was leichter ist, als den Literatur-Fürsten und den Wucherer, den uneigennützigen Vertheidiger der Familie Calas und den Knickerer, der mit dem Juden eine halbe Stunde um ein Federmesser handelt, mit einander zu vermitteln. Wie haben Sie mir über Rousseau aus der Seele geschrieben!

Meine ges. Schriften kommen höchst wahrscheinlich, denn Campe treibt, und da muß ich wohl, so sehr ich mich auch vor der Generalbeichte fürchte und mit Lady Macbeth ausrufe: „Der Ozean wäscht diese Hand nicht rein!" Einmal muß ich ja doch daran!

Darin haben Sie nun sehr Recht, daß in Kriemhild's Rache das Epische nicht überall im Dramatischen aufgegangen ist, namentlich wohl nicht im zweiten Act! Aber es stört nicht auf der Bühne, wenn man nur herzhaft streicht. —

Hiebei, mein verehrtester Freund, sende ich Ihnen nun mein Buch und wiederhole meine Bitte; in keinem Kreise hat das alte Wort: „wer bald giebt, der giebt doppelt" so viel Bedeutung, wie in der jetzigen Deutschen Literatur mit ihrem organisirten Clique-Wesen.

Vielleicht interessirt Sie auch ein Prolog, der gestern zur Feier der Oest. Verfassung bei einer Fest-Vorstellung vor Kaiser und Reich gesprochen wurde. Wenn Sie von dem Lärm gehört haben, den mein Gedicht an den König von Preußen mit seinen „Bedienten-Völkern" in der Oesterreichischen Monarchie erregt hat, so müssen Sie es, wie ich selbst, zu den seltsamsten Thatsachen rechnen, daß ich von dem Magistrat der Haupt- und Residenzstadt aufgefordert werden konnte, die Majestät und das von „Czechen und Polacken" vollgestopfte Parlament zu begrüßen. Eben deshalb ging ich aber auch, trotz meiner vielen Arbeiten, denn der Demetrius ist doch noch lebendig geworden, darauf ein. Lesen Sie jedoch auch, was zwischen den Zeilen steht, besonders in der ersten Hälfte.

Erst während des Drucks der Nibelungen habe ich gesehn, wie viel Abschreiber-Unsinn in dem Mspt. stand, das Sie gelesen haben; Ihnen muß zuweilen ein gelinder Zweifel an meinem Menschen-Verstand aufgestiegen seyn!

Wien, d. 27. Febr. 1862.

Verehrtester Freund!

Als ich Ihnen unterm 28sten v. M. meine Nibelungen übersandte, konnte ich Titel und Widmung noch nicht beischließen. Ich mögte nicht, daß Letztere Ihnen unbekannt bliebe, da sie, unter Anderem, das Verdienst buchstäblicher Wahrheit für sich in Anspruch nehmen kann, und erlaube mir daher, sie zur Ergänzung des Exemplars beizufügen.

Mit bestem Gruß!

Wien, d. 20. März 1862.

Briefwechsel mit Adolf von Pichler.

Wien, den 12. November 1852.

Recht sehr hat mich das Heft der historisch-politischen Blätter der Herren Philipps und Görres, was sich mit ihren beiden Brochüren*) beschäftigt, interessiert. Der Verfasser ist ohne Zweifel Herr Jarcke; er liefert, wie ich durch Zufall weiß, seit Jahren solche Artikel, auch schließe ich es aus dem Styl, der gedrungener und markiger ist, wie gewöhnlich. Wenn ich mich nicht irre, so lief dieser Mann nebst seiner ganzen Schaar davon, Kaiser und Reich ihrem eigenen Schicksal überlassend und nicht einmal Zunge und Feder mehr brauchend, als Sie Sich an die Spitze Ihrer Landsmannschaft stellten und mit dem Schwert auszogen, um die Gränzen Tyrols gegen welsche Uebergriffe nach Mannes Art vertheidigen zu helfen, und als ich der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" mit meines Namens Unterschrift eine Reihe von Artikeln lieferte, um die immer steigende Wiener Anarchie in ihre Gränzen zurück zu weisen.

Sie setzten ihr Leben ein und müssen sich wacker gehalten haben, denn ein Militär-Orden schmückt Ihre Brust; auch mein Posten war nicht ungefährlich, denn nicht allein mit Galgen und Rad wurde ich in anonymen Briefen bedroht, so daß die Meinigen mich beschworen, die Stadt zu verlassen, sondern in den letzten Tagen wurde auf offener Straße nach mir geschossen, so daß die Kugel mir hart am Ohre vorbei pfiff. Es mag für die Davonläufer, die sich feig und charakterlos an jeder That vorbei drängten, jetzt recht bequem sein, unsere Handlungen zu verdrehen und zu verdächtigen, um doch auch ihre eigene werthe Existenz einmal wieder in Erinnerung zu bringen; man braucht ja blos um zu reüssiren von den Umständen und Verhältnissen, die überall die menschliche Thätigkeit bedingen, abzusehen und uns statt des Revolutions-Schauplatzes einen Hörsaal als Terrain unter zu schieben. Vertrauen wir aber, daß die Männer, die das Staatsruder lenken, zwischen Worten und Thaten zu unterscheiden wissen! Wenn ich übrigens erstaunt war, solche Diatriben an Ihre ebenso besonnenen, als maßvollen Brochüren geknüpft zu sehen, so werden Sie sich ebenfalls nicht wenig wundern, wenn Sie dereinst meine „Agnes Bernauer" kennen lernen und sich dabei erinnern, daß dasselbe Journal über diese den Stab brach! Von irgend einer Erwiderung oder irgend einer öffentlichen Notiznahme darf und kann natürlich nicht die Rede sein; schlimm müßte es stehen, wenn es nöthig wäre.

Diese Kritik, als ein Zeichen der Zeit hat ihre relative Wichtigkeit; ebenso

*) Aus den März- und Octobertagen 1848.

der Brief des Beamten, der dem „Phönix“ einen Vorwurf daraus machte, daß er keine Fortsetzung der Julia-Kritik folgen ließ. Dagegen wollen wir die Wiener Literaten ein für alle Mal in unserer Correspondenz begraben; sie sind zu armselig und es wächst schon ein neues Geschlecht heran, das ihnen bald über den Kopf gucken wird. Ich kann fast von Jedem sagen, daß er vor mir gekrochen ist, natürlich mit Manuskripten unterm Arm, denen ich den Stempel der Meisterhaftigkeit aufdrücken sollte. Der gute alte Grillparzer und seine Collegen entlassen keinen ungetröstet; wer als bloßer Aspirant zweifelnd über die Schwelle tritt, geht gewiß als Heros von dannen, denn das Diplom der Vortrefflichkeit wird nie verweigert. Da fehlt's denn natürlich nicht an Leuten, die den Weihrauchkessel schwingen; die eigene Existenz ist ja von der Gottes abhängig. Ich meinerseits kenne dies Mittel, sich den Rücken warm zu halten, auch recht gut; ich bin aber der Meinung, daß ästhetische Urtheile so gut, wie jedes andere, die ethische Verantwortlichkeit in sich schließen, ich schaud're bei dem Gedanken, daß auf meinen Ausspruch hin irgend ein unreifer Mensch seine Zukunft auf ein Talent gründen könnte, das er nicht besitzt, und lobe nur, was löblich ist. Das macht mich verhaßt und es ist eine einfache Folge, daß man mich zu discreditiren sucht, denn wenn ich Nichts mehr gelte, wird meine Meinung natürlich auch nicht mehr schaden. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht seine tragische Seite hätte. Uebrigens blamiren die guten Freunde sich bei jeder Gelegenheit. So posaunten sie eine Nachahmung meines Herodes, „die Makkabäer“, drei Monate lang als ein nie dagewesenes Meisterstück aus, und wie der Tag der Aufführung kommt, fällt es durch, am eigenen Bombast erstickend. Dagegen wurde die lange zurückgesetzte „Judith“ in vierzehn Tagen zwei Mal wiederholt und es war jedes Mal voll, wie bei einem neuen Stück. Kuh wollte dem „Phönix“ ein Referat über den Vorgang liefern, ich weiß nicht, ob er Wort hielt.

Wien, d. 13. 12. 52.

Ihr Gedicht habe ich gleich am Tage des Empfanges dem Wanderer zugesandt; es ist freilich viel zu schön für ihn, aber wo findet sich jetzt ein besserer Platz? Für die Kritik danke ich herzlich, sie hat mir wahrlich Freude gemacht, so gut ist sie geschrieben. Die Entscheidung über Ihren letzten Römerkönig konnte mich nicht überraschen, trösten Sie Sich mit mir, meine Agnes Bernauer ist bereits zum zweitenmal zurückgewiesen und zwar, nachdem ich die beim ersten Mal geforderten Aenderungen gemacht hatte. Ihr Stück ist so vortrefflich angelegt und mit solcher Kraft und Wahrheit durchgeführt, daß es sein Schicksal in sich selbst trägt und sich früher oder später auf der Bühne, wie in der Literatur Bahn brechen muß. Man wohnt nur sicher in der eigenen That, überall sonst sitzt man zur Miethe und wird ausgejagt, ehe man's denkt. Das hab' ich in meinen vierzig Jahren, die mich durch Berg und Thal führten, gründlich erfahren; das Eine an mir selbst, das Zweite an Anderen und der Satz wird sich auch an Ihnen bestätigen. Wo sind sie geblieben all die Papierkronen, die links und rechts um mich herum vertheilt wurden, was hat die große Lob-

Assekuranz genützt, zu der die edlen Mitglieder so reichlich beisteuerten? Banquerotte an allen Ecken und Enden waren das Ende vom Liede. Werden Sie nur nicht ungeduldig; eh man's sich versieht, springt die Pforte, an die man so oft vergebens klopfte, von selbst auf und wenn sich mir eine Gelegenheit bietet, Ihnen nützlich zu sein, was doch wenigstens nicht unmöglich ist, werde ich sie augenblicklich ergreifen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Innsbruck, 2. Jänner 1853.

Zuerst meinen Dank für die „Agnes". Dafür, daß Sie vor dem bewußten Schnupftuch nicht capitulirten, würde Ihnen Aristoteles die Hand drücken. Sie haben im Herzog Ernst die Macht des Verstandes, die aber in ihrer unerbittlichen Mathematik als ein berechtigtes Imperativ des Lebens und darum als Gesetzgeberin erscheint, wie noch kein Moderner mit unabweisbarer Logik verkörpert, deswegen aber müssen Sie trotz der innigen Schönheit, welche aus der reinen Frauenseele der Agnes „wie Meeresleuchteu wunderbar aus dem blauen Element" und gerade deswegen umsomehr — den Proceß gegen die weinerliche Sentimentalität verlieren. Man möchte an Antigone denken, weil dort wie hier ein ähnlicher hochtragischer Conflict der Ideen von Staat und Individuum zur Anschauung kommt, die Analogie ist jedoch nur scheinbar, denn abgesehen von dem Verhältnisse, daß Kreon anders handeln konnte, Ernst positiv so wie er handelt, handeln muß und zwar in Hinblick auf die äußeren Umstände — davon abgesehen, scheidet auch die historische Auffassung der Principienfrage beide Stücke. Im Alterthum erscheint die Macht des Staates allseitig herrschend, gegen die Gesetze desselben beginnt der Kampf der Subjectivität, des Herzens; im Mittelalter hingegen beherrscht die Subjectivität in ihrer Schrankenlosigkeit die Welt, aus der sich erst die Gewalt des Staates emporringt oder — sei das oft mißbrauchte Wort hier angewandt — ins Reine kristallisirt.

Darum fordern Albrecht und Ernst einen ganz anderen Maßstab, als Antigone und Kreon, einen Maßstab, welchen die geschichtliche Umkehrung der Pole an die Hand gibt.

Der Buchhändler wirft wohl auch auf Ihren Tisch allerlei Novitäten zur Ansicht. Eine eigenthümliche Erscheinung unserer Tage sind die zahllosen erzählenden Gedichte, und der Beifall, mit denen sie das Publikum aufnimmt. Ich würde die Rückkehr zur gebundenen Form gerne als einen Gewinn betrachten, doch leider hat unsere Zeit wenig Organ für die Einfalt des Epos; wie denn auch die ganze Masse der neu auftauchenden Dichter von nichts weiter als dem echten Epos entfernt ist, von dem sie eigentlich nur Karicaturen hervorbringen. Ist das alte Epos groß wie die Natur, so redet man jetzt freilich auch von der Natur, und die Rückkehr zu ihr sollen all die Dorfgeschichten beweisen; die Sache ist aber gerade so wie bei den Schäferspielen von Ludwig XIV., wo die ganze feine Gesellschaft mit flatternden Seidenbändchen und grünen Hüten, wenn etwa die Natur in der Gestalt von Eumäus oder eines Wildschützen in den Kreis getreten wäre, entsetzt Reißaus genommen oder nach dem Riechfläschchen gegriffen hätte.

Ich habe mich wieder vielfältig mit Homer beschäftigt und nebenbei all' diese neuen Producte, wenn auch nur flüchtig durchgemustert. Was mir zunächst auffällt, ist ein gänzliches Mißachten der poetischen Gattungen und ihrer Gränzen, ein Durcheinanderfließen aller Töne und eine völlige Vernachlässigung der Harmonie, so daß bei aller Politur der Verslein die wahre Form fehlt. Darin sind diese Arbeiten den Rittergedichten des Mittelalters ähnlich. Ebensowenig als bei diesen findet sich bei jenen ein kunstvoller Plan, der sich im gemessenen Fortschritte entwickelt, man wird von Schilderung zu Schilderung gehetzt, überall glänzende Einzelnheiten und dennoch Leere, verworrene Striche und kein einfaches Ganze. Wo das Colorit in solchem Maße über die Zeichnung vorwiegt, ja sogar die fehlende Composition ersetzen soll, darf man auch keine Charaktere erwarten. Ob die Ähnlichkeit mit einer längst entschwundenen Zeit ganz zufällig ist? Auch in Staat und Kirche strebt man auf jene früheren Zustände zurück, und dann wären diese Poeten wirklich Schildhalter, wenn auch nicht des ganzen Volkes, so doch jener kleinen Partei, welche die meiste Macht besitzt. Man will eine aristokratische und religiöse Poesie, wobei freilich das Religiöse weniger vom Standpunkte der Humanität, als des dogmatischen Haders betrachtet wird. Katholizismus und Ritterthum waren zwei mächtige Factoren des Mittelalters, jedoch übersieht man, daß die Poesie jener Tage als Standespoesie die naive Berechtigung einer historischen Thatsache hat, während die moderne Rehabilitation derselben als gemachte Tendenzpoesie keine ästhetische Würde in sich trägt und deswegen auch von der Zukunft mit Hohn beseitigt werden wird.

Auf Ihre gesammelten Epigramme bin ich sehr begierig. Ein Epigramm ist freilich nur ein kleines Gedicht! Eine Welle, eben nur eine Welle! Ob sie jedoch hinrolle über ungemessene und dabei klare Tiefe oder flache Sanddünen, das ist auch an einer Welle zu erkennen.

Der „Phönix" wird wohl bald einschlafen. Meinetwegen. Das Blatt hat nach und nach eine so christlich germanische Richtung eingeschlagen, daß es gewiß nach dem Herzen des Unterrichtsministers Thun ist, aber geistige Interessen kaum mehr zu fördern vermag.

Die Bewunderer von Redwitz sollen ihr Futter suchen, wo sie es finden.

Wien, den 10. Februar 1853.

Empfangen Sie meinen Dank für Ihr eingehendes Wort über die „Agnes Bernauer." Gerade das was Sie herausheben war mir der Haupt-Augenpunkt, und freilich sind die zarten Seelen des Tags entsetzt über diese Auffassung des Staats und der Gesellschaft. Ich mache darüber höchst wundersame, nicht blos interessante und belustigende, sondern sogar instructive und belehrende Erfahrungen. So hat, natürlich in Folge der Anempfehlung des Stückes durch Saint-René-Taillandier, denn sonst wäre es ihr schwerlich eingefallen, eine hiesige hochgestellte Dame, Frau eines unserer ersten Diplomaten, mein Trauerspiel gelesen. Sie ist im Ganzen sehr zufrieden gewesen, kann sich aber mit der letzten Scene, deren Ideen ihr doch vorzugsweise geläufig sein sollten, so wenig aussöhnen, wie der blindeste Demokrat. Das wiederholt sich nun allenthalben, bei allen



Parteien und Fractionen, und beweist so recht schlagend, bis auf welchen Grad das Individuum unserer Zeit die allgemeinen Mächte aus den Augen verloren hat, deren vollkommen berechtigter Repräsentant der Herzog Ernst doch ohne allen Zweifel ist. Ich halte dies, aus höheren, als ästhetischen Gründen, für ein trauriges Zeichen, denn es folgt daraus, daß wir so wenig konsequente Tyrannen, als consequente Republikaner erzeugen können, und daß wir also nicht auf die Erschöpfung der Extreme, sondern nur auf den Drehkrampf rechnen dürfen. Eine anmuthige Aussicht für die zweite Hälfte des Jahrhunderts. —

Wien, den 24. July 1853.

— — — Ihre beiden Briefe enthalten des Wichtigen sehr viel, aber meine Antwort versteht sich fast von selbst. Es ist im eigentlichen Verstande eine Selbst-Zerstörungssucht über die Welt gekommen, die sich in allen Kreisen auf gleiche Weise äußert und die, so sehr sie auch alle Gränzen überschreitet, doch nur die gesunde Folge unserer kranken Zustände ist. Alles wüthet in den eigenen Eingeweiden und die Literatur, in der sich die sämmtlichen Lebensprocesse concentriren, am meisten und freilich auch am widerwärtigsten. Man muß eben durch, und was zusammen gehört, muß sich zusammen schließen, nicht bloß zum Schutz, sondern auch zum Trutz. Es ist die Periode der Coalitionen gekommen, denn wenn die Götter Nichts mehr für den Künstler thun, wenn sie ihm sogar Licht und Luft entziehen, die sie ihm schuldig sind, bleibt ihm nur die Selbsthülfe übrig. Ein halbes Menschenleben lang habe ich mich gegen diese Wahrheit gesträubt; jetzt muß ich sie anerkennen, wenn ich auch stark bezweifle, daß ich sie meinerseits practisch werden lassen kann. Das Theater *soll* eine Arena der Nullität seyn, und was die Leiter in unseren Augen herabsetzt, erhöht sie in denen ihrer Vorstände. Die Journalistik *soll* den Chor von hunderttausend Narren, deren Faust gedenkt, vorstellen und der Grund liegt auf der Hand. Das Buch *soll* um seinen Credit gebracht werden, daher die Begünstigung der Feuilleton-Schreiberei. Das hängt Alles zusammen, und die Rückwirkung äußert sich in der Literatur, die sich gemißbraucht und erniedrigt fühlt, ohne sich wehren zu können, als Ekel vor sich selbst, der zuletzt, wie bei körperlich verwahrlosten Individuen von Geist und Character in Selbst-Verspottung umschlägt. So entsteht ein Julian Schmidt, der freche Ausläufer Bruno Bauers.

Mit meiner Gesammt-Ausgabe stand es eine Zeit lang sehr schlecht. Die Sächsischen Juristen meinten, ich müßte mich mit meinem früheren Verleger verständigen; das hieß nun, mit dem Teufel pactiren, ohne die Seele los zu werden. Die Oesterreichschen Rechtsmänner gaben mir einen besseren Trost, und so hoffe ich, sie doch noch zu Stande zu bringen. Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, habe ich meine schon 1846 angefangene Selbst-Biographie um ein gutes Stück weiter gefördert; ich hatte das Bedürfniß, in meine Wurzeln zurück zu kriechen, um mit Golo zu reden. Es ist dieß wirklich eine der schwersten Aufgaben, die man sich stellen kann, vorausgesetzt, daß man nicht bloß über sich selbst raisonnieren will; Zustände und Personen treten, wenn man weiter in's

Leben hinein kommt, so sehr zurück, daß man kaum mehr begreift, wie sie einst bestimmend und maßgebend seyn konnten, und sie wollen dargestellt seyn, als ob sie noch in voller Schwere auf Einem lasteten. Da braucht man denn noch mehr, als die poetische Stimmung, denn man soll sie zugleich haben und nicht haben. An eine Veröffentlichung bei Lebzeiten denk ich natürlich nicht, aber ich habe selbst eine solche Vorliebe für Biographien, daß ich glaube, kein Mensch, der in meinem Sinne eine schreibt, kann etwas Unnützes thun.

Mein „Feuchtersleben" ist schon ausgegeben oder wird es nächstens werden. Ich war, als ich mich der Sache unterzog, mit der Vorliebe des Mannes für die Trivialitäten, die mit ihm jung gewesen waren und mit seiner Abneigung gegen alles Spätere nicht bekannt und hatte in meiner Skizze eine kritische Parentation zu schreiben. Das war nicht besonders angenehm und auch nicht leicht, es legte mir unter Anderem die Verpflichtung auf, die schwerste christliche Tugend zu üben und auf den Häuptern meiner Gegner feurige Kohlen zu sammeln, da ich mich doch nicht dem Verdacht aussetzen konnte, als ob ich mit Feuchtersleben mittelmäßige Geister den ersten Repräsentanten der neueren Literatur vorzöge. — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Sie werden über mein langes Stillschweigen um so mehr verwundert seyn, als ich Ihnen noch nicht einmal den Dank für Ihre Gedichte abgetragen habe. Aber seit meiner Zurückkunft von der Reise statteten fast alle Dämonen, die uns auf Erden munter halten sollen, nach der Reihe einen längeren oder kürzeren Besuch bei mir ab. Mein Kind, meine Frau, ich selbst wurden nach einander krank und meine Frau sehr ernsthaft; dann kamen Verdrießlichkeiten der mannigfaltigsten Art und ich bedarf leider zum Kleinsten, wie zum Größten, der Stimmung, ich kann entweder keinen Brief schreiben oder ich kann auch zugleich etwas ganz Anderes schreiben. So gerieth ich denn Jedem gegenüber, der nicht geradezu einen Wechsel auf Sicht zu präsentiren hatte, in Rückstand, und Ihnen wollte ich ohnehin erst antworten, wenn ich Ihnen zugleich meine Besprechung Ihrer Gedichte senden konnte. Das kann ich zwar auch jetzt noch nicht, aber ich kann Ihnen doch angeben, wo Sie sie nächstens finden werden. Sehen Sie Sich die Illustrirte Zeitung, die Leipziger natürlich, an, diese wird bald einen Artikel über moderne Lyrik aus meiner Feder bringen, in welchem Ihrer Sammlung so ausführlich, als Thema und Raum es gestatteten, erwähnt wird. Ich gebe nämlich in diese Zeitung seit meiner Rückkunft von Zeit zu Zeit einen Aufsatz über ein Buch hinein, wenn das Buch geeignet ist, wichtige allgemeine Betrachtungen daran zu knüpfen. Meinen Namen füge ich freilich nicht hinzu; ich habe es Jahre lang treulichst gethan und gründlichst die Erfahrung gemacht, daß man dabei eben so fährt, als wenn man auf der Maskerade, wo Feinde und Freunde zusammenströmen, der Einzige ist, der keine Larve trägt: Neckereien, kleine und große Bosheiten, ja Dolchstöße und vergiftete Limonaden sind die unausbleiblichen Folgen. Ich bitte Sie daher auch um strengste Discretion; einstweilen habe ich schon das Vergnügen, daß meine bittersten

Gegner mich mit Behagen citiren und später sammle ich ohnehin Alles. — Prof. Eitelberger wünscht dringend eine Kritik der Agnes Benauer, aber ausführlich und bald, für die Wiener Zeitung. Mögten Sie sie vielleicht liefern? Nur müssen Sie tief eingehen und alle Citate vermeiden. Sagen Sie mir das; er schreibt mir schon zum dritten Mal um Nachweisung eines competenten Aesthetikers und ich weiß ihm keinen zu nennen.

Wien den 22. Nov. 1853.

Wien den 13ten Jan. 1854.

Ich war die letzten vier Wochen auf äußerst unerfreuliche Weise durch ein Gallenfieber, das eine starke Gelbsucht im Gefolge hatte und noch jetzt nicht ganz gewichen ist, in Anspruch genommen. Sonst hätte ich Ihnen früher geantwortet, denn ich habe Ihnen zu erklären, woher es kam, daß mein Aufsatz über moderne Lyrik nicht Ihren und Reinholds Namen an der Stirn trug, wie sich's gebührte. An mir lag das nicht, ich hatte die Titel der beiden Sammlungen, auf die ich in der Nutz-Anwendung kommen wollte, sammt dem Verlagsort und dem Erscheinungsjahr an die Spitze gestellt und war nicht wenig verwundert, als sie beim Abdruck fehlten. Ob das aus der Marotte der Redaction oder aus einem Versehen des Setzers hervor ging, weiß ich nicht, ich schrieb aber auf der Stelle um Berichtigung in der nächsten Nummer und die wird auch nicht ausgeblieben seyn. Das hilft einstweilen zwar wenig, doch findet ein solcher Aufsatz ja später auch noch einen anderen Platz. Uebrigens hat mich die Sache um so mehr verdrossen, als kein Mensch begreifen wird, wie ich zum Schluß auf einmal auf zwei Namen kam, die gar nicht vorbereitet waren. Für Ihre liebevolle Beschäftigung mit Agnes Bernauer danke ich Ihnen von Herzen; Prof. Eitelberger bringt die Abhandlung sicher, denn er hatte sie bei mir bestellt und nicht ein Mal, sondern zehn Mal. Ob er nicht hie und da einen gar zu scharfen Ausdruck ein wenig mildern wird, mögte ich nicht verbürgen, da alle Redacteure der Welt das thun, wenn es sich um Persönlichkeiten handelt; an Sachen wird er gewiß nicht rücken. Wegen meiner betrübten Leibeslage konnte ich ihm so wenig schreiben, als mit ihm sprechen, sondern mußte mich einer Mittelsperson bedienen, doch hörte ich, daß Sie ihm selbst geschrieben hätten. Jedenfalls ist er Einer der Besten. Am nächsten Freitag geht hier meine Magellona, d. h. die verkappte Genoveva, über die Bühne, seit drei Jahren das erste Stück. Ich habe, der Geistlichen wegen, große Concessionen machen müssen, jedoch nicht so große, wie bei der Judith, denn die Tragödie ist wenigstens gerettet, wenn auch vielfach an die Stelle der Farben bloße Linien traten. Auf den Ausfall bin ich sehr begierig. Wenn mich die Leber nicht bald wieder in Ruhe läßt, so komm' ich dieß Mal um die Winterfrucht und ich hatte etwas so Kühnes vor, ich wollte — ein griechisches Stück schreiben! Leben Sie wohl und empfangen Sie den besten Gruß zum neuen Jahr!

Ich habe Ihnen lang nicht geschrieben: es war mir für jede Mittheilung der Mund verschlossen; wenn ich ein altes Gleichniß anwenden darf, so befand ich mich im trägen Zustand der Puppe: sie gehört nicht der Vergangenheit, aber auch noch nicht der Zukunft. Ich habe fast jede freie Stunde des Sommers im Hochgebirg zugebracht u. mir auf den wilden Schrotten u. Kornfeldern nicht bloß Versteinerungen u. seltene Blumen geholt, sondern auch meine Naturanschauung ungemein bereichert. Wo man so ganz auf eigenen Füßen stehen muß u. manchmal neben der Gemse auf dem schmalen Pfade zwischen Tod u. Leben hinläuft, da übt sich der Blick u. man wird aus sentimentalen Träumen übergeführt zu weitschauender Objectivität. So ist mir manches in der Hamasa des Abu Temmam, wo das unbändige Leben arabischer Wüstenhäuptlinge geschildert wird, oder wenn ich von Odysseus las, wie er hintrieb auf unermeßlicher Salzflut, klar geworden, was ich vorher recht gut zu verstehen glaubte, aber doch nur philologisch u. historisch begriffen hatte.

Eine Reihe von Hymnen ist das Resultat dieser Erlebnisse. So bezeichnete man bisher meist nur die poetische Rhapsodie mit regellosem Gang der Verse u. äußerlich losem Zusammenhang der Ideen. Um von Willamov nicht zu reden, dichtete Platen nur in gebundenen Strophen, die den pindarischen analog sind. Die Dreigliederung der Strophe, Gegenstrophe u. Epode ließ er jedoch fallen. Mir scheint nun jene Dreitheilung nicht etwas zufälliges zu sein, sonst würden sie die Griechen, welche mit sicherem Griff das wesentliche zu fassen wußten, nicht so durchgebildet haben, wir würden ihr auch nicht bei den Minnesängern, welchen sie wol nicht aus dem Alterthum überliefert sein konnte — u. was hätte auch bei einer solchen innern Verschiedenheit die Tradition genützt? — als Stollen, Gegenstollen u. Abgesang begegnen. Mir erwuchs diese Form fast unmittelbar aus dem Inhalte, ebenso wie die verschiedenen Rhythmen u. es soll mir niemand dabei vorwerfen, es sei mir nur um einen Eiertanz zwischen metrischen Schwierigkeiten, um für die Philologen porzellanene Roccocofrucht zu pflücken, zu thun gewesen. Es ist mir nicht im Traum eingefallen, Pindar nachzuahmen, welchem Platen untreu gegenübersteht, das verbietet die Verschiedenheit von antik u. modern, die Verschiedenheit der Sprache, die kein Mantel ist, den man so oder so zugeschnitten diesem oder jenem Modell zu faltiger Drappirung um die hölzernen Glieder hängt; das verbietet uns in technischer Beziehung völlig der Unterschied zwischen Accent u. Quantität, wollte man auch nicht in Anschlag bringen, daß die griechische Hymne von Musik u. Tanz begleitet wurde. Was das schwierige Erfassen der metrischen Reihen betrifft, so gälte der gleiche Vorwurf auch der Musik, denn wer behält einen längeren Satz? Es scheint mir sogar ein Vortheil, daß unsere Sprache nach dem Accent, also nach innerer Bedeutung u. nicht nach der Quantität: dem zufälligen Gewichte der Silben baut.

Dem gewaltigen Leben meiner Berge läßt sich durch ein einfaches Lied, welches meistens nur eine Stimmung wiedergiebt, kaum beikommen, die Pinseleien haben mit der Kunst an und für sich wenig zu thun, so weniger, daß sie nicht einmal durch den Gehalt Hallerscher Didaxis Relief erhalten. Sehe ich meine Hymnen prüfend an, so wüßte ich wahrlich nicht, wie ich den Inhalt derselben anders geben könnte. Die Philologen werden an diesem gradus ad

Parnassum schwerlich Freude haben. Ich sende Ihnen eine Auswahl nach einem gewissen inneren Zusammenhang, wie er thatsächlich den ganzen Cyclus bindet. Zugleich lege ich Ihnen ein Gedicht „Johannisnacht“ bei; jeder Zug ist der Natur oder Sage entnommen u. zu einem ganzen verschmolzen, das den dämonischen Zauber des Hochgebirges ausdrücken soll.

Der Weltsturm rauscht auch in unsere Thäler herein; ich blicke über die Blätter von Homer und Sophokles hinaus, fast möcht' ich sagen, mit einer großen Sehnsucht, so daß mir das corrigiren der Schulpensa nicht recht schmecken will.

Ich werde ja in Wien als Verfasser des Fechters von Ravenna bezeichnet, was ist an dem Werke?

Ihre Agnes las ich bei Tendler angekündigt.

Insb. 26./10. 54.

Was Sie mir über die Hymnen schreiben, habe ich durchdacht u. mit Freunden besprochen, daher kann ich leicht antworten. Die Nachahmungen der Alten können als Nachahmungen kein frisches Leben gewinnen; die Form, welche nicht dem Dichter als Haut um den Stoff wächst, sondern bloß als Gußmodell zur Hand kommt, kann ihn nur hemmen. Allerdings ergeben solche Versuche manchen Nutzen: Geschwindigkeit und Biegsamkeit der Sprache, selbst näheres Verständniß der Alten. In den Hymnen knüpfte Platen an Pindar an, wagte sich jedoch nicht an das musikalische u. architectonische Gesetz jenes hohen Dichters u. konnte es auch nicht, während er bei Behandlung des Gegenstandes zu sehr das Muster im Auge behielt. Den Mangel an Mythen sollten altgermanische Stammsagen ersetzen, die sind aber nur mehr für den Gelehrten, ebenso wie Klopstocks Wodan und Iduna, man kann sie vielleicht in schöne Balladen, Erzählungen, ja sogar Dramen umgießen, denn solche Werke ruhen ganz auf sich, jedoch kaum zur Ornamentik verwenden, denn diese soll als Nebensache aus sich selbst verständlich sein. Mit den Alten haben meine Hymnen stofflich durchaus keinen wesentlichen Zusammenhang, was die Form anlangt, so fühlte ich nie die leiseste Anwandlung antike Schemata mit Silben anzupfropfen. Pindar lese ich fast jedes Jahr griechisch, darum könnte er mir nebenhin nur ein Studium für die Gesetze höherer metrischer Composition sein, wobei ich stets den Unterschied der Sprachen im Auge behalten müßte. So stehe ich der Antike durchaus frei gegenüber. Die reimlosen Rhythmen, die man sonst für derlei Stoffe gebraucht, verflüchtigen sich vor der Architectur jener Gesetze, wie man den Sand von einer Glastafel wegblasen kann, auf der er sich beim ersten Geigenstrich widerstandslos zu Klangfiguren gruppirt. Das gilt auch, wie W. Humboldt bei Äschylos bemerkte, von den Chören des griechischen Dramas u. so gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß meinen Hymnen endlich ein Musiker die Klangfarben verleihe. Manche Strophen halten doch wohl eine strengere Prüfung aus.

Hellas: Ruhmvoll, der Stadt gepriesener Schutz er
Nachts: Auf weicher Wolke träumt still der Mond
Ruhe: Umhüllt mich ihr Wolken
Leucothea: Sanft wie Mondglanz schimmert —

In Anschlag bringen darf ich dabei wohl auch die ruhige Klarheit, zu welcher sich meine Seele nach einem längeren bangen Zustande dumpfen in sich Verschlossenseins mit diesen Hymnen wie durch einen Akt der Selbstbefreiung emporgerungen hat. Darin liegt für mich das beste Zeugniß innerer Nothwendigkeit. Uebrigens glaube ich, hat diese Form — vielleicht bis auf einen oder den anderen Nachzügler — in mir abgeblüht.

Ob nach dem Erläuterten für diese Poesie der Name „Hymnen" noch gebraucht werden darf, ob er nicht nach Stoff u. Form zu Mißverständnissen Anlaß geben kann, darüber möchte ich gern von Ihnen ein Wort vernehmen.

In Bezug auf die lateinischen Reimgedichte mache ich Sie auf die Vaganten und Goliarden, so wie auf die Kirchenlieder aufmerksam; manches davon zählt zum Besten der Lyrik, so daß es mehr als eine historische Berechtigung hat, namentlich im Vergleich zur Poesie der Minnesänger.

Ich bringe meine Abende jetzt in einer kleinen Gesellschaft junger Männer zu; nach dem Essen u. Trinken wird oft allerlei u. sehr lebhaft discutirt, gewöhnlich liest einer oder der andere etwas vor; ich brachte jüngst Ihren dithmarsischen Bauer; er fand großen Beifall, der Stoff schritt nirgends über seine Linien.

Daß sich Fürst F. Schwarzenberg meiner erinnert, freut mich. Grüßen Sie mir ihn als einen alten Kriegskameraden. Von lit. Beschäftigung scheint er ganz zurückgetreten zu sein, wenigstens bin ich seinem Namen nie mehr begegnet.

Eötvös begann ich zu lesen, das Buch regt mich sehr an, sonderbar, daß es nicht weiter bekannt ist.

Ich schließe noch aus dem Boten den Abdruck der „Johannesnacht" bei; man erzählt im Unterlande, daß sich der Teufel bisweilen nach Mitternacht auf dem Tanzboden einfinde; ein Wildschütz, bleich mit dunklem Auge; so schaue er dem Mädchen in's Fenster, mit dem er getanzt u. sei nicht mehr zu bannen. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich Ihnen über das Gedicht schon geschrieben.

Glück auf!

Insb. 6. 1. 55.

Meine Ferien beginnen mit August; diesen will ich am Achensee zubringen, aber meine Ausflüge sollen sich am lieben Innufer durch das unbewohnte Gebirge, welches ich botanisch und geognostisch untersuchen will, bis Kufstein erstrecken. Da könnte ich wol auch den Weg über die Alpen nach Oberösterreich finden, wenn ich hoffen darf, dort irgendwo mit Ihnen zusammenzutreffen. Im September will ich auf einer Fußreise den Schwarzwald, das Rheinthal bis Speier und noch einige unbesuchte Seitenthäler Tirols durchstreifen, und auf dieser Reise womöglich einige neue Verbindungen anknüpfen.

Die Pfingstwoche war bei uns großes Festschießen, Schützenkönig wurde ein armes Bäuerlein, welches, um den verpfändeten Stutzen einzulösen, seine Ziege verkaufen mußte. Als man ihn im Triumph in die Stadt führte und fragte: ob ihn die große Ehre nicht freue? — antwortete er: „O mehr als

die Ehre freut es mich, daß ich mit dem gewonnenen Schußgeld meinen Kindern wieder einmal Knödel kochen lassen kann!" — Der Eindruck, den beim Feste diese Masse bewaffneter Männer ohne Soldatenrock hervorbrachte, war übrigens mächtig genug, man bekam so wieder eine Idee von dem, was ein Volk ist. Die Leute fühlten das auch selbst; ein alter Kerl mit dem Stutzen rief aus: „Wenn ich heut kein Tiroler wäre, müßt ich wahrhaftig weinen!"

Das Deklamationsbuch, aus dem Ihr Mädchen lernt, ist nicht von mir zusammen gestellt; ich drang nur darauf, daß auch von Ihnen etwas aufgenommen werde, ein Wunsch, dem, wie Sie gesehen haben, der Herausgeber nachgekommen ist.

Von Schwarzer habe ich nie eine Zeile erhalten, und mich darüber gar nicht gewundert: das ist eben Brauch der Wiener Redactionen! Uebrigens ließ ich ihm die Hymnen abfordern, da sie jetzt ohnehin gesammelt erscheinen. Wenn ich diese Gedichte jetzt überblicke, so fühle ich fast noch mehr die Grundverschiedenheit von den Alten als den Zusammenhang mit denselben. Die Intuition, die man durch die Erfahrung eigener Arbeit gewinnt, ist für den Künstler viel fruchtbarer und gehaltvoller als jede Abstraction a priori. Diese erhält für mich wenigstens sehr häufig erst durch jene Farbe u. Relief.

Ihr Gyges sei willkommen, wie alles was aus Hellas stammt; nach Michel Angelo u. Agnes Bernauer befremdet es mich weit weniger, als Sie vielleicht vermuthen, Sie auf diesem Felde zu treffen. — — — — — — — —

Was macht Kuh? schreibt er noch für Journale? Ich habe das aufgegeben und schaue auf diese wogenden Fluthen von Streusand ruhig und unbekümmert aus der grünen Oase meiner Berge. Man mochte früher sagen, im Schriftthum spiegle sich der Volksgeist, aus unserem Literatenthum, wie es jetzt in Tagblättern und sonst fliegt und stiebt, ist er fast ganz gewichen und es ist nur mehr eine hohle Phrase, wenn diese Leute sich als Repräsentanten irgend einer Lebensrichtung hinstellen, während sie doch nur als Trödler in der Geschichte des Geistes „machen". Die Rezension, welche Prutz von Ihrer Agnes gab, war mir etwas überraschend; ich glaubte nicht daß dem Redakteur eines Literaturblattes die Idee eines so bedeutenden Stückes ganz entgehen könne: er hat mit der Helebarde nach dem Geist geschlagen, ihn aber freilich nicht getroffen. — — — — — — Ob gegen Laube, der nicht einmal damit zufrieden war, durch seine Gesinnungsgenossen Einfluß auf einen großen Theil der Presse zu üben, sondern sich überdies unter Polizeischutz stellte, etwas auszurichten ist, möchte ich vorderhand bezweifeln. Es wird noch viel Sonnenschein brauchen, bis der Schlamm unserer ästhetischen und literarischen Zustände auftrocknet. —

Ich bin froh zu jeder Stunde, daß ich mich all dem Getriebe fern gezogen habe. Ich liebe die frische Luft der That, aber nicht die Fäulniß, wenn sie auch aufs prächtigste phosphorescirt. Fortwährendes Studium der Antike und Natur hilft mir über vieles weg. Jüngst machte ich meinen Ausflug ins Hochgebirge, 13 Stunden bin ich gestiegen und geklettert, ohne nur einmal niederzusitzen; es war eine öde Wüste von Schnee, Lawinentrümmer und Felsmassen fast zum verzagen, auf den steilen Schneelehnen, über welche sonst nicht hinab-

zukommen war, mußte ich mich niederwerfen und abfahren wie ein Schlitten, aber ich arbeitete mich überall durch im Gefühl der Kraft, und das war doch auch Ehre! Endlich stand ich auf einer Höhe, einzelne Gräte ragten aus dem Schnee und waren umblüht von Heiderich und Steinbrech; hieher bringt doch nur der Schrei des Hochgeiers oder der Pfiff einer Gemse! — so war meine Meinung! aber plötzlich summte es neben mir, einige Bienen setzten sich auf die Blüthen, sie waren aus dem Thale zur Einsamkeit dieser Höhen emporgeflogen, wie freundliche und friedliche Boten. Ein kleines Ereigniß, aber es gewann für mich unmittelbar symbolische Bedeutung. Es ist doch auch ein Leben, warm und innig und was hätte ich, wenn ich das nicht hätte.

Sonst nichts neues in unsern Bergen; die letzten Ueberschwemmungen haben furchtbar geschadet.

Isb. 20./6. 55.

Wien, 30./12. 55.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sind Ihnen die gesammelten Briefe von Clemens Brentano sammt der Biographie schon vorgekommen? Ich lese sie jetzt, aber mit keinem anderen Interesse, als womit ich irgend ein wunderliches Seethier betrachten würde. Und doch thu ich dem Seethier vielleicht durch die Zusammenstellung schon Unrecht, denn dieses ist doch wirklich eigenthümlich organisirt, die Originalität jenes Romantikers ist aber eine durchaus gemachte, er kommt mir vor wie ein Mensch, der sich die Hand in den Mund steckt, mit den Zähnen darauf beißt und nun vorgiebt, das sei ein Naturakt von ihm. Wenn man den Lebensgang und die Entwicklung des Mannes mit nüchternen Augen ansieht, so wird man finden, daß sich auf jeder Station die Fabel von den sauren Trauben wiederholt. Er streift allerdings, wie sein frommer Biograph mit soviel Salbung berichtet, alle Eitelkeiten der Welt nacheinander ab, aber nur, weil er sie nicht erreichen kann, bis er denn zuletzt auf dem Punkt anlangt, wo er die Visionen braver Nonnen an umgehängten Reliquien prüft und auf's Stigmatisirte Jagd macht. Mir däucht mit der Religion kann gar kein ärgerer Mißbrauch getrieben werden, als Brentano damit treibt. Lassen Sie sich das Buch nicht entgehen, es ist ein furchtbarer Spiegel menschlichen Hochmuthes, der sich dadurch zu demüthigen glaubt, daß er sich auf den Kopf stellt.

Ich schreibe Ihnen aus einem Spital, Alles ist bei mir krank und ich bin ein halber Johanniter, fangen Sie das neue Jahr fröhlicher an, als es bei mir beginnen zu wollen scheint.

Briefwechsel mit Karl Werner.

Geehrtester Herr!

Sie haben mir eine Freude gemacht und glauben, sich deßhalb entschuldigen zu müssen. Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihren Aufsatz über meinen Schnock, der eine neue Probe Ihres schönen Darstellungs-Talentes ist und mir gleich, wie ich ihn las, was gestern Abend geschah und also früher, als ich Sie als Verfasser kannte, ein warmes Interesse abgewann. Sie sind ganz in meine Intentionen eingegangen und es ist mir namentlich lieb gewesen, daß Sie die politischen Deuteleien zurückgewiesen haben, die selbst meine Erklärung in der Vorrede nicht abzuschneiden scheint.

Machen Sie mir recht bald das Vergnügen, mich einmal wieder zu besuchen; dann wollen wir auch über Ihre Novelle reden.

Ihr
hochachtungsvoll ergebenster

den 13. Januar 1850. Fr. H.

Penzing bei Wien, 20. Mai 1851.

Am gestrigen Abend, geehrtester Herr! empfing ich durch Ihren Freund Debrois Ihren Brief vom 13. d. M. nachdem ich schon vorher von einem anderen Ihrer Bekannten im Kaffeehause Ihre Ernennung zum supplirenden Professor erfahren hatte. So gern ich es auch gesehen hätte, wenn Sie in Wien geblieben wären, so herzlich hat es mich doch gefreut, Sie durch diese plötzliche Wendung Ihrer äußeren Lage den juridischen Studien, mit denen Sie sich nur gezwungen beschäftigten, gerade in dem Moment entzogen zu wissen, wo Sie sich so wie so hätten entscheiden müssen. Da sich nun, wie ich, wenn nicht vernommen, so doch errathen zu haben glaube, an Ihre Professur noch die Realisierung weiterer Lebenspläne knüpft, so kann ich Ihnen zur Erlangung derselben nur gratulieren und will wünschen, daß Sie recht bald in eine ordentliche umgewandelt werden möge. Ihr Brief läßt mich in Ihren neuen Wirkungskreis einen klaren Blick thun, was mich in hohem Grade interessiert; Sie werden Anfangs nur sehr wenig Zeit für sich selbst übrig behalten, was allerdings zu beklagen wäre, wenn es zu lange dauern sollte; doch das wird nicht der Fall sein, denn es handelt sich für Sie am Ende nur noch um Ergänzung des Materials und dabei brauchen Sie sich in Ihrer Stellung nicht zu sehr in's Detail zu vertiefen. Dann aber wird Ihnen gewiß durch Ihr Amt selbst der Impuls zur Wiederaufnahme Ihrer literarischen Arbeiten kommen und ein Beruf, der den höheren

Bestrebungen, denjenigen, in denen der zum Selbstbewußtsein gelangte Geist einzig und allein seine Befriedigung findet, nicht nur nicht feindlich in den Weg tritt, sondern sie vielmehr selbst anregt, ist ohne Zweifel der beste. Dieß hoffe ich mit Zuversicht und um so mehr, als ich das Gegentheil bei Ihrem entschiedenen Talent für eine Kritik, welche Tiefsinn mit Anschaulichkeit verbindet, sehr beklagen müßte. — — — — — — — — — — — — — — —

Geehrtester Herr!

Ihr großer Brief hat mir viele Freude gemacht, sein kleiner Nachfolger mit dem allerliebsten Spielzeug für Titele viel Spaß. Wie die Kleine es empfing, beauftragte sie mich, Ihnen zu sagen, Sie seyen „recht brav" und sie würde Ihnen ebenfalls etwas schicken. Das wäre denn hiedurch bestellt. Übrigens bin ich in meinem Hause der Erste und bis jetzt Einzige gewesen, der die Kugel mit dem Becher wirklich auffing. Es hat mir aber auch Mühe und Schweiß gekostet und ich bin wohl nicht zu anmaßend, wenn ich annehme, daß meine Tochter beträchtlich älter seyn muß, ehe sie daran denken darf, in diesem Spiel mit ihrem Vater um die Krone zu ringen. Jedem das Seine.

Für Ihre Analyse meiner Agnes Bernauer danke ich Ihnen herzlich. Glauben Sie mir, ich weiß auch ein Stillschweigen, wie das Ihrige am Abend der Vorlesung zu würdigen, und halte nicht einmal viel von Leuten, die sich bei solchen Gelegenheiten auf der Stelle in langen und breiten Reden ergehen können. Da kann sich's vernünftigerweise ja nur um den Eindruck, nicht um eine Kritik handeln, wie man, wenn man eine neue Landschaft erblickt, zunächst viel zu viel mit den Conturen und Licht-Effekten zu thun hat, um gleich den Lauf der Gewässer und die Fundamente der Felsbildungen untersuchen zu können. Was könnte ein Drama sein, dessen Totalwirkung schon im ersten Moment ein Hinabsteigen in die Einzeltheile gestattete? Dennoch dürfte gerade dieß mein letztes Werk vor den anderen, wenn Michel Angelo ausgenommen wird, den Vorzug größerer Durchsichtigkeit haben, weil ich mir schmeichle, dießmal mehr, wie je zuvor, bis in Nerv u. Ader hinab, anschaulich und concret geworden zu seyn, was dann freilich sehr hoch in Anschlag zu bringen ist. Sie werden, wenn es Ihnen dereinst gedruckt in die Hände oder auf der Bühne vor Augen kommt, das gewiß bestätigt finden und dann auch mit der Abwicklung des Ideenfadens, der Alles im Innersten zusammen hält, leicht fertig werden. Es ist darin ganz einfach das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft dargestellt und demgemäß an zwei Characteren, von denen der eine aus der höchsten Region hervorging, der andere aus der niedrigsten, anschaulich gemacht, daß d. Individuum, wie herrlich und groß, wie edel und schön es immer sey, sich der Gesellschaft unter allen Umständen beugen muß, weil in dieser aus ihrem nothwendigen formalen Ausdruck, dem Staat, die ganze Menschheit lebt, in jener aber nur eine einzelne Seite derselben zur Entfaltung gelangt. Das ist eine ernste, bittere Lehre, für die ich von dem hohlen Democratismus unserer Zeit keinen Dank erwarte; sie geht aber durch die ganze Geschichte hindurch, und wem es gefällt, meine früheren Dramen in ihrer Totalität zu studieren, statt bequemer

Weise bei den Einzelheiten stehen zu bleiben, der wird sie auch dort schon vernehmlich genug, soweit es der jedesmalige Kreis gestattet, ausgesprochen finden. So viel davon.

Hier wurde gestern Richard d. Dritte aufgeführt, ohne großen Beifall, wie ich höre. Ganz natürlich. Das Stück ist ein Epilog, ein Epilog besteht aus lauter Voraussetzungen, auf die sich seine eigne Handlung bei jedem Schritte stützt und wenn man von diesen Voraussetzungen wie bei der hiesigen Bearbeitung geschehen ist, die meisten wegstreicht, so wird er völlig unverständlich. Richard namentlich muß sich wie ein Wallfisch ausnehmen, den man im Sande antrifft. Laufen kann er nicht, fliegen auch nicht und Wasser ist nicht da.

Meine Frau grüßt freundlichst.

Wien 16. Febr. 1852.

Iglau 17. Aug. 1852.

Verehrter Herr Doktor!

Jetzt, wo Sie schon einige Zeit von Adria's Gestaden zurückgekehrt sein werden, bin ich so frei, von der, mir ertheilten Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, Gebrauch zu machen. Wärend Sie die meerumspülte Inselstadt, die Stadt versunkener Dogenherrlichkeit besuchten, habe ich im Norden eine untergegangene Königstadt, das altehrwürdige Prag angesehen u. das spezifisch-historische der alten Capitale Böhmens machte einen eigenthümlich interessanten Eindruck auf mich. Ich konnte mich ganz in jene Zeiten des Huß u. später des 30jährigen Krieges zurückversetzen, Zeiten voll Barbarei und Rohheit, aber dennoch voll Kraft u. Männlichkeit, wo die schwieligen Hände der Bürger so manchen Helm eines hochadeligen Ritters gleich auf dem Kopfe in Trümmer schlugen. Prag ist ein Stück Geschichte, in Stein gehauen, u. wer Sinn dafür, u. offene Augen hat, kann daran lesen, wie in einem aufgeschlagenen Buche. Es liest auch so Mancher drinnen u. die besonders beliebten Stellen sind von den aufmerksamen Lesern durch Eselohren bezeichnet. Jeder sucht sich eben nach seinen Kräften zu verewigen. — Da haben sie in die Metropolitankirche allein 4 Heilige gegeben. Es ist das wahrhaftig eigentlich eine Verschwendung, u. wenn ich bedachte, daß wir in Wien meines Wissens u. Erinnerns gar keinen Heiligen erbeigenthümlich besitzen, so erfaßte mein fromm-katholisches Gemüt ein tiefer Grimm u. ich hätte gerne alle 4 hinausgeworfen u. ihre Gebeine zerstreut in alle Welt mit dem Wunsche: „Gehet hin u. prediget das Evangelium allen Völkern &c." Am meisten interessirte mich die alte Landstube, in der so recht eigentlich der 30jährige Krieg seinen Anfang genommen, u. es schien mir ein viel größeres Wunder zu sein, daß die 3 Rathsherrn, welche man anno 1618 bei der etwas heftigen landständischen Debatte vom Schloßfenster hinab in den Graben warf, mit dem Leben davon kamen, als daß der Hlge. Johannes v. Nepomuck bei seinem Wurfe in die Moldau ersoff. Hätte er schwimmen können, wer weiß, ob er nicht dem brutalen König Wenzel ein Schnippchen geschlagen hätte. Freilich wäre er dann vielleicht kein Heiliger geworden u. sein Tod diente demnach ad majorem Dei gloriam! Auch Wallenstein's Haus u. Portrait

interessirten mich sehr. Ich wundere mich aber erst jetzt wärend des Schreibens, daß ich mich bei Besichtigung des herzoglich friedland'schen Palais gar nicht an Max u. Thecla erinnerte. Wol aber dachte ich auf der steinernen Brücke der schönen Baderstochter von Augsburg u. ihres tragischen Unterganges. — Das Leben Prag's zu beurtheilen kann ich mich wärend der paar Tage meines Aufenthalts nicht anmaßen, doch interessirte mich zeitgenössischerseits am meisten — das Ghetto! Was gäbe die Judenstadt für interessante Stoffe zu sozialen Romanen! — Elend, Genie, Unterdrückung mit Seitenhieben auf unsere Zeit und die Regierung; unglückliche Liebe — gebrochenes Herz — Tod — Versöhnung der Eltern u. Kinder jenseits des Grabes — o gebt mir meinen Breier heraus! Ein Königreich für einen Spindler! — Es ist aber ein Gang durch die Judenstadt in psychologischer und physiognomischer Beziehung sehr empfehlenswerth — am meisten für einen Raucher; einem Nicht-Raucher begegnet gar vieles Unangeneme. — Köstlich ist dieses Feilschen, dieses — einander den Rang Ablaufen Wollen, das Durcheinanderrufen u. Lärmen, dieß Anbieten und Losschlagen; weniger köstlich ist der Schmutz, das zur Schau tragen einer wirklichen oder fingirten Armut, das Hündische u. Sklavische; diese lauernde Demut, das Betrügen u. Zanken u. Belfern! — Es ist aber auch wirklich viel Elend im Ghetto! Da wohnen in einem schmutzigen, finstern Stübchen, kaum groß genug für ein Vogelhaus, 4—5 Familien beisammen, u. man weiß wie produktiv die orientalischen Mütter zu sein pflegen! Auch an Sagen ist die Prager Judenstadt und insbesondere Beth-Chaim, der Friedhof, reich, zum Theil von tief poetischem Inhalt u. mich sollte es sehr wundern, wenn nicht Kompert in seinen „böhmischen Juden“, welche ich nicht kenne, die Sagen angewendet hätte. — Auch im Theater war ich. — Ein schönes, geschmackvoll hergerichtetes Gebäude. Man gab Scribe's „Damenkrieg“. Ein echt französisches Lustspiel! H. Starke aus Hamburg gab die alberne Rolle des väterlicherseits schwachen u. mütterlicherseits starken Herrn v. X. geistgetreu. — Miserabel ist die Arena, in welcher Treumann aus Wien im „Filz als Prasser“ auftrat. Ein echtes, modernes Arenalustspiel! Ein Herr—h im Lloyd schrieb einen ganz vortrefflichen Artikel über dieses Unwesen u. ich vermuthe sehr, Kuh sei der Verfasser. Dagegen hat mich auf der Tour nach Prag u. hieher nach Iglau ein dramatisches Werk begleitet voll hoher Schönheit und echter Poesie, ein Werk, welchem ich unnennbar viel herrliche Stunden verdanke. Es ist dieß das indische Drama Sakuntala, oder der Erkennungsring von Kalidasa. Die Übersetzung ist von Maier u. läßt mehr die eigentliche Schönheit des Originals ahnen, als sie sie wiederzugeben im Stande ist. Ich kenne die anderen Übersetzungen z. B. von Rückert nicht, höre aber, daß diese Übertragung die beste sein soll, welche in Deutschland erschien. Es heißt stets der deutschen Sprache Gewalt anthun, wenn man Versmaße einer quantitirten Sprache in unsre Akzentsprache übertragen will, eine Arbeit, welche darum undenkbar bleibt, weil sie dem Genius unserer Muttersprache totaliter widerspricht. Es kommt mir gar so renegatenmäßig vor, u. wenn ein Überläufer in der Türkei auch Kaftan und Turban trägt, es sieht doch überall das ehrliche Gesicht des deutschen Michel hervor, u. was dabei getreu, u. den Sitten gemäß sein soll, wird nur komisch. Ich wenigstens mußte stets lachen, wenn

ich sah, daß sich die Übersetzer der griechischen Tragiker abmühten, das anapästische Versmaß der alten Chöre deutsch wieder zu geben. Es sieht stets aus, als wollte man mitten unter modernen Landschaften einen Salvator Rosa hängen. Man wende mir nicht ein, das hieße den Herkules im Fracke u. in Glacéhandschuhen darstellen wollen; denn eine Sprache wechselt nicht wie ein Kleid, eine Sprache ist aus dem Innersten eines Volkes herausgeschöpft, nichts Äußeres, kein angehängtes Flitterwerk, nicht Moos, das auf Felsen wächst, sondern der Wasserquell, frisch herausströmend aus den Bergen, von verschiedener Temperatur, verschiedenem Gehalte, verschiedenem Geschmacke; u. in alle Ewigkeit wird man der Eisenquelle keinen Schwefelgehalt einimpfen können. — Sakuntala hat mich aber trotz der, hie u. da gewiß gezwungenen Übertragung, erquickt, wie den Durstigen ein Trunk gutes Wasser. Rein und spezifisch indisch u. doch dabei universell! —

Die modernen Literaturbriefe habe ich zwar in Olmütz begonnen, allein, ich bin leider auch beim Anfang stehen geblieben. In jener Stadt geistiger Versumpfung, wo jede, wie immer geartete Anregung felt, ist es ganz unmöglich, in irgend einer Hinsicht produktiv zu sein. Ich hoffe wol, im Oktober nach Wien einberufen zu werden, allein, wer weiß, ob es Gott u. dem Minister Thun gefällig sein wird. Es kostete mich dort oft nicht geringe Überwindung, Briefe an meine Freunde zu schreiben, u. Debrois wird wol manchmal über mein allzu langes Stillschweigen ungehalten gewesen sein. Dieß ist auch der Hauptgrund, warum ich nicht schon im Juni, wo ich Sie, verehrter H. Dr.! noch in Wien wußte, von Olmütz aus geschrieben. — Jetzt, wo ich die verdammte Festungsluft nicht mehr athme, bin ich aber auch schon wieder ein ganz anderer Mensch geworden u. existire nicht mehr blos, sondern lebe auch.

Dieß mögen Sie am besten aus diesem Briefe beurtheilen können, der mit meiner olmützer Schreibantipathie sonst nicht in Einklang gebracht werden könnte. Ich bemerke aber dabei mit Schrecken, daß eben dieses Schreiben schon zu einer riesenmäßigen Länge anschwoll, u. daß ich auf Ihre Zeit viel mehr, als billig, bereits lossündigte. Verzeihen demnach der Geschwätzigkeit eines, jetzt Glücklichen, u. zürnen Sie mir nicht. Sollten Sie vielleicht ein paar Minuten erübrigen, meiner schriftlich zu gedenken, so würden Sie mir damit eine Freude bereiten. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wien 29. Aug. 1852.

Den Dank für d. geistreiche Gedicht, das Sie mir im Frühling nach München schickten, bin ich Ihnen schuldig geblieben; den Dank für Ihren Reisebrief will ich Ihnen nicht schuldig bleiben. Sie haben Prag in seiner ganzen Eigenthümlichkeit so lebendig vor mich hingestellt, daß ich es nun erst recht beklage, nie einige Tage dort geblieben zu seyn, wenn mein Weg mich hindurch führte. Freilich fehlte es mir dazu nicht sowohl an Lust, als an Zeit, denn man sieht es dieser Stadt auch beim flüchtigsten Blick auf der Stelle an, daß sie aus der böhmischen Geschichte herausgewachsen ist und wie eine organische Pflanze im Verlauf der Jahreszeiten nach und nach Knoten auf Knoten angesetzt hat. Nichts

aber vergegenwärtigt uns die längst vergangenen Zustände eines Volkes so sehr, als die Betrachtung solcher Stücke, die man, wie Zwiebeln, schälen kann.

Ich war inzwischen mit meiner Frau in Italien und füllte die Lücken aus, die ich beim ersten längeren Aufenthalte gelassen hatte; ich besuchte Venedig und Mailand. Leider ist die Zeit, wo ich mein Diarium so emsig führte, wie Sie, längst vorüber, wie ich denn wohl überhaupt zu denjenigen Menschen gehöre, die am allerwenigsten schreiben und die das bloße Ergreifen einer Feder schon Überwindung kostet. Aber ich habe einen mächtigen, bleibenden Eindruck mit mir fortgenommen und ich hoffe, daß er sich auch noch fruchtbar erweisen wird. Allerdings nicht in dem Sinn, daß mir irgend eine Darstellung Venedigs in der einen oder der anderen Form vorschwebte; was Shakespeare und Byron liegen ließen, soll Niemand aufheben, es ist sogar bei mir schon gewagt, das zu thun. Aber ich habe in eine untergegangene Welt hineingeschaut und nichts electrisiert den Menschen mehr, als solch ein antizipierter jüngster Tag.

Ich kann mir wohl vorstellen, daß Sacontala, wenn sie das Erste war, was Sie aus der indischen Literatur kennen lernten, bedeutend auf Sie gewirkt haben muß. Doch geben die epischen Dichtungen ein reineres Bild jener Zustände, und ich mache Sie besonders auf Holzmanns indische Sagen aufmerksam, die mich dermaßen anzogen, daß ich eine ausführliche Kritik derselben in die Wiener Jahrbücher lieferte. Das Drama ist in Indien kein Nationalgewächs, es ist die in einem Individuum hervorgetretene, ewig fremdartig bleibende Ausnahme, die nicht Wurzel schlagen kann.

Schreiben Sie ja Ihre Literaturbriefe, der Zeitpunkt ist günstig, und Sie dürfen sich nicht in einen Olmützer Gymnasialprofessor auflösen. Ich hoffe, Sie in nicht zu ferner Zeit in Wien zu sehen.

In diesem Augenblicke, lieber Werner, empfange ich Ihren Brief und halte es für Pflicht, ihn sogleich zu beantworten. Er hat das Andenken des früheren völlig wieder ausgelöscht; ich kann Ihnen das nicht besser beweisen als dadurch, daß ich Ihnen denselben zurücksende und Sie ersuche, mir auch den meinigen wieder zuzuschicken. Damit ist Alles abgethan und nur den herzlichen Glückwunsch, mit dem ich meine Zeilen schloß, behalten Sie in der Erinnerung, denn der war darum nicht weniger redlich gemeint, weil ich Ihnen auf eine Weise schreiben mußte, die Ihnen nicht angenehm seyn konnte.

Sie sind also jetzt verheiratet und haben ein Amt. Meine Ansicht, daß Sie dazu auch in zwei Jahren noch früh genug gekommen seyn würden, ohne ein zu großes Opfer zu bringen oder zu verlangen, kann ich zwar nicht zurücknehmen, obgleich ich wohl weiß, daß in menschlichen Verhältnissen ohne die genaueste Kenntnis aller Umstände kaum ein halbes Urtheil gewagt werden darf. Aber gern will ich mit Ihnen hoffen, daß es Ihnen auch jetzt noch durch doppelte Anstrengung gelingen wird, die in Sie gelegten Kräfte zu entwickeln und so jene Harmonie zwischen Ihrem Leisten und den gerechten Forderungen der Welt herzustellen, von der das Glück des Menschen ausschließlich abhängt. — — —

Wien 23/11. 1853.

Ich kann leider abermals wieder nur aus der Ferne Ihnen zu einem Tage Glück wünschen, der für uns Alle, und für mich insbesondere der heiligste des ganzen Jahres ist, zu dem Tage, an welchem ein gnädiger Gott Sie der Erde schenkte! Ich sende aber fast nur mit Zagen diesen Brief an Sie ab, da ich fürchte, bereits aus der Zahl jener Glücklichen gestrichen zu sein, denen Sie Ihr Interesse schenken, indem ich schon so lange nach einem schriftlichen Zeichen Ihrer Huld mich sehne, und leider! stets vergebens. Wie schmerzlich und bitter dieß Gefühl für mich sein muß, werden Sie wol am lebhaftesten und leichtesten begreifen;

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
weiß, was ich leide!"

Auch von meinen Freunden in Wien erhalte ich lange, lange keine Nachrichten, und ich klage sie der Saumseligkeit vor Ihnen, der höchsten Instanz an, in der Hoffnung, daß Sie meiner noch nicht ganz vergessen haben. Würde mir nicht noch Julius Feifalik zuweilen eine freundliche Nachricht über das literarische Leben in Wien zusenden, so dränge in mein ultima Thule auch nicht ein Laut aus jenen Kreisen herein, denen anzugehören ich mir mein Leben lang zum höchsten Stolze rechnen werde, wenn ich gleich jetzt verbannt bin und in dieser Beziehung einsam stehe. Was Glaser'n anbelangt, so ist mein Gewissen freilich nicht rein und es überraschte mich die Güte, mit welcher er mir neulich seine Disputationsthesen zusendete, recht sehr, da ich um ihn am allerwenigsten diese Erinnerung verdient hatte, aber den Kuh und Debrois fordere ich hiemit feierlich vor Ihr Gericht und klage sie an der Säumniß in freundschaftlicher Pflichterfüllung, Sie, Herr Doctor! um strenges Gericht und das höchste Strafausmaß ersuchend. Beide besitzen das, in der deutschen Geschichte so wichtige jus de appellando nicht und ich übertrage deshalb feierlich dem neukreirten Dr. utriusque juris Julius Glaser das Staatsanwaltsamt.

Was meine Person anbelangt, so beschäftige ich mich in letzter Zeit damit, die Gesänge der iglauer Meistersinger durchzustöbern, in der geheimen Hoffnung, etwa in Hans Sachs'scher Manier „iglauer Stückchen" zu Gesicht zu bekommen, allein ich fand mich in meiner Erwartung sehr getäuscht. — — — Mit meiner Lektüre bin ich hier ziemlich beschränkt. Den Tieck habe ich nun ganz durchgenommen und erquicke mich an Walter Scott. Im übrigen habe ich für die Schule ziemlich viel zu thun, so daß mir für eigne Ausbildung zwar wenig Zeit bleibt, aber fast immer noch mehr, als gegen den Schluß des abgelaufenen Schuljahrs in Wien, weil ich dort für die Prüfung studieren mußte.

Iglau 16. März 1854.

Ich danke Ihnen herzlich für den Brief, in dem Sie mir zu meinem Geburtstage Glück wünschen; wir hätten Sie gern unter uns gesehen.

Meine Frau ist auch noch in Ihrer Schuld und nur ihrer übermäßigen Beschäftigung bitte ich es zuzuschreiben, daß sie Ihnen und Ihrer lieben Gattin ihren Dank für die Theilnahme, die Sie beide ihr bezeigten, noch nicht aussprach; sie wird dießmal ein Paar Zeilen beischließen oder hinzufügen.

Den Auftrag an Ihre saumseligen Freunde habe ich ausgerüstet; ob sie sich bessern werden, muß die Erfahrung lehren. Ich selbst bin leider nicht der Mann, der sie streng zur Rechenschaft ziehen darf, denn ich gebe in eigener Person ein böses Beispiel und schreibe fast gar keine Briefe mehr. Ja ich greife überhaupt nur noch selten zur Feder, sondern begnüge mich mit der Gedanken-Produktion, wenn sie unmittelbar im Stoff vor sich geht.

Meine Genoveva-Magellone ist sechs Mal mit großem Erfolg über die Bühne gegangen und dann plötzlich verschwunden. Ob aus bloßer Willkür bei Seite gelegt oder aus irgend einem absurden Grunde verboten, weiß ich nicht.

Daß der Büchermangel Ihnen sehr empfindlich werden würde, habe ich mir wohl gedacht; gerade Ihr Talent bedarf der Materie. Vielleicht ermitteln Sie noch den Weg zu irgend einer Bibliothek.

Wien 23/3. 54.

Wien 19/1. 1855.

Sie wollen mir einen Dienst erweisen und halten es für nöthig, Sich dazu erst die Erlaubniß von mir auszubitten; das heißt in der Bescheidenheit zu weit gehen! Es kann mir nur eine Freude und eine Ehre seyn, wenn Sie meine Agnes Bernauer einer öffentlichen Vorlesung würdigen und ich sage Ihnen im Voraus meinen besten Dank dafür. Begierig bin ich, ob das herbe Stück sich bei Ihrem Publicum einschmeicheln wird, und Sie werden mich durch eine Schilderung des Abends, an dem Sie für mich in's Gefecht gehen, sehr verbinden. Von den kritischen Schöppenstühlen wird es bis jetzt meines Wissens vollständig ignoriert; man hat vermuthlich nicht Lust, es zu loben und wagt doch nicht, es anzugreifen.

Der Fürst Schwarzenberg, der des Abends oft zu mir herauf kommt und seinen Thee oder sein Bier bei uns trinkt, erzählte mir gestern eine Geschichte die eine wahre Devise unserer Zeit ist. Als Venedig aufhörte, Republik zu sein und alle Patrizier sich flüchteten, die keine Dienste bei Bonaparte nehmen wollten, ging Einer derselben noch vorher zu einem Bürger der ihm immer seine Geschäfte geführt hatte, um ihm noch einige Aufträge zu ertheilen. Der Mann, der sonst immer äußerst unterwürfig gewesen war, nahm ihn sehr kühl auf und machte auch beim Abschied wenig Umstände. Nach vielen Jahren kehrte der Patrizier alt und grau zurück, und der nämliche Mann eilt zu ihm, und macht mit früherer Unterthänigkeit seine Aufwartung, ohne irgend einen Grund dazu zu haben. Der Patrizier ist erstaunt und fragt ihn, warum er jetzt, nun die letzten Spuren der alten Verhältnisse verschwunden seyen, zu den alten Gewohnheiten zurückkehre, während er ihnen in einem Moment untreu geworden sey, wo man noch gar wohl an eine Wiederherstellung haben denken können. Der Mann erwiedert: damals glaubte ich, dasselbe geworden zu seyn, was Eure Excellenz ehemals waren und das hielt ich mit Recht für einen schönen Gewinn; jetzt aber sehe ich ein, daß E. Exc. blos geworden sind, was ich war, und dabei kommt nichts für mich heraus!

Vielleicht kommt auch noch einmal der eine oder der andere citoyen de la république litéraire zu der nämlichen Einsicht; bis dahin muß man die Leute gewähren lassen. — — — — — — — — — — — — — — —

Iglau, 16. März 1855.

— — — — Wenn auch Hunderte im deutschen Reiche sich aus Ihren wunderbaren Werken nie geahnte Genüsse verschaffen, wenn auch Hunderte Begeisterung trinken aus dem kastalischen Quell Ihrer Muse — so habe ich doch vor All diesen noch unendlich viel voraus. Sie waren es ja, der mich zuerst das eigentlich Geheimnißvolle jenes unbegrenzten Kreises der Schönheit ahnen ließ, der mir eine Welt des Genusses eröffnete, der mich zuerst das Reich des wahrhaft Poetischen kennen lehrte. — Wie soll ich Ihnen aber erst danken für Ihr persönliches Wolwollen und für das Vertrauen, welches Sie mir schenkten, ein Vertrauen, das Sie mir in Ihrem lezten Schreiben wieder neuerdings auf so freundliche Weise zu erkennen gaben. Ich lag gerade an einem kleinen Fieber zu Bette, als ich Ihre so überaus freundlichen Zeilen erhielt. Wie freute ich mich, als ich die theuren Züge Ihrer Hand wieder erblickte, und als ich mir gestehen durfte, daß ich noch nicht aus der Zahl Derjenigen ausgestrichen sei, denen Sie erlaubten, einen engeren Kreis um Ihre theure Person schließen zu dürfen. — Wenn ich Kuh, Debrois u. Glaser um Etwas beneiden möchte, so wäre es nur das Einzige, daß sie stets bei Ihnen sein können, und daß sie diesen Tag mit Ihnen feiern dürfen!

Kuh sandte mir dieser Tage seine Novelle „Romeo und Julia" zu, die ich sogleich mit immer mehr und mehr steigendem Interesse durchlas. Ich will sie aber erst einige Zeit in mir wirken lassen, ehe ich ein Urtheil darüber fälle. Emil möge mir daher die Zögerung meiner Beantwortung zu Gute halten und mich nicht undankbar schelten.

Welch hohen Genuß es mir gewährt haben würde, mein Projekt rücksichtlich der Vorlesung Ihrer wunderbaren „Agnes Bernauer" noch im Laufe der Fastenzeit auszuführen, brauche ich wol nicht zu erwähnen. Am liebsten wäre es mir gewesen, die Vorlesung am Vorabende Ihres Geburtstages abhalten zu können, allein mein permanenter Husten, durch das wahrhafte Bärenklima Iglaus in steter Blüthe erhalten, verbietet mir diese Anstrengung, und ich muß froh sein, meinen Schulpflichten Genüge leisten zu können. Doch hoffe ich mit Zuversicht, bald nach Ostern, wo ja doch die Witterung hoffentlich wärmer werden dürfte, meinen Plan ausführen zu können. — — — — — — — — — — —

Iglau, 1. April 1855.

Ich hätte diesen Brief gerne noch heute früh expediert, um Ihnen brühwarm den Erfolg meiner Vorlesung Ihrer „Agnes Bernauer" mitzutheilen — allein ich war doch etwas erschöpft u. konnte daher vor dem Postschlusse, der um 11 Uhr früh ist, nicht mehr zum Schreiben kommen. So kann ich Ihnen

denn nun mehr systematisch die Antecedentien und den Verlauf der Begebenheiten beschreiben.

Was die Ersteren anbelangt, waren sie komisch genug u. charakterisieren zum Theile das hiesige u. vielleicht jedes Publikum. Als die ersten Annoncen erschienen — die ich Ihnen sogleich zusandte, u. die Sie hoffentlich erhalten haben — hieß es von Mehreren: „Ein Trauerspiel? wozu ein Trauerspiel? Wir haben ohnehin Elend genug, soll man da noch ein Trauerspiel anhören?" Andre, die sich auf Alt-Ästhetiker spielen (wie es Alt-Liberale gibt), begriffen nicht, wie man ein so altes Stück lesen könne, das sie schon in ihrer Jugend gesehen hätten. Erst als man ihnen begreiflich machte, daß ja doch der Autor auch etwas zu bedeuten habe, u. daß derselbe Stoff von Verschiedenen auch auf Andre Weise aufgefaßt u. dargestellt werden könne, gaben sie sich zufrieden. Wieder Andre, die mit der neueren Literatur auf nicht ganz so gespanntem Fuße leben, (wie die Vor-Erwähnten, die das Drama mit Körner's „Zriny" abschließen) — fürchteten die Ungeheuerlichkeiten u. das Dämonische Hebbels, von welchen Dingen ihnen schon zu Ohren gekommen war, u. dachten, wenn der Saal nicht besonders gut beleuchtet würde, aus Furcht vor möglichen phantastischen Gestaltungen „zerlaufen" zu müssen, wie der hier landesübliche Ausdruck ist. Mir sagte am Tage vor der Lektüre ein Herr: „Ihre Annonce ist eine Anfrage an die Intelligenz der Iglauer" u. zuckte die Achseln. Ich erwiderte ihm darauf: „Suchet, so werdet Ihr finden; klopfet an, so wird Euch aufgethan."

Und in der That hatte ich mich nicht geirrt.

Als ich mit meiner Frau den Saal betrat, war ein für die hiesigen Verhältnisse sehr zahlreiches Publikum, worunter besonders der weibliche Theil sehr stark vertreten war, versammelt, u. ehe ich noch zu lesen begann, füllte sich der Saal noch mehr, so, daß ich, ohne freilich ein Dase zu sein, die Anzal auf ungefähr 200 rechnen kann, was bedeutend über meine Erwartung war, darunter die höchsten politischen u. judiziellen Autoritäten unserer Stadt. Von dem ersten Worte an, welches ich vortrug, herrschte Todenstille im ganzen Saale u. sie begleitete mich oder vielmehr das Stück bis ganz zu Ende. Und darin erkenne ich das ungeheure Interesse, welches das ganze Publikum an der wunderbaren Tragödie nam. Man muß nur wissen, wie die Leute aussehen, welche hier zu Lande in öffentliche Produktionen gehen. Meist ist das, was vorgetragen wird, Nebensache u. wenn man auch beim 1. Stück einer musikalischen Akademie etwa honoris causa schweigt, so wirft man in der Regel beim zweiten bereits den unnatürlichen Zwang ab, den man seinem Zünglein auferlegte und läßt sich nicht weiter stören in einer Conversation, um derentwillen man ja eigentlich sub titulo der Kunst zusammenkam. Hier war es aber anders. Lautlos hing Alles an meinem Munde u. mit der größten Spannung verfolgte man die Entwicklung des Dramas.

Eigenthümlich war es mir zu beobachten, wie beim Schlusse des 1. Aktes das Publikum sichtbar damit kämpfte, ob es applaudiren sollte oder nicht. An den Mienen konnte ich es den Meisten absehen, daß ihnen die Vorlesung bis jetzt großen Genuß gewährt hatte, allein der Respekt vor der Sache hielt den größten Theil zurück, diese gewöhnliche Gunstbezeugung zu spenden. Auch sind

wir hier ein an „Schicklichkeit" gewöhntes Volk u. da wir nicht wußten, was in einem so ungewöhnlichen Falle, wie die Vorlesung eines Dramas war, „schicklich" sei, so hielten wir mit dem Beifalle zurück. Daß nur diese Rücksichten das Publikum hinderten, die Lektüre zu beklatschen, ist keine Illusion meinerseits, denn da eine Masse Studenten anwesend waren, u. überdieß Viele meiner persönlichen Bekannten sich eingefunden hatten, so hätte ich an diesen eben so viel Claqueurs gefunden; doch erkannte ich auch aus dem hie und da aufsteigenden Beifallsgemurmel die unendliche Theilnahme, welche die Leute an dem Trauerspiele nahmen. Besonders war dies der Fall bei der Turnierszene, die ich allerdings auch am besten las. Hier war die Menge förmlich elektrisirt.

Die Vorlesung dauerte von 3/4 7 Uhr bis 1/4 11 Uhr u. — was man bisher nicht erhört hatte — trotz dieses langen Zeitraums entfernten sich nur sehr wenige Personen vor dem Schlusse des Stückes; von den Damen ging keine Einzige früher weg. Dabei ist noch sehr zu bemerken, daß für Erfrischungen keine Sorge getragen war, u. daß während dieser vierthalb Stunden das Publikum mit leeren Magen da sitzen mußte. Zum Schlusse wurde mir von allen Seiten gedankt für den genußreichen Abend, den ich bereitet hatte. — Ich nam den Dank auch für den abwesenden Dichter in Empfang, u. bin deßhalb so frei, ihn sogleich zu übersenden. Für meine Sicherung erbitte ich mir über die erhaltenen „200 Danke" eine eigenhändig geschriebene Quittung.

Und somit hat die „Agnes Bernauer" bei uns Hyperboräern einen vollständigen Sukzeß erlebt; man staunte, bewunderte u. war entzückt; die Schönheit der Tragödie drängte sich den Zuhörern unwillkürlich auf; man fühlte sie — ohne daß man sie jedoch durchgehends zu begreifen im Stande war. Instinktiv waren Alle elektrisirt — wenn sie auch nicht das richtige Verständniß zeigten. Einen Beweis dafür liefert der Zug, den ich erzählen will, weil er Ihnen wahrscheinlich Spaß machen dürfte. In der Szene zwischen Ernst u. Preising wandten sich — so indiskret u. „unschicklich" dieß auch war — mehrere Köpfe bei der Stelle: „Meine Juden sollen's so treiben u. s. f." gegen eine im Hintergrunde sitzende reiche Jüdin, die darüber etwas verlegen wurde, obgleich sie eine sehr verständige Frau ist. — Dieß erfuhr ich heute u. es ist dieß gewiß characteristisch u. beweisend für meine obige Behauptung.

Was *meine* Leistung betrifft, so war sie gewiß nicht schlecht zu nennen; namentlich gelangen mir einzelne Szenen sehr gut; so die Turnierszene u. die Schlußszene des 5. Aktes. Dagegen war das Gespräch zwischen Agnes u. Theobald im 4. Aufzuge durchaus nicht gelungen zu nennen u. die schwächste Stelle meines Vortrags. Zum Glücke las ich die darauf folgende Kampfszene u. den Tod Törrings besser u. söhnte mich dabei wieder mit mir selbst aus. Im Übrigen konnte man damit zufrieden sein, wie ich die Tragödie vortrug u. man machte mir auch deßhalb viele Elogen. Ich weiß, daß man gefürchtet hatte, ich würde unmöglich die Stärke besitzen, das ganze Drama hindurch mit meinen Stimmmitteln auszureichen. Ich bewies aber in der 4. Szene des letzten Akts, wo Herzog Albrecht auftritt, glänzend die noch ungebrochne Kraft meiner Stimme.

Schließlich danke ich Ihnen nochmals im Namen der Armen für die Freundlichkeit, mit welcher Sie mir die Erlaubniß zur Vorlesung ertheilten. Sobald

im hiesigen „Journal für Kunst, Wissenschaft, Literatur, geselliges Leben, Industrie, Handel und sonstige Gegenstände", das alle Sonntag einen halben Quartbogen groß erscheint, eine Beurtheilung der Vorlesung zu lesen sein wird, werde ich Ihnen ein Exemplar unter Kreuzband zusenden. Rezensent ist der Redacteur, zugleich Buchdrucker Rippl, der in der Annonce zum Schlusse den famosen Druckfehler „am Tage der Vorstellung", statt „Vorlesung" machte. Er sagte schon vor einigen Tagen zu Einem meiner Bekannten: er würde sich hüten, gegen mich aufzutreten, denn da bekäme er solche Hiebe über die Finger, daß seine Hände zeitlebens wund blieben". — — — — — — — — — —

Wien, 2. July 1855.

Obgleich im Begriff, eine längere Reise nach Oberösterreich, Steiermark u. s. w. anzutreten, kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen vorher für Ihre Kritik des Michel Angelo herzlichst zu danken. Abgesehen von dem inneren Werth Ihrer Arbeiten, über den Sie meine Meinung kennen, lege ich jetzt auch auf Kritiken ein weit größeres Gewicht, wie früher und bin Ihnen deßhalb doppelt verpflichtet. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß sie Niemand gleichgültig sein dürfen, der nicht erst vom Grabe aus wirken, sondern Zeit und Welt lebendig erfassen will, um von ihnen in fruchtbarer Gegenseitigkeit wieder erfaßt zu werden. Und wenn Napoleon, der Mann der That, der klaren und sich selbst verbürgenden, sich unmittelbar nach der Schlacht hinsetzte und nicht bloß das Bulletin dictirte, sondern auch, wie der Briefwechsel mit seinem Bruder Joseph beweist, den Moniteur mit Artikeln bedachte, so ist ein Schriftsteller wohl entschuldigt, wenn er den consequenten Verdrehungen und Verdächtigungen seiner Productionen durch ehrliche Anzeigen einigermaßen zu begegnen sucht. — — — — — —

Dinstag, 20. Novbr. 1855.

Es war mir aus manchen innern u. äusseren Gründen unmöglich, Ihnen zu schreiben u. Ihnen die Geburt meines Kindes Emil zu berichten u. wenn ich Ihnen jetzt den Tod desselben melde, so ist das — Sie werden meinen Freimut in dieser bitteren Stunde verzeihen — ein Akt der Nothwehr. Ich hätte schon gerne den nagenden, bitteren Kummer u. Schmerz hinter mir u. weiß recht gut, daß dieß leichter geschieht, wenn ich mich brieflich Jemandem mittheilen kann, der so innigen Antheil an meinem Schicksale nimmt, wie eben Sie.

Es waren furchtbar schwere Stunden, die ich in den jüngsten Tagen und Nächten durchlebte, doppelt qualvoll, als Vater u. als Gatte. Gott weiß es, wie gerne ich das Kind hatte, als es zur Welt kam, mit welcher Liebe u. Sorgfalt meine gute Frau dasselbe auferzog — es sollte nicht am Leben bleiben, es war anders beschlossen im Rathe der Götter. Der hier epidemisch grassirende Keuchhusten ergriff das vier Wochen alte Kind, allerdings nicht heftig, aber eben genug, um eine Lungenentzündung hervor zu rufen, welche durch kein Mittel mehr zu bannen war. Sonntag Abends um halb 10 Uhr stellte sich die erste Ohnmacht ein, die freilich nur kurze Zeit währte, sich aber im Verlaufe der

Nacht u. des nächsten Tages noch einigemahl wiederholte u. Zeugniß gab von der Schwäche des armen Würmchens. Vielleicht war aber gerade diese Schwäche ein großes Glück, denn sie verhinderte wahrscheinlich unsern Emil, die Schmerzen zu fühlen, welche jedesmal groß gewesen sein mußten, wenn man die furchtbar heftige Bewegung des Herzens und der Lungenflügel betrachtete. Es pochte, hämmerte u. arbeitete in dem kleinen Körper, daß man dachte, die Brust müsse zerspringen. Dreißig Stunden dauerte der Todeskampf, denn erst Dienstag früh um viertel auf zwei Uhr hörten die Pulse auf, zu schlagen u. der Athem erlosch. „Wie oft" — sagte meine Frau während dieser Nacht zu mir — „denke ich jetzt der Worte Hebbels: Wie schwer stirbt doch ein Kind". Ich hatte auch an diese Stelle der Agnes Bernauer gedacht, sie jedoch nicht ausgesprochen, um den Schmerz meiner Frau nicht zu vermehren. Denn leider mußten wir den bittersten Moment einigemale durch machen, indem wir bei jeder der heftigen Ohnmachten bereits das Kind todt wähnten. — — — — — — — — — — —

Mittwoch 21. Jetzt ist Gott sei Dank Alles vorüber u. die Leiche meines kleinen Engels ruht in der kalten Erde neben dem Grabe seines Großvaters. Die Sonne sendet noch eben ihre letzten Strahlen grüßend auf das kleine Grab u. schmilzt den Frost von der erstarrten Erde, daß es aussieht, als weinte sie. So ist das Schwerste vorbei und nur Eines noch zu überstehen — die Beileidsbezeugungen der Bekannten, von denen man im Voraus weiß, ihre Lippen sprechen und ihr Herz kümmert sich um nichts. Ich verarge es ja auch den Leuten gar nicht, wenn sie weder Schmerz, noch Kummer, weder Leid noch Trauer fühlen, aber sie sollten mir's nur nicht glauben machen wollen. — Bei echten, wahren Freunden genügt ein warmer Händedruck; aber das Gesindel muß seine Lungen in Thätigkeit versetzen, um nur Etwas zu erheucheln, weil's eben die Schicklichkeit begehrt. Und wenn die Leute nur nicht mit ihren ekeln, tausendfach wiederholten, abgedroschenen Trostphrasen zum Vorschein kämen! Sie denken wol, Jeder ist so wie sie u. läßt sich mit ein paar Worten, die noch dazu sinnlos und albern sind, schadlos halten für einen Verlust! Ich weiß mich, Gott sei Dank! noch selber zu trösten u. bin der Mensch nicht, der den festen Stein, an den er sich hält, für glänzend Rausch- und Flittergold der Menge zu vertauschen braucht. — Freilich werde ich troz meines tiefen, moralischen Eckels vor solcher Convenienz die Sitten nicht umändern, aber am liebsten zöge ich jetzt — wo immerhin, nur weit weg von allen sogenannten „guten Bekannten".

Sonntag, 25. Novbr. 1855.

Heute fällt der erste Schnee u. wird bei uns nun bald alles bedecken und einhüllen — vielleicht bis zum April. Nun naht die Zeit des Studiums, das mir heuer mehr als je Bedürfniß sein wird, um die bange Sehnsucht nach meinem jüngsten Kinde zu zerstreuen. — — — — — — — — — —

Wien 27/11. 1855.

Ich weiß es zu würdigen, daß Sie Sich in einem so trüben Momente gerade an mich wandten, und Sie haben ganz Recht darin, daß die Menschen in Masse nie unerträglicher sind, als wenn sie Mitleid bezeigen und trösten

wollen. Mein Gyges bezeichnet seinen früheren Seelenzustand, wie er vor der Königin steht, mit Worten, die auf solche Leute vortrefflich passen; er sagt:

— Ihm war zu Muth, als hätt' er sich bisher
Wie ein ereb'scher Schatten, kalt und nüchtern
Nur unter die Lebendigen gemischt*)
Und jetzt erst Blut bekommen, wie sie selbst;
Als hätte er ihr Lachen und ihr Weinen,
Ihr Jubeln, Seufzen, ja ihr Athemhohlen,
Nur nachgeäfft und nie geahnt warum
Die Menschenbrust sich ewig hebt und senkt —

Aber freilich ist es auch das Eigenthümliche und Wohlthätige am Schmerz, daß er, sobald er überstanden ist, gleich wieder ein Abstractum wird, während die Freude ihr persönliches Gesicht behält.

Auch ich habe vor neun Jahren mein erstes Kind, einen Sohn, der Emil hieß, wie der Ihrige, mit neun Wochen verloren und zwar in Einer Stunde! Dennoch wüßte ich Ihnen nichts zu sagen; in den Anfang, wie in das Ende müssen wir uns ein für alle Mal ergeben, nur die Mitte, die krumme Linie zwischen den beiden Punkten gehört uns. So viel ist gewiß, daß nichts aus der Welt verschwinden kann, und daß es sich immer nur um ein gelös'tes Verhältniß, nie um eine zerstörte Wesenheit handelt. Warum sollte aber ein Verhältniß nicht früher oder später wieder angeknüpft werden können?

Wenden Sie also dem Grabe den Rücken und dem Leben das Angesicht wieder zu. Reif sein, ist Alles, meint Hamlet und er hat recht. Wirken, schaffen, sich nach allen Seiten entwickeln, damit die Hand, die von oben heruntergreift, unten den Faden nicht vermißt, bei dem sie den Menschen packen kann! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit Sie wissen, daß ich nunmehr öffentlich als Dichter u. demnach Collega(!) aufgetreten bin, erwarten Sie ganz zuversichtlich bei Gelegenheit Ihres Geburtsfestes ein Gedicht von mir, etwa Stanzen, oder ein Sonett, oder doch zum mindesten eine persische Vierzeile u. vielleicht wäre auch wieder die Prechtler'sche Muse über mich gekommen, wie damals, hätte ich nicht daran gedacht, daß „Sie sich selber machen, was Sie für's Haus brauchen.“ Ich komme deßhalb nur in simpler Prosa, um Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche darzubringen und Sie zu bitten, mir in Ihrem Herzen jenen Platz zu bewahren, den Sie mir bis jetzt einräumten u. dessen Besitz mich glücklich u. stolz macht.

Zugleich erlaube ich mir, Ihnen meinen tiefsten Dank darzubringen für den wunderbaren Genuß, den mir sowohl der „Gyges“ als auch die „Novellen“ und „Erzählungen“ bereiteten und stets aufs Neue bereiten!

Möchten Sie die, im Brünner Tageblatt abgedruckte Anzeige Ihres Dramas, die Ihnen hoffentlich zugleich mit diesem Briefe zukommen wird, als einen Beweis betrachten, daß ich für meine innerste Überzeugung und für die Förderung

*) Im Drama selbst heißt es „verirrt“.

des Höchsten nach besten Kräften stets und immerdar kämpfen werde. Ist gleich mein Wirkungskreis nur ein unendlich kleiner, meine Stimme nur eine schwache — so ist sie denn doch nicht ganz zu verachten. — — — — — — —

Sie bringen gewiß Ihren Geburtstag im Kreise Ihrer Familie u. jener Freunde zu, die meine theuersten Freunde sind u. gegen welche Sie stets so liebreich zu sein pflegen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn an diesem Tage auch meiner mit dem kleinsten Gedanken gedacht werden möchte. Ich wenigstens werde mit meinem ganzen Sinnen und Dichten an diesem Tage bei Ihnen sein.

Ja, noch mehr; als frommer Katholik werde ich Dienstags meine Sünden bereuen und beichten!!! um Tags darauf die Communion mit Würde empfangen zu können u. mit jener Zerknirschung, mit welcher ein k. k. iglauer Gymnasialprofessor solche Dinge abzuthun pflegt. — — — — — — — — —

Iglau 17. März 1856.

Wien 16/5. 1856.

In welchem Lichte, lieber Werner! mag ich vor Ihnen dastehen! Sie haben mir so freundlich geschrieben, Sie haben meine neuesten Bücher angezeigt und erhielten bis jetzt so wenig Antwort, als Dank von mir.

Im Anfange freilich war ich entschuldigt, denn ich gerieth im Februar in eine Arbeit hinein, die mich ausschließlich in Anspruch nahm, und die auch Ihnen später Freude machen wird. Aber ich mußte sie zuletzt doch liegen lassen und kann mich also zu meiner Rechtfertigung nicht einmal auf eine volle poetische That berufen. Nun, Sie werden nicht mit mir hadern.

Für Ihre herzlichen Worte über meinen Gyges bin ich Ihnen vorzugsweise verpflichtet. Dieß Stück wird einen schweren Stand haben und ich wußte es voraus. Es ist nicht leicht, sich aus der modernen Welt heraus in eine Anschauung zu versetzen, wornach das Weib bloß Sache war, und das wird nun einmal verlangt, wenn Kandaules nicht geradezu abscheulich erscheinen soll. Der alte Homer wäre zwar eine gute Vorbereitung, denn seine Griechen und Trojaner schlagen sich doch buchstäblich um die Helene, wie um ein Möbel, welches dadurch nichts an seinem Werth verliert, daß es von Hand zu Hand geht. Aber Homer wird nicht viel mehr gelesen, sonst würde man Herodots Kandaules in seiner Eitelkeit so natürlich finden, wie irgend einen Menschen unserer Zeit, der seine Schätze zeigt, weil er nicht gewiß weiß, ob er wirklich den reinsten Diamant besitzt, weil er einen kleinen Hang zum Prahlen hat. Von dieser Basis aber ausgegangen, die nur historisch gegeben ist und nicht blos das Absonderliche, sondern sogar das Besondere ausschließt, dürfte mein Drama keine Schwierigkeiten mehr darbieten, denn Kandaules kann den Adel seiner Natur doch nicht besser beweisen, als dadurch, daß er sich selbst, so wie sich Rhodope vor seinen Augen aus einer Sache in eine Person verwandelt, zum Opfer darbringt, um den halb unbewußt verübten Frevel zu sühnen und dieser Adel kann ihr gegenüber doch auch nicht früher hervortreten; doch, wie gesagt, der Sprung aus der modernen Welt bis dahin ist weit und wird von

Wenigen gemacht. Noch gestern erhielt ich aus Mannheim von einem meiner größten Verehrer einen Brief, worin er mich um Erlaubniß bat, das Stück angreifen zu dürfen. Sie können sich denken, daß ich sie umgehend ertheilte, denn ich war auf dergleichen gefaßt, ehe ich den ersten Vers schrieb.

Was Sie mir über Ihre Lectüre und Ihre Studien mittheilen, interessiert mich sehr. Ich würde jedoch Leute, wie Z., nicht lesen und mir überhaupt alle Philosophen zweiten Ranges vom Halse halten, wenn sie nicht, wie z. B. Rötscher in seinem Briefe, Detail-Arbeiten liefern. Ein secundärer Dichter kann immer noch, so lange er sich innerhalb seiner Gränzen hält, Genuß darbieten, denn er vertieft sich in's Einzelne, wenn er das Ganze nicht zu umfassen vermag, aber ein secundärer Philosoph, der das Object mit dem primitiven gemein hat, schwerlich Erkenntniß. Hierbei fällt mir ein, daß ich Mommsens Röm. Geschichte auf meine persönliche Bekanntschaft mit dem Verfasser hin im mündlichen Gespräch mit Ihnen zu voreilig beurtheilt habe: es ist ein ganz vortreffliches Buch und das gerade Gegentheil dessen, was ich erwartete. Ich hielt den Mann für einen Mikrologieen-Kenner, als ich ihn in Rom und Neapel sah, und war dazu berechtigt, denn sein Denken bewegte sich in der allerengsten Sphäre; als er z. B. in einem meiner Bekannten den Juden entdeckte, sprach er davon, als ob er herausgebracht habe, daß er ein Mörder sei. Aber freilich war er damals auch jung und ich muß ihm das Zeugniß geben daß er reif geworden ist.

Daß ich Ihr letztes, überaus freundliches Schreiben, welches mich um so mehr erfreute, als es mir die Überzeugung verschaffte, ich sei noch nicht von Ihnen vergessen worden — erst so spät beantworte, daran waren verschiedene Odiosa Schuld; am meisten die Arbeit, welche ich für unser heuriges Gymnasialprogramm ex officio zu schreiben hatte. Ich hatte mir zum Stoffe die „Entwicklung des italienischen Städtewesens von der ältesten Zeit bis zum Konstanzerfrieden (1183)“ gewählt und das Thema machte mir mehr Schwierigkeiten, als ich anfangs dachte, obgleich meine ganze Thätigkeit auf nicht viel mehr gerichtet war, als auf das Exzerpiren eines ganz trefflichen Werkes von Karl Hegel über denselben Gegenstand. Der Haupt-Vortheil, welcher mir aus der Arbeit erwuchs, bestand darin, daß mir das Mittelalter mit seinen wunderbaren Einrichtungen wieder einmal ganz lebendig vor meine Seele trat, u. daß sich mir die heroischen Gestalten, die eisengehauenen Charactere u. die grauenvollen Kämpfe in großartigen Bildern neuerdings entrollten. Ich lernte die Möglichkeit der innigen Verschmelzung germanischen u. romanischen Lebens u. ihre wirkliche Durchdringung besser als je erkennen u. wurde schon dadurch allein gehindert, das ganze menschliche Getriebe, wie es sich uns in der Weltgeschichte abspiegelt, mit pessimistischen Augen zu betrachten. Dieser Gewinn tritt nun freilich in meinem Aufsatze, den ich Ihnen, sobald er die Presse verlassen haben wird, selbstverständlich zusenden werde, nirgend an den Tag, denn s'ist eben eine Programmschrift — aber nichtsdestoweniger ist er doch vorhanden! — Daß ich dabei alle meine übrigen Arbeiten aussetzen mußte, versteht sich von selbst. Ich

schrieb seit Monaten nicht einmal einen Brief an meine Wiener Freunde und stahl mir nur die Zeit zu ein paar Geschäftsschreiben, die ich nothwendig expedieren mußte, weil sie sich auf etwas, für mich sehr Wichtiges bezogen. Es betrifft nemlich meine Übersetzung vom Gymnasium zu Iglau an das nach Brünn. Es wäre dieses für mich von großem Vortheile, denn erstlich käme ich in eine größere Stadt, wo ich mehr Gelegenheit und Mittel hätte, für meine Ausbildung zu arbeiten, und dann wurde mir dort bei einem Journale die Stelle eines Redacteur en chef angetragen, die ich bei meinem Dort-sein annehmen würde, wodurch ich begreiflicherweise viel wirken könnte, und wobei ich mich auch materiell recht gut stehen dürfte. Für meine Stelle dort — die eines Lehrers der deutschen Sprache, Geographie u. Geschichte — sind noch drei Competenten, und kann man's wohl wissen „wem der große Wurf gelingt"? Ich erwarte das Schlimmste und hoffe das Beste.

Selbst über meine heurigen Ferien konnte ich mir noch keinen Plan bilden, indem ich nicht weiß, ob ich sie in Iglau zubringen werde, oder ob ich nicht Mähren und Schlesien bereisen muß. Ich stehe nemlich mit dem Buchhändler Ed. Hölzel in Olmütz in Unterhandlung wegen Textirung eines, von ihm herausgegebenen Albums der schönsten Gegenden u. Städte der beiden genannten Kronländer. Vor der Hand hat unser Hin- u. Herschreiben noch zu keinen Resultaten geführt. So bin ich denn vor und nach der Hand noch ein homo provisoricus — ich weiß nicht, welche Species nach Linné oder Buffon. —

Für Ihren Brief bin ich Ihnen um so mehr zum Danke verpflichtet, als Sie mir dadurch das eigentlich innige Verständniß des Gyges eröffneten, den ich jetzt erst in seinem vollen Glanze kennen lernte. Auch auf das Verstehen der ganzen antiken Welt u. auf die Stellung des Weibes warf mir Ihr Schreiben erst das rechte Licht u. es ist mir dieß um so wichtiger, da ich mich nunmehr wieder mit Mommsen mehr zu beschäftigen gedenke. Mich freut es, daß Sie von Ihrer einstigen Ansicht über diesen Mann, den ich schon damals schätzte zurückgekommen sind. Er gehört wahrlich nicht zu jenem alterthumforschenden Trosse, den Sie so göttlich in Ihrem Michel Angelo geschildert haben u. mich erinnert er, besonders in Charakterzeichnungen von einzelnen Persönlichkeiten zuweilen sehr an Macaulay, der vor ihm aber das wahrhaft wunderbare, beinahe Walter Scott'sche Situationenzeichnen voraus hat. In manchen Dingen ist Mommsen unklar u. gibt uns namentlich im I. Bande nicht selten kein Bild. Freilich ist auch sein Stoff ein schwierigerer, als der des brittischen Historiographen.

Iglau 21. Juli 1856.

Wien 12/11. 1856.

Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht? Sie nehmen es nicht so genau mit mir? Ihr Brief erfreute mich in Gmunden sehr, Ihre Abhandlung hat mich lebhaft interessiert und wenn ich Sie trotzdem so lange auf Antwort warten ließ, so beging ich diese Sünde zum wenigsten nicht gegen Sie allein.

Ihre Freuden und Ihre Sorgen haben sich seitdem, wie ich von Debrois

hörte, wieder vermehrt. Empfangen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch zu der Geburt Ihres jüngsten Kindes! Ihre Versetzungs-Pläne sind gescheitert. Darf ich Ihnen einen Rath geben, den ich längst für Sie mit mir herumtrug? Lassen Sie diese Pläne ganz fahren! Mann sieht sich nie nach neuen Verhältnissen um, ohne die alten zu erschüttern und das ist immer bedenklich. Sie haben sich in Ihrem dortigen engen Kreis die allgemeinste Anerkennung erworben, er wird sich allmählig erweitern, wenn man Ihren ernsten Willen sieht, Wurzel zu fassen. Sie wissen, daß ich Ihnen vor Ihrer Verheirathung gerne noch ein paar freie Jahre in Wien gegönnt hätte. Die Frucht derselben würde unschätzbar gewesen sein, aber es ist anders gekommen und jetzt scheint es mir für Sie das Beste, daß Sie Ihre Idylle ruhig zu Ende führen. Ein Prediger, der sich nach einer neuen Gemeinde umsieht, verliert gewöhnlich die alte; einem Lehrer geht es schwerlich anders und er bedarf nicht blos des Vertrauens, sondern auch der Anhänglichkeit.

Wien 18/12. 1856.

Empfangen Sie meinen freundlichsten Dank für Ihren Brief, der mich ungemein ergötzt hat. Im Geist habe ich ihn augenblicklich beantwortet, daß es nicht auch gleich mit der Feder geschah, verhinderte eine große Arbeit, die noch kaum ganz abgeworfen ist. Ich habe nähmlich Aussicht, eine Gesammtausgabe meiner Gedichte zu Stande zu bringen und zu diesem Zwecke sowohl die beiden gedruckten Sammlungen, die Sie kennen, als auch den fertigen, nicht unerheblichen Vorrath durchgesehen und verbessert. Das hat mich denn, da es sich in den meisten Fällen nur um ganz feine, kaum sichtbare Linien handelte, Tag und Nacht in Anspruch genommen, ich glaube aber auch mit dem Resultat zufrieden seyn zu dürfen, obgleich ich nicht selten, wie ich Ihnen das wohl bekennen will, zu Lese-Arten zurückkehrte, die ich vor zwölf Jahren verworfen hatte, als ich die Sachen zum ersten Mal zusammen stellte. Diese Beschäftigung, die mich fortwährend zwischen Production und Reflexion in der Mitte schweben ließ, hat eine Reihe ganz eigenthümlicher Gedanken über das Verhältniß der Kunst zum Leben, des Ideals zur realen Welt, in mir angeregt, die ich freilich nur höchst aphoristisch mittheilen kann. Ich wäre sehr geneigt, dieser Welt, die sich dem Ideal gegenüber so spreitzt, ihre Realität zu bestreiten, denn was ist anders real in ihr, als das Gesetz und dieß Gesetz, also ihr ganzer Inhalt, wurzelt im Ideal. Es ist wahr, man kann nicht mit Agamemnon zu Nacht essen, aber dafür bekommt Iphigenie auch keine Runzeln und Eins, denke ich, hebt das Andere auf.

Wie Sie es mit dem Michel Angelo einrichten wollen, überlasse ich ganz Ihnen; doch scheint mir die Musik vorzuziehen zu seyn. — — — — —

NB. Zum Weihnachtsangebinde noch ein kleiner Spaß, über den Sie lachen werden. Ein naher Verwandter von mir in Holstein, dem ich alle Weihnacht schreibe und eine Kleinigkeit schicke (ich that es eben heut) wird vor Jahren um eine Handschrift von mir gebeten. Er hat keine. Man wundert sich, da man weiß, daß er Briefe von mir empfängt und fragt nach diesen Briefen. Er sagt:

ich zünde mir gewöhnlich die Pfeife damit an, wenn ich das Geld heraus genommen habe. Man wundert sich noch mehr. Er fügt zur Aufklärung hinzu: Ich kriege ja immer welche wieder! — Übrigens ein kreuzbraver Gesell, mit dem ich im Himmel lieber zusammen träfe, wie mit dem Philosophen Schelling. —

Wien 5. Dezbr. 1857.

Sehr weit bin ich davon entfernt, Ihnen Ihr Stillschweigen zu verübeln, denn gar wohl weiß ich, daß nicht allein die Arbeiten und Geschäfte, die sich dem Briefschreiber hindernd in den Weg stellen mit den Jahren immer wachsen, sondern daß auch die Lust zu der Sache selbst in gleichem, ja in noch größerem Maße abnimmt. Darüber habe ich an meiner eigenen Person die betrübendsten Erfahrungen gemacht und so sehr ist das Taufwasser auf meinem Kopf noch nicht eingetrocknet, daß ich mich mit dem Balken im eigenen Auge über den Splitter im Auge meines christlichen Nächsten ereifern sollte. Sehr dankbar bin ich Ihnen dagegen für Ihre Bemühungen zu Gunsten meiner Gedichte; so hat denn mein Ruhm vierzehn Stützen mehr,*) und da ich, ohne mir zu schmeicheln, wohl annehmen darf, daß sich einige ganze oder halbe Slaven darunter befinden, so kann ich von nun an auch meinerseits mich berühmen, die Cultur nach Osten tragen zu helfen. Die Herrn Tendler und Comp. in Wien haben den nöthigen Auftrag von mir schon empfangen, und werden nicht ermangeln, die Exemplare, so rasch es irgend geht, zu liefern. Im Ernst: ich danke Ihnen für Ihre redlichen Anstrengungen, die für einen so kleinen Ort ein überraschend großes Resultat gehabt haben, von ganzem Herzen, denn so gleichgültig mir das momentane Schicksal meiner Dramen war, ist und seyn wird, so sehr wünsche ich aus ganz besonderen Gründen den Gedichten rasche Verbreitung. Das würde auch gelingen, wenn meine übrigen wirklichen und Schein-Freunde nur halb so thätig wären, wie Sie, aber ich zweifle, ob alle zusammen in der ungeheuren deutsch-soliden Stadt Wien so viel Exemplare in Umlauf bringen, wie Sie in dem winzigen mährischen Iglau, diejenigen natürlich nicht mit gerechnet, die von selbst abgehn. Um so höher weiß ich, in dieser, wie in jeder anderen Beziehung, die Ausnahmen, an denen es Gott lob nicht fehlt und unter denen Sie mit oben an stehen, zu schätzen.

Aus Ihrem Briefe weht es mich an, wie ein warmer Hauch aus einem wohl geschützten und tief verborgenen Nest. Bleiben Sie ruhig darin sitzen, plötzlich kommt doch wohl auch der Vogel Greif und trägt sie auf einen höheren Baum. Ich selbst saß zweiundzwanzig Jahre ohne alle Aussichten auf Einem Fleck und bin nachher trotzdem noch weit genug herum geworfen worden. —

Iglau 28. Dezember 1858.

Daß ich so lange Zeit hindurch schwieg — daran war nicht so sehr Mangel an Muße — als vielmehr Mangel an Stoff, Mangel an Mittheilungs-

*) Durch die durch Werners Vermittlung abgesetzten Exemplare der Gedichte.

würdigem Schuld, denn meine Tage verfließen Einer wie der Andere und die Reihe nach vorwärts sähe gerade so aus, wie die, nach rückwärts gerichtet, wenn nicht doch noch ein halb mit Nebel verhüllter Hoffnungsstern leuchtete, der schönere und lieblichere Pfade zeigt, als die breitgetretene Strasse, die ich eben wandle. — Äusserlich ändert sich nichts mit mir, und soll ich von inneren Zuständen sprechen? Ich lenke selbst nicht gerne meine Blicke auf mein Inneres, um nicht zu sehen, wie noch unter dem Aschenberge begrabener Hoffnungen und Zukunftsträume eine vulkanische Flamme brennt und lodert, die immer durchzubrechen droht und deren Ausbruch ich um Alles in der Welt dämpfen muß, sonst verlöre ich ja das, was ich mir nach langem, harten und bittren Kampfe errang, den Frieden mit mir selbst und mit jenem Leben, das ja meine eigne, freie Wahl war und wofür ich mich bereits selbst zur Rechenschaft zog. Am Ende hilft mir überall meine angeborne gute Laune durch, die mich zwar nicht bis zum Optimismus kommen läßt, wol aber gerade hinreicht, die Dinge so zu nennen, wie sie sich geben, ohne zu klagen und zu bedauern, daß sie nicht anders kamen. Ich sehne mich zwar freilich zuweilen darnach, das Spinngewebe der kleinen, engen Verhältnisse zu zerreissen, das mich umschlungen hält, allein das Wagniß bliebe unter allen Umständen grösser als selbst der günstigste Erfolg — und so unterlasse ich es und bescheide mich. Ich kann es gewiß auch leichter, als manch Anderer, da ich in meinen häuslichen Verhältnissen eines Glückes geniesse, dessen ganze Fülle ich in früherer Zeit gar nicht zu ahnen im Stande war und das mich für das Aufgeben aller Hoffnungen entschädigen würde — wenn eben blos Genuß unseres Lebens Zweck wäre. Vergebens suche ich mich mit dem Gedanken zu trösten, daß ich ja doch auch einen Wirkungskreis besitze, in welchem ich Heilbringendes und Segenvolles für die Menschheit wirken kann; ich füle, daß dieser Kreis zu enge ist und daß ich einen Weiteren auszufüllen bestimmt war, in dem ich sicherlich nicht glücklicher, nicht zufriedener geworden wäre, als ich es jetzt bin, in dem ich aber mehr hätte leisten können!

Die Erinnerungen an all diese Dinge stimmen mich natürlich stets trübe und mißmutig und was sagen Sie zu meiner Narrethei, wenn ich, statt Alles zu vermeiden, was meinen künstlichen Gleichmut erschüttert, mir noch eine Lektüre an den Hals hetze, die mein Innerstes in seinen tiefsten Tiefen aufregt, die mich, während sie mich zum Himmel erhebt, zugleich Höllenqualen durchmachen läßt, die — doch wozu eine nähere Schilderung, da Sie ja doch am Besten wissen, wie ich es meine.

Ich habe am Weihnachtsabende meiner Frau das Epos „Mutter und Kind" vorgelesen, und ich glaube nicht, daß auf dem Erdenrunde irgendwo heiligere Weihnacht gefeiert wurde!

Iglau 24. Jäner 1859.

Fast ein ganzer Monat liegt zwischen dem Anfang u. der Fortsetzung dieses Briefes; ein Monat, der mir manches Unangenehme brachte. Erstlich wurde ich krank u. konnte erst heute wieder zum erstenmale ausgehen, dann erhielt ich die Nachricht von dem Tode meiner Stiefmutter, woran sich manche Veränderungen in meiner Familie knüpfen werden, dann — doch wozu all die Misère aufzälen, die Einen treffen u. verstimmen kann? Ich schreibe es auch blos

nieder, um Ihnen den besten Beweis zu liefern, wie ich unter dem Druck solcher Dinge Ihnen unmöglich weiter schreiben konnte, unmöglich namentlich von „Mutter und Kind!" Wie könnte ich schildern, welch unendlichen, tiefen Eindruck dieses wunderbare Gedicht auf mich und meine Frau hervorbrachte! Ja, das ist die Verklärung des heiligsten Gefüles, eines Gefüls, das heiliger ist als jenes, welches den Jüngling zur Jungfrau zieht u. das Weib zum Manne! Hier ist alle Seligkeit des Mutterherzens ausgegossen u. die Liebe, welche lächelnd eine Welt materiellen Glückes zerschlägt, um das Theuerste auf Erden im Arme halten zu dürfen, feiert ihren höchsten Triumph. Selbst der rauhere Mann, dem in seiner Grundehrlichkeit das gegebene Versprechen heilig ist, sündigt gegen sein Manneswort und fühlt zugleich, daß diese Sünde die allein echte und wahre Tugend ist! — — — — — — — — — — — — — — —

Man wird heiliger und reiner, wenn man dieß Gedicht liest u. wir traten Arm in Arm vor die Betten unserer beiden Kleinen, die mit ihren rosigen Wangen dalagen und schliefen u. aussahen, als ob der Widerschein der Christbaumkerzchen noch von ihren Stirnen flammte — und unwillkührlich traten uns Thränen der heiligsten Rührung in die Augen u. vor unserer Seele zogen vorüber die wunderbaren Worte:

„die du über die Sterne weg"

Und Sie waren das „Glück" und Ihnen galt das „Gebet" das, wie von selbst kommend, ungerufen und ungeahnt, von meinen Lippen tönte!

Und meine Seele
„— — weint Dir süsseren Dank,
als die Anderen Alle,
die Du glücklich und reich gemacht!"

Du „liessest ihn fallen, den Tropfen" u. wenn er ja irgendwo die heiligsten Gefühle wach rief, so war es in meinem Busen! Welch unendlichen Dank sind wir Ihnen für diese Weihnachtsgabe schuldig geworden! Wie hoch haben Sie uns über dieß niedre Erdenleben emporgehoben und uns in jene reineren höheren Sphären hinaufgetragen, in denen nur die Lieblinge der Götter weilen, die Genien der Menschheit und — Sie! Man kann Ihnen auch nur danken, wie den Göttern, mit dem eigenen Gefüle; nicht aber mit Worten. Und dieses Gefül, das Sie selbst in mir entzündeten, lege ich nieder auf Ihren Weihaltar! Nemen Sie es gnädig auf, Amen!

Karl Werner.

Iglau 16. März 1859.

— — — — Auch mich hat wieder das Glück mit seinen Gaben überschüttet und ich kann es noch tragen. Es hat mich nemlich der mährische Landesausschuß in Brünn zum „Archivcorrespondenten" ernannt, eine Ehre und Auszeichnung, über die ich in lichtenberg'scher Manier eine Epistel schreiben könnte. Komme ich den Verpflichtungen nach, die ich als Archivcorrespondent übernommen, so vertrockne ich binnen einem Jahre zur vollständigen Mumie und diene dann vielleicht gelegentlich selber als „gelehrtes Objekt" einem „Manne der Wissen-

schaft“, der in „szientifischer Makulatur“ macht u. einen Folioband über mich niederschreibt, den ein dankbares Jahrhundert in Schweinsleder binden und zu den Vätern versammeln lassen wird. Ferner wird mir das Patent als „Archivcorrespondent“ Gelegenheit geben, zu beweisen, daß ich auf der erstiegenen Höhe nicht schwindle und mich gegen meine Umgebung und meine Freunde eben so leutselig betragen werde, wie es meine neue Würde und ihre alte Liebe nur immer ermöglichen. Der Stolz soll mich nicht verblenden und ich gebe in meiner Großmut sogleich Jedem, der zu meiner Höhe emporblicken will, den freundschaftlichen Rath, blaue Brillen zu nemen! — Ich hätte noch eine Menge Bemerkungen im Hintergrunde, allein ich will diese aus besonderer Rücksicht für Ihr Wiegenfest unterdrücken, wofür Sie mir gewiß Ihren herzlichen Dank sagen.

Wüßte ich nur das Eine, ob aus diesen Zeilen, deren Uebersendung mir schliesslich fast wie Sünde erscheint, jene Liebe meiner Person zu Ihnen hervorleuchtet, die ich empfinde — so wäre ich glücklich.

Daß meine Frau, die neuerdings dem Dichter von „Mutter und Kind“ ihre höchste Bewunderung zollt, auch ihre besten Wünsche mit den Meinen vereint, brauche ich wol nicht erst zu sagen. — — — — — — — —

Orth, d. 9. Aug. 1859.

Ich will nicht von Gmunden scheiden, ohne mich auch gegen Sie meiner Briefschuld entledigt zu haben. Es ist schon der fünfte Sommer, den ich hier zubringe und der schönste von Allen, denn jeder Tag ist ein goldener Teller, unschätzbar an sich, wenn auch nicht immer silberne Äpfel darauf gelegt werden. Dennoch habe ich dieß Mal nicht allzuviel gute Stunden genossen, da ich einen hartnäckigen Rheumatismus abzuwarten hatte, der trotz der ungewöhnlichen Hitze und der Soolenbäder noch immer nicht weichen will, wenn er auch weniger empfindlich geworden ist. Es ist ein verzweifelter Zustand, durch körperliche Unbehilflichkeit von dem großen Festmahl des Jahres ausgeschlossen zu seyn, den man aber im Angedenken an Polykrates schweigend ertragen muß. Wundern werden Sie sich, wenn ich hinzufüge, daß der Besitz eines Eichkätzchens mir die durch meine Lage gebotene Resignation bedeutend erleichtert; nichts destoweniger ist es der Fall. Ich war von Jugend auf ein Thierfreund und in meiner Kindheit gehörte es zu meinen größten Freuden, den treuen Hauspudel einmal mit in's Bett nehmen zu dürfen, was mir freilich nur gestattet wurde, wenn ich krank war. Auch auf der Universität befand sich der „treffliche Scolar der Studenten“ immer an meiner Seite, so sehr ich mich auch einschränken mußte, und um ihm sein Recht angedeihen lassen zu können, mußte ich auf manchen „kühlen Trunk“ Verzicht leisten. Auf meinen Reisen ging das nun allerdings nicht mehr, da ich mich aus besonderen Gründen niemals eigener Equipage bediente, auch stumpfte sich, so sehr hängt der Mensch an seinen Eindrücken und so nothwendig sind sie ihm, mein Interesse für die Thierwelt nach und nach ab, doch trat zu keiner Zeit jene verruchte Gleichgültigkeit an die Stelle, die in all den bunten, räthselhaften Physiognomieen, die uns umgaukeln, das wunderbare Gottessiegel gar nicht mehr erblickt, und zwischen dem, was frei

auf seinen Füßen einher hüpft und dem, was in Nürnberg aus Holz geschnitzt wird, nur noch der „willkührlichen Bewegung" halber einen Unterschied macht. Im vorigen Jahre schenkte meine Frau mir nun dieß Eichkätzchen, so jung, daß es wohl volle vier Wochen, viele Stunden des Tages in meiner Achselhöhle verschlief, die es wegen der Wärme allen übrigen Nestern vorzog, u. so braun, als ob es unmittelbar aus einer blanken Kastanie herausgesprungen wäre. Dieß zierlichste aller Geschöpfe hat sich nun so an uns gewöhnt, daß es nicht blos bei jeder unserer Mahlzeiten mit auf dem Tisch sitzt und seinen Antheil dahin nimmt, sondern uns aus Dankbarkeit sogar, das Höchste innere Behagen mit dem Schwänz'chen ausdrückend, die Hände und das Gesicht mit seiner rothen, sammetweichen Zunge leckt, ja, alle Morgen, in die Bäume des hiesigen Gartens gesetzt, rasch von einem zum andern die Runde macht und dann zu mir zurückkehrt, die Vögel fürchtend und von ihnen geneckt. Dabei unterscheidet es auf's Schärfste zwischen uns, mir und meiner Familie und Fremden; wir dürfen es in dunkelster Nacht aus dem tiefsten Schlaf nehmen, ohne daß es einen Laut von sich giebt, versucht es ein Anderer, wär's auch die bekannte Magd, so fängt es zu beißen und kratzen an. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich das Alles rührt, besonders hier und jetzt; ich sehe, wie durch ein Astloch, in die Mysterien der Natur hinein und mir kommt vor, als ob das Thier erst durch den Menschen würde, was es werden kann, aber freilich nicht dadurch, daß er es zu willkührlichem Zwecke dressiert, sondern dadurch, daß er ihm seine uneigennützige Liebe und Theilnahme zuwendet. Auch begreife ich jetzt Alles, was man von Jägern und Vogelstellern erzählt. Doch wozu dieser ganze Brief? Man kann das nur sehen und erfahren, nicht glauben.

Daß Ihnen „Mutter und Kind" Freude gemacht hat, wirkliche Freude, ersah ich aus Ihrem Brief; er war sehr schön und ich danke Ihnen dafür. Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

Fr. Hebbel.

Briefwechsel mit Debrois van Bruyk.

Geehrtester Herr!

Ihre Analyse habe ich mit dem größten Interesse gelesen, und danke Ihnen sehr für die Übersendung. Ganz abgesehen von der Theilnahme, die sie mir schon des Gegenstandes wegen abgewinnen mußte, hat sie mich auch aus ganz allgemeinen Gründen als ein schönes Zeichen des wissenschaftlichen Geistes erfreut, der sich in der jugendlichen Generation, welcher Sie angehören, zu regen beginnt, und auf dem die Zukunft des großen Deutschen Vaterlandes allein beruht. Wer ein Object mit solchem Ernst und solcher Gründlichkeit behandelt, wie es in Ihrem Aufsatz und in dem Ihres Freundes geschieht, der kann mit keinem anderen spielen, er wird überall auf die Tiefe gehen und sie zu erschöpfen suchen, wo er sie findet, sich nicht aufhalten, wo er sie vermißt. Es wäre mir lieb, wenn ich das Weitere mündlich mit Ihnen besprechen könnte; ich bitte Sie daher, mich am Sonntag-Abend — vorausgesetzt, daß meine Frau nicht auf dem Theater beschäftigt ist, in welchem Fall ich Montag-Abend zu kommen bitte — zu besuchen.

Wien, d. 22. Jan. 51.

Gmunden d. 23. July 1855.

Lieber Debrois!

Ich danke Ihnen für Ihren Brief und freue mich, daß er in einer heiteren Laune geschrieben ist, obgleich Sie mir das Verstummen der Eustachischen Trompete noch nicht melden konnten. Ein vorübergehendes Uebel ist gar keins und das Ihrige geht so gewiß vorüber, als das Uebel, das mich jetzt plagt und mir das Sitzen am Schreibtisch zur Pein macht. Sie hören jetzt einige Arien weniger, wie ich ein Paar Bäder in der herrlichen Traun weniger nehme; das ist fatal, aber es ist auch Alles. Halten Sie Sich daher nach wie vor an den Gebrauch der Dampfbäder, hüten Sie Sich aber vor anderen Gewaltsmitteln, denn mit der Cholera ist nicht zu spaßen.

Ich las hier, wo wir viel Regen und wenig Sonnenschein haben, ein Buch, das mich sehr interessirte und Sie noch mehr interessiren dürfte; es sind Riehls musicalische Characterköpfe. Lassen Sie Sich es nicht entgehen; ich selbst komme auch darin vor und zu Ihrer besonderen Satisfaction in Gesellschaft Wilhelm Kaulbachs, Robert Schumanns und Richard Wagners.

Daß die Theaterzeitung mich, gnädiger wie Circe, die anständige Leute nicht bloß in Schweine verwandelte, sondern sie auch als Schweine sterben ließ,

aus einem Monstrum wieder in einen erhabenen Zeitgenossen umgeschaffen hat, rührt mich tief; ich werde Bäuerle, wenn wir uns auf der Straße begegnen, fortan seinen Unterthänigsten mit einem Unterwürfigsten erwiedern, da ich doch bisher trotzig bei meinem Ganz Gehorsamsten stehen blieb. Wenn aber die Czartoryskische Monatschrift eine Lanze für mich gebrochen hat, so ist es mir in Wahrheit lieb.

Des Hofgärtners Töchterlein gönne ich Ihnen, obgleich Sie Ihnen ohne Zweifel Rosen, Lilien und Vergißmeinnicht als Mitgift zubringt; Sie haben alle Ursache, Ihrer Mama dankbar zu seyn.

Wir haben hier bis 12. August ein Logis im Anker genommen, bis dahin höre ich wohl noch von Ihnen.

Wien d. 12. Sept. 1855.

Lieber Debrois!

Fallen Sie doch nicht immer wieder in Ihre alte Grillenfängerei zurück! Sein Geld verlieren kann Jedermann, wenn er es in die Westentasche, statt in die Börse steckt; das ist eine allgemein menschliche, keineswegs eine speciell Debroissche Eigenschaft. Wem das begegnet, der soll sich deshalb, auch wenn es sich wiederholt, nicht den sensus communis absprechen, wie Sie thun, sondern sich einfach sagen, daß er bisher versäumt hat, sich einige unumgänglich nothwendige hausbackene Regeln zu setzen und daß er dieß nachholen muß. Der Hut gehört auf den dritten Nagel, nicht auf den zweiten, denn der ist für die Nachtmütze bestimmt u. s. w. Sie haben nur in dem Einen Puncte recht, daß Ihre Freude über das Verschwinden des Ohrensausens billig groß genug seyn sollte, um Sie für jedes Bagatell auf Monate unempfänglich zu machen. Uebrigens ist Ihr Brief, vom Inhalt abgesehen, so ausnehmend gut, daß er in mir keinerlei Besorgniß aufkommen lassen kann, denn wer seine Schmerzen auf der Flöte abbläs't, der hat sie überwunden. Wenn Werner heute Abend eintrifft, so werde ich ihn wohl morgen sehen; kann es jedoch nicht schon um 9 Uhr Morgens seyn, so bitte ich ihn auf Nachmittag um 4. Gyges ist gestern in die Presse gewandert.

Orth d. 13ten July 1856.

Mein lieber Debrois!

Sehr spät, erst am 11ten d. M., erhielt ich Ihre Sendung. Ihrem Freunde hat sie genützt; ich bin vollkommen mit ihm ausgesöhnt und habe ihm gleich geschrieben. Mit Ihnen Selbst habe ich freilich Einiges zu erörtern; das kann aber nur mündlich geschehen. Von der Frau Professorin Bonitz höre ich, daß Sie Ihren Plan, mich in Gmunden zu besuchen, nicht aufgegeben haben; ich rechne also mit Bestimmtheit darauf, Sie hier zu sehen. Es steht aber ganz bei Ihnen, ob das, was zwischen uns besprochen werden muß, schon hier oder erst in Wien besprochen werden soll. Ich selbst bin sogar, obgleich ich Ihrem Wunsch nicht entgegen treten will, falls er mit dem meinigen nicht übereinstimmt,

für Wien. Sie werden mir wohl im Voraus zutrauen, daß ich zwischen dem Eifer für einen Freund und dem für das eigne Ich zu unterscheiden weiß. Sie werden aber gewiß auch die Antwort nicht vergessen, die der Hammer dem Eisen gab, als es sich über seine Schläge beschwerte. Sey nur erst Stahl — sagte er — so höre ich von selbst auf. Verlassen Sie Sich darauf, ich werde nicht hinter dem Hammer zurückstehen, und ich dächte, ich hätte es zum Theil schon bewiesen.

Im Allgemeinen ist zu erwägen, daß der Mann den Jüngling begreift, weil er Jüngling gewesen ist, nicht aber der Jüngling den Mann, weil er erst Mann werden soll. Am allerschwersten findet der Jüngling sich wohl in das Herz des Mannes hinein, denn die Keuschheit des Mannes besteht darin, daß er sein Herz verhüllt. Im früheren Lebens-Alter ist das anders, ob aber darum auch besser, ist noch sehr die Frage. Im Besonderen bedarf es wohl keiner Versicherung, daß Niemand eine freundliche Lösung der in unserem kleinen Kreise eingetretenen Verwirrungen mehr wünschen kann, wie ich, wenn ich mich auch gegen die Gefahr sichern muß, mit Lessing erst im Alter ausrufen zu müssen: Alles verläßt mich!

So viel und nicht mehr. Grüßen Sie Glaser, schreiben Sie mir, wann Sie kommen und schicken Sie mir den Brief von Uechtritz. Es wäre möglich, daß mein Freund mir für den Sommer irgendwo ein Rendezvous gäbe, darum ist es nöthig, daß ich seinen Brief erhalte; alles Uebrige lassen Sie ruhig in meinem Hause liegen. — — — — — — — — — — — — —

Orth d. 28sten July 1857.

Ihren Brief nebst den Zeitungen habe ich empfangen. In den letzteren hat mich nur das Testament des alten Czerny interessirt, dieses aber auch recht sehr. Ich stimme zunächst der Ansicht jenes Musik-Referenten vollkommen bei, der meinte, daß er Beethovens Thätigkeit viel eher begreifen könne, als Czernys. Die Mühle, die am Fluß steht, geht von selbst, aber die andere, die durch eine Wasserleitung unterhalten werden soll, setzt einen energischen Müller voraus, der sich's nicht verdrießen läßt, selbst die Regentropfen aufzufangen. Das große Talent hält sich von selbst im Athem; aber wenn die geringe Begabung ohne zu wanken und sich in müßiger und wohlfeiler Verzweiflung zu verzehren unabläßig auf ihr bescheidenes Ziel los schreitet, so gelingt ihr das nur durch Aufgebot aller sittlichen Kräfte und je unbedeutender das künstlerische Resultat seyn mag, um so reiner wird die menschliche Aufgabe, die unter allen Umständen die Hauptsache bleibt, gelöst. Ein Mann solcher Art scheint Czerny gewesen zu seyn, sein letzter Wille gehört zum Respectabelsten, was ich je gelesen habe und das tiefsinnige Wort des Evangeliums: „Ich will Dich über Viel setzen, denn Du hast gewuchert mit Wenigem", worin der Schlüssel der sittlichen Welt liegt, findet volle Anwendung auf ihn.

Zu Ihrer productiven Stimmung gratulire ich Ihnen; fassen Sie nun aber auch ein rechtes Vertrauen zu Sich selbst und sagen Sie Sich ein für alle Mal, daß es für den Künstler absolut keine Mittel-Zustände giebt! In Gmunden

mangelt es nicht an Clavieren, es wird des Abends am See fast aus jedem Fenster heraus musicirt, Sie brauchen daher um ein Instrument nicht besorgt zu seyn und haben auch vom Wetter Nichts zu fürchten, denn im August ist es immer schön. — — — — — — — — — — — — — — —

Lieber Debrois!

Von Eitelberger erfahre ich, daß der Artikel über die Gesammt-Ausgabe meiner Gedichte von Ihnen ist. Das freut mich Ihretwegen sehr, denn wenn mich auch das Urtheil selbst in seiner Reise und Gediegenheit nicht überraschen konnte, so haben Sie von einer solchen Simplicität und Gedrungenheit des Styls doch vielleicht noch keine Probe gegeben. Es wäre mir lieb, mit Ihnen darüber zu sprechen und da es sehr lange zu dauern scheint, bis Ihr Weg Sie einmal wieder an meinem Hause vorüber führt, so kommen Sie wohl einmal direct; nur muß ich abermals bitten, eine ziemlich frühe Morgenstunde zu wählen, weil ich für keine andere stehen kann.

In alter Gesinnung ....

Wien, d. 2. Nov. 1857.

Wien, d. 4ten Dec. 1857.

Lieber Debrois!

Der Brief des Herrn Dr. Hanslick, den Sie die Güte hatten, mir mitzutheilen, giebt mir Gelegenheit, mich über einen Punct zu äußern, von dem ich lange Zeit glaubte, daß er sich von selbst verstände, der jedoch, wie mannigfache Erfahrungen mich belehren, wenigstens in Wien einer Beleuchtung bedarf.

Es begegnet mir nicht selten, daß junge Männer sich in meinem Hause einführen lassen und nach längerer oder kürzerer Frist, nachdem sie alle möglichen gesellschaftlichen Aufmerksamkeiten genossen, zuweilen sogar Beweise besonderen Vertrauens erfahren haben, plötzlich ohne allen Grund wieder verschwinden. Zu diesen jungen Männern gehört auch Herr Dr. Hanslick. — — — — —

Dasselbe Benehmen gestatten sich aber im gegenwärtigen Moment abermals ein Paar Personen; soll ich es etwa nicht bemerken und, als ob ich auf die allgemeinen Menschen-Rechte keinen Anspruch hätte, ein ewiges, unveränderliches Lächeln entgegen setzen? Denn um diese handelt es sich, um die Beobachtung der von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Formen, ohne die kein menschliches Verhältniß Bestand hat; nicht aber um persönliche Prärogative, die bestritten werden könnten und auf die ich im Verkehr mit Anderen nicht den geringsten Anspruch mache, da ich schon mit 20 Jahren gelernt hatte, ganz verschiedene Sphären nicht mit einander zu vermischen.

Wenn man mir, als Verfasser von Dramen und Gedichten, in jugendlichem Enthusiasmus Übertriebenheiten sagt, so weise ich den Ueberschuß auf der Stelle zurück; keiner meiner Leser kann als Greis mehr davon abziehen, als ich augenblicklich thue. Das wissen Sie Selbst am besten. Wenn man aber die erst mit Ungestüm ergriffene Hand des Mannes gleichgültig und ohne Abschieds-

compliment wieder fahren läßt, so bin ich allerdings wenig geneigt, sie auf der Straße, in Kaffeehäusern, Ballsälen u. s. w. wieder hinzuhalten. So verkehrt der Autor verführe, der den Tribut der Jugend mit der selbstgefälligen Miene einer Markt-Statue einstriche und den hohen Ton des Anfangs auch im Fortgang duldete, so würdelos würde der Mann handeln, der sich solche Willkürlichkeiten gefallen ließe. Ein französischer Schriftsteller von übertriebener Ängstlichkeit witterte, wie seine Confessions beweisen, in solchen Fällen immer Verrath und Spionage; ein Deutscher Schriftsteller glaubt, sich das psychologische Factum aus minder gefährlichen Motiven erklären zu können, und begnügt sich, statt zu schmähen und sich in Verdacht und Argwohn zu ergehen, durch einfaches Zurückkehren auf den Fuß, der gänzlich fremden Personen gegenüber angemessen ist, seine Ehre zu wahren. Das heißt, ein allgemeines Menschenrecht in der mildesten Form zur Geltung bringen und wer sich dadurch verletzt fühlt, der verwechselt auf eine verwunderliche Weise seine eigene Prallkugel mit einem friedlichen Schuß.

Sie Selbst haben dieß Alles hundert Mal aus meinem Munde gehört und wissen, daß es sogar schon vor Jahren direct auf den Herrn Dr. Hanslick angewendet wurde, als er mir sein Buch über Musik gebracht und sich nach Entgegennahme meines Urtheils abermals für immer wieder unsichtbar gemacht hatte. Sie waren daher auch ohne diesen Brief im Stande, ihn über das Motiv meines Benehmens bei unserem zufälligen Zusammentreffen aufzuklären; ich habe ihn aber gern geschrieben, um ein gründliches Wahrheitszeugniß in Ihre Hände niederzulegen. Ich ersuche Sie nicht, zunächst in dem vorliegenden Fall davon Gebrauch zu machen, denn das sind Sie mir schuldig, aber ich bitte Sie, Sich dieses Blattes überall zu bedienen, wo ich etwa einer Schroffheit angeklagt werde, die meiner Natur und meiner Bildungsstufe gleich fern liegt, wenn man sich nicht gegen mich zuerst vergißt, und ich würde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie mir gelegentlich eine Abschrift davon zukommen lassen mögten.

Die Anlage übersehen Sie nicht; es ist das Gedicht.

Orth d. 11ten July 1858.

Herzlichen Dank, lieber Debrois, für die Inhaltreichen Briefe, womit Sie mich gleich nach meiner Ankunft in Gmunden beschenkt haben. Ich bin nicht so früh eingetroffen, als Sie voraussetzten und voraussetzen durften; statt am Sonnabend von Weimar abzureisen, kam ich erst am Montag dazu, weil der Großherzog mich auf die liebenswürdigste Weise festhielt. Am Sonntag entließ er mich endlich nach einem von beiden Seiten interessanten Gespräch über meine dramatische Poesie und über meine Nibelungen insbesondere, jedoch nicht ohne das Versprechen, bald wieder zu kommen, was ich gern erfüllen werde, wenn es die Umstände irgend gestatten. Das Stück hat er zurück behalten, er nimmt es mit in die Berge, um es zu lesen und wird es mir persönlich nach Wien remittiren; ich irre mich schwerlich, wenn ich annehme, daß ich mit Sack und Pack in Weimar willkommen wäre, denn noch beim Abschied schüttelte er mir warm die

Hand und sagte: wir dürfen einander nicht wieder fremd werden! Das ist mir nicht gleichgültig, doch bleibt es natürlich unter uns.

Ich habe sehr schöne Tage in Weimar verlebt, vorzüglich aber auf der Altenburg bei der Fürstin Wittgenstein. Wie es sich mit Franz Liszt's Musik verhält, kann ich als Laie nicht wissen; aber einen Kreis hat er um sich gebildet, wie ich auf Erden noch keinen sah. Mir war zu Muth, als ob ich mich „auf einer Insel in des Aethers Höhn" befände, so floß hier das individuellste Denken und Empfinden, wie Goldfäden, die nicht einen Augenblick vereinzelt für sich existiren, zur wunderbarsten Harmonie zusammen; es war zwar noch das Spinnen des Menschen, aber ein Weben der Luft. Doch, Sie haben meine Briefe gelesen und wissen das Alles. Besonders reizend ist mir die Erinnerung an die General-Probe der Genoveva. Dingelstedt bestand darauf, daß ich ihr beiwohnen solle, und ich erklärte, dann müßte er mich mit den Großherzoglichen Husaren holen lassen. Die Damen schlichteten den Zwist, indem sie versprachen, auch zu kommen. Es geschah und Liszt führte sie nach dem ersten Act zu mir in die Intendanz-Loge, die junge Princessin einen Strauß frischer Rosen in der Hand. Was ich nun, theils an Bemerkungen, theils an Empfindungslauten vernahm, reichte hin, mir nicht blos das alte Stück, dem ich sonst gern aus dem Weg gehe, wieder in die Empfängnißnähe zu rücken, sondern mich sogar mit meinem Dichterberuf auszusöhnen! Das will, wie Sie wissen, bei mir viel heißen, denn ich habe Augen, wie die Zahuri in Spanien und kann Erz-Adern und Todten-Gebein im Schooß der Erde unterscheiden.

Zur neuen Production gratulire ich; ich kann begreifen, daß Sie Sich jetzt in eine Region hinein getrieben fühlen, der ich seit Dezennien möglichst auszuweichen suche. Da Sie jedoch Licht in das wilde Chaos hinein bringen und ihm Gestalten abringen, so wird der Aufenthalt bei den Dämonen Sie nicht zerstören, sondern kräftigen. Denn alle Form erlös't und die Menschheit selbst lebt nur durch die Sprache.

Ihr Memorial müssen Sie mir einmal zeigen; für mich ist es kein Beitrag zu Ihrer Geschichte, sondern zur Geschichte des Menschen. Es ist gut, daß Sie es niedergeschrieben haben. — — — — — — — — — — — — —

Orth, d. 26sten July 1858.

David und Goliath.

Diesen Riesen zu tödten, war leicht für den muthigen Knaben,
Welcher, im Schleudern geschickt, sicher versandte den Stein.
Schwerer fand er es schon, den Todten des Haupts zu berauben,
Doch es gelang ihm zuletzt durch den verdoppelten Streich.
Aber dem Dritten erliegt er, er muß es dem Könige bringen
Und nun schleppt er sich todt an der gewaltigen Last.

In diesem Augenblick, lieber Debrois, treten Sie zwischen mich und den See. Es ist zehn Uhr Morgens, der Himmel ist grau, die Wolken hängen niedrig, der Traunstein trägt seine Kappe, der Wind ist kalt und fängt immer stärker zu blasen an. Ein Schwimmer, der so ungern ein Bad entbehrt, wie

der Teufel eine Seele, greift in solchen Momenten nach Handtuch und Hose und nimmt sich nicht die Zeit, eben einlaufende Briefe dem Boten aus der Hand zu nehmen, geschweige sie zu öffnen und zu lesen. Trotzdem bekämpfe ich mich, und das so weit, daß ich mich hinsetze, einen schon gestern empfangenen Brief zu beantworten, bevor ich fort eile, um das Blatt dann mit ungekämmten Haaren und muthmaßlich während des heftigsten Regens auf die Post zu tragen. Die Hauptzahlung hoffe ich Ihnen freilich durch das Epigramm zu leisten, das ich voran schickte; es entstand in der Dresd'ner Gallerie und hätte sicher noch ein Dutzend Brüder und Schwestern bekommen, wenn ich in Weimar nur Zeit zum Athmen gehabt hätte. Es wird Ihnen gefallen, denn der Gedanke ist artig! Für Ihre häufigen und gehaltvollen Briefe sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank, besonders für den letzten. Der mittlere erinnerte mich etwas zu unbarmherzig an die schwache Stunde, die ich gehabt zu haben scheine, als ich Ihnen von hier aus zum ersten Mal schrieb. Sie haben Sich, als mein naiver Jubelruf bei Ihnen eintraf, die Brille aufgesetzt und ihn ad protocolum darüber vernommen, ob er aus Dur oder aus Moll gehe. Das war grausam von Ihnen! Allerdings gaben die vermaledeiten Rosen Ihnen einen Anhaltspunkt für Ihr summarisches Verfahren, aber ich hoffe doch, daß ich neben diesen Rosen, die in der verpesteten Theaterluft übrigens gar nicht zu verachten waren, auch des wunderbaren Resonanz-Bodens gedacht habe, den ich so plötzlich in einer Mädchenbrust entdeckte! Ich hoffe, sage ich, denn beschwören kann ich's nicht! — Ihre Aufsätze habe ich gleichfalls richtig empfangen. Sie haben mir nur auf's Neue bestätigt, daß Sie berufen sind, über Musik, ja über Kunst überhaupt zu schreiben, wie Wenige! An Kolatschek denken Sie doch auch? Es wird immer trüber draußen, ich muß schließen!

Halten Sie mich nicht für undankbar, lieber Debrois, weil ich Ihre freundlichen Zeilen nicht sogleich beantwortete, sondern entnehmen Sie daraus, daß es noch immer recht übel mit mir steht. Ich habe Kuh geschrieben, weil ich ihm den Empfang eines Documents zu bestätigen hatte, aber seitdem wurde auch die Feder nicht mehr von mir angerührt, denn die kleinste Aufregung wird mir körperlich empfindlich. Zwar bin ich ohne Schmerz, wenn ich mich ganz ruhig verhalte, aber erwägen Sie, welch eine Existenz das für einen Menschen ist, der seine besten Einfälle weniger den neun Musen, als seinen beiden Beinen verdankt. Die Kaltwassercur, mit der Brücke ohnehin nicht übereinstimmte, habe ich gleich aufgegeben und mich den warmen oder vielmehr heißen Soolen-Bädern zugewendet, die aber um so schwerer zu nehmen sind, als die heilsamen Wirkungen erst spät eintreten sollen. Ich muthe mir so viel, wie irgend Einer, zu, es ist mir jedoch vor Herzklopfen und Hirn-Betäubung kaum möglich, die vorgeschriebene Frist in der Wanne auszuhalten, und ich würde es vielleicht gar nicht dahin bringen, wenn ich nicht in meinen schweren Nöthen die Entdeckung gemacht hätte, daß man unter solchen Umständen von lyrischen Gedichten einen nützlichen Gebrauch machen kann. Ich recitire nämlich eine Menge und erlaube mir nicht früher nach der Uhr zu sehen, als bis ich fertig bin; das giebt der Zeit freilich

keine Flügel, aber sie scheint doch nicht gar zu langsam vorwärts zu kriechen und nebenbei ist es eine gute Probe, denn was sich selbst in der Badewanne aesthetisch behauptet, das darf den Jahrhunderten mit einiger Ruhe die Stirn bieten. Morgen will ich Virgo et Mater vornehmen, um mich zu überzeugen, ob das Product die Ehre verdient, die Sie ihm erwiesen haben; einstweilen gratulire ich von Herzen. Hätten Sie Lust, Sich an einer Biographie von mir zu versuchen? Westermann wünscht eine für seine Monats-Hefte und Sie könnten Kuhs Characteristik ja zu Grunde legen. Grüßen Sie Kuh, ich hoffe ihn hier noch zu sehen, d. h. gesund zu werden, denn sonst wäre es für ihn keine Freude, zu kommen und für mich keine, ihn zu empfangen.

Lesen Sie Riehl, das ist einmal ein echter treuer Eckardt, der aber auch wohl das Schicksal des ersten haben wird.

Alles grüßt!

Orth d. 9. July 59.

Marienbad, d. 11. July 1859.

Lieber Debrois!

Ich danke Ihnen für Ihren Brief, aus welchem ich ersehe, daß es dem kleinen Titele wohl ergeht. Kuh hatte mir das freilich auch schon berichtet, aber gleich am Tage unserer Abreise, und da verstaud es sich noch so ziemlich von selbst. Er war nämlich bereits um sieben Uhr in der Frühe bei meiner Schwiegermutter gewesen und hatte in seinem Eifer die alte Frau fast aus dem Bette gejagt. Nichtsdestoweniger wunderte er sich, nicht auf's freundlichste empfangen worden zu seyn, worauf doch kaum die Polizei rechnen darf, wenn sie zu solcher Stunde einspricht. Daß ich ihm die Sache nicht weiter übel nehme, versteht sich von selbst, aber ich bitte ihn doch, seinen Besuch ein ander Mal nicht vor zehn Uhr zu machen, dann wird er immer willkommen seyn.

Ich erwartete gar nicht, Sie oder Kuh am Bahnhof zu finden; es war noch all zu früh. Unsere Reise war übrigens nicht die beste; in Petschau, hinter Carlsbad, wurden wir unmittelbar vor dem Posthause auf höchst abschüssiger Straße umgeworfen und hätten vielleicht den Tod gefunden, wenn wir ihn einem Anderen nicht gegeben hätten. Der Sohn des Postmeisters sprang nämlich, als der Wagen in's Schwanken kam, eilig herzu, um ihn aufzuhalten; das gelang ihm nun freilich nicht, aber er milderte doch den jähen Fall, wurde indeß auch zerschmettert in schrecklichstem Zustande unter dem eisernen Tritt hervorgezogen und starb, wie wir hier später vernahmen, noch den nämlichen Abend. Meinen Verwandten habe ich das nicht schreiben wollen und Sie beobachten natürlich dieselbe Discretion; den nächsten Freunden jedoch dürfen Sie es sagen, nur daß es nicht weiter herum komme!

In Marienbad ergeht es uns wohl. Das Wetter ist zwar wacklig, aber wir hatten doch mehr schöne, als häßliche Tage und auch von diesen war keiner ohne gute Stunden. Der einzige Bekannte, den ich hier hatte, der Fürst Schwarzenberg, war freilich am Tage unserer Ankunft gerade abgereis't, was mir sehr unangenehm war, aber es fand sich bald Ersatz. Der Baron v. Putlitz,

der Lustspiel-Dichter, ist in Marienbad, er besuchte mich und ich fand in ihm einen sehr feinen, durchgebildeten Mann, mit dem sich vortrefflich verkehren läßt. Auch Uechtritz aus Düsseldorf, der Verfasser des Darius, ist hier, und wir Vier sind nun fast beständig zusammen. — — — — — — — — — — — —

Das Bad schlägt in guter Gesellschaft doppelt gut an, wir hoffen also das Beste. Was mich betrifft, so denke ich kaum an's Lesen und Schreiben und habe doch noch keinen Augenblick Langeweile gehabt, was etwas heißen will. Übrigens trinke ich noch einmal so viel als mein Arzt mir verordnet und es bekommt mir herrlich.

Der Brief von Löwe muß Sie für ein halbes Jahr in gute Stimmung versetzen; zum Teufel, soll man Euch jungen Leuten denn Himmel und Erde schenken, damit Ihr nicht verstimmt seyd, wie Geigen, die im Schornstein hängen? —

So weit hatte ich geschrieben, da kamen Uechtritz und Putlitz, also zum Schluß. . Vorher aber noch das Eine: für Schumann ist wenig Hoffnung, wenn nicht der Umstand dazu berechtigt, daß er sich schon einmal, und zwar zwei Jahre lang, in ähnlichem Zustand befunden hat. Leider haben wir uns, wie ich von Uechtritz erfahre, nun auch darin getäuscht, wenn wir glaubten, daß seine Frau einiges Vermögen habe; die Aermste muß und wird im nächsten Winter eine Kunstreise machen, um nur mit ihren Kindern leben zu können. Das ist erst recht schrecklich! — — — — — — — — — — — —

Orth, d. 2. Aug. 1859.

Lieber Debrois!

Ehe ich Ihren letzten dritten Brief empfing dachte ich schon, Sie hätten sich unter die großen Herren gereiht, die keine Zeile verschenken. Ich konnte Ihnen das freilich nicht verargen, denn obgleich man ein mündliches Gespräch nicht auf der Stelle einschlafen läßt, wenn auf die Rede nicht rasch die Gegenrede folgt, so werden doch die meisten Correspondenzen nur unter dieser Bedingung geführt. Es freut mich aber, daß Sie es nicht so genau nehmen, und es ist einem Kranken gegenüber vielleicht sogar billig.

Mein Zustand ist noch immer ein äußerst zweifelhafter, über dessen eigentliche Beschaffenheit nur die Zeit entscheiden kann; wir wollen ihn daher auf sich beruhen lassen, wenigstens so lange, bis ich wieder bei meinem Arzt bin. Jedenfalls habe ich es nicht mit einem neuen, sondern mit meinem alten Kopenhag'ner Uebel zu thun, wie Brücke gleich mit seinem Adler-Auge erkannte; von Schmerzen ist längst keine Rede mehr und ich kann mit dem Stock gut, ohne den Stock leidlich wieder gehen, aber der Feind sitzt noch immer wohlverschanzt in den Knochen und regt sich an jedem kälteren Tage, was für Herbst und Winter wenig Gutes bedeutet. Dabei bin ich, Sie mögen es ruhig glauben, geistig herunter, wie noch nie, das bloße Schreiben, z. B. dieses Blattes, greift mich an, das Lesen ist mir eine Arbeit, und vor jedem tieferen Gespräch muß ich mich hüten.

Trotz dieses meines Zustandes habe ich, eines unvorsichtiger Weise gegebenen Worts halber, vor acht Tagen einen Ausflug nach Hallstatt machen müssen, um einem Engländer, den ich nie gesehen hatte, als Trauzeuge zu dienen. Das ist eine hübsche Charade, nicht wahr? Ich darf sie aber nicht lösen, wenigstens noch nicht. In der Kirche ereignete sich ein Wunder, das erste, dem ich beiwohnte, seit ich in Neapel das Blut des heiligen Januarius flüssig werden sah; der Pfarrer gerieth nämlich in Verwirrung, obgleich er nur die gewohnten Phrasen von Glaube, Liebe, Hoffnung zum Jungfernkranz zusammen drehen wollte, und würde den Faden zuletzt völlig verloren haben, wenn er sich nicht des Vaterunsers als einer Strickleiter bedient hätte, um sich in den Segen hinein zu schwingen. Wissen Sie, warum? In tausend Jahren errathen Sie es nicht und ich sag' es Ihnen auch nicht, obgleich er mich bei Tisch mit anerkennenswürdigster Aufrichtigkeit über den Grund aufgeklärt hat. Uebrigens ist der arme Mann in der bedauernswerthen Lage, daß er selbst im höchsten Pathos nicht auf die Kanzel schlagen darf; die Kirche ist nämlich vor zwei Decennien bereits von einer Baucommission lebensgefährlich befunden, sie kann alle Tage einstürzen und ich selbst war recht zufrieden, als ich wieder hinaus humpeln durfte. Jetzt wird eine neue errichtet und es wurde mir nicht erspart, die Risse einzusehn, wozu ich mich freilich ohne zu großes Widerstreben verstand, da Hallstatt bei dem scheußlich-schlechten Wetter im Nebel vergraben lag und einem Traume glich, den ein anderer verschluckt.

Zu Ihrer frischen Thätigkeit wünsche ich Ihnen Glück; besonders begierig bin ich auf den jungen Schiffer. Daß Sie dem „schönsten“ Mädchen von Graz als Autograph ein elendes Couvert von mir schenkten, ist kaum verzeihlich; stand Ihnen denn kein „Kirschenstrauß“ zu Diensten? Was die Biographie betrifft, so hatte ich gedacht, daß Sie das Analytische und Kuh das Characteristische übernehmen könnten; doch darüber mündlich. Vielleicht sind Sie jetzt bei Ihren Eltern und erhalten diesen Brief erst kurz vor meiner Ankunft, die wahrscheinlich am 14ten, sicher am 15ten Statt finden wird. — — — — — — — —

Wien, den 4. Juni 1860.

Verehrter Freund!

Sie haben Selbst neulich bemerkt, ich würde mich endlich doch entscheiden müssen und ich habe dieß natürlich vom ersten Moment an auch empfunden. Aber in einer Angelegenheit so ernster Art war ich unvermögend, mich zu entscheiden, so lange der Widerstreit der tausendfachen, im Geist und Herzen sich bekämpfenden Erwägungen währte und die Seele in dumpfer Verworrenheit hin und hergeschaukelt wurde. Ich mußte, nachdem ich lange genug gerungen und die Höhen des Himmels, wie die Tiefen der Hölle durchspäht hatte, die Stunde abwarten, in der ich mit voller Klarheit den Weg erblickte, den ich zu wandeln hätte. Diese Stunde ist gekommen und die Erkenntnis, die sie mir bringt und gegen die ich mich so lange auf's Aeußerste sträubte, ist — daß ich von Ihnen Abschied nehmen muß!

Was ich Ihnen hierüber zu sagen hätte umspannt eine Welt und kann

also nicht hier, nicht zwischen heut und morgen gesagt werden. Dennoch ist, es zu sagen, wenigstens meine Absicht und der Impuls dazu geht aus den tiefsten und mannigfachsten Motiven hervor. Aber es ist keine Kleinigkeit, die tausend Lichter, die nicht etwa vague verschwommen, sondern in schärfsten Umrissen vor meinen Augen schimmern, in Einem Strahlenbündel zu vereinigen, vielmehr eine Aufgabe, an die man fast die gleichen Kräfte, wie an ein Kunstwerk setzen müßte, dessen Lösung zu versuchen mich nur ein ähnlicher Drang ausreichend bestimmen könnte, wie etwa Rousseau, da ihn die Idee seines contract social erfüllte und die ich nur in einer Reihe von Briefen zu erledigen vermöchte, welche ich jedoch zunächst ausschließlich für mich selbst schreiben würde, und nur, weil mir ein äußerer Zeuge der Bewegungen, deren letztes Resultat der Schritt bildet, welchen ich eben thue, wünschenswerth erscheint. Um den Inhalt dieser Briefe bin ich freilich nicht verlegen, da er bis in's Einzelste fertig vor meiner Seele steht, aber etwas mehr Aufwand an Zeit und Mühe näme die äußere Fixirung in Anspruch und auch diese würde mich nicht bedenklich machen — denn, wenn endlich einmal mein Geist in einer bestimmten Richtung in Bewegung geräth, so fliegt er wol auch mit dem Sturmwind in die Wette — wenn nicht eben jetzt auch andere, mir unendlich wichtige und theure Interessen mich auf's lebhafteste beschäftigten. Daß ich dabei nicht darauf ausgehen würde, Sie zu verunglimpfen, ist das Einzige, was ich sagen kann. Sie sind ein Mann, ein Geist, der mit höchstem Recht sein Urtheil, wie im Ganzen, so im Einzelnen, nur aus seiner eigenen Brust zu empfangen hat. Verzeihen Sie mir aber, wenn ich, unendlich gereift, (und durch die Erfahrungen innerer, wie äußerer Erlebnisse des letzten Winters nicht am Geringsten) das gleiche Recht für mich in Anspruch nehme und mein Handeln, wie mein Denken und Empfinden keinem Richterspruch zu unterwerfen geneigt bin, als den ich selbst fälle, oder — das Schicksal. Jeder weiteren Erörterung muß ich hier ausweichen, nicht weil ich sie zu scheuen hätte, sondern weil in der unendlichen Vorstellungsreihe, wie sie vor mir steht, Glied mit Glied zusammenhängt. Welche Anschauungen von der Natur meiner Handlungsweise vorläufig immer in Ihnen Raum gewinnen mögen, keine derselben kann ich Ihnen natürlich verwehren. Sehr bedauern würde ich, wenn sie neuerlich Ihre Leidenschaft erregte; in mir herrscht die völligste, reinste Ruhe, wenn auch freilich jene Ruhe, die endlich als Resultat auch der wildesten Kämpfe erscheinen muß, wenn diese nicht zur gänzlichen Verwirrung oder Zerrüttung führen sollen. Ob Sie mir zutrauen, daß die Gedanken, welche mich bewegen, in etwas über das gemeine Maaß hinausgehen, welches schon für meine Natur, um wie viel mehr für die Ihre sehr unzulänglich, ja nichts bedeutend ist, weiß ich nicht. Wenn Sie meine jetzige endliche Entscheidung in Widerspruch finden sollten mit so manchen Worten, die in letzterer Zeit zwischen uns gewechselt wurden, so würden Sie auch für diesen scheinbaren Widerspruch, der mir sonst eben nicht zur Ehre gereichen möchte, ja mich geradezu verdächtigen müßte, in jenen Briefen die Lösung finden. Diese selbst würde ich Ihnen, wofern sie wirklich zu Stande kommen (und Sie wissen, daß man möglicherweise ganze umfassende Kunstwerke, wie z. B. Gluck seine Musik zur Hermannsschlacht ohne alle Nebulosität im Kopf herum tragen kann),

jederzeit zu Gebot stellen, wenn Sie mich dazu aufforderten und es sollte meines Erachtens nichts darin stehen, was sich nicht mit der wahren Würde Ihres Wesens, dessen Strahlen in die fernsten Zeiten zu leuchten bestimmt sind, und die ich nie antasten werde, vertrüge. Wenn Sie — freilich gegen meine Erwartung — eine solche Aufforderung an mich richten und vermögend seyn sollten, den Inhalt dieser Briefe zu acceptiren, worin ich allein noch den Ausdruck wahrster, tiefster, innerster Achtung für meine Persönlichkeit zu erblicken vermöchte, auf welche auch ich — unbeschadet aller Mängel, die meine Vergangenheit, wie Gegenwart und ohne Zweifel auch meine Zukunft drücken mögen — durchaus Anspruch mache und die ich bei Ihnen (mit wie viel, oder wenig Recht müßte meinerseits ununtersucht bleiben) nicht genieße, weil sonst unendlich Vieles, das bis in die jüngste Gegenwart reicht, total unmöglich gewesen wäre, dann könnte ich wol auch, freilich unter ganz anderen Bedingungen, weiter, ohne Bedenken meinerseits, in ein persönliches Verhältnis zu Ihnen treten.

Hier möchte ich Ihnen nur noch die Eine Versicherung geben (von der ich darum nicht behaupte, dieselbe müßte für Sie von Werth seyn) daß uns Ihre Person, in der wir ja zum Theil auch immer den Träger des Allgemeinen verehrten, stets in gewissem Sinne heilig bleiben wird, daß Sie uns nicht nur in Sachen der Kunst, wie sich von selbst versteht, und von Einschränkungen im Einzelnen abgesehen, immer auf Ihrer Seite finden werden, sondern daß wir auch gegen Ihre Persönlichkeit die Pietät nicht vergessen werden, welche ein zehnjähriges, tief eingreifendes Verhältnis zum Mindesten auferlegt. Nicht weniger wird es uns stets erfreuen — ein beinahe überflüssiger Zusatz — wenn wir vernehmen, daß Ihnen Gutes begegnet ist, wie wir das Gegentheil nur mit lebhaftem Bedauern erfahren und stets jede schickliche Gelegenheit ergreifen werden, wo wir jenes zu fördern, dieses zu verhüten vermöchten. Obwohl ich meine Handlungsweise nicht als völlig solidarisch mit jener des Freundes*) ansehen möchte, auf dessen Rechnung der hier wiederholt gebrauchte Plural kömmt, mit der sie aber doch, wie Sie sehen, im letzten Resultat übereinstimmt, so glaube ich hierin doch solidarisch sprechen zu dürfen.

Und in diesem, aber auch nur in diesem Sinne nehme ich Abschied von Ihnen, indem ich Ihnen zugleich nochmals für Alles, was ich durch den Verkehr mit Ihnen genossen und gewonnen und wofür ich Ihnen für alle Zeit unwandelbar verpflichtet bin, danke und mich zeichne

Ihr Ihnen hochachtungsvoll
ergebenster
Debrois van Bruyck.

Herrn Debrois van Bruyk.

Allerdings, mein lieber Debrois, steht Ihr Brief im schneidendsten Widerspruch mit Allem, was Sie im letzten Vierteljahr gesagt und gethan haben. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich angemessen finde, mit Ihnen darüber zu

*) Emil Kuh.

rechten. In Erinnerung rufen will ich Ihnen nur, daß ich Ihnen mein Haus auf Ihren gegen meine Frau dringend ausgesprochenen Wunsch wieder öffnete, und bemerken muß ich Ihnen, da Sie mir die Wieder-Aufnahme der persönlichen Beziehungen in Aussicht zu stellen scheinen, daß ich fortan für Sie ein Mann bin, der schon jenseits des Styx wandelt, an dem ich ja auch wahrscheinlich um ein Beträchtliches früher anlangen werde, wie Sie. Das schließt natürlich ein anständiges Benehmen bei zufälliger Begegnung und einen literarischen Gefälligkeiten-Wechsel nicht aus, indem wenigstens ich mich nicht bewogen fühle, der Schadenfreude des Pöbels, der immer jubelt, wenn menschliche Verhältniße höherer Art aus einander gehen, ein Schauspiel aufzuführen.

Sie und Ihr Freund, in dessen Namen Sie theilweise mit reden, haben die fetten zehn Jahre der Production, der nie stockenden Lebensfülle, der Gesundheit und des Glücks, mit mir getheilt. Nun die magern vor der Thür stehen, nun Alter, Krankheit, Lebensüberdruß u. s. w. sich melden, wenden Sie mir den Rücken und beziehen Sich dabei auf eine Character-Eigenschaft, die Sie am ersten Tage entdecken mußten und die mich, je nachdem man den hohen oder den niedern Styl liebt, den unschädlichen Dämonen oder den gutmüthigen Polterern anreiht, da ich in meinen nordischen Berserker-Anfällen, die ich keineswegs zu läugnen oder zu beschönigen gedenke, noch nie zum letzten Wort gekommen bin, ohne, wie Sie beide recht gut wissen, mir selbst zu sagen: Das ist ja Alles nicht wahr! und jede mögliche Genugthuung zu geben. Sie wählen für Ihren Rückzug den Moment, wo ich mich Ihres Freundes wegen, in Zeugen-Gegenwart, auf Tod und Leben mit dem mächtigsten Schriftsteller des Tags*) entzweit, ja den Krieg mit ihm begonnen habe und wo ich mich Ihretwegen mit dem Dritten in unserem früheren Bunde, mit Glaser, fast überworfen hätte, weil ich mir in meiner Theilnahme für Sie einbildete, er habe sich bei Gelegenheit ihres Concert-Unternehmens nicht thätig genug gezeigt. Das sind Thatsachen, die durch keine Dialectik der Welt beseitigt oder alterirt werden können, und die ich blos fixiren will. Aus Achtung vor Ihnen und Ihrem Freund, sowie vor mir selbst, mögte ich nicht annehmen, daß auch der Klatsch sein schmutziges Gewicht mit in die Waagschaale gelegt hat; doch habe ich Grund, der Sache zu erwähnen und jede mir etwa beigemessene Aeußerung u. s. w. ausdrücklich für niederträchtige Verläumdung zu erklären, die mit dem im Widerspruch steht, was von mir zu erwarten war.

Dieß zur Erwiderung, so wie zum Abschluß eines Verhältnisses, das ich nicht suchte, das die letzten zehn Jahre, in denen man überhaupt noch engere Verbindungen anknüpft, bei mir ausfüllte und das Manchem, der sich möglicherweise auch mit in den Winter des Lebens hineingewagt hätte, von mir fern hielt. Gern füge ich jedoch das Zeugniß hinzu, daß Sie anständig von mir Abschied genommen haben; auch will ich nach Allem, was Sie mir jetzt mittheilten und was Sie mir freilich mündlich nicht hätten vorenthalten sollen, gern glauben, daß Ihr Freund es nur aus verzeihlicher Unsicherheit anders gemacht hat. Ich scheide daher in Frieden und ohne Groll von Ihnen Beiden und

*) Gutzkow.

beklage nur mein Kind, das bei dieser Gelegenheit etwas früher, als mir lieb ist, den Unbestand alles Menschlichen kennen lernt. Der Versicherung, daß ich Sie in Kunst und Poesie immer auf meiner Seite erblicken werde, bedurfte es nicht, da ich das Gegentheil bei Ihrem vorgerückten Alter für unmöglich halte; Ihren Dank gebe ich Ihnen aber von Herzen zurück, denn auch ich habe die Anregungen, die mir der um mich versammelte jugendliche Kreis so oft gewährte, nicht vergessen, und ich werde sie nicht ohne Schmerz entbehren.

Und so leben Sie wohl!

Ihr ergebener

Wien, den 7. Juny 1860. Fr. H.

NB. Daß unsere Correspondenz hiemit geschlossen ist, wie unser Verkehr, brauche ich nicht erst zu bemerken.

Briefwechsel mit Klaus Groth.

Kiel 17. Sept. 1857.

Hochgeehrter Herr, lieber Landsmann,

als ich heute Morgen die neue Ausgabe Ihrer lyrischen Gedichte aufschlug und von den mir lange vertrauten einer Freundin, der sie neu waren, vorlas bis ihr die Thränen in den Augen standen, da nahm ich mir vor Ihnen einmal in die Ferne hinein die Hand zu drücken und Ihnen Dank zu sagen für geistige Wohlthat. Man versäumt das leicht, es ist eine Unsitte, gewesen oder geworden. Unsere Tageslitteratur ist verkümmert, in der „klassischen“ Periode unserer Litteratur war ein würdiger Verkehr durch Zeitungsblätter möglich; jetzt muß man von Mund zu Mund Propaganda fürs Schöne machen. Ich darf Ihnen sagen daß ich diesen Dank Ihnen längst abgetragen habe. Auf der Schanze*) bei Heide erschraken meine Zuhörer fast als ich nicht lange nach dem Erscheinen Ihrer Judith Ihre Gesundheit ausbrachte und dabei meine Ansicht über Sie aussprach. Ich habe auch einmal mein Ex. Maria Magdalena an Graf Hahn eingebüßt als seine Truppe Ihr Stück in Heide aufführte und er selber kein Buch für den Souffleur besaß. Damals hatte ich mir längst unter Ihren Liedern meine Lieblinge ausgewählt, die ich nicht wieder zu lesen brauchte. Vielleicht nach Jahren las ich jetzt sie und eine Reihe neuer im Zusammenhange. Mehr als im Drama natürlich blickt man bei lyrischen Gedichten durch das Object hinein in den schaffenden Quell, in Stimmung und Wesen des Schöpfers. Dazu hatte Gurlitt mir vor kurzem von Ihnen erzählen müssen und mir ein lebhaftes Bild Ihrer Person vorgeführt: kein Wunder daß Sie mir mehr als sonst lebendig wurden. Der Ernst, die Einsamkeit, das Grübeln, Drang und Ringen nach Wahrheit, Einfachheit und Treue, diese schaffenden Principien in Ihnen erschienen mir, sie ließen mich empfinden daß Sie ein Norddeutscher sind, die Verwandtschaft im Streben mahnte mich um so mehr Ihnen ein Zeichen zu geben daß Sie im Vaterlande erkannt und verstanden werden. Mir persönlich war's eine wahre Erquickung einmal wieder einem Manne zu begegnen, jüngst beim Blättern in Geibel's neuen wurde mir sogleich wabbelig. Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank. Dieses schlichte Wort wird Ihnen genügen, die Worte wiegen hier ja schwerer, wie ich auf einer zweijährigen Reise an den Rhein und die Oberelbe erfahren. — Daß ich Ihren Lebensweg verfolgt, auch allenthalben Nachrichten über Sie oder Spuren von Ihnen gefunden, können Sie sich schon denken, noch kürzlich in Weimar (im Juli). So mag es Sie denn auch interessiren daß ich Sie einmal von Person gesehen, es war in Heide; und von mir, daß Doctor Lindemann in Wessel-

*) Ein ländliches Gasthaus bei Heide.

buren sowie die Frau Asmus meiner Mutter Geschwister sind. Ich bin seit 10 Jahren nicht in Ditmarschen gewesen. Kommen Sie nicht einmal nach Kiel? Ich kanns außerhalb Schleswig-Holsteins nicht aushalten, „Männer", sagt der alte Arndt „giebts nur da wo die See anspült". Oft denke ich mir Sie müssen sich einsam fühlen, trotzdem daß Sie Familienvater sind. Ich würde mich glücklich schätzen Sie hier zu sehen. Noch danke ich Ihnen für ein Ex. Ihrer Bernauerin. Mit ganzer Seele

Ihr
Verehrer und Landsmann
Klaus Groth.

Bin ich Ihnen vielleicht für eine Recension meines Quickborn im Wanderer verpflichtet?

Wien den 27sten Sept. 1857.

Lieber Groth!

Ja wohl wiegt im Norden das einfache Wort schwerer, wie im Süden Schwur und Betheuerung. Darum hat mich Ihr Brief sehr erfreut, und indem ich ihn beantworte, setze ich mich, wie Sie sehen, gleich über all die Formalitäten weg, von welchen die gesunde alte Welt Nichts wußte und welche in die neue ungefähr so hinein gekommen sind, wie die Handschuhe, die bekanntlich der Pest wegen erfunden wurden. Ein Orden ist eine Batterie und ein Titel eine ganze Festung; wir brauchen aber alle Beide keine Deckung und können auf gut Dithmarsische Manier ohne Umstände ins Freie treten, wie es vor der Zeit der Ritter ohne Roß und der Räthe ohne Stuhl ein Jeder thun mußte. Wenn Sie mir für „geistige Wohlthat" Dank schuldig zu seyn glaubten, so befand ich mich, Ihnen gegenüber, längst in demselben Fall; selten oder nie hat mich eine dichterische Erscheinung der modernen Literatur so angeregt und überrascht, wie Ihr Quickborn und Ihre That fällt für mich um so schwerer in's Gewicht, als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten. Ich bin in ganz Deutschland als stolz und unzugänglich verschrieen, weil ich über die Hunderte von Trauerspielen etc. die im Lauf des Jahres gedruckt oder ungedruckt bei mir eingehen, meine Meinung immer aufrichtig abgebe; davon erhielt ich im letzten Frühling noch in Stuttgart einen schlagenden Beweis, und zwar durch den von mir sehr geschätzten Pastor Mörike, der sich Anfangs gar nicht darein finden konnte, daß ich ihn aufsuchte. Aber ich habe noch nie vernommen, daß Officiere, die vor der Schlacht zu Generälen erhoben wurden, viel leisteten, und ich will Den sehen, der das wirklich Vortreffliche bereitwilliger anerkennt und mehr dafür thut, wie ich. Ich bin nicht müde geworden, für Sie „Propaganda" zu machen, mein Töchterlein weiß Ihren „Matten Has'" auswendig, den ich übrigens, es nebenbei zu sagen, für eine der köstlichsten Spitzen deutschen Humors halte, und ich selbst kann jederzeit mit dem „Orgeldreier" und ganzen Stellen aus „Hans Schander" aufwarten. Noch vor zwei Abenden müßten Ihnen die Ohren stark geklungen haben; der alte Geheimrath Löbell aus Bonn brachte den Mittwoch im Kreise meiner

Freunde bei uns zu, das Gespräch kam auf Sie, und in welchem Sinn, können Sie daraus entnehmen, daß der alte Herr mir immer nur das Eine antwortete: ich bin erstaunt, aus Ihrem Munde so etwas zu hören! Das wird mich wohl entschuldigen, wenn ich manches andere Product aus Holstein ruhig zum „Uebrigen“ legte, denn auch aus dem engeren Vaterlande ist nicht selten ein Commentar zu Schillers tiefsinnigem Distichon „Weil ein Vers Dir gelingt u. s. w.“ bei mir eingetroffen. Doch, Sie haben Gurlitt gesprochen und wissen das Alles. Dagegen sind Sie mir für die Rec. im Wanderer nicht verpflichtet; die Wiener Blätter (ich könnte auch sagen: die Deutschen) lese ich nicht einmal und das ganze Zeitungswesen verachte ich, es steht noch unter der malhonettesten Advocatie. Mein Votum werde ich in meinen vermischten Schriften abgeben. Was Sie mir über meine Gedicht-Sammlung schreiben, sollte mich eigentlich nicht freuen, denn gerade das Männliche in mir trennt mich von der Masse meiner Zeitgenossen, und bei der Beschaffenheit unserer öffentlichen Zustände darf ich es ihnen kaum übel nehmen. Aber es freut mich doch, und ich werde den ernsten Musen, die Sie mir nennen und die ich, bis auf die Grübelei, als die meinigen anerkenne, nicht untreu werden, obgleich sie mich nicht mit Süßholz und Lakritzensaft versehen. Mit dem Verzuckern ist es so wenig gethan, wie mit der Bengalischen Flamme, und Gervinus hat ganz Recht, wenn er vom Dichter der Gegenwart vor Allem Charakter fordert. Ueberhaupt ist seine Literatur-Geschichte zwar kein Speisehaus, aber eine gute Apotheke, in der man zuweilen seinen „Bittern“ nehmen muß. Holstein war ich oft nah, ohne den Muth zu finden, hinein zu gehen, wie Sie gewiß begreifen; noch diesen Frühling. Doch werde ich's einbringen, wenn ich das nächste Mal nach Hamburg komme, ich weiß ja: „in Kiel ist's am schönsten im ganzen Holstein“ und auch: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt Rosalje mit“ ist nicht vergessen. Mein Persönliches anlangend, so lebe ich zunächst in einer unendlich glücklichen Ehe und dann halten wir Norddeutschen, Brücke, Bonitz u. s. w. wacker zusammen; dazu nimmt fast die ganze Oesterreich'sche Jugend, die sehr tüchtig ist, wie es der ungebrochene Boden mit sich bringt, den Weg durch mein Haus, sey es nun zur academischen Kanzel oder in's Bureau. Das ist denn ganz behaglich! — Wenn Landsleute in Kiel sind, die meiner mit Theilnahme gedenken, so grüßen Sie sie herzlich; wir selbst aber wollen dafür sorgen, daß wir einander nicht wieder fremd werden, darum habe ich geschrieben, wie ich zu sprechen pflege.

Ganz der Ihrige

Friedrich Hebbel.

Den Zwerg, dessen mein Gedicht an den Kaiser von Oesterreich gedenkt, wird man in Holstein nicht verkennen?

Kiel 8. Nov. 1858.

Lieber Hebbel,

ich habe Ihnen noch nicht einmal auf Ihren lieben Brief vom vorigen Sommer geantwortet, habe aber so zu sagen continuierlich mit Ihnen fortgelebt, wort-

und schreibfaul ist nun einmal der Holsteiner. Theilweise hat mein Schweigen aber auch darin seinen Grund daß ich Ihnen gern etwas Freundliches mit schicken wollte, was indes nicht sogleich fertig und bereit war. Meine „Briefe" werden Sie von meinem Verleger erhalten haben. Natürlich sahen Sie gleich daß das Wichtigste darin zwischen den Zeilen stand, mich wundert nur daß deutsche Kritiker durchschnittlich so wenig scharfsichtig sind! Man kann ja doch nicht als Vorrede setzen: Dies Buch soll ganz etwas anderes sagen als was darin steht! Weiß man denn nicht daß ich ein Holsteiner bin? Statt dessen mutzt man mir die Arroganz auf, selbst Emil Kuh. Ich könnte dem Manne sagen: wir stimmen ja ganz überein, merkst Du das denn nicht? Ist es nicht gleichgültig wenn ich Gedanken wecke: ob es Gedanken sind die in Übereinstimmung oder im Widerspruch mit dem Gesagten stehen: wenn ich sie nur geweckt bekomme. Unser Preisgeben und Entsagen kennt und versteht man nicht, ach! unsere deutschen Brüder!

In nächsten Tagen nun erscheinen meine Kinderreime Vör de Görn, die ich Ihnen vorher ankündigen will ehe mein Verleger sie Ihnen sendet. Es wird Ihnen Vieles daraus bekannt klingen, obgleich ich $^{3}/_{5}$ wirklich gedichtet habe. Die Kunst besteht darin irgend eine ganz bekannte Wendung, Sentenz, Reim, Metapher als Kernpunkt eines Liedchens zu benutzen. Ich hoffe es soll ein plattdeutsches Kinderbuch werden eben wegen dieser Eigenschaft. Es ist mit einer Hingebung gemacht die nicht Zeit noch Mühe geschont hat. Es soll den Vorläufer von meinem Quickborn abgeben. Als Schluß desselben erscheint auch noch im Nov. auf Ihrem Tisch ein II. Heft Vertelln Trina. Ich werde dann bei einer neuen Auflage meine Sachen erscheinen lassen als Quickborn 1. Band Gedichte, 2. Band Vertelln. Beide Bände ungefähr gleich stark. Die „Briefe" wären dann eine Art wissenschaftlicher Rechtfertigung, und ich würde von nun an ernstlich an ein holsteinisches Idiotikon gehen. Ich theile Ihnen dieses mit um Ihnen einmal zu sagen mit welcher Entsagung und mit welchem Ernst ich seit nun 20 Jahren meinen einsamen Weg verfolge. Ach und jetzt erst fängt's an mir schwer zu werden. Die Kunst geht betteln, Sie wissens. Unsere Regierung thut so gut wie nichts für mich, und ich muß sie dennoch loben damit ich sie nicht erzürne, denn außer Landes könnte ich meine Arbeiten nicht fortsetzen. Ihnen gerade sage ich dies, damit Sie auch für mich einmal mit auf dem Kikut liegen. Betteln werde ich nie, aber ein Exemplar sämmtlicher Werke stände immer als Vorgeschenk bereit ein Gegengeschenk in Empfang zu nehmen. Im Ernst, schaun Sie sich um! auch ich möchte meinen Heerd haben. Doch sehn Sie dies nicht an als Klage, ich bin frisch und froh trotz alledem. Und bleibe Ihr Freund

Klaus Groth.

Lieber Groth!

Zürnen auch Sie mir nicht, daß ich Ihnen so spät antworte. Ich hatte die Absicht, diesen Sommer persönlich in Ihre Thür zu treten, statt Ihnen ein Blatt Papier zu schicken, aber der Krieg macht es mir unmöglich, sie aus-

zuführen. Wir stehen, wie Sie aus den Zeitungen wissen werden, im Anfang schon da, wo wir kaum am Ende stehen sollten; unser Geld ist völlig entwerthet, und Keiner kann reisen, der nicht das Doppelte der Kosten aufwenden will. Da bleibt mir denn Nichts übrig, als mit meiner Familie wieder an den Traunsee zu wandern, statt mit ihr nach Kiel in's Bad zu gehen. Ja, ich besorge noch viel ärgere Dinge. Sie kennen das alte Märchen von Musäus: eine Ziege frißt dürre Blätter und sie verwandeln sich in ihrem Magen in Gold. Uns könnte das umgekehrte Wunder bevorstehen und das ist keine Kleinigkeit, wenn man, wie ich, die Existenz-Frage so ziemlich abgethan zu haben glaubte.

Die Wünsche, die Sie in Ihrem letzten Briefe gegen mich aussprechen, sind Ihnen bereits alle in Erfüllung gegangen. Ich gratulire von Herzen, ganz besonders aber zu Ihrer Verlobung. Kein wahreres Wort steht in der Bibel, als das, was Jesus Sirach über ein gutes Weib sagt, und Keiner hat das besser erfahren, als ich. Der Himmel hat mich, ich muß es dankbar anerkennen, für die erste Hälfte meines Lebens auf's reichlichste durch die zweite entschädigt, und vor Allem durch die Frau, die er mich finden ließ, als ich dem Grabe näher war, wie dem Brautbett, denn ich kam als ein Schatten aus Italien zurück und auf dem Schiff wurden Wetten angestellt, ob ich noch ein ganzes oder nur ein halbes Jahr vor mir habe. Für Ihre Briefe über das Plattdeutsche meinen besten Dank. Die „Vertelln" und die „Kinderreime", die Sie mir freundlich ankündigten, sind nie in meine Hände gelangt. Erlauben Sie mir, daß ich mich für Ihre Briefe durch ein Exemplar meines neuesten Gedichts, das ich unter Kreuzband beischließe, erkenntlich zeige; ich habe in diesem unter Anderem auch meinem Vaterlande ein Denkmal zu setzen gesucht, was aber, wie ich zu meinem äußersten Erstaunen erfahre, höchlich mißverstanden wird. Ihre Briefe enthalten vortreffliches Detail, dem ich um so bereitwilliger aus voller Brust beistimme, als ich Vieles davon, auf meine Weise natürlich und aus einem allgemeineren Gesichtspunct, schon vor einem Decennium in Rötschers Jahrbuch in einem Aufsatz über den Styl des Dramas selbst ausgesprochen habe. Den Hauptgedanken mögt' ich etwas enger fassen; aber darüber kann man nur sprechen. Die Dichtungen von Johann Meyer, die mir Campe zuschickte, müssen Ihnen Freude machen; ich habe sie mit großem Vergnügen und sogar mit Nutzen (in Adelungs Sinn) gelesen, denn ich habe daraus entnommen, daß Büsum jetzt ein Seebad hat. Es ist die schönste Wirkung, die man haben kann, in Anderen das verwandte Element zu befruchten, und man bezahlt sie gern damit, durch das, was man doch selbst in's Leben rief, für eine Weile in den Hintergrund gedrängt zu werden. Das war mein Schicksal; ich rief in Deutschland das sociale und das biblische Drama hervor und trotz des größten theatralischen Erfolgs, den ich hatte (die Judith wurde in Wien z. B. 28 Mal gegeben und hätte 100 Mal gegeben werden können) bemächtigten sich meine Schüler, freilich aus unlauteren Motiven von der ersten und entscheidenden Theater-Direction unterstützt, des Terrains, das mir gehörte. Es wird auch Ihr Schicksal seyn, aber in Ihrem, wie in meinem Fall, nur für einige Zeit!

Wien den 1ten May 1859.

Lieber Groth!

Sie haben mir ein Drama zugeschickt, das Sie mir, als von einem sehr jungen Autor herrührend, bezeichnen. Ich kann darüber wenig sagen, da ich mehr vom Verfasser wissen müßte, als ich weiß, wenn ich es beurtheilen sollte. Daß es objectiv genommen Nichts bedeutet, leuchtet ein, und ich bin sehr mißtrauisch gegen Talente, welche die großen Formen der Kunst, die sie noch nicht auszufüllen vermögen, mit Wind aufblasen, um doch nur zu Ende zu kommen. Ich halte mehr von Leuten, die es bei einer Scene bewenden lassen und aufhören, sobald ihr Pulver verschossen ist. Aber dieß ist eine ganz allgemeine Bemerkung, von der Sie Selbst am besten ermessen werden, wie weit sie auf den vorliegenden Fall Anwendung findet, auch hätte das Stück mich schwerlich bewogen, Ihnen zu schreiben, vielmehr bewog mich ein anderer, rein persönlicher Grund. Mir sagte bei meiner letzten Anwesenheit in Weimar der jetzt, und so plötzlich, verstorbene Hofrath Preller, daß Sie mehrfach den Wunsch gegen ihn ausgesprochen hätten, der Großherzog möge etwas für Sie thun. Mich überraschte das einigermaßen, denn ich glaubte, daß Sie Sich nicht blos glücklich, sondern auch reich verheirathet hätten, und das war mir ein wohlthuender Gedanke, da mir Nichts über Unabhängigkeit geht. Da Preller mir aber versicherte, es sey nicht bloß früher, sondern noch in neuester Zeit geschehen, so fiel mir wieder ein, was Sie mir vor einigen Jahren schrieben. Theilen Sie mir denn mit, was Sie auf dem Herzen haben; der Großherzog schenkt mir viel Vertrauen, und wenn sich in solchen Dingen auch Nichts versprechen läßt, so bin ich doch vielleicht aus manchen Gründen die geeignetste Person, zwischen ihm und Ihnen zu vermitteln. Es ist sogar möglich, daß das Band zwischen Weimar und mir noch viel enger wird, wie bisher, obgleich ich darüber noch nicht sprechen kann. Ich war in diesem Jahre bereits zwei Mal dort, einmal, sehr gegen meinen Willen, weil ich mich im besten Arbeiten unterbrechen mußte, aber auf dringende Einladung, im Februar, um die ersten beiden Abtheilungen meiner Nibelungen-Trilogie in Scene gehen zu sehen, das zweite Mal im May, um dem Schluß beizuwohnen. Der Erfolg war so, daß der alte Maltitz, der russische Gesandte, mir die Versicherung gab, er habe in den fünf und zwanzig Jahren, die er in Weimar zubringe, keinen ähnlichen erlebt. Bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir eine kleine Berichtigung Ihrer Briefe über das Plattdeutsche; es ist mir nicht gleichgültig, ob meine Landsleute meine literarische Situation richtig ansehen oder nicht. Ich gehöre nicht zu der Schaar von Dramen-Dichtern, die im Kampf mit dem Publicum liegen; das Publicum war mit kaum Einer Ausnahme immer für mich und Judith, Maria Magdalena, Genoveva, Agnes Bernauer, Michel Angelo, jetzt die Nibelungen haben jedes Mal, und überall gezündet, wie nur je Deutsche Stücke in Gegenwart und Vergangenheit. Ich liege bloß im Kampf mit den Intendanten und den von diesen abhängigen Journalisten, namentlich in Wien, wo das „junge Deutschland“ decretirt und mit einem polnischen Ochsenkopf siegelt, und ich werde nicht aus staatlichen, kirchlichen oder gar aesthetischen Gründen ausgesperrt, sondern aus Parthei-Rancünen der allerniedrigsten Art. Das Publicum ist damit, auch hier, so wenig einverstanden, daß ich z. B. zu meinem letzten Geburtstage eine mit Hunderten

von Unterschriften bedeckte Adresse erhielt, worin ich, und zwar von der Elite der Residenz, aufgefordert wurde, die Nibelungen öffentlich vorzulesen. Dramatische Dichter, die das Publicum nicht packen, existiren für mich ganz und gar nicht, aber das ist durchaus nicht mein Fall, und an der Sprache kann es, wenn trotzdem das Rechte nicht zu Stande kommen sollte, wohl auch nicht liegen, denn diese hat sich seit Schiller und Goethe nicht verändert und Schiller und Goethe fühlten sich durch sie nicht gehemmt.

Ich gehe morgen mit meiner Familie auf sechs Wochen nach Gmunden (Oberösterreich) wo ich einen kleinen Landsitz habe; antworten Sie mir dahin. Ich sehe den Großherzog wahrscheinlich noch im Herbst wieder, sicher im Winter.

Wien den 29sten Juny 1861.

Wien den 2ten März 1862.

Lieber Groth!

Sie werden, da persönliche Angelegenheiten in unserer porösen Zeit ja immer Gegenstand des Literaten-Geträtsches sind, schon wissen, daß ich nicht nach Weimar gegangen bin, obgleich ich dort lebhaft gewünscht und fast mit Sicherheit erwartet wurde. Was mich bewog, noch im letzten Augenblick zurück zu treten, war so wenig Wankelmuth, wie ich wohl kaum zu sagen brauche, als der Widerstand, den ich in Wien fand, wie es sich um die Entlassung meiner Frau aus dem Theater-Verband handelte, denn dieser wäre leicht zu brechen gewesen, da der Großherzog entschlossen war, sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden. Es war vielmehr die Uebersiedlung Jung-Deutschlands von der Elbe an die Ilm, die ohne Wissen und Zuthun des Großherzogs und ohne daß er den geheimen Sinn des Schachzugs ahnte, rasch von Weimar aus improvisirt wurde, um mich abzuschrecken, denn ich wäre manchen Leuten etwas unbequem gewesen und es ward namentlich absurder Weise von einigen Seiten gefährliche Beeinträchtigung des Hof-Einflusses besorgt. Ich fürchte nun den „öffentlichen" Gang mit Don Carlos durchaus nicht, und habe es gelegentlich bewiesen, wohl aber die heimlichen Giftmischereien, denen der Durstbegabte Mensch doch nicht das Gelübde, niemals mehr zu trinken, entgegen setzen kann, und ganz besonders sein Creations-Vermögen im Hervorzaubern von gewissen Insecten, die schon in Egypten unangenehm gefunden wurden. In Deutschland ist er mir nicht im Wege, in Wien würde er es auch nicht seyn, wohl aber in Weimar, denn das ist klein. Sie kann an dem ganzen Handel, dessen Detail etwas weitläufig aus einander zu setzen wäre, nur interessiren, daß er an meinem persönlichen Verhältniß zum Großherzog nicht das Geringste verändert hat, ich werde ihn jetzt zwar nicht so bald, als es sonst geschehen seyn würde, wieder sehen, aber doch im Frühling oder Sommer, und Ihnen dann in Gemäßheit Ihrer Andeutungen und Fingerzeige reinen Wein einschenken, wie man in Dithmarschen, wo keiner wächs't, zu sagen pflegt. Im Herbst war ich in Ihrer nächsten Nähe, sogar einen halben Tag in Rendsburg bei meinem Bruder, aber mit der Zeit so beschränkt, daß ich nicht nach Kiel kommen konnte, da ich lieber ganz wegbleiben, als nur durchfliegen wollte. Doch werde ich höchst wahrscheinlich sehr bald

wieder nach Hamburg gehen, indem Campe gleich nach Abschluß der Heineschen Schriften eine vollständige Sammlung der meinigen zu bringen gedenkt, was sich, obgleich die Präliminarien geschlossen sind, schwerlich ohne vielfache mündliche Verhandlungen realisiren lassen wird. Jetzt erscheinen bei ihm meine Nibelungen, durch die ich endlich in die ehrwürdige Zunft der mehrbändigen Autoren eingehe. Auf dieses Werk habe ich die besten Stunden meiner letzten sieben Jahre verwandt und die Vorstudien reichen noch nach Wesselburen hinüber; wer mir, als ich, mehr zum Spaß, wie im Ernst, die erste Scene niederschrieb, gesagt hätte, daß es je fertig werden, ja daß ich nur fort fahren würde, den hätte ich für toll erklärt, und nun ist es doch da. Doch, dergleichen kann auch nur im Mondschein wachsen, die Sonne hat Nichts damit zu thun; die „Widmung“ erzählt eine buchstäbliche Geschichte, so poetisch sie klingt. Ich lege Ihnen, zum Dank für Ihren Schiller-Prolog, einen Prolog bei, der von mir zur Verfassungsfeier der Kaiserstadt geschrieben wurde, und zwar in drei Tagen, ohne daß ich vorher die geringste Ahnung von der Sache gehabt hatte; Sie müssen aber, besonders im ersten Abschnitt, vor Allem lesen, was zwischen den Zeilen steht. Wenn der Lärm zu Ihnen gedrungen ist, den ein von mir an den König von Preußen (den ewigen natürlich) gerichtetes Gedicht vor drei Monaten unter den Czechen und Polacken, den „Bedienten-Völkern“, erregte, so werden Sie Sich eben so sehr wundern, wie ich selbst, daß ich vom Magistrat der Residenzstadt ersehen wurde, Kaiser und Parlament an der feierlichsten Stelle zu begrüßen; Hunderte von Artikeln wurden in allen Sprachen auf „tschi“ und „witsch“ gegen mich geschleudert, und dennoch!

Kiel 31. Oct. 1862.

Lieber Hebbel!

Als ich Ihren lieben Brief empfing, worin Sie uns Hofnung machten, daß wir Sie im Sommer vielleicht bei uns sehen würden, war ich sehr leidend. Ein Halsübel, ziemlich häufig hier in diesem Jahre, steigerte sich bei mir bis zum Blutauswurf, und ich war nicht sicher, daß es nicht auf ein Lungenleiden deutete, mein Bruder starb gerade in derselben Zeit an der Schwindsucht. Erst im Juni durfte ich wieder aus dem Hause. Sie denken sich schon wie dann Stimmung und Freudigkeit zum brieflichen Verkehr untergeht. Dieses soll Ihnen blos erzählt sein um mein Schweigen zu entschuldigen. Und da ich das trübselige Kapitel etwas heiterer schließen kann, so füge ich noch hinzu, daß ich im August Bad Ems besucht habe, mich erholt und die Gewisheit erlangt, daß ich mit Vorsicht ganz genesen kann, in einigen Jahren wenigstens. — Und nun zu Ihnen! Sie sind also wieder nicht nach Kiel gekommen. Wenn dies mir Hofnung giebt daß es noch geschehen kann, so will ich es nicht bedauern, da ich doch wenig hätte sprechen dürfen. Sollten Sie mit Ihrem Verleger in Hamburg persönlich zu verkehren haben so lassen Sie mich nicht umsonst in Ihrer Nähe harren, ich möchte Sie unendlich gern einmal sehen und sprechen.

Ihre Nibelungen las ich im Mai. Sie haben mich ergriffen und erquickt. Schon die ernste Arbeit im Gebiete der Kunst thut wohl, nicht rechts noch links

sehen, keine Brocken abwerfen für die Leidenschaften der Zeit, nicht streicheln, noch kratzen: wo findet man es noch? Diese Freude am Sichversenken ins Object ohne je den Kopf herauszustecken und dem Publicum ein freundliches Gesicht zu machen, sie reinigt den Leser, und verbannt die Unreinen schon an der Pforte: „Laßt allen Schmutz zurück, ihr die eintretet!“ Sie haben mir wieder neue Geheimnisse der Menschenbrust gelöst in diesem Ihrem Kunstwerk. Das Licht des Genius hat mir in die dunkle Tiefe einer verschwundenen Zeit geleuchtet. Der starre nordische Mythus ist mir geschmolzen, seine Formen sind mir neu verständlich geworden. Vom Dramatischen spreche ich Ihnen nicht, das würde ich thun wenn ich selbst ein Drama geschrieben hätte, ich spreche nur von dem wovon ich Beweis geliefert daß ich es verstehe. Haben Sie Dank für dies Geschenk!

— — Das Wort entfährt mir zufällig, es ist kein Schuß zur Seite, ich hätte freilich gern ein Exemplar von Ihrer Hand bekommen, man rühmt sich des in seinem Vaterlande. Und sagen Sie mir doch gelegentlich, ob Sie meine Vertelln I. u. II. Bändchen, meinen Rothgeter, sowie meine Kinderreime „Vör de Görn“, letztere mit hübschen Zeichnungen von L. Richter seiner Zeit empfangen haben? Ich habe Ihnen jedesmal ein Exemplar zuschicken lassen. Ich erzähle Ihnen dies nicht um feurige Kohlen auf Ihr Haupt zu sammeln, sondern um deswillen, damit Sie nicht etwa glauben, nur ein Gelegenheitsverschen von mir zu Schillers Geburtstag würde Ihnen von mir gesandt. Nur von letzterem erfahre ich daß es bei Ihnen angelangt ist, Ihre Grenze muß dem Verkehr noch immer Schwierigkeit machen. Durch mein Bilderbuch Vor de Gorn wollte ich mich gerade bei Ihren Kindern einschmeicheln und vermittels ihnen bei Ihrer lieben Frau. Denn Sie stehen bei meiner Frau etwas sehr hoch, und wenn mein zweijähriger Junge Detmar Groth (der nebenbei gesagt ein Riese zu werden verspricht, er wiegt über 30 ℔ und ist fett wie eine Schnecke) heranwächst, so soll er mir früh genug lernen daß Friedrich Hebbel einer von den großen Männern Holsteins ist.

Vor einigen Wochen war der Maler Gurlitt hier und erzählte mir von Ihnen, er war sehr gealtert seit ich ihn gesehen hatte. Mir geht es erträglich. Meine Einnahme ist freilich nicht groß, aber vorläufig reicht sie bei meiner Sparsamkeit und meiner herrlichen Frauen Haushaltungskunst. Wir leben und wohnen sehr behaglich, es sollte Ihnen schon bei uns gefallen, ja sogar wenn Sie Frau Hebbel mitbrächten, hätten wir wohl ein niedliches Zimmer mit Betten für Beide. Wagte es doch auch Jenny Lind zu uns zu kommen, leider traf sie uns nicht. Grüße von Haus zu Haus.

Wien den 26sten Nov. 1862.

Lieber Freund!

Es hat mich recht gefreut, einmal wieder von Ihnen zu hören. Seltsam genug hatte ich den Abend vor Eintreffen Ihres Briefs meinem Freunde Brücke, unserem berühmten Physiologen, einen Vers aus Ihrem „Quickborn“ für ein wissenschaftliches Werk dictirt. Sie werden Sich wundern, aber die Sache hängt

so zusammen. Prof. Brücke hat ein Alphabet erfunden, mittelst dessen er jede Modification der Laute, jeden Zungenschlag darstellen zu können glaubt, und prüft es nun an allen Sprachen, im Deutschen sogar an allen Idiomen. Ich wählte als Probe unseres Dithmarsischen Plattdeutsch den ersten Vers von „Dagdeef“ und Sie werden nun in einer grundgelehrten Abhandlung als Dichter prangen, ich aber ganz bescheiden als Bürge für die Aussprache daneben stehen.

Ich bin diesen Sommer nicht nach Norddeutschland gekommen, sondern habe im July den großen Narrenzug nach London mitgemacht und dann noch in Folge einer Einladung der Großherzogin vierzehn Tage in Wilhelmsthal, im Thüringer Walde, zugebracht. Doch wird mich mein Stern ganz gewiß in nicht zu ferner Zeit in Ihre Nähe führen, und dann werde ich nicht ermangeln, als Landsmann bei Ihnen anzuklopfen, obgleich ich eigentlich eine gewisse Scheu empfinde, den so sehr veränderten vaterländischen Boden wieder zu betreten, weil ich mit meinen im bevorstehenden März voll werdenden funfzig Jahren als Gespenst darauf herum zu gehen fürchte. — — — — — — — — — — —

Für Ihr Wort über meine Nibelungen danke ich ihnen herzlich; ich weiß es zu schätzen. In diesem Werke stecken die besten Stunden meiner letzten sieben Jahre, und der alte Spruch, daß Demjenigen, der zuerst nach dem Reiche Gottes trachte, alles Uebrige von selbst zufalle, scheint sich daran erfüllen zu wollen, so daß ich Hoffnung habe, mit einem blauen Auge davon zu kommen. Die Kritiker benehmen sich artig, sogar Feinde und Gegner, die Aesthetiker nicken und die Theater-Directoren veranstalten, ungedrängt und unaufgefordert, Aufführungen: was will man mehr? Es fiel mir nicht im Traum ein, als ich die erste Scene, Spaßes halber, niederschrieb, daß es je eine letzte geben würde, und nun ist der elffüßige Keller-Wurm doch da und kriecht vor die Lampen. Verschmähen Sie das Exemplar nicht, obgleich es etwas spät eintrifft, wär' es auch nur des Einschlusses wegen. So wie Sie Bd. 1 in der Mitte aufschlagen, werden Ihnen drei Photographien entgegen starren; es sind Vater, Mutter und Kind. Sehr hübsch würde es seyn, wenn Sie diese kleine Gabe erwiedern wollten.

Auch ich will keine feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammeln, aber ich muß, um nicht undankbar in Ihren Augen zu erscheinen, denn doch bemerken, daß ich die Schriften, die Sie mir freundlichst zugedacht hatten, nicht empfangen habe. Daran sind jedoch nicht die Oesterreichischen Gränzörter, denn die lassen jetzt den Teufel und seine Großmutter durch, sondern die Buchhändler Schuld. Die besorgen Nichts, erklären ein gutes Buch wohl gar für eine gute Prise und verschenken den beigeschlossenen Brief als Autograph, was mir buchstäblich schon einmal begegnet ist. So kommt man, wenn es nicht durch die Post geht, sicher um die Gabe, und oft auch um den Geber. Uebrigens kenne ich Ihren „Rothgeter“ natürlich längst und betrachte ihn als eine höchst vortreffliche Erweiterung und Ergänzung Ihrer Familienbilder.

Gurlitt war mir in Rom ein sehr lieber Freund, und wir haben auch jetzt gewiß Nichts gegen einander, aber seit er Adolf Stahr seinen Schwager und Fanny Lewald seine Schwägerin nennt, will es mit uns nicht recht mehr fort. —

Ueber Ihren Gesundheits-Zustand habe ich mit Brücke gesprochen; er findet ihn durchaus nicht bedenklich, aber er räth Ihnen, Sich möglichst zu schonen. Thun Sie es ja! Mir geht es in dieser Beziehung noch immer ganz wohl, wahrscheinlich, weil ich ein Amphibium bin, denn ich lebe eben so viel im Wasser, wie auf dem Trockenen.

Der alte Uhland ist todt; nun kann Ihnen die Krone des Liedes Niemand mehr streitig machen. Haben Sie ihn gekannt? Er lebte eigentlich seit 1815 nicht mehr.

Kiel 4. Dec. 1862.

Lieber Freund,

ich kann nur halb dafür daß die beifolgenden Bücher Ihnen auf den Hals kommen. Der Verfasser ist unser Hausfreund, mir angenehm weil er ein tüchtiger Gelehrter ist und dabei nicht, wie dieses Volk meistens im Zunftzwange verknöchert. Da ich wenig ausgehen kann, so trägt er mir manche Erfrischung in meine vier Pfähle. Er ist Professor, Rector des hiesigen Gymnasiums, 59 Jahr alt! Jetzt erst Poet geworden! und ein rasender! Die Lust steckt an, wie Sie auch wohl erfahren haben. Man ist zunächst nachsichtig mit den Entwürfen, man hält eine Privatbeschäftigung mit der Kunst für eine nur lobenswerthe. Und plötzlich ist der Mann gedruckt, der Beschützer bedediciert, und dieser Unglückliche hat aus Bescheidenheit und Nachsicht so viel gelobt, daß aus den einzelnen Pfeilen ein ganzes Bündel Nutzholz geworden. Da sitze ich nun schön daher! Horn kommt gerade an dem Tage wie Ihre Nibelungen an mich gelangt sind und wie meine Frau mit Frauengeschäftigkeit Ihre drei Bilder in unser Album einreiht. Da wars um mich geschehn. Übrigens werden Sie ein Zeichen der Verehrung aus der engeren Heimath doch immer gern empfangen. Auch ist der Mann wirklich nicht ohne Talent, wie Sie sehen werden. Ja es ist halbe Versündigung an meiner wirklichen Freundschaft für ihn daß ich so ironisch über ihn schreibe. Aber wie soll man sich wehren, wenn man nicht recht freie Kehle hat und einen guten Redner umreden kann? So wird Krankheit zur Sünde. Das sehen Sie auch daran daß ich im Schreiben schwatzhaft werde, da ich mündlich bei diesem durchdringenden Ostwinde mich mit Winken und Flüstern behelfen muß.

— Horn hat noch ein Trauerspiel geschrieben Lothar II. Dies hat durch meine Vermittelung v. Hülsen in Berlin in Mscr. für die Bühne zugesandt erhalten. Horn läßt nun Sie fragen, ob man in Wien einen Pabst in persona auf den Brettern dargestellt dulden würde, wie es in seinem Lothar geschieht? Wollen Sie mir darauf nicht ein Wort antworten und dann vielleicht etwas Angenehmes für den Dichter beifügen? Vorsicht brauche ich Ihnen dabei nicht erst zu empfehlen, unsere Worte werden gern öffentlich gebraucht. — Da fragt der Unglückliche eben auch noch, ob die Sophonisbe wohl aufführbar wäre, Sie um ein Wort. Für Ihr Geschenk den herzlichsten Dank. Ich weiß kaum ob wir uns mehr über Ihre Bilder oder über Ihr Gedicht freuen, wir, denn meine Frau bewundert Ihre Nibelungen im höchsten Maße, des Sie sich rühmen dürfen, denn sie ist hochgebildet und in ihrem Geschmacke sehr wählerisch. Was

für ein liebliches fröhliches Kindergesicht, Ihre Tochter! Schwarze Augen? Die Ihrigen sind blau, weiß ich, und wenn ich es auch vergessen, mein Vetter, der dicke Advocat Claußen (lange tot!) sagte es mir so ausdrücklich: Hebbel hatte so wunderbare tiefblaue Augen, der mußte etwas Besonderes werden. Sie wissen es ja wie ich Ihr Bewunderer gewesen seit Ihr Gedicht erschienen: Das Mädchen Nachts vor dem Spiegel. Ich kann Ihnen vorläufig nur ein schlechtes Bild von meiner langen Gestalt von 75 Zoll schicken und ein mäßiges von meinem 2jährigen Buben, der jetzt schon halb so lang ist wie ich (genau!) und dabei breit und fleischig wie ein Schlachter. Hier sind die Photographen zurück, von meiner Frau besitze ich kein einziges gutes Bild in kleinerer Form, doch soll sie es nächstens einmal wieder versuchen. Brücke grüßen Sie wohl von mir. Seine Arbeiten sind mir bekannt. Ich war mit Helmholtz genau befreundet als der in Bonn stand. Wie sehr ich mich für Brückes Arbeiten interessirte mögen Sie daraus abnehmen, daß noch am Tage meines Wegganges von Bonn, Herbst 1856, Helmholtz zu mir kam um mir die letzten Resultate von denen er damals neu erfahren, mitzutheilen. Ich weiß auch daß Sie die Naturforschungen verfolgen, und zwar von Brücke durch Dubois-Reymond dessen Buch über Thierische Electrizität mich jahrelang gefesselt gehalten. — Wie wird sich mein Dagdeef verwundern!

Ich habe mir es als eine eigne besondere Freude ausgemalt, wenn Sie im Frühlinge kämen und wir zusammen einmal einen Theil unseres kleinen Vaterlands besähen, Sie wissen ja, wenn die Rappsaat blüht. Fürchten Sie sich nicht vor den Eindrücken nach Verlauf von Jahren, sie sind immer zugleich wieder beruhigend, das habe ich selbst erfahren. — Danke für Ihre freundliche Sorge um meine Gesundheit! Ich werde mich schon in Acht nehmen! Auch Brücke vielen Dank. Und nun denn nach unserer Weise: frohes Fest, glückliches Neujahr, und beständige Gesundheit, so wünscht Ihnen allen, meine Frau und

Ihr Klaus Groth.

Bitte schreiben Sie mir doch einmal den Titel Ihrer Werke, ich glaube daß ich eins oder das andere noch nicht gelesen habe.

P. S. Indem ich Ihren Brief noch einmal durchsehe, muß ich noch über Gurlitt hinzufügen, daß er mit der rührendsten Verehrung von Ihnen spricht. Ich habe mich gefreut und gewundert, wie er gerade den Kern in Ihrem Wesen, den auch ich verehre, aufgefunden, in all Ihrem Thun gerade den wiedergefunden. Leute seiner Art können es sonst ja kaum unterlassen, auch den Gegenstand ihrer Verehrung handlich menschlich zu machen, aber Sie leiden nicht darunter, wenn er allenthalben so darstellt wie bei mir. Die sittliche Höhe und Reinheit, die ihm fast komisch erschienen, etwa wenn Sie Gutzkow an die Wand genagelt (einen Roman von ihm mein ich). Ich könnte ihm freilich erzählt haben, daß ich einmal Adolf Stahrs „Jena und Weimar“ gegen die Wand geworfen. Doch hörte ich erst, zu meinem Schrecken, in den letzten Minuten von ihm, daß Fanny Lewald seine Schwägerin sei.

Meine Frau findet noch ein Bild von uns Dreien auf, das einmal in Bremen gemacht ist, worauf sie ziemlich kenntlich, ich freilich wie ein Mohr zu sehen, meine Nase ist übrigens krumm, aber nicht schief. — — — — —

Wien den 3. Januar 1863.

Lieber Freund!

Da Sie nicht meinen letzten Brief im alten Jahre bekamen, so sollen Sie wenigstens den ersten im neuen haben. Um nun, des guten Gewissens wegen, das Geschäftartige zunächst abzuthun, so sagen Sie dem Herrn Professor Horn für sein freundliches Geschenk meinen besten Dank. Was seine Fragen anlangt, so habe ich zu erwiedern, daß auf dem K. K. Hofburg-Theater zu Wien kaum der Kapuziner in Wallensteins Lager, nicht aber der Pater Domingo im Don Carlos auftreten darf, woraus wohl von selbst folgt, daß die Erscheinung des Papstes unmöglich ist. Eine Sophonisbe, ich glaube von einem gewissen Hersch, ist erst vor ein Paar Jahren hier durchgefallen; ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, denn ich war nicht dabei und zur Wiederholung kam es nicht, aber jedenfalls beweis't das Factum, daß der Gegenstand als solcher zu den tolerirten gehört und so wenig religiöse, als politische oder sociale Bedenken darbietet. Diese Anhaltspunkte werden dem Dichter für seine Operationen in Oesterreich genügen, denn nach der Metropole richtet sich die ganze Monarchie.

Mehr, lieber Groth, wüßte ich aber auch, so gern ich Ihrem Hausfreund etwas Angenehmes sagen mögte, absolut nicht hinzu zu fügen und wenn ich mich auf den Kopf stellte. 59 Jahre! Sackerlot! Ich bin 49, habe schon in meinem 4ten oder 5ten gepfiffen, nämlich Bonaparte und den Theetopf besungen, und frage mich doch bereits sehr ernst, ob ich wohl noch hoffen darf, meinen Demetrius und meinen Jesus Christus unter Dach und Fach zu bringen. Der alte Tithon behielt die Stimme bis zuletzt; unsereins verliert sie zuerst und auch Vater Goethe hatte längst den Stockschnupfen, als er noch mit Lerchen und Nachtigallen in die Wette zu singen glaubte. Uebrigens kommen solche Fälle, die viel Aehnlichkeit mit dem zu späten Verlieben haben, gar nicht selten vor. Tieck erzählte mir einmal eine höchst ergötzliche Geschichte von einem seiner Jugendfreunde, der, nachdem er im Staatsdienst ergraut und endlich wegen Altersschwäche pensionirt worden war, ihm den Vorschlag machte, nun gemeinschaftlich die Trauerspiele auszuführen, die sie ein halbes Jahrhundert früher auf dem Gymnasium mit einander entworfen hätten. Die Herrn hören von den Aesthetikern, daß die Kunst ein Spiel sey und legen diesem Spiel den erhabenen Begriff unter, den sie vom Blindekuh in ihr sogenanntes ernstes Leben mit hinüber nahmen. Denn es fällt ihnen nicht ein, mitten in die Medicin oder die Theologie hinein zu springen, wenn sie ihres eigenen Handwerks überdrüssig werden, und dazu müßten sie sich doch auch versucht fühlen, falls sie das Bewußtseyn ihrer Kraft, und nicht vielmehr die geringe Meinung von der Aufgabe in die Kunst hinüber triebe. Aber bewahre Gott! Respect vor jeder Perücke, nur nicht vor dem Sonnenring Apolls. Doch habe ich eine Ausnahme gekannt, und das war der Professor Guyet in Heidelberg, ein guter Jurist. Der war fest überzeugt, daß er den Faust gedichtet haben würde, wenn er sich, statt auf die Pandecten, auf die Deutschen Volksbücher gelegt hätte. Aber ich verzieh es ihm, denn er war auch überzeugt, daß er in der Kriegsschule zu Brienne ein zweiter Napoleon geworden wäre. Wenn der Verfasser der Sophonisbe bereit ist, in Amerika ein Commando zu übernehmen, so sey auch ihm verziehen.

Ich hoffe, daß Sie lachen. Sie sollen aber noch mehr lachen. Wissen Sie, warum Ihr guter Rath, vorsichtig zu seyn, dieß Mal so gute Früchte trägt? Weil ich mir erst ganz kürzlich die Zunge verbrannt habe, und zwar sehr stark. Es ist eine ganz köstliche Geschichte, aber kaum zum Schreiben. Ein Dichter meldet sich bei mir mit einer neuen Agnes Bernauer; es ist ein glatzköpfiger alter Jude. Ich hatte mir aber vorher gegen Rheumatismus ein Senf-Pflaster gelegt und fordre, um gezwungen zu seyn, dieß lange genug liegen zu lassen, den Mann auf, mir den letzten Act vorzulesen. Aber ich hatte mich verrechnet, das Pflaster biß furchtbar, eh ich's dachte und ich warf dem Dichter natürlich, als er fertig war, einen ordentlichen Brocken hin, um ihn nur rasch los und meiner Leibes-Qual ledig zu werden. Was folgte darauf? Etwa vierzehn Tage später werde ich in einer Gesellschaft bei Tisch inquirirt, wer denn der Herrmann Stein sey, den ich so protegiere, und erfahre auf meine Nachfrage, daß Dinge in allen Zeitungen stehen, die ich zwar in meiner Todes-Angst gesagt habe, aber doch nur in höchster und zugleich plumpster Ironie! Gestern Abend wollte eine Ungrische Gräfin sogar von mir wissen, wo die Werke des neuen Königs David zu bekommen seyen. Könnte ich Ihnen den Sohn Israels und Polens nur malen!

Ihre Bilder haben uns außerordentlich erfreut, und meine Frau hat ihnen natürlich auch den Platz im Allerheiligsten angewiesen. Was Sie über das Ihrige bemerken, habe ich auch noch über das meinige zu sagen; ich sehe keineswegs so bärbeißig aus, und kann es wohl auch nicht füglich, denn ein guter Spaß geht mir noch jetzt, wie in Wesselburen, über Alles. Ueber die Augen meiner Tochter liegen Blau und Grau mit einander im Streit; die meinigen leisten noch immer gute Dienste, doch hat mir Brücke zu Weihnacht für's Lesen bei der Lampe bereits eine Brille geschenkt, die auf mich wirkte, wie das Mene Teckel auf Se. Majestät, den König Belsazar. Meine Schriften zähle ich Ihnen jetzt nicht auf, da Campe sie zu sammeln gedenkt. Dieß wird mich, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, im Frühling nach Hamburg führen. Dann komm' ich sicher nach Kiel und sehr hübsch würde es seyn, wenn wir unser kleines Dithmarschen gemeinschaftlich in seiner Rappsaat-Pracht bewundern könnten. Ich bin von Herzen dabei; was mag aus all den alten Krebsen, mit denen man vor mehr als einem Viertel-Jahrhundert herum kroch, geworden seyn. „Von Gerichtswegen gebiete Ich A. C. F. Griebel etc. etc.“ (den Würmern?).

Meine Frau grüßt Sie und die liebe Ihrige aufs Herzlichste; sie ist eine geborne Braunschweigerin, obgleich mein alter Freund Cornelius sie, wie wir ihn in Berlin besuchten, als Römerin ansprach, kann also Plattdeutsch und ist eine große Verehrerin des Quickborn. — — — — — — — — — —

Briefwechsel

mit

der Prinzessin von W., Ottilie von Goethe, Franz Liszt, König Max II. von Bayern, Friedrich Vischer, Adolf Stern und der Fürstin von Wittgenstein.

30*

Hebbel an die Prinzessin von W.

Sie haben mir befohlen, Ihnen das Geringfügigste, was je aus meiner Feder hervorging, zu Füßen zu legen und ich gehorche. Hier ist mein Aufsatz über Henriette Knebel, wie ich ihn soeben aus Wien, woher ich ihn erst requiriren mußte, erhielt. Er wird der Altenburg beweisen, daß ich meinen Respekt vor den geistigen Heroen meines Volks nicht auf ihre Todtengräber und ihre Küster übertragen habe.

Nun aber zu einer angenehmeren Pflicht! Welch' einen Genuß haben Sie mir durch das Geschenk der Liszt'schen Schriften bereitet! Ich kann Ihnen nicht genug danken, denn gezwungen, mich auf meinen eigenen Kreis zu beschränken, und gewohnt, den kleinen Ueberschuß von Zeit und Kraft auf die Naturwissenschaften zu verwenden, waren sie mir bis jetzt entgangen. Sehr selten hat mich eine Abhandlung so angeregt, wie die über Chopin. Ich fing auf dem Dampfschiff gleich nach der Abfahrt von Regensburg zu lesen an. Das war kein Verdienst, denn es regnete stark. Aber ich legte das Buch erst im Angesicht von Linz aus der Hand, und das will mehr heißen, denn wir hatten, die Morgenstunden abgerechnet, den schönsten Tag. Laie in der Musik, wie ich es bin, und überdies mit Chopin's Werken so gut wie gänzlich unbekannt, steht mir über die Auffassung des Componisten nicht im Entferntesten ein Urteil zu. Aber die Charakteristik des Künstlers glaube ich würdigen zu können und diese finde ich ganz vortrefflich, indem sie das Individuellste mit überzeugender Gewalt aus den allgemeinsten Bedingungen ableitet. Ja, ich fühle mich diesem Künstler, was die Stellung zur Welt anlangt, sogar sehr verwandt; auch ich werde mir statt der Krone nie die Brustnadel gefallen lassen, wie viele Diamanten auch darin funkeln mögen. Ich habe es an Gustav dem Dritten immer hochgeschätzt, daß er seinen Schweden, als sie ihm den Thron absprachen, die Apanage freiwillig erließ; zwischen dem Scepter und dem Bettelstab liegt zwar noch die Elle in der Mitte, aber nur für den Krämer! Wenn ich nicht auch der übrigen Abhandlungen erwähne, so schließen Sie daraus nicht, daß ich sie weniger schätze, sondern nur, daß ich mich noch nicht mit ihnen habe vertraut machen können. Mir fehlte bis jetzt die Muße oder doch die innere Sammlung, denn das stille Gmunden wird mehr und mehr eine Vorstadt von Wien und es wimmelt hier von Menschen, die Visitenkarten bei sich führen und nicht einmal alle unangenehm sind. Ich werde mir aber nächstens einen recht einsamen Nachmittag am Fuß des Traunstein zu schaffen wissen. Dann will ich den Aufsatz über

Lohengrin lesen; dort stört mich höchstens ein Adler, der sich auf den Geier herabwirft. Dann werde ich aber auch lebendiger, wie je empfinden, was es heißt, aus der Altenburg verbannt zu sein, aus einem Kreise der reinsten Bildung, wo das Gespräch von selbst zum Goldgewebe wird, weil die Harmonie in der Luft liegt; was ist dagegen das dürftige Fadenziehen eines Briefes! Doch darüber kein Wort, nicht einmal ein Wort des Dankes für die genossene Duldung und Milde; ich will ganz Ihr Schuldner bleiben.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen Ihren Titel nicht gebe, es ist mir unmöglich, aber ich bin mit unbegrenzter Ergebenheit

Ihr Sie hochverehrender

Friedrich Hebbel.

Orth bei Gmunden, den 12. Juli 1858.

Für Ihren schönen Brief habe ich Ihnen den Dank schon dadurch ausgedrückt, daß ich mir so lange versagte, ihn abzustatten. Als ich ihn empfing, fühlte ich mich, wie von Ihrer unmittelbaren Gegenwart berührt, und wenn ich es über mich gewann, Ihnen nicht sogleich zu antworten, so war das nicht weniger, als persönlich vor Ihnen zu stehen und den Stummen zu spielen. Ich habe die schwere Probe bestanden und jetzt, seit ein paar Tagen nach Wien zurückgekehrt, und gegen den Verdacht der insatiabilité durch die Ausrichtung Ihrer kleinen Wünsche geschützt, nehme ich mir heraus, mich dafür zu belohnen.

Wie unendlich freute ich mich, Ihre Büste wohlbehalten bis auf eine unbedeutende, leicht wieder hergestellte Beschädigung des Piedestales in der Kiste vorzufinden! Dennoch überkam mich ein ganz eigenes Gefühl, als ich sie herausnahm, was ich natürlich keinem meiner Leute überließ. Dieser leichenblasse Gyps und das blühende Leben, an das er erinnern will und auch wirklich erinnert. Es war ein Moment, den ich mich nur mit Mühe enthielt, poetisch zu gestalten. Ihrem Urtheil über Liszt's schriftstellerische Thätigkeit stimme ich vollkommen bei. Ich habe jetzt Alles gelesen, was ich durch Ihre Güte von ihm besitze, namentlich auch, obgleich des schlechten Wetters wegen nicht am Fuß des Traunstein, wie ich hoffte, die Abhandlungen über Lohengrin und Tannhäuser. Er gebietet über glänzende Darstellungsmittel und schöpft, wie das ja auch nicht anders sein kann, da alle Künste nur verschiedene Ausläufer einer und derselben Urkraft sind und ich selbst z. B. immer Musik höre, wenn ich an einer bedeutenden Scene arbeite, aus einem unergründlichen poetischen Born. Ich kann ihm zwar nicht beistimmen, wenn er glaubt, die Wagner'schen Opern-Tacte könnten auch an sich schon mit dem Drama wetteifern, denn sie verhalten sich meines Erachtens zu diesem, wie das Allgemeine zum Besonderen, und sie würden, wenn es anders stände, auch wohl die Musik nicht mehr vertragen. Aber mich kümmert überhaupt nur selten noch das Was, ich frage in den meisten Fällen nach dem Wie und darum stört mich die kleine Differenz über die Materie durchaus nicht im reinen Genuß der Form die sich freilich im Original noch ganz anders ausnehmen mag, als in der Übersetzung. Erinnern Sie sich ja Ihres Versprechens, mir sein Werk über die Zigeuner zu schicken; ich bin äußerst begierig darauf.

Daß „der Steinwurf“ in Ihre Hände gekommen ist, wundert mich zwar, freut mich aber auch, da ich diesem Umstand Ihre eben so feinen, als wohlwollenden Bemerkungen verdanke. Wohl haben Sie Recht, wenn Sie die Liebe des Rabbi für eine fast undenkbare erklären! Aber dieß war das Seil, das mir für meinen Tanz gespannt wurde und ich konnte mich nur noch durch die Handhabung der Balancirstange auszeichnen. Meine Aufgabe war, nicht herab zu stürzen und Sie geben mir das Zeugniß, daß ich oben geblieben bin. Mit demselben göttlichen Instinct, der Ihnen Ihre wunderbare Analyse des Egmont eingab, haben Sie übrigens errathen, daß ich in dieser Arbeit nicht etwa einen Rebus gelöst, sondern eine tragische Idee geopfert habe. Nehmen Sie auf der einen Seite der Anna und auf der anderen dem Rabbi die miserable Leidenschaft; lassen Sie das Mädchen die Schuld übernehmen, weil sie ihren Bruder nicht anklagen kann, den Rabbi aber, weil er darauf zälen darf, daß selbst der schlechteste Jude sich als Thäter melden wird, sobald er ihn, den Hochverehrten und Gefürchteten in Gefahr sieht; steigern Sie diese unendlich fruchtbaren, rein menschlichen Verhältnisse zur höchsten Spitze, und rechnen Sie den gewaltigen Hintergrund einer mittelalterlichen Juden-Verfolgung mit dem sich von selbst ergebenden Gewimmel der barockſten und doch natürlichen Gestalten hinzu, so haben Sie gewiß alle Elemente eines lebendigen, ja historischen Dramas beisammen. Ob ich wohl daran that, ein solches Opfer zu bringen, weiß ich nicht; mich reizte der Versuch, es einmal selbst zu erproben, wie Musik und Poesie zu einander stehen und ich glaube ihm auch einige Belehrung über diesen wichtigen Punkt schuldig geworden zu sein.

Sie wissen, wie es kam, daß ich der Altenburg meine Nibelungen verläugnete. Hier sind sie jetzt in dem einzigen Exemplar, das ich besitze. Nicht ohne einen gewissen inneren Kampf sende ich sie ab, denn man behauptet, daß ich das Stück erträglich lesen kann, da selbst die Frauen-Charaktere sich bald zur höchsten Spitze des Pathos steigern, und ich begebe mich dadurch des Rechtes, sie Ihnen vorzulesen, das Sie mir sonst vielleicht einräumen würden. Aber wer weiß, ob das Leben so gefällig ist, mich sobald wieder mit Ihnen zusammen zu führen; im Traum, Sie werden lächeln, hatte ich schon in Gmunden die Ehre, Ihnen einen Adler mit grüngoldblauem Gefieder vorzustellen, den ich gefangen hatte und der sich sehr anständig benahm, indem er sich an einem seiner Flügel, wie ein Mensch an der Hand, von mir zu Ihnen führen ließ! Wer weiß überhaupt, was geschieht? Darum leiste ich auf die schönste aller Kritiken, auf die unmittelbare, oft sogar unausgesprochene, Verzicht und lege Ihnen mein Manuskript zu Füßen. Ich bitte nur, daß es in Ihrem engsten Kreise bleibe.

Dann lassen Sie Sich auf der einen Seite durch die urgermanischen, auf der anderen durch die christlichen Elemente nicht stören, die hie und da, namentlich in der Ordalien-Scene, auftauchen. Ich will aber darstellen, wie sich beide nach und nach durchdringen und eine neue Welt schaffen, aber das wird erst im zweiten Theil klarer hervortreten.

Ich vergaß, Ihnen für das Volkslied von Cornelius zu danken; die einfache Weise hat mir sehr gefallen, wollen Sie den Verfasser recht herzlich von mir grüßen! Von der Dame, die so liebenswürdig war, meine Maria Magda-

lena ins Französische zu übersetzen, darf ich Nichts wissen, als daß sie Ihre Freundin ist, aber berechtigt mich das nicht, Sie zu bitten, ihr meinen besten Dank darzubringen? Und nun! O! auch Ihnen noch einmal meinen innigsten Dank für Alles, für Ihren Brief, für jedes tiefe Wort aus Ihrem Munde, deren keines vergessen ist, für den Namen der Linde und für das rührende Citat aus meiner Genoveva, durch das ich mich als Mensch und Dichter geehrt fühlte, wie selten in meinem Leben. Vielleicht, ja wahrscheinlich erinnere ich Sie da an Dinge, die Sie selbst nicht mehr wissen; der Paradiesvogel sieht die Federn nicht, die er fallen läßt, wenn er sich auch noch so leise schüttelt, aber unten hebt man sie sorgfältig auf.

Mit unbegrenzter Verehrung

Wien, am 24. August 1858. Friedrich Hebbel.

Sehr liebenswürdig war es von Ihnen, daß Sie mich an Ihrer Reise durch eine so frische Schilderung Antheil nehmen ließen. Ihr Brief begrüßte mich auf das anmuthigste, als ich von einem kleinen Ausfluge nach Krakau zurückkehrte; er war den Tag vorher eingetroffen. Sie sehen, daß ich die Studien zu meinem Demetrius gründlich betreibe; sie haben mich sogar nach Polen geführt. Für mein Leben gern hätte ich auch wenigstens die Fußspitze in Ihr heiliges Rußland hineingeschoben, aber es ging nicht. Ein Polizei-Commissair, der sich in Krakau zu mir gesellte, weil er mich von Wien aus kennen wollte, versprach mir zwar Anfangs einen Passirschein für Granitza und ich freute mich schon ungemein Kosaken zu sehen. Als ich jedoch des Abends von Wieliczka zurück kam, fand ich statt des papiernen Schlüssels in meinem Hôtel eine sehr verzwickte Entschuldigung vor. Ich mußte mich also mit dem Anblick der Weichsel und einiger Kopeken, die ich zum Andenken mitbrachte, begnügen.

Krakau selbst hat trotz der vermaledeiten Judenwirthschaft, die mich noch überraschte, obgleich ich Prag, Hamburg und Frankfurt kenne, einen nicht bloß eigenthümlichen, sondern auch bedeutenden Eindruck auf mich gemacht. Besonders der Dom mit der Königsgruft, die ich mir öffnen ließ, so weit sie noch zugänglich ist. Ich kenne wenig Kirchen, aus denen die Geschichte einer Nation so vernehmlich spräche, wie aus dieser und habe ganze Stunden darin zugebracht, sogar an Demetrius darin gearbeitet. Wäre ich nur nicht so oft durch das fatale Getrommel unserer k. k. Soldaten umsonst aus meinen Träumen und Phantasien geweckt worden! Ich bin in dieser Beziehung durchaus nicht kosmopolitisch-sentimental, wie viele meiner Landsleute und kann, seit ich die Franzosen in Straßburg exerzieren und dem erhabenen Münster den lächerlichen Perrückenkopf Ludwigs des Vergrößerten aufgeprägt sah, mit vollkommenster Gemüthsruhe auch die deutschen Waffen auf fremdem Boden erblicken. Ja, ich bin Narr genug, noch größer von der Zukunft, als von der Vergangenheit meines Volkes zu denken, und ich glaube, daß die Welt bei der Wieder-Erneuerung des altgermanischen Kaiserthumes gar nicht so übel fahren würde, da wir mit einer Liebe und Pietät auf fremde Volks-Eigenthümlichkeiten ein-

gehen, die bei Franzosen und Engländern umsonst gesucht wird. Aber eben darum empört es mich, wenn unsere Regierungen verläugnen, was Grundzug unserer Nationalität ist und alte Königsburgen, zu denen wir mit derselben Andacht pilgern würden, wie die Eingebornen, in Kasernen verwandeln. Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, wie es das menschliche und das aesthetische Gefühl in mir verletzte, den Palast der Jagellonen mit Tornister ausgeziert zu sehen. Der Zufall wollte, daß während meines Aufenthaltes in Krakau gerade eine Sammlung alt-polnischer Antiquitäten eröffnet wurde. Sie bot des Interessanten Manches dar; mir wurden sogar Teppiche gezeigt, die der unglücklichen Marina gehört haben sollten und da ich mich wohl gehütet hatte, ausdrücklich nach Reliquien von ihr zu fragen, so ist dahinter schwerlich eine der Täuschungen zu vermuthen, denen man bei solchen Gelegenheiten ausgesetzt zu sein pflegt. Zerbrochene Kronen, verblaßte Prachtgewänder, eingerostete Schwerter u. s. w. haben mich von jeher magisch gefesselt; ich bin ein geborner Schatzmeister, denn ich erblicke in diesen Dingen die letzten und einzigen Bewahrer unaufhaltsam vorüber rauschender und nie wiederkehrender Zustände, sie sind für mich wahre Särge der Zeit.

Da haben Sie als Gegengabe auch eine kleine Reisebeschreibung von mir. Gleich nach meiner Rückkunft habe ich den ersten Akt des Demetrius geendiget. Die Aufgabe ist aber, wie ich sie faßte, sehr schwer und namentlich hatten Sie Recht mich zu fragen, was ich mit Marina machen wolle. Ich bewundere den Schiller'schen Torso, und habe ihn von jeher zu seinem Allerbesten gerechnet, kann jedoch keinen einzigen Vers davon brauchen. Er setzt hier, wie immer Alles voraus und gibt sich nie damit ab, die Wurzeln der Menschen und der Dinge bloß zu legen; so ist Marina vom ersten Moment an die eingefleischte Herrschsucht, während doch die Czarin Katharina selbst einmal ein Mädchen von Marienburg war; so begreife ich nicht, wie seine Marfa nach dem gewaltigen und an sich unübertrefflich großartigen Ausbruch des Muttergefühles in der ersten Scene ohne rhetorische Kunststücke zum Zweifel an ihrem Sohn gelangen soll und doch ist an diesen Zweifel die Katastrophe der Tragödie geknüpft! Er läßt den Sturm elementarisch in seine Welt hineinbrausen, ich suche ihn aus Athemzügen entstehen zu lassen, und das sind so ganz verschiedene Styl-Arten, daß wir uns wirklich nur in der Grund-Idee und in der letzten Wirkung begegnen können; darin liegt aber auch die einzige Berechtigung meiner Arbeit.

Die Nibelungen lassen Sie ruhig liegen, bis sich nach den Zerstreuungen, die jede Reise mit sich bringt, eine Stimmung in Ihnen einstellt, die es möglich macht, ohne Peinlichkeit auf dieses Stück mit seinen unterirdischen Catacomben und seinen altgothischen Domspitzen einzugehen. Ich brauche das Manuskript sobald noch nicht. Da meine Gedicht-Sammlung den Weg zu Ihnen gefunden hat, so wissen Sie jetzt auch wahrscheinlich, was ich in Weimar unter der von mir begangenen Missethat verstand; das scharfe Epigramm, das ich hier meine, ist aber ein Replik, was ich hinzufüge, weil dieß seinem Stachel die Spitze abbricht. Ihrer fürstlichen Mutter meinen tiefsten Respekt, dem Meister, dessen Chopin hier von Hand zu Hand geht und die allgemeinste Bewunderung erregt, den herzlichsten Gruß. Ihnen, durchlauchtigste Prinzessin, sollte ich mich

nur als Ihr très humble serviteur zu Füßen legen, denn Sie haben mich nicht nur einen großen Dichter genannt, sondern Sie sind auch grausam genug gewesen, mich „Ihrer aufrichtigen Bewunderung“ zu versichern, und das auf deutsch, nicht auf französisch, was einen gewaltigen Unterschied macht. Aber ich will es dieß Mal noch nicht thun, denn die Eigenschaften, die Sie vor Prinzeßinen, wie ich sie kenne, voraushaben, stehen unvergleichlich höher, als diejenigen, die Sie mit Ihnen theilen und nach dem Stern der Name und das Zeichen! Ueben Sie aber auch Großmuth!

Mit unbegrenzter Ergebenheit

Wien, den 2ten Oktober 1858. Friedrich Hebbel.

Ihr Brief ist so schön, daß ich wünschen könnte, er wäre weniger schmeichelhaft für mich, um ihn ganz so, wie er es verdient, loben zu dürfen. Was Sie gleich zu Anfang über das alte Gedicht sagen, ist nicht bloß tief und wahr, sondern auch echt poetisch; um diesen wunderbaren Vergleich der Nibelungen mit dem versteinerten Hochzeitszug Hanns Heilings dürften Sie viele Poeten beneiden und darunter einige, die muthig genug sind, Ihnen Ihre Verse zu widmen. Es gibt kein treffenderes Symbol und es beweist mir, daß sich auf der Erde noch immer, wenn auch äußerst selten, eine geweihte Hand findet, der ein Engel mit Freuden die schönste Gold-Feder seines Fittigs darreichen würde, wenn sie schreiben wollte, die aber vorzieht, für fremde Häupter Lorbeeren zu pflücken und die vielleicht auch recht thut. Ihre liebevolle Aufname meines dramatischen Wagestücks, das ich in nüchternen Stunden wohl selbst mit Siegfrieds Zug nach Isenland verglichen habe, wird die Beklommenheit bedeutend verringern, mit der ich dem Spruch der Welt, trotz des Beifalles meines hiesigen, nicht eben leicht zu gewinnenden Freundes-Kreises, noch immer entgegensah, denn was Sie bewegt, kann nicht schlecht sein. Ich bin eher zurückhaltend mit meinen Arbeiten, als mittheilend, nicht wie der literarische Pöbel es mir wohl auslegt aus stolzer Selbstgenügsamkeit, die mir wahrlich ferner liegt, wie meinem letzten Recensenten, sondern weil mir ein unmotivirter Enthusiasmus unerträglich ist, indem er mich auf der einen Seite, des guten Willens wegen, zu Dank verpflichtet und mir doch auf der anderen Mißtrauen, ja Widerwillen einflößt. Welch eine Belohnung ist ein Urtheil, wie das Ihrige und das Ihrer durchlauchtigsten Mutter, der ich meine Erkenntlichkeit abstatten werde, sobald ich ihr ein Exemplar von „Mutter und Kind“ zu Füßen legen kann! Sie sehen mein Drama in allen seinen Adern phosphoresciren und Ihre Reproduktion ist selbst ein Meisterstück. Ganz besonders freut es mich, daß Sie die Wirkung des letzten Aktes noch größer finden, wie die aller frühern; es ist mein eigenes Gefühl. Ihre Bemerkung zu dem Vers: „So steht ein Roland da, wie ich hier stand u. s. w.“ zeigt mir nicht, wie Sie anmuthig scherzen, das Maaß Ihrer „Unwissenheit“ sondern den Grad Ihrer Theilname; sie ist auch vollkommen richtig. Nur schwebte mir bei dieser Anspielung nicht sowol der Held von Ronceval selbst vor, als die Rolandssäulen, die ihm zu Ehren in allen großen deutschen Städten errichtet wurden und die sich noch später in Rolands-Figuren, von

plumper Steinmetzer-Hand ausgehauen und also ungelenk genug, verwandelten. Den deutschen Jüngling charakterisirte von jeher auf seiner Entwicklungsstufe ein gewisses linkisches Wesen, namentlich den Frauen gegenüber; er schrack nie im Felde vor einer Gefahr zurück und nie in Wissenschaft und Kunst vor einer großen Aufgabe, aber er zitterte vor einem blauen oder schwarzen Auge und ihn packte ein Schauder, wenn es sich um die Aufhebung eines Tuches handelte. Dieß wollte ich meinem Siegfried bei der Begegnung mit Kriemhild geben; daher seine trockenen, unter jedem anderen Gesichtspunkte unverantwortlich dürren Reden, daher im Monolog aber auch das Compliment, das er sich selbst macht.*) „Damit, werden Sie mir erwiedern, ist das Hereinziehen des Roland in eine Zeit, auf die er erst folgte, keineswegs entschuldigt." Gewiß nicht, aber Sie treffen auch die Glocke, ja sogar den Löwen im Odenwald. Ich zähle diese Anachronismen u. s. w. zu den kleinen Mysterien der Kranzwinderinnen, von denen behauptet wird, daß sie ganz zuletzt noch mit unbarmherzig rauher Hand über ihre sorgfältig zu Stande gebrachte bunte Schöpfung fahren, um ihr durch den Anschein der Nachlässigkeit größere Natürlichkeit zu geben. Vielleicht habe ich aber unrecht.

Sie fragen mich nach dem Plan zum zweiten Theil. Da muß ich Ihnen ein Geständniß machen, das ich nur auf dem Markt zu wiederholen brauchte, um meines Scheiterhaufens bei dem nächsten kritischen Auto-da-fé sicher zu sein. Ich habe keinen, ja ich habe nie einen, auch zum Demetrius nicht. Wenn Dingelstedt die Freundlichkeit gehabt hat, von diesem Stück mit Liebe zu sprechen, so ist es in Folge einer mündlichen Rhapsodie geschehen, die ich wahrscheinlich noch früher vergaß, als er. Mir ist ein Drama im buchstäblichsten Sinne dasselbe, was einem Jäger eine Jagd ist; ich bereite mich so wenig darauf vor, wie auf einen Traum und begreife nicht einmal, wie man das kann. Ich sehe Gestalten, mehr oder weniger hell beleuchtet, sei es nun im Dämmerlicht meiner Fantasie oder der Geschichte, und es reizt mich, sie fest zu halten, wie der Maler; Kopf nach Kopf tritt hervor und alles Übrige findet sich hinzu, wenn ich's brauche. Nur mit den Volkszuständen suche ich mich recht vertraut zu machen, bevor ich ans Werk gehe, denn aus diesen zieht das Drama nach meiner Überzeugung seine ganze Kraft; man glaubt so wenig an Menschen, die man nicht in ihrer Nationalität wurzeln sieht, wie an Weintrauben, mit denen ein Pflock behängt ist. Wie ich in der „Genoveva", der „Maria-Magdalena", der „Agnes Bernauer" und den „Nibelungen" die germanische Welt in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen zu Grunde legte, so möchte ich im Demetrius die slavische Welt fixiren. Aber diese muß ich erst gründlich studieren, darum rückt meine Arbeit, die freilich auch mehrfach durch physische Indispositionen unterbrochen wurde, nicht so rasch vor, als ich es wünschte. Doch hoffe ich auf den Januar und seinen Frost, der sich mir noch immer wohlthätig zeigte. Mit der Bitte, mich Ihrem verehrten Hause zu geneigtem Andenken zu empfehlen, bin ich in unbegrenzter Hochachtung und Ergebenheit

Ihr dankbarer

Wien den 2. Dezember 1858. Friedrich Hebbel.

---

*) Ähnlich in dem Briefe an Hettner von Wien den 8. December 1861. S. 391.

Wie liebenswürdig war es von Ihnen, mir ein Zeitungsblatt zu schicken, das mich durch seinen Inhalt mitten in die schönen Tage und die schönen Gespräche zurück versetzte, die mir Weimar so unvergeßlich machen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich mit diesen Gedanken vollkommen übereinstimme; das poetische Drama, um es des Gegensatzes wegen so zu nennen, umfasst den Menschen in seiner ganzen Totalität und in allen seinen Beziehungen zur Welt, das musikalische ist auf das Gemüthsleben beschränkt, bringt dieses aber auch auf eine Weise zum Ausdruck, daß der Dichter verstummen muß. Sehr treffend erinnert der Verfasser des Artikels an Shakespeare, denn geradezu Alles, was diesen zur dramatischen Spitze der Jahrtausende macht, kann der Komponist nicht brauchen; er muß die ungeheuren Kunstwerke wieder in die einfachen Novellen auflösen, aus denen sie hervorgingen und thut wohl daran, wenn er nur nicht das, was die Welt zur Bewunderung und zum Erstaunen hinreißt, deßhalb für überflüssig erklärt, weil es nicht in seinen Kreis paßt. Auch das finde ich sehr richtig, daß Schumann besser gethan haben würde, wenn er sich in seiner Genoveva an die alte Volkssage gehalten hätte, anstatt sich Tieck und mir anzuschließen, und ich hätte es ihm wahrscheinlich auch bei mündlicher Besprechung gerathen, wenn nicht in Dresden gleich bei der ersten Begegnung eine tragisch-komische Scene zwischen uns vorgefallen wäre, die uns auseinander brachte, bevor wir uns noch recht guten Tag gesagt hatten. Der poetisch dramatische Höhepunkt fällt nur in den seltensten Fällen mit dem musikalischen zusammen, und als ich mich selbst an einem Operntext versuchte, habe ich eben Alles, was mich als Dichter reizte, zurückgedrängt, um überall das Gefühlsmoment zur vollen Geltung kommen zu lassen, wobei ich mich freilich dadurch noch mehr, als die Aufgabe es an sich mit sich bringt, eingeschränkt sah, daß mir das Thema in seiner ganzen Gliederung vorgezeichnet war.

Ich bin jetzt bei Demetrius auf der Höhe des dritten Aktes angelangt, die schwerste aller Scenen, die erste Zusammenkunft zwischen Marfa und Demetrius liegt hinter mir, und ich kann die Kugel nun rollen lassen, wie ich will. Je länger sie aber läuft, je besser ist's, denn das Drama schöpft seine eigentliche Kraft aus den Zuständen, und Charaktere, die nicht im Volksboden wurzeln, sind Topf-Gewächse. Darum möchte ich möglichst viele Adern der großen slavischen Welt in mein Stück hinüberleiten, und werde es nicht rascher abschließen, als ich muß, um jeder Quelle, die etwa noch unter der Erde sprudelt, Zeit zu vergönnen, hervor zu stürzen und meinen kleinen Strom mitschwellen zu helfen.

In tiefster Verehrung

Wien am 27. Jänner 1859. Friedrich Hebbel.

Wir haben schon seit vierzehn Tagen den vollen Frühling, Alles grünt und vorgestern, an meinem Geburtstag, pflückte ich im Augarten die ersten Veilchen. Das ist der Zeitpunkt, wo ich die geistige Jahresrechnung zu schließen und über mich selbst Gericht zu halten pflege. Leider muß der Spruch dießmal sehr streng ausfallen, denn meine russische Tragödie ist nicht fertig geworden

und ich bin eigentlich selbst Schuld daran, weil ich mir die Störungen nicht so fern hielt, als ich wohl hätte können und sollen. Nach meiner Erfahrung verträgt sich das Theoretisiren, geschähe es auch nur zufällig bei Gelegenheit einer Kritik, absolut nicht mit der Produkzion, und dagegen habe ich gerade diesen Winter vielfach verstoßen. Man sollte seinen besten Freunden die Gefälligkeiten abschlagen, die sie nur darum von Einem verlangen, weil sie nicht ahnen, wie theuer man sie bezalen muß, aber wer thut's? Da will der Eine für ein neues, der Andere für ein altes Journal einen Beitrag; man sagt nicht auf der Stelle — nein — und muß dann ein Drama opfern, um einen Aufsatz zusammen zu stoppeln, den jeder Dritte eben so gut, ja besser hätte liefern können. Denn das Kunstwerk will die ganze, ungetheilte Hingabe und ich besonders bedarf der äußersten Concentration aller meiner Kräfte, wenn ich denjenigen Grad der Lebendigkeit erreichen will, der nach meiner Meinung unbedingt nothwendig ist, den aber freilich die Meisten für überflüssig halten.

Die Nummern der Musikzeitung, die Sie die Güte hatten, mir zu schicken, haben mich sehr interessirt. Was mich betrifft, so wundere ich mich nicht im Geringsten darüber, daß ein Künstler, vis à vis dem Publikum, die Geduld verliert, wohl aber darüber, daß er sie behält. Ich kann für mich keinen Augenblick stehen und weiche dem Publikum darum auch auf alle Weise aus; seit einer Reihe von Jahren, auch diesen Winter wieder, werde ich hier lebhaft gedrängt, Vorlesungen über das Drama zu halten, aber so anziehend es auch für mich wäre, meine Ideen über diesen wichtigen Gegenstand einmal zum Abschluß zu bringen und so viele andere Gründe mich auch noch bestimmen könnten: ich halte das entscheidende „Ja“ noch immer zurück und das hauptsächlich, weil ich meine Reizbarkeit kenne und weil ich den tausendköpfigen Richter, wenn ich mich ihm einmal gestellt hätte, ja auch ein klein wenig respektiren müßte. Nur Jupiter kann ins Blaue hineindonnern, wir Menschen brauchen zum Blitz den Gegenblitz. Woher soll dieser aber kommen, wenn die größte Anspannung und die äußerste Abspannung auf einander stoßen? Und das ist in unseren modernen Theatern, die der nationalen Weihe entbehren, wie der religiösen, fast immer der Fall. Dem Künstler bleibt nichts Anderes übrig, als den Schwerpunkt in sich selbst zu suchen und im Grunde hat der Mensch, der seinen eigenen Weg geht, auch keine andere Wahl. Aber freilich gibt es überall eine Menge Leute, die für das Publikum leben, wie die kleinen Talente, die keines selbständigen Athemzuges fähig sind, für dasselbe dichten und spielen. Ich habe mich in dieser Beziehung unglaublich frei gemacht, und nicht aus Stolz, wie es scheinen könnte, sondern weil das Gegentheil absolut unmöglich ist, da man dem ganz vollkommenen Widerspruch ja doch nicht folgen kann. Wer könnte auch nur 24 Stunden lang seine gute Meinung von seinem besten Freunde behalten, wenn er auf das „Publikum“ hören wollte!

Ich wünsche Ihnen zu dem „doppelten Pfingstfest“, wie Dingelstedt in seinem Programm sagt, viel Vergnügen. Wahrscheinlich werde ich, wenn der Krieg es erlaubt, um dieselbe Zeit oder etwas später in Ihre nächste Nähe kommen, da ich nach Holstein zu gehen beabsichtige und Leipzig berühren werde. Wenn der Krieg es erlaubt? Ausbrechen wird er gewiß, obgleich die hiesigen

Börsen-Juden seit ein Paar Tagen wieder mit Palmen handeln; auch habe ich Nichts dagegen.

Mit unwandelbarer Ergebenheit

Ihr Sie hochverehrender

Wien am 22. März 1859. Friedrich Hebbel.

Daß Ihnen statt Eines Goldfingers deren fünf an der Rechten sitzen, ahnte ich längst; Ihr letzter Brief lieferte mir nur den glänzendsten Beweis. Er ist so ganz allerliebst, daß er den unwürdigen Empfänger nur in Verlegenheit setzen konnte, in eine sehr angenehme allerdings, aber doch in Verlegenheit. Denn für selt'ne Gaben wünscht man sich dankbar bezeigen zu können; was hätte ich aber zu bieten, das auch nur einigermaßen adäquat wäre? Sie schicken mir einen farbigen blitzenden Libellenflügel, dessen magische Charaktere nicht bloß etwas bedeuten, sondern in ihrer leuchtenden Gestalt gleich an sich etwas sind. Mir ist Ihre Zauberkraft versagt, ich kann ein Blatt Papier durch flüchtige Berührung nicht so wunderbar verwandeln, es ist und bleibt Papier und ob es gewinnt oder verliert, wenn ich Buchstaben darauf male, ist die Frage. Da thu' ich am besten, mich jedes Versuchs zu begeben, Ihnen wett zu werden und mich darauf zu beschränken, ganz einfach Ihre Wünsche zu erfüllen. Nicht aber, ohne Ihnen vorher wenigstens in Worten dafür zu danken, daß sie mir eine Ihrer übermüthig-schönsten Stunden schenken mogten. Denn Sie müssen in einer köstlichen Stimmung gewesen sein, als Sie mir dießmal schrieben und haben in dem Wäldchen, auf das Sie von Ihren Fenstern herabsehen, gewiß keine Spur mehr von Eis und Schnee erblickt; Ihr Commentar zum Pfingstprogramm ist einzig und hat mich für acht Tage glücklich gemacht.

Hiebei also in wortgetreuer Abschrift die Briefe von Robert Schumann an mich, einen einzigen ausgenommen, der sich mit den Privatverhältnissen einer dritten Person beschäftigt und nichts Mittheilungswerthes darbietet. Ob meine Antworten noch vorhanden sind, weiß ich nicht; jedenfalls befinden sie sich im Besitz der Witwe. Ich hoffe, Sie werden mein kurzgefasstes Benehmen bei meiner Zusammenkunft mit dem unglücklichen Komponisten nicht mehr zu hart verdammen, wenn Sie diese Correspondenz gelesen haben. So dringend zum Rendezvous eingeladen zu sein und dann vor einem verschlossenen Schrank zu stehen: es war doch gewiß zu viel für einen Menschen, der nie den Anspruch erhob, in der christlichen Tugend der Geduld zu excelliren. Jetzt beklage ich es freilich recht sehr, daß wir einander nicht näher gekommen sind und habe diese Blätter nicht ohne tiefe Rührung aus meinen Papieren zusammen gesucht. Aber ich konnte damals nicht anders handeln, ohne meine ganze Natur zu verläugnen, denn Schumann war nicht bloß ein hartnäckiger, sondern auch ein unangenehmer Schweiger, er schien eben so wenig zu hören, als zu reden. Denken Sie sich die Scene, wie er mit völlig ausdruckslosem Gesicht, vornüber gebeugt und in sich zusammen geduckt, auf dem Sopha neben mir saß und fragen Sie sich, ob ich nicht verzweiflungsvoll wieder aufspringen mußte! Wenn ich, der ich keine

Note kenne und nie eine Taste berührte, ihm auf seinem Klavier etwas vorgespielt hätte, würde er sich etwa so an mir amüsirt haben, wie ich mich an ihm.

Auch meine Aufsätze wollen Sie sehen, diese wunderbaren Kartoffel-Knollen, mit denen der freigebige Winter mich für die versprochene Ananas entschädigt hat? Sei's darum, ich will in meiner ganzen Bettelhaftigkeit vor Ihnen erscheinen und nicht einmal erröthen. Es sind vier im Ganzen und ich will sie genau und umständlich aufzälen, als ob von eben so vielen neu entdeckten Welttheilen die Rede wäre. In Kolatscheds Stimmen der Zeit lieferte ich: „Das Komma im Frack" und „Über das deutsche Theater". In die Wiener-Zeitung „Beiträge zur unfreiwilligen Komik" und „Über plattdeutsche Gedichte". Die Stimmen der Zeit sind hier nicht aufzutreiben, da nicht mehr Exemplare kommen, als die Buchhändler auf Bestellung absetzen; die Wiener-Zeitung lege ich bei, damit Sie über mich lachen können. Das „Komma im Frack" allein ist von einiger Erheblichkeit wegen des über den Entwicklungsgang der Kunst darin aufgestellten neuen Gesichtspunkts. Verrathen Sie mich aber ja nicht als Verfasser, ich bin der absurden Bauern-Verhimmlung unserer Tage darin entgegen getreten und in keinem Menschen verwandelt sich die „Milch der frommen Denkart" schneller in „gährend Drachengift", als in einem unserer sanften modernen Arcadier, den man bescheiden daran erinnert, daß die Schaafschur und der Wollhandel nicht allein wichtig auf Erden sind. Kennen Sie etwas Unwahreres, Wurzelloseres, als das Dorfgeschichtenthum, das den ganzen Gehalt und Adel der Menschheit hinter den Pflug und auf die Dreschtenne verlegen mögte? Die Talente weiß ich zu schätzen, aber die Richtung muß ich verurtheilen.

Sie wollen mir vergönnen, mich Ihnen in Leipzig, wenn ich dahin komme, persönlich wieder in Erinnerung bringen zu dürfen. Ach, es wird schwerlich geschehen, denn wenn aus meiner Reise nach dem Norden auch noch etwas werden sollte, so darf ich doch kaum hoffen, vor Mitte Juni von hier fort zu kommen. Ist es mir früher möglich, so werden die Cymbalen und Pauken mich nicht abschrecken, sondern locken; kann ich es nicht ändern, so werde ich mich damit trösten, daß Sie in der Fülle so rauschender Feste ohnehin viel zu sehr umschwärmt und umworben sein werden, um für mich Zeit übrig zu haben. In Leipzig wird sich eine Welt um Sie drängen, in Weimar hatte ich das Glück eines Buches, das allein auf dem Tische liegt, und darum durchblättert wird, wenn es auch der Kalender wäre; ich bin aber leider viel begehrlicher, als ein solches Buch. Jedenfalls wünsche ich Ihnen viel Vergnügen und wenn Sie dereinst die erste Leserin meines Demetrius sein wollen, so brauchen Sie es nur zu sagen.

Wir gehen hier einer großen Katastrophe entgegen, die auch für meine ganze Zukunft von großer Wichtigkeit werden kann; die Stadt ist seit drei Wochen von durchmarschierenden Regimentern nicht leer gewesen und wahrscheinlich fliegen in dieser Minute — es ist Ostermontag um zwölf Uhr — die ersten Kugeln. Ich habe die Satisfaction, daß ich bereits im Jahre 1852, als sogar die Wiener-Zeitung über den Pariser-Staatsstreich jubelte, das Ganze vorher sah und vorher sagte.

Cornelius ist im besten Wohlsein eingetroffen und scheint sich in Wien zu gefallen; es wird mich freuen, ihn oft bei mir zu sehen. Die musikalischen Aufsätze schicken Sie mir ja, ein bloßes Couvert von Ihrer Hand macht mir Freude. Liszt bitte ich herzlichst zur eisernen Krone zu gratulieren; der Orden darf ihn freuen, er ist noch nicht gemißbraucht. Ihrer Durchlauchtigsten Mutter meine respektvollsten Empfehlungen; Sie sind jetzt in München?

Ihr Sie tief verehrender

Wien, am 25. April 1859. Friedrich Hebbel.

Das schöne Musikfest liegt jetzt hinter Ihnen, und wahrscheinlich haben Sie Leipzig, in dem man nach meiner Erfahrung nur dann etwas findet, wenn man sich selbst etwas dahin bestellt hat, schon wieder mit Ihrem grünen Weimar vertauscht. Bei uns ist inzwischen auch eine der großen Symphonieen in Scene gegangen, bei denen der Donner der Kanonen den Baß vertritt und der erste Satz ist keineswegs so ausgefallen, wie die bescheidenste Erwartung es hoffen ließ. Es ist das einer der seltenen Fälle, die jenen Türken zu Ehren bringen, dem das Stimmen der Instrumente besser gefiel, als das Musikstück selbst. Ich kann Ihnen nicht läugnen, daß Alles, was vorher ging, meine Fantasie mächtig erregte und mich in die Zeiten zurück versetzte, wo der römische Kaiser „Teutscher“ Nation das „Reich“ zusammen rief, um seine „Pfalz“ in die lombardische Ebene zu verlegen und die „Rebellen“ zu züchtigen. Ich habe nämlich das Glück oder das Unglück, die Dinge zunächst nur mit dem Auge des Künstlers zu sehen und mich der plumpen unbequemen Wirklichkeit, in der sie der Welt auf den Leib rücken, erst spät zu ergeben; so war der Brand von Hamburg für mich, obgleich die Flamme mich selbst aus meinem Quartier verjagte, nur eine Illustrazion von Karthago, Rom und Moskau, die ich genoß, wie Nero, nur unschuldiger, und während der deutschen Revolution studierte ich das Volk an Shakespeares Hand, ohne darum in beiden Fällen meine kleinen Pflichten zu versäumen. Das geht sehr gut zusammen, was auch die moralischen Rigoristen einwenden mögen, die den schönen Schein, wegen dessen man sich allein auf die Komödie des Lebens einläßt, vertilgen mögten und doch Nichts dafür zu bieten haben, als das Nützlichkeitsbewußtsein eines Radnagels, der mit sich selbst zufrieden ist, weil er fühlt, daß er das Holz mit dem Eisen verbindet. So habe ich denn auch dießmal mit Gemüthsruhe den Anfang des Schauspiels genossen, ohne voreilig nach Zweck und Ende zu fragen, und im Interesse meines Demetrius einen bedeutenden Eindruck davon getragen. Ein stolzeres, todesmuthigeres Heer hat sich nie unter dem schwarzrothgoldnen Banner unserer großen Friedriche vereinigt, als sich jetzt um den Adler Oesterreichs schaarte; es wäre auch für Sie, gleichgültig, ob Sie auf der Seite der „Civilisatoren“ oder der „Barbaren“ stehen, ein begeisternder Anblick gewesen, den feurigen Ungar, den leichten Polen, und den zähen Böhmen brüderlich-einträchtig mit dem Deutschen ins Feld rücken zu sehen. Sogar das Zusammenlaufen der Freiwilligen hatte etwas Rührendes, obgleich man sich nicht verhehlen durfte, daß mancher der jungen Bursche sich nur darum unter die Fuchtel des Korporals flüchtete, weil er, das unbekannte Übel dem bekannten vorziehend, dem spanischen Rohr des Vaters oder der Elle des Meisters zu ent-

kommen wünschte. Viele possierliche Scenen habe ich mit diesen Leuten erlebt; am interessantesten war es mir, daß sie gleich mit Empfang des Handgeldes ins Reich der Gewalt eingetreten zu sein glaubten und ihren Mut am „Nährstand" zu kühlen suchten, namentlich an den hier häufigen polnischen Juden, die ihre wundersame Tracht aber freilich auch bloß deßhalb fest zu halten scheinen, um bei Straßenexcessen ja nicht übergangen zu werden.

Es hat mich unendlich gefreut, und das hätte ich Ihnen zuerst sagen sollen, daß Sie mir nicht bloß aus München, sondern auch aus Leipzig ein kleines Lebenszeichen geben mogten. Meine Aufsätze characterisiren Sie vortrefflich und wenn ich nicht leider zu genau mit mir selbst bekannt wäre, so würde ich Ihnen geloben, mich von jetzt an nach Ihrer Kritik gewissenhaft zu richten. Aber ich kann mich eben nur aphoristisch äußern und lege darum meine Kunst- und Weltanschauung am liebsten in Epigrammen nieder, wenn ich mich nicht mündlich aussprechen und Andere zur Adoption meiner Gedanken veranlassen kann, was ich Allem vorziehe. Ihr Wort über Robert Schumann ist so schön, als tief; es ist Nichts abzuziehen und nichts hinzuzufügen. Das Abenteuer mit Arnold Schlönbach, den ich übrigens beneide, weil er früher als ich die Ehre hatte, von Ihnen gekannt zu sein, war für einen trüben Schneetag ergötzlich genug, er hat ein Recht sich über mich zu beklagen, denn ich habe ihm nicht mehr geantwortet, aber was soll man schreiben, wenn man eingeladen wird, für ein belletristisches Journal in Mannheim aus Wien — Korrespondenzartikel zu liefern? Daß Kaulbach Sie malt, setzt viel Muth voraus und dem Kühnen sollen die Götter hold sein; ich halte Ihre Büste für unübertrefflich. — Wenn der Talisman, den Sie besitzen, einzig ist, so befindet er sich in der rechten Hand; zeigen Sie ihn aber ja keinem Gelehrten, denn der entdeckt am Ende eine Schrift darauf und liest sie, was nach einem alten Wort den Zauber zerstören heißt. Vor mir brauchen Sie ihn nicht zu verbergen, wenn ein glücklicher Stern mich noch einmal wieder in Ihre Nähe führt, denn ich verstehe nur die Sprache der Vögel, und auch die nur halb. Ich lege Ihnen einen Gedicht bei, das gerade Ihnen gern gefallen mögte; es ist der erste Gruß der Musen, dessen ich mich in diesem Frühling zu erfreuen hatte. Am ersten Juli gehe ich, statt nach Holstein, wieder auf sechs Wochen nach Gmunden in Oberösterreich, um zu versuchen, ob die Soldaten, — es sind dort zwei bei mir einquartirt — mich in mein eigenes Haus einlassen. Was würde ich darum geben, wenn der Herbst meinen Reiseplänen günstiger wäre, als es der Frühling war; längst liegt eine Abschrift meiner Nibelungen für Sie bereit, sie so geradezu mit der Post zu schicken, schien mir zu viel Zuversicht auf gütigen Empfang von Seite meines Helden und seines Vaters an den Tag zu legen, denn

„nur selten
Hebt man mit freud'gem Lächeln wieder auf,
Was man mit bitt'ren Thränen fallen ließ!" (: Marfa :)

aber sie auf einem Tisch im Winkel unter anderen Büchern und Musikalien zurück zu lassen, würde ich vielleicht wagen.

Ihr Sie tief verehrender

Wien, am 16. Juni 1859. Friedrich Hebbel.

Nicht bloß Bücher haben ihre Schicksale, sondern auch Briefe, ja diese noch viel mehr. Sie ahnten nicht, als Sie Ihr letztes schönes Blatt fliegen ließen, daß Sie mir nicht bloß einen neuen Beweis Ihrer Liebenswürdigkeit geben, sondern auch ein Werk der Barmherzigkeit üben würden. Das war aber der Fall, denn Sie schenkten es einem Gefangenen und wenn der Wind oder ein freundlicher Vogel in einen wirklichen Kerker eine seltene Blume hineingeworfen hätte, so hätte sie durch Farbe und Duft keine größere Freude verbreiten können. Ich war und bin nämlich Zimmer-Arrestant und muß einmal wieder dafür büßen, daß ich mich nicht entschließen kann, kleine Übel zu respektiren, um zu verhüten, daß größere daraus werden. Zeigen Sie mir daher, wenn Sie dieß lesen, ja kein „hold Erbarmen", denn ich verdiene es nicht; wer einer Fuß-Verrenkung ihre vier und zwanzig Stunden Ruhe vorenthält, der wird mit Recht für vierzehn Tage eingesperrt und muß sich obendrein von seinem eigenen Arzt verhöhnen lassen. Endlich trifft die Strafe mich härter, wie jeden Anderen, denn ich habe nur Gedanken, wenn ich mich bewege, aber eine Strafe, die den Menschen bessern soll, muß ihn ja empfindlich treffen und vielleicht bessre ich mich noch, so spät es auch ist. Ich freue mich nur, daß ich mich nicht durch Schmerzen und ärztliche Rathschläge abhalten ließ, nach Gmunden zu gehen. Wir haben hier das göttlichste Wetter, ich verliege fast meinen ganzen Tag, Angesichts des Traunstein, unter einem schattigen Apfelbaum und die Lilien und Rosen meines Gärtchens sind so schön, daß ich mich nicht enthalten konnte, die Stöcke zu umarmen, als ich sie zuerst erblickte. Dabei lasse ich mir von Riehl erzählen, wie die bürgerliche Gesellschaft eigentlich beschaffen sein sollte, und überzeuge mich, nicht ohne Neid, aus Köppers Brahma, daß in unvordenklichen Zeiten alle Poesie, die aus Rand und Band hinausging, für göttlich erklärt und zu Nutz und Frommen der spätesten Geschlechter in heilige Bücher gefaßt wurde. Das ist denn immerhin ein noch ganz erträglicher Zustand, dem übrigens der See Bethesda, den ich bisher nur seiner Bläue und seiner für Schwimmer reizenden Tiefe wegen liebte, bald völlig ein Ende machen wird. Denn unsere Traun ist nicht bloß schön, sie soll auch wohlthätig sein und im Verborgenen viele stille Tugenden üben.

Sie werden sich über eine Naivetät wundern, die Ihnen für Ihre unschätzbaren Gaben durch eine Krankheits-Geschichte zu danken wagt. Es geschieht aber nur, um mich in Ihren Augen zu entschuldigen, daß ich meinen Siegfried ohne Geleitsbrief an Sie abgehen ließ. Das war eine traurige Notwendigkeit für mich. Jetzt muß er längst bei Ihnen eingetroffen sein und wo könnte ich ihn lieber wissen? Möge der zweite Eindruck nicht gar zu weit hinter dem ersten zurückbleiben, und halten Sie es ja für keine Grille, wenn ich das Stück lieber heimlich in aller Stille bei Ihnen eingeschmuggelt, als feierlich mit aller Ostentation eines prätensiösen Paquets pr. Post an Sie abgeschickt hätte. Ich bin in diesen Dingen peinlich discret und wenn ich, wie ich wohl weiß, in einem ganz entgegengesetzten Ruf stehe, so zeugt das wenigstens nicht für die Kapazität unserer Kunstrichter, sondern beruht auf einer höchst verwunderlichen Verwechslung. Es ist nämlich meine Art in den Prinzipien nicht mit mir handeln zu lassen, und aus meiner theoretischen Strenge schließen die Herrn auf meine

praktische Selbstzufriedenheit, da sie sich, wie es scheint, gar keinen Begriff davon machen können, daß man Gesetze aufstellen kann, ohne sich vorher überzeugt zu haben, daß man ihnen vollständig zu genügen vermag.

Durch Ihren Tag in Gmunden haben Sie mich sehr erfreut. Ich bewundere die reproduktive Kraft Ihrer Phantasie, die es Ihnen möglich machte, nach Verlauf einer so langen Zeit aus einer großen Reihe von mannigfaltigen Eindrücken einen einzelnen so bestimmt und farbig hervor zu heben. Obgleich aber selbst ein trüber Tag Ihnen zu einer so reizenden Schilderung den Stoff bot, ist es zu beklagen, daß Sie auf Ihrer Durchreise keinen besseren trafen, denn dieser Fleck ist einer der schönsten, den die deutsche Erde aufzuzeigen hat, wenn die Sonne oder auch nur der Mond ihn bescheint. Dem Meister kann ich für sein kostbares Blatt einstweilen nur ein simples Wort des Dankes sagen, das aus Ihrem Munde, wenn Sie es für mich ausdrücken mögen, besser lauten wird, als aus meiner Feder. Ein günstiger Zufall wollte, daß es in einem Augenblick bei mir eintraf, wo sich gerade ein musikalischer Freund bei mir befand, der, wenn er auch schlechter singt, als er spielt, doch im Stande war, mir das aetherische Gebild in seinen zarten Umrissen vorzuführen. Es hat auf ihn, wie auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, aber freilich freue ich mich darauf, es von Ander zu hören, wozu sich im Herbst leicht Rath schaffen lassen wird. Eigentlich bin ich unzufrieden mit mir, daß ich mir das Fest in Leipzig entgehen ließ; es hätte doch am Ende nur des Entschlusses bedurft. Welche Reisepläne haben Sie denn für den Spätsommer und Herbst? Der Doktor Bach besuchte mich gleich nach seiner Zurückkunft, ich konnte ihn aber in meinen betrübten Umständen nicht sehen; heute hat er mir geschrieben und mir gesagt, daß Sie meiner freundlich gedacht haben. Das großherzogliche Haus hat meine tiefste Theilname; durch die frischeste Jugend und das reifste Alter zugleich so herb an den Tod gemahnt zu werden, ist sehr hart. Unser alter Staatskanzler ist auch hinübergegangen; wie mir sein Leibarzt erzälte, in direkter Folge einer dreistündigen Conferenz mit dem Kaiser, der ihn in aller Früh im Bette überraschte. Mir kommt vor, als ob jetzt die Uhr von Europa zerschlagen wäre. Radetzky, Humboldt und Metternich schienen, der Eine immer auf die Rechnung des Anderen, nur so los zu leben, und wer auf sie sah, der glaubte gar nicht sterben zu können.

Ihr Sie tief verehrender

Orth, bei Gmunden den 10. Juli 1859. Friedrich Hebbel.

Dieß Mal haben Sie mir in einer Sprache geantwortet, die ich nicht verstehe und die mich vom Dolmetscher abhängig macht. Ich hoffe nämlich, daß der Brief, den ich gleich nach meiner Ankunft in Gmunden schrieb, richtig in Ihre goldenen Hände gelangt ist, so wenig er es auch verdiente, denn ich mag nicht glauben, daß unsere Posten sogar dann unsicher sind, wenn man die Vorsicht gebraucht, nicht zu frankiren. Wenigstens wäre eine solche Erfahrung mir neu, während ich die entgegengesetzte nach Dutzenden zähle. Wenn ich für das Lied des Herrn Kapellmeisters Lassen nicht längst meinen Dank aussprach, so

werden Sie das mit meinem Wunsch entschuldigen, es zuvor singen zu hören. Das wäre nun in Wien jederzeit leicht zu machen gewesen, hier aber ist es schwer, und wie es scheint, unmöglich. An einer Sängerin fehlte es zwar nicht, der Zufall führte eine ganz erträgliche in einer Freundin meines Hauses herbei. Aber die Dame ist kurzsichtig und die Noten sind klein. Nun ergieng das Gerücht, daß in Gmunden ein Mensch existiren solle, der Noten abzuschreiben verstehe, auch wurde er richtig aufgetrieben. Aber er schauderte vor dem Wagestück zurück und erklärte, es sei zu lange her, daß er sich an einer ähnlichen Arbeit versucht habe, um sich ihr mit Aussicht auf Erfolg unterwinden zu können. Was bleibt mir da übrig, als zu warten, bis ich wieder in Wien sein werde und vorläufig bestens zu danken? Meine Geduld wird ohnehin nicht mehr auf eine zu lange Probe gestellt, denn am 15ten bin ich wieder da, um zu versuchen, wie gebratener Staub schmeckt. Die Hitze soll dort furchtbar sein, wie meine Freunde mir melden, von denen einige sogar zu mir in die Alpen geflüchtet sind, die Bäume sollen mit einem Brennglas anzuzünden sein und die rastlos fortschreitende Stadt-Erweiterung sorgt dafür, daß die Luft hübsch mit Kalk gemischt ist. Mich graust, wenn ich daran denke, besonders, da mir auch noch ein Umzug bevorsteht, indem ich meine bisherige Wohnung aufgeben mußte, weil sie uns zu klein ward. Doch gehe ich, nun wieder Friede im Lande ist, heimlich mit Fluchtgedanken um und stehe keineswegs gut dafür, daß ich nicht doch noch im Lauf dieses Sommers bei der Altenburg anpoche. Ob Sie öffnen lassen wollen, ist dann noch immer in Ihren Willen gestellt, Sie sind redlich gewarnt und ich ergreife besondere Präcautionen, damit die Warnung ganz zweifellos bei Ihnen eintreffe.

In unbegränzter Ergebenheit

Orth, den 3. August 1859. Friedrich Hebbel.

Durchlauchtige Fürstin!

Gestatten Sie mir, daß auch ich Ihnen ausspreche, was ich an dem wichtigsten Tage Ihres Lebens für Sie auf dem Herzen habe. Möge es Ihnen gelingen, den Kreis, in dem Sie sich früher bewegten, mit demjenigen, in den Sie jetzt eingetreten sind, durch die Goldfäden, die hinüber und herüber schießen, eng und ungezwungen zu verknüpfen. Dieser Wunsch ist sehr einfach, aber in unserer Welt bedingen Gewinn und Verlust sich so wunderbar, daß es der Gunst aller Götter bedarf, wenn er in Erfüllung gehen soll.

Der Moment ist nicht darnach angethan, daß ich mir erlauben dürfte, viel hinzuzufügen. Wie ich von Cornelius vernehme, werden Sie den Winter in Rom zubringen. Das ist ein glücklicher Gedanke; nirgends pflückt der Mensch die Rosen mit so zaghafter Hand, wie auf dem Scherbenberg der Welt und auch die eifersüchtigste Eumenide gönnt ihm jedes Gut, das er mit Zittern ergreift. Auch ich hoffe von diesem Winter sehr viel; den Demetrius habe ich bei Seite gelegt, aber vom zweiten Theil meines Nibelungen-Trauerspieles ist der erste Akt schon so gut wie vollendet und die Production ist mein größtes Glück auf Erden.

Ich bitte, mich Ihrer durchlauchtigsten Mutter respektvoll zu empfehlen und Liszt, dessen Buch mir reichen Genuß gewährt hat, freundschaftlichst zu grüßen.

Verehrungsvoll

Ihr gehorsamer Diener

Wien, am 13. Oktober 1859. Friedrich Hebbel.

Nicht wahr, ich bin ein sehr undankbarer Mensch? Sie schenken mir einen Ihrer liebenswürdigsten Briefe und ich lasse volle drei Wochen verstreichen, ehe ich Ihnen meine Freude über Ihr Geschenk ausspreche. Nein, Fürstin, ich bin nicht undankbar. In diesen drei Wochen habe ich den zweiten Act von Kriemhildens Rache vollendet, und ich habe es mir nur versagt, Ihnen zu antworten, um mich am Schluß meiner Arbeit doch auch durch einen Genuß belohnen zu können. Gestern Abend sah ich mich endlich am Ziel.

Es hat mich tief gerührt, um das rechte Wort zu gebrauchen, daß Sie mir in einem solchen Lebensmoment ein Zeichen des Andenkens gönnen mogten; ich war nicht anmaßend genug, es zu hoffen oder gar zu erwarten. Ihr Brief war nun noch überdieß so schön, so voll von jener unmittelbar ausströmenden Poesie einer edel-vornehmen Natur, daß er mich erquickte, wie eine Blume. Brauche ich Ihnen erst zu versichern, daß der Gedanke, auch Ihnen etwas Angenehmes zu bereiten, mich bei meinem Trauerspiel oft zu neuer Begeisterung entzündet, wenn mir in den Pausen der Ermattung das Wagestück gar zu vermessen erscheint? Sie fühlen es selbst.

Es steht Ihnen allerliebst, wenn Sie in Ihrem Brief ausrufen, daß Sie an Grabhügeln Nichts zu suchen, sondern frisch in's Leben einzugreifen haben. Ja wohl haben Sie recht. Ich war auch nicht wenig überrascht, von C. zu vernehmen, daß Sie nach Rom giengen, um den Winter dort zuzubringen. Aber er betheuerte das mit solcher Bestimmtheit, und schien seiner Sache so gewiß, daß ich es wohl glauben mußte, obgleich ich das Gegentheil aus Ihrem eigenen Munde gehört hatte. Später habe ich mich dann wohl überzeugt, daß er bei all' seinen guten Eigenschaften doch unendlich leicht mißversteht und zu Mißverständnissen Anlaß gibt, weil ihm das noch fehlt, was ich den großen Styl des Lebens nennen mögte, und was sich von dem gewöhnlichen unterscheidet, wie Lesen vom Buchstabiren.

Das Kloster Corvey ist mir aus meinen Jugend-Tagen unvergeßlich; es hat mir einmal eine empfindliche Züchtigung eingetragen, weil ich mir das Stiftungsjahr nicht gemerkt hatte. Ihre Schilderung des alten Gebäudes ist so unwiderstehlich-lebendig, daß die größte Sehnsucht in mir aufstieg, auch einmal darin herum zu klettern. Zuletzt hatte ich diesen träumerischen Genuß, der für mich ein großer ist, auf dem verfallenen, fast in Trümmern liegenden Schloß eines meiner Freunde, der sich hart an der ungarischen Grenze angesiedelt hat. Mein Schlafzimmer stieß an zwei ungeheure, wüste Säle, deren letzter in die Kapelle und die damit verbundene Todtengruft hinabführte. Dort hatten sich drei Geschlechter nach einander zur Ruhe gelegt, aber es war schon so lange

her, daß der Tod seine Schrecken verloren hatte und daß ich in schlaflosen Nächten mehr als einmal hinunterstieg, um mir in Ermangelung von Schwefelhölzchen an der ewigen Lampe die Kerze wieder anzuzünden. Rechnen Sie nun noch hinzu, daß ich jeden Abend zu der Wasserflasche auch noch ein Paar geladene Pistolen erhielt und daß mir ausdrücklich eingeschärft wurde, sie bei einem verdächtigen Geräusch ja rasch zu gebrauchen, da die nächtlichen Gäste auch nicht zu zögern pflegten, so finden Sie ohne Zweifel, daß die Situation sich bedeutend von der gewöhnlichen eines wohl conditionirten Menschen unterschied. Leider kann ich nie dahin zurückkehren, denn mein Freund hat, für seine Zwecke allerdings mit dem größten Recht, Alles modernisirt und restituirt; es war schon damals wunderlich genug, wenn er das entschuldigte, was mich allein reizte, und mir versprach, daß sein Schloß ganz anders aussehen solle, wenn ich wieder käme.

Sie sind mir gram gewesen, weil ich Ihnen über Liszt's Zigeuner nichts Ausführlicheres schrieb. Aber konnte ich es in einer Zeit für angemessen halten, die Ihren Blick unbedingt vom Detail des Lebens auf das Ganze abziehen mußte, und war es nöthig, da Sie meine Verehrung für Liszt's glänzendes Darstellungs-Talent kennen? Wie hätte ich dieses wohl in einem Werk vermissen sollen, das auf jeder Seite funkelt und blitzt, in das ich mich aber freilich noch viel mehr vertiefen werde, wenn ich wieder aus dem Bann der Nibelungen heraus bin, gleichgiltig nun, ob diese mir aus ihrem Hort echte Diamanten spenden, oder ob sie mich mit ordinärer Glimmerkohle abspeisen. Das Gedicht, für das Sie einen Dank an mich verschwenden, habe ich gar nicht gern in Ihr Album niedergelegt, denn es hatte den einer Leserin des Morgenblattes schwerlich unbekannt gebliebenen Fehler, daß es schon gedruckt war, und ich gab es nur her, weil es durch die musikalische Begleitung doch wenigstens in eine neue Beleuchtung trat. Cornelius sollte das sagen, aber er hat es vergessen, was mir recht unangenehm gewesen ist, da ich von Ihnen nicht verkannt werden mögte.

Wenn ich Sie zu Weihnacht oder Neujahr in Wien sehe, werde ich Ihnen etwas unsäglich Ergötzliches aus Dresden mitteilen, das Sie betrifft, und zwar in Bezug auf den unglücklichen Mann, von dem Sie behaupteten, daß er Sie boshaft mache, sobald Sie von ihm sprächen. Da ich Dresden einmal nenne, so will ich nicht vergessen, Ihnen in Bezug auf die heilige Familie von Ferdinand Bol ausdrücklich Recht zu geben.

Diesen Brief sende ich über Weimar, da ich Sie in Corvey unter den alten Bildern und den gespenstischen greisen Dienern nicht mehr suchen darf.

Mit unwandelbarer Verehrung

Ihr gehorsamster Diener

Wien, den 23. November 1859. Friedrich Hebbel.

Zürnen Sie mir nicht, Fürstin, daß ich Ihnen für Ihren Tailleur de pierres so spät meinen Dank abstatte. Ich hatte theils nicht im Ernst geglaubt, daß ich in Weimar ein so großer Prophet gewesen sei, als ich doch wirklich

gewesen zu sein scheine; ich war theils aber auch so in meine Nibelungen vertieft, daß ich gegen Ihr Idyll ungerecht geworden wäre, wenn ich den Genuß desselben nicht so lange ausgesetzt hätte, bis die furchtbarste dramatische Schlacht, die ich jemals schlug, gewonnen oder verloren und jedenfalls zu Ende geführt war. Jetzt bin ich so weit, daß ich hoffen darf, den Areopag meiner Freunde in der Osterwoche zusammen rufen zu können, und der erste Gebrauch, den ich von meiner wieder erlangten Freiheit mache, besteht darin, daß ich mich meiner Schuld gegen Sie entledige. Ihre Übersetzung ist meisterhaft, doch das konnte mich nicht überraschen, da ich eine schönere Gelegenheit hatte, mich von der seltenen Anmuth zu überzeugen, mit der Sie das Deutsche zu behandeln wissen. In meinen Augen ist das viel, denn man lernt die Sprachen mit der Seele und der französische Ausdruck: apprendre par coeur ist in dieser Beziehung eben so tiefsinnig, als in jeder anderen komisch. Gegen Ihr Original hätte ich nun freilich sehr viel einzuwenden, so viel ungefähr, als die deutsche Anschauung der Welt und der Dinge überhaupt gegen die französische einzuwenden hat. Doch das würde schriftlich zu weit führen. Die Naturschilderungen sind ganz allerliebst, die philosophischen Betrachtungen dagegen dürften für den Steinhauer zu hoch und für Mr. de Lamartine zu niedrig sein. Doch der Franzose fragt eben nicht, und das ist der Punkt, in dem die beiden Nationen aus einander gehen, nach dem Woher und Wohin; er reißt die Blätter ab, wo sie hängen und extemporirt seinen Garten, indem er sie in den Sand steckt, während der Deutsche die Büsche mit allen ihren Wurzeln ausgräbt und darum auch weit später, mitunter allerdings zu spät, fertig wird. Doch, wie gesagt, darüber läßt sich nicht schreiben, ausgenommen ein Buch. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich gegen so manchen originellen Zug unempfindlich bin, der die Novelle auszeichnet und Ihre Wahl vollkommen rechtfertigt; gleich der erste, daß der Steinhauer nur für die Armen arbeiten will, ist vortrefflich gedacht und ebenso das Verhältniß zu dem blinden Bruder. Sollten Sie dennoch mit meinem Urtheil unzufrieden sein, so will ich Ihnen Gelegenheit geben, Sich zu rächen, indem ich Ihnen mein letztes Gedicht beilege. Es fand neulich in meinem Hause viel Beifall; freilich wurde es von meiner Frau — zu meiner eigenen Überraschung, denn es war mein Geburtstag — wunderbar vorgetragen und das besticht auch die gebildetsten und feinsten Zuhörer. Sie wird es vielleicht interessiren, weil es ein Bild der Dresdener-Gallerie*) commentirt, das Sie lieben, wie ich, wenn ich mich nicht sehr irre.

Genehmigen Sie meinen verspäteten Dank und erhalten Sie mir auch in der Nähe die wohlwollenden Gesinnungen, die Sie gütig genug waren, mir in der Ferne, wenigstens auf Probe zu bewilligen.

In unwandelbarer Verehrung

Ihr
ganz gehorsamer Diener
Friedrich Hebbel.

Donnerstag-Morgen den 22. März 1860.

*) Das Gedicht ist betitelt: „An die Sixtinische Madonna“.

Vielleicht sollte ich Ihnen, statt des furchtbaren Schlusses der Nibelungen-Trilogie, den ersten Akt meines Demetrius mittheilen, den ich im vorigen Sommer schon nach Weimar für Sie mitgenommen hatte. Denn der paßt zur Jugend und zum Frühling, weil er selbst ein Ausdruck der Hoffnung ist, während Kriemhild's Rache mit finstrem Ernste an die letzten Dinge mahnt. Doch, Sie kennen den Morgen und den Mittag und müssen nun doch auch die Nacht kennen lernen. Ich sende Ihnen also das Stück, mit dem ich eine siebenjährige Thätigkeit abschloß. Sie können es drei bis vier Tage behalten. Lesen Sie es aber in Einer Folge und sagen Sie mir dann, ob in diesem hohen Lied der Deutschen Treue, wie ich das alte Gedicht nennen mögte, Mitleid und Rührung oder Grauen und Entsetzen überwiegen. Die letzten Empfindungen sind vom Gegenstand unzertrennlich; wenn der Dichter sie aber nicht durch die ersten zu balanciren gewußt hat, so hat sein Werk einen großen Fehler. Ich fürchte Ihren Spruch, denn ich bin schon an einem Ort verurtheilt worden, wo es mir sehr schmerzlich war.

Glauben Sie ja nicht, daß ich gegen den „Steinhauer" ungerecht bin. Adler oder Schmetterling, beide sind mir in der Kunst gleich lieb; nur muß der Schmetterling nicht von den Sternen reden und der Adler nicht von den Blumen. Ich begreife die Stimmung vollkommen, die Sie zu dem Buch hinzog, doch hat der Steinhauer unrecht. Es ist viel Glück auf der Erde möglich, wie Heinrich von Kleist noch eine Stunde vor'm Selbstmord an eine Freundin schrieb. Das Mittel, es zu erlangen, besteht darin, alles Unwesentliche von selbst wegzuwerfen, bevor das Schicksal es noch fordern kann; das Wesentliche aber zu vertheidigen, wie das Leben selbst. Doch, wie komme ich dazu, Ihnen etwas vorzuphilosophiren; es muß die Nachwirkung der Ostern sein.

Seien Sie mir eine milde, aber eine aufrichtige Richterin!

In unwandelbarer Verehrung

Ihr gehorsamer Diener

Wien, am 10ten April 1860. Friedrich Hebbel.

Ottilie von Goethe an Hebbel.

Darf ich Ihnen und Ihrer Frau vorschlagen ein sehr einfaches Mittagsmal heute bei uns einzunehmen. Ich weiß wie ungeschickt der Tag gewählt scheint, aber ich kann nicht anders da ich Sie gerne mit einem Literaten Herrn Goltz bekannt machen möchte, der eben von Aegypten und Rom zurückgekehrt mir dringend empfohlen ist. Vielleicht kennen Sie ein früheres Werk von ihm „die Kindheit" was Aufsehen machte. Besser als ich es schildern könnte, werden Sie gleich sein Wesen und Streben erfassen, und man mag mit seinen Ansichten übereinstimmen oder nicht, so fühlt man doch daß es für ihn selbst kein Opfer gab was er seiner Überzeugung nicht freudig gebracht. Ich bin krank, sonst schriebe ich Ihnen doch noch wenigstens einige Notizen, wenn auch kein

Urtheil. Sein neustes Werk ist: „Des Menschen Dasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen", von Bogumil Goltz.

Wir freuen uns sehr Sie hoffentlich Beide um 3 Uhr zu sehen.

Ergebenst

(Ohne Datum.) Ottilie v. Goethe.

Liszt an Hebbel.

Die Worte die Sie mir zurufen, tragen die doppelte Beredsamkeit des ruhmwürdigen Vormannes in der Kunst und des mir aufrichtig lieb gewordenen, hochverehrten Freundes. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür und entschuldigen Sie gütig daß ich Ihnen nicht früher geschrieben habe wie sehr Ihre Zeilen auf mich bekräftigend und heilsam eingewirkt. Allerlei Geschäftliches, und eine längere Abwesenheit von hier veranlaßten die Verzögerung. In der Zwischenzeit war ich oft in Gedanken bei Ihnen; vorgestern noch las ich der Frau Fürstin Ihre herrlichen 2 Sonette an den Künstler „Ob Du auch bilden magst, was unvergänglich" — „Und ob mich diese Zweifel brennen müssen?" —

Von Weimar habe ich Ihnen wenig Interessantes noch besonders Angenehmes zu melden. Dieser Winter wird sich ziemlich still und unbedeutsam hinziehen; im Theater mit Repertoire- und Cassen-Stücken; in der Gesellschaft mit den angewöhnlichen Vergnügungen. Ein neues Drama von Rost „Ludwig der Eiserne" hat, wie es den hier sehr volksthümlichen Produkten dieses durch Bummelei populär gewordenen Autors eigenthümlich bleibt, etwas Spectakel gemacht. Die Adeligen sollten darin in Pflug gespannt erscheinen; auf Anrathen von Dingelstedt hat jedoch Rost diese Inscenirung gemildert! —

Eine Übersetzung von Frau Schuselka (die hier einigemal aufgetreten) des „Père prodigue" von Dumas fils hatte Aussicht auf die Bretter zu kommen; es scheint aber daß man Bedenken trägt dem sittlichen Verdauungsvermögen unserer wenig verschwenderischen Familien-Väter gar zu ominöse Zumuthungen zu stellen! — Unter anderen Uebelständen enthält das Stück auch Logarithmen denen der ehrenwerthe deutsche Philister nicht anzukommen vermag.

Was mich anbetrifft, so warte ich ruhig den Frühling ab, um dann wahrscheinlich weiter zu ziehen — natürlich nicht um in München, Berlin oder anderwärts, wie es heißt, meine gerne aufgegebene Kapellmeister-Thätigkeit aufzuwärmen, — wohl aber zu dem mir wichtigeren Zweck meine Arbeiten ungestörter fortzusetzen als es mir in Weimar möglich ist.

Empfehlen Sie mich dem freundlichen Wohlwollen Ihrer Frau, und seien Sie überzeugt daß ich in treuester Anhänglichkeit verharre als

Ihr unwandelbar ergebener

Weimar, 5. Februar 1860. F. Liszt.

Hebbel an König Max II. von Bayern.

Ew. Königliche Majestät
haben allergnädigst geruht, mir den Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst zu verleihen und mir die Insignien desselben am gestrigen Tage zustellen zu lassen. Es ist dies eine Auszeichnung, die jeden Künstler, auch den vom zweifellosesten Verdienst und vom gerechtesten Selbstbewußtseyn, mit Stolz erfüllen und zu ewiger Dankbarkeit verpflichten müßte. Ich, der ich mich nur auf ein ernstes und heiliges Streben und einen reinen Willen berufen kann, muß einen Lohn darin erblicken, der weit über meinen Anspruch hinaus geht und der mir für alle Zeiten um so unschätzbarer seyn wird, als ich Bayern von jeher als meine geistige Heimath und München, wo ich drei Jahre lang unter unsterblichen Lehrern den Studien oblag, als meinen zweiten Geburtsort betrachtet habe. Aber um so tiefer bin ich der Gnade Ew. K. M. verschuldet, und um so mehr fühle ich mich gedrungen, meinen Dank für die mir zu Theil gewordene Huld durch das Gelübde auszusprechen, fortan mit noch größerem Eifer, wie bisher, um die Krone zu ringen, von der es, zum Trost der Unterliegenden, wohl auch heißen darf, daß Viele berufen, aber Wenige auserwählt sind.

Mit der größten Ehrfurcht
Eurer Königlichen Majestät
allerunterthänigster
Wien d. 11. Dec. 60. Fr. Hebbel.

Hebbel an Friedrich Vischer.

Hochverehrter Herr!

Erlauben Sie mir, daß ich die mir durch die Reise meines Freundes Kolatcek gebotene Gelegenheit ergreife, mich Ihnen auch einmal persönlich zu nähern, nachdem ein geistiger Verband und Verkehr, wenigstens von Einer Seite, schon lange Statt gefunden hat. Ich fühle mich um so mehr dazu gedrängt, als ich mich in der letzten Zeit viel mit Ihrer Aesthetik beschäftigt und dadurch die Erfahrung gemacht habe, daß die Wissenschaft der Kunst, wenn auch nicht populair, so doch verständlich werden kann. Wundern Sie Sich nicht darüber, daß ich, der ich Ihre kritischen Gänge und Ihre sonstigen Abhandlungen längst und zu wiederholten Malen las und studirte, erst jetzt an Ihr Hauptwerk gegangen bin. Die Furcht hielt mich ab, denn ich bin leider ein höchst unphilosophischer Kopf und Solgers Erwin, an dem ich mich vor Jahren einmal versuchte, war mir so verschlossen, wie die Offenbarung Johannis und versetzte mein Gehirn in einen Zustand, der mit der Drehkrankheit der Schaafe die bedauerlichste Aehnlichkeit hatte. Mit Ihrem ersten Bande, nach dem ich natürlich gleich nach dem Erscheinen griff, ging es mir zwar etwas besser, doch mußte ich mir zuletzt auch bekennen, daß ich vor einer Egyptischen Pyramide stand, ohne der Schrift Meister zu seyn. Viel glücklicher geht es mir jetzt, wo ich von dem Besonderen zum Allgemeinen, von den einzelnen Künsten zur Kunst und von

der Kunst zum Kunstvermögen aufsteigen kann, und so sehr Sie auch über diesen umgekehrten, ja verkehrten Weg lächeln mögen, so fest bin ich überzeugt, daß ich durch ihn nach und nach, freilich nicht ohne schwere Arbeit und erst in langer Zeit, zu einem freien Ueberblick gelangen werde, was ich für den größten Gewinn halte, den ich bei meinen fünf und vierzig Jahren noch erwarten darf. Nach diesem aufrichtigen Geständniß kann ich mir nicht heraus nehmen, irgend etwas über Ihre colossale Leistung zu sagen, das auch nur von fern einem Urtheil gliche; wohl aber darf ich Ihnen mein Erstaunen über Einzelheiten ausdrücken, die in meinen eigenen Kreis hinein reichen und die mich auf das Ganze zurück schließen lassen. So hätte ich z. B. nicht geglaubt, daß ein Anderer, als der Künstler selbst, den Darstellungsproceß in allen seinen, fast unter das Bewußtseyn hinab gerückten Momenten so erfassen und veranschaulichen könne, wie Sie es in den Anmerkungen zum § 487 thun, und was hätte ich nicht noch weiter heraus zu heben, wenn ich nicht zu ermüden fürchten müßte. Jedenfalls ist das Abstractions-Vermögen noch nie mit so frischen Sinnen bei uns in den Bund getreten, und schon darum mußten Sie im Ganzen leisten, was Schiller in seinen Abhandlungen im Einzelnen gelang. Welch ein Vortheil wäre es für die Literatur, die ja selbst dann noch nicht unwichtig ist, wenn sie unbedeutend wird, und welch ein Glück für die wenigen Producirenden unter der Masse der Macher, wenn Sie, nachdem Sie die Gesetze aufgestellt haben, nun auch die Executirung derselben überwachen mögten! Sie haben einmal meine Maria Magdalena einer eingehenden Beurtheilung gewürdigt*) und die

---

*) Am 14. Januar 1847 richtete Schwegler das nachstehende, besonders für die Biographie Vischers interessante Schreiben an den Herausgeber nach Paris:

Ihre Abhandlung über Hebbel, verehrtester Herr, bekam ich leider zu spät. Kurz vorher hatte mir Vischer, der die Maria Magdalena gleichfalls mit großem Interesse gelesen, eine Kritik derselben zugesagt — ein Anerbieten, das ich natürlich dankbar annahm. Seine Arbeit hat also das Erstgeburtsrecht. Übrigens ist die Maria Magdalena in der letzten Zeit so viel in den deutschen Blättern besprochen worden, daß man eilen muß, mit einer Kritik derselben nicht post festum zu kommen.

Sie wünschen von mir Nachweisungen über Vischers Leben. Gedruckt ist darüber noch nichts, als ein schlechter, von Fehlern wimmelnder Artikel, der in einem obscuren Leipziger Conv. Lex., das sich als Nachtrag zu allen Con. Lexiken angekündigt hat abgedruckt ist. Hier die Hauptdata: Vischer ist geb. 1807, zu Ludwigsburg, also ein Landsmann, später Studiengenosse von Strauß. Früh zum Theologen bestimmt machte er die gewöhnliche theologische Carriere seines Vaterlands. Seine Promotion (ein württemb. Ausdruck für theol. Cursus) bestand aus einer Reihe ausgezeichneter Köpfe, Strauß, Pfitzer, Binder, Märklin, Zimmermann, Elsner u. A. Im Jahr 1825 bezog er die Universität. Manche charakteristische Notiz für seinen niedern- Seminar- u. spätern tübinger theol. Cursus finden Sie in seinem den kritischen Gängen einverleibten Aufsatz: „Strauß und die Württemberger.“ Im Jahre 1830 absolvirte er als Theolog, bereiste Norddeutschland, fungirte kurze Zeit als Predigtgehülfe u. rückte im Jahr 1833 als Repetent in's tüb. theol. Seminar ein — Alles nach der gewöhnlichen Praxis eines gut prädicirten Candidaten der Theologie. Nun entstand aber die Hauptfrage: wie weiter? Strauß, als Repetent Vischers College, hatte eben sein Leben Jesu geschrieben, u. Vischer, völlig den theol. u. philosoph. Standpunkt seines Collegen theilend, überzeugte sich von der moralischen Unmöglichkeit einer theologischen Laufbahn. Er habilitirte sich sofort als Priv.-Docent der Philosophie u. Aesthetik an der Universität, wurde, da er mit großem Beifall las, im Herbst 1836 zum außerord. Prof. befördert, u. las nun in dieser Eigenschaft

Gesammt-Ausgabe meiner Arbeiten wird Ihnen beweisen, daß ich die Stimme echter Kritik eben so unbedingt verehre und ihr folge, als in Gemäßheit Ihres § 507 dem „Chor der hunderttausend Narren“, die sich aus Auerbachs Keller in die deutschen Journale übersiedelten, behutsam aus dem Wege gehe. Ich würde eine Entschädigung für viele Bitterkeiten, die ich, der nach Oesterreich verwehte Schleswig-Holsteiner, hier erdulden mußte, darin erblicken, wenn Sie meine Gedichte einer ähnlichen Auszeichnung würdigen mögten. Ihr Landsmann Uhland und Ihr persönlicher Freund Mörike haben das Buch so warm aufgenommen, daß ich wenigstens hoffen darf, nicht zu kühn zu erscheinen, wenn ich Ihnen hiebei ein Ex. überreiche.

Wien den 1ten Juny 1858.

„Ästhetik“, „Litt. Gesch.“, „Faust“, „Nibelungen“, „Gesch. der Malerei“ und so fort. Um diese Zeit begann jedoch in Wbg. die theologische Reaction, u. so wurde Vischer, der freilich auch durch seinen schroffen und struppigen Character, sowie durch seine beißende Satyre viele Feinde sich zugezogen hatte, mehreremale mit seinem Gesuch um Beförderung zur ordentlichen Professur zurückgewiesen. Endlich setzte er es doch durch, Herbst 1844, aber unfähig, seinen lange angesammelten Grimm gegen seine Hauptfeinde, die Pietisten, zurückzuhalten, brach er in seiner Inaugural-Rede, die Sie wohl kennen, in einer Weise heraus, daß er Alles wieder aufs Spiel setzte. Ein großer Sturm, schlau genährt, brach aus, die Kanzeln donnerten gegen die Universität, der alte König wurde durch allerlei Ohrenbläsereien bearbeitet, namentlich durch den Hauptintriguanten in dieser Sache, den Hofprediger Grüneisen, u. so wurde endlich, als Mittelweg zwischen den widerstreitenden Anforderungen, die zweijährige Suspension ausgesprochen. Ohne den Minister, der nur mit Widerstreben sich zu dieser Maasregel bequemte, wäre es ohne Zweifel zu einer Entsetzung gekommen. Die Suspension ist nächsten Ostern abgelaufen, u. wir wollen nun sehen, was geschieht. Die Macht der Pietisten ist inzwischen gewachsen, und man darf nicht ohne Sorgen seyn. — Geschrieben hat Vischer außer den Aufsätzen, die er in seinen krit. Gängen gesammelt hat, nichts als die inzwischen in meinen Jahrb. erschienenen Abhandlungen, ferner eine größere Abhandlung in Prutzs litt. histor. Taschenbuch über Shakespeare (eine vortreffliche Arbeit), u., schon vor Jahren, zwei Novellen in einem schwäb. Taschenbuch. Seine gegenwärtig erscheinende Ästhetik (der erste Band ist voriges Jahr herausgekommen) kennen Sie wohl. Vischer schreibt nicht schnell und leicht; er verausgabte sein Bestes immer nur in Journalaufsätzen. Seine Hauptstärke ist sein mündlicher Vortrag, spannend, klar, plastisch, aufregend. Er ist unstreitig der beste Docent der Universität, wie er denn auch den völlig freien Vortrag zuerst hier aufgebracht hat. Die Zahl seiner Zuhörer war immer sehr bedeutend. Vischer ist auch ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter, voll Witz u. Unterhaltungsgabe. Schade, daß sein hiesiger Wirkungskreis so eng ist: in Berlin z. B. würde er eine hervorragende Rolle spielen.

Über meinen Aristoteles werden Sie wenig zu sagen finden: mit Barthélemy St. Hilaires Bearbeitung der arist. Politik duldet er, da mein Plan und Stoff ganz verschieden ist, keine Vergleichung. Der dritte Band meiner Ausgabe wird (den Commentar enthaltend) bis Ostern, der vierte (die Abhandlungen) im Laufe des Sommers erscheinen. — Dagegen wäre es wohl für's französische gelehrte Publ. von Interesse, von den neuen theol. Bewegungen und Entdeckungen in Deutschl., namentlich von Baur u. seiner Schule, zu der auch ich mich zähle, Notiz zu erhalten. Wir glauben, einen wirklichen Schritt über Strauß hinaus gethan zu haben. In meiner, im vorigen Jahr erschienenen Gesch. des apostolischen Zeitalters (2 Bände) habe ich die Resultate unserer Kritik zusammengestellt. — Mit freundschaftlicher Hochachtung

der Ihrige

Tüb. 14. Jan. 47. Dr. Schwegler

Hochgeehrter Herr!

Wundern Sie Sich nicht, daß ich Ihnen hiebei mein Nibelungen-Trauerspiel übersende; die Convenienz, die vielleicht Einspruch zu thun hätte, soll mich nicht abhalten, eine heilige Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen.

So befremdlich es Ihnen auch im ersten Augenblick klingen mag, Niemand hat auf dieß Gedicht größern Einfluß gehabt, wie Sie. Jahre lang sind Ihre kritischen Gänge mit der vortrefflichen Abhandlung über die Nibelungen nicht von meinem Schreibtisch verschwunden; Jahre lang hat sich diese Abhandlung, die mir unwiderleglich schien, zwischen mich und meinen Jugend-Wunsch gestellt. Und wenn ich auch auf die Länge nicht widerstand, weil es in solchen Dingen wohl unmöglich ist, so haben Sie doch auch wieder bedeutend auf die Ausführung eingewirkt, denn wenn es mir, wie die Urtheile von Schöll, Hettner u. A. mich hoffen lassen, nicht ganz mißglückt seyn sollte, im Hauptpunkt zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig das rechte Maaß zu treffen und den Gestalten unseres großen National-Epos menschliches Eingeweide zu geben, ohne ihnen die riesigen Umriße zu nehmen, so muß ich es größtentheils der Anfangs abschreckenden, dann aber befruchtenden Kraft Ihrer Warnungen und Winke beimessen.

Laßen Sie Sich denn dieß Zeichen meiner Dankbarkeit gefallen, und seyen Sie überzeugt, daß Sie, wenn ein günstigeres Gestirn uns bei Ihrer Durchreise durch Wien zusammen geführt hätte, in mir einen der wärmsten Verehrer Ihres seltenen Geistes gefunden haben würden, wie Ihr Freund Mörike Ihnen gewiß bestätigen wird.

Wien den 1. Juny 1862. (Neu-Wien, Drei-Mohren-Gasse, No. 378.)

Friedrich Vischer an Hebbel.

Hochgeehrter Herr!

Von einem Pfingst-Ausfluge zurückgekehrt finde ich Ihre gütige Gabe u. Ihren freundlichen Brief u. beeile mich, Ihnen meinen herzlichen Dank zu sagen noch ehe ich Ihr Drama gelesen, denn dazu will es Vertiefung, Muße, während Sie doch bei Zeit Nachricht vom Empfang Ihrer Sendung erwarten. — Sie sammeln feurige Kohlen auf mein Haupt, aber ich darf Ihren nachsichtigen Ausdruck über die Unterlassung eines Besuchs bei meinem Aufenthalt in Wien 1860 wirklich annehmen; ich war nur 11 Tage in Wien u. die kurze Zeit durch die Zahl der Verwandten u. Bekannten so in Anspruch genommen, daß ich kaum einen Theil der Galerieen sehen konnte u. jene Tage in meiner Erinnerung das Bild einer drangvollen Hast u. Unruhe zurückgelassen haben. Wenn ich einmal wieder nach Wien komme, werde ich es besser machen, möglich, daß es diesen Spätsommer geschieht, u. dann erlauben Sie mir, über Ihre Nibelungen mit Ihnen zu sprechen. Ich bin begierig zu sehen, wie Sie die Aufgabe gelöst haben, den mythischen Grund festzuhalten u. doch die Charactere menschlich nahe zu bringen, die Bestimmtheit der von allgemeinen Ideen nicht geleiteten feudalen Zeit zu belassen u. doch den modernen Zuschauer zu fesseln. Was ich darüber

einst geschrieben, daran halte ich nicht mit eigensinniger Zähheit; die Thatsache, die der Poet hinstellt, mag es zum Vorurtheil heruntersetzen, mir ganz recht: der Stoff ist ja so groß, daß man danach seufzen muß, ihn erhalten, erneut u. erhalten, unserer Poesie gerettet zu sehen.

Erhalten Sie mir Ihre freundliche Gesinnung. Wie Sie mir wohlthuend versichern, daß meine wissenschaftlichen Bemühungen der lebendigen Kunst nicht fremd u. unfruchtbar geblieben sind, so weiß ich mich ihr gegenüber als den immer auf's Neue Lernenden.

Zürich, 10. Juni 1862.

Adolf Stern an Hebbel.

Zittau in Sachsen, den 5. August 1858.

Hochverehrter Herr Doctor!

Seit ich Sie in Weimar zum letztenmale sah und Sie die Freundlichkeit hatten, mich zum Schreiben aufzufordern, sind zwar viele Wochen verstrichen, aber ich habe mitten in den Freuden und dem Rausch einer Reise Ihre Aufforderung nicht vergessen. Den „Rausch" müssen Sie, so übertrieben er klingt, Jemand vergeben, der bisher nur Norddeutschland gesehen und nun auf einmal in die südliche Fülle, den Farbenreichthum der Bergstraße, des Schwarzwalds, der Rheinthäler versetzt wurde. Der saugt dann so durstig jeden Luftzug ein, als könne er die Luft der bezaubernden Gegend mit sich nehmen, und daheim davon zehren, wie an der Erinnerung.

Solch Geschwätz haben Sie selbst zu verantworten. Aber jetzt, — obwohl Sie mir auf's strengste Complimente verboten haben, — jetzt nehmen Sie noch einmal meinen wärmsten innigsten Dank, der kein Compliment, der ein Stück meiner selbst ist. Als Sie mir vor fünf Jahren zuerst begegneten, hat mich ein Handdruck von Ihnen, dessen Sie sich kaum erinnern werden, zu mancher Entsagung gekräftigt, hat mich zu strengerm, rechterem Streben angefeuert. Und jetzt in Weimar, wo ich mich des Errungenen zu freuen dachte, hat mir Ihre Anerkennung Freude gegeben, so Gott will keine Eitelkeit eingeflößt, sondern den Muth und die Hoffnung, das „Einzelne", was Sie an meiner Dichtung rühmen, späterhin zum Ganzen zu verwandeln. Und so müssen Sie mir schon gestatten Ihnen zu danken, wie Sie mir nicht wehren dürfen Sie zu verehren.

Ich war gerade außer Deutschland, im Elsaß, als ich in den Zeitungen las, wie der Großherzog von Weimar Sie geehrt hat und ich habe darüber eine herzinnige Freude empfunden. Mag man doch über Orden und Ehrenzeichen denken wie man will, so lange der größere Theil der Nation denselben so auffaßt wie gegenwärtig, ist es nur erfreulich, nur trefflich wenn die wahrhaft Verdienten „decorirt" werden. Ihr Genie und Ihren Ruhm kann Ihnen der Großherzog ja doch nicht geben, er giebt eben, was er hat. Aber ist es wahr, daß Sie zur Vollendung des Schillerschen „Demetrius" aufgefordert worden sind, daß Sie angenommen haben? Die Zeitungen berichten viel Wahres und Unwahres durcheinander. Wenn Sie mich einer Antwort würdigen, soll mir darin

zugleich eine Beruhigung liegen. Nach vielen Hin- und Herdenken gestehe ich ein, kein Urtheil über die Möglichkeit einer solchen Vollendung zu haben. Ist es an dem, daß Sie sich der Vollendung der Tragödie unterziehen wollen, so weiß ich auch, daß es möglich ist sie zu vollenden, daß, wenn es Jemand thut, Sie es thun werden.

Eigentlich könnte ich erstaunen über die ungemein vertrauliche Art, mit der ich Ihnen da zu schreiben wage. Aber Ihr Entgegenkommen, der Ton Ihrer Aufforderung schwebt mir noch vor und so kann ich nicht anders, als frisch und unbefangen alles herausplaudern, was mir gerade am Herzen liegt.

In Mainz hatte ich die große Freude mit Dingelstedt beisammen zu sein. Er reiste nach der Schweiz, nach Italien, erzählte mir auch, daß die von ihm beabsichtigte neue Uebersetzung des Shakespeare für die Bühne nun sicher begonnen und fortgeführt werde. — Es stimmte ganz gut zusammen: so große Intentionen mit so großen Panoramen, wie ich sie gesehen. Aber eins will nicht mehr dazu stimmen — die Oede meines sächsischen Landstädtchens, in das ich jetzt zurückgekehrt bin, das zwar wunderschön gelegen ist, aber immer nicht so, den Rhein vergessen zu machen.

Dort habe ich mir die letzten Äußerlichkeiten zu meinem neuen Gedicht, das ich in diesem Winter vollenden möchte, zu einem „Gutenberg“ geholt. Wenn mich Begeistrung und Phantasie nicht irre führen, ist Gutenberg oder vielmehr das Element der Zeit, das in seinem Namen zusammengefaßt ist, eines der darstellungswürdigsten Momente in der Culturgeschichte, und es knüpfen sich daran so tausendfache Beziehungen, daß man sich nur vor dem Ueberviel zu hüten hat. Auch ist es mein Glaube, daß ein Held des Geistes und der Cultur gleich Gutenberg ebenso und mehr epische Darstellung werth sei als einer des Säbels. Sie sprachen in Weimar dasselbe noch schärfer und bestimmter aus, und so hoffe ich, daß Sie mindestens meinem Helden zustimmen werden. Sobald mein Gedicht vollendet ist — doch jetzt genug und übergenug von mir.

Von Ihnen aber möchte ich erfahren, daß Sie einen schönen Aufenthalt am Gmundner See, einen glücklichen Sommer gehabt haben! Ich schreibe das im Augenblick unter beengenden Eindrücken: die Regengüsse letzter Zeit haben hier eine Ueberschwemmungs- und Flutnoth hervorgerufen, von der man seit Jahrhunderten nicht weiß. Die Stadt selbst kommt mit einer topographischen Veränderung weg, sie liegt für den Augenblick an einem „See.“ Aber die benachbarte böhmische Grenze, die Orte Grottau, Briskirch, liegen in Trümmern, haben Menschenleben zu beklagen. Rath und Hilfe ist so Tausenden noth, daß Niemand weiß wo anfangen. Da sehe ich auch „Leben“ um mich, aber man möchte mit den Zähnen knirschen, daß Kraft des Herzens wenig hilft ohne die äußern Bedingungen. Aber jetzt würde ich nimmer fertig! Verübeln Sie mein Geplauder nicht, lassen Sie mich wissen, daß ich Ihnen wieder schreiben darf und seien Sie gegrüßt von der innigen Verehrung und Hochachtung

Ihres ganz ergebenen

Adr. Zittau i/Sachsen. Adolph Stern.

Hebbel an Stern.

Verehrtester Herr!

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihren Brief, den ich am Tage meiner Abreise von Gmunden empfing, erst jetzt beantworte. Ich bin überhaupt zum Schreiben so langsam wie zum Sprechen rasch und passe schon deshalb in ein Säculum nicht hinein, das eher ohne die Zunge als ohne die Feder fertig werden könnte. Wenn Sie nun die unendliche Menge von Zerstreuungen und Störungen, die eine von Reisenden wimmelnde Stadt selbst im Sommer mit sich bringt, sowie eine Reihe von mehr oder minder drückenden Arbeiten in Erwägung ziehen und dabei berücksichtigen, daß eine Reise nach Krakau und eine schwere Unpäßlichkeit, die ich von dieser heimbrachte, mir fast einen ganzen Monat wegnahmen, so werden Sie gewiß begreifen, daß meine Correspondenz mehr wie jemals ins Stocken geraten mußte.

Die Bekanntschaft mit dem Süden ist für jedes poetische Gemüth epochemachend; ich kann Ihren Rausch daher sehr wohl nachempfinden, denn ich brauche mich bloß meines eigenen zu erinnern. Freilich sind Sie nur noch bis zur Pforte gekommen; erst in Italien tritt die Natur ganz neu in Blüte, aber in unserer Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe, die selbst das ehrwürdige Memphis mit seinen Sphinxen schon zu einer Touristenstation degradirte, werden Sie sehr bald auch nach Rom und Neapel gelangen.

Sie fragen mich nach dem Demetrius. Ihr Zweifel, ob die Vollendung des Schillerschen Fragments möglich sei ist sehr gegründet; auch gedenke ich keineswegs zu unternehmen, was Goethe, mit dem Schiller sein ganzes Stück im Detail durchgesprochen hatte, nach manchem vergeblichen Versuch liegen ließ. Wer könnte fortsetzen wollen, was der subjectivste aller Dichter, den eine spaßhaft verrückte Kritik der Abwechslung wegen einmal wieder für das Gegentheil erklärt, angefangen hat? Schiller wußte sehr wohl, warum er in einem Brief an Körner von einem „ganz aparten Drama“ sprach, das er sich im Einklang mit seiner Individualität zurecht gemacht habe und man könnte eben so gut für ihn athmen, als für ihn dichten. Dann ist aber durchaus nicht gesagt, daß man seinen großen dramatischen Grundgedanken nicht adoptiren und selbstständig durchführen dürfe und das ist mein Vorsatz. Wenn ich noch hinzufüge, daß ich diesen Vorsatz schon v o r meiner Judith hegte, so werden Sie gewiß nicht im Schiller-Jubiläum den Grund erblicken, warum ich ihn endlich realisire, obgleich es mir vollkommen recht ist, daß er mit demselben zusammenfällt.

Von mir erscheint zu Weihnacht das in Dresden gekrönte Gedicht „Mutter und Kind“. Es will allerdings ein Epos, ein die ganze moderne Welt umfassendes Totalbild sein, wenn es auch Scheu trägt sich so zu nennen. Ich möchte Sie und Ihre Freunde aufmerksam darauf machen; vielleicht regt es Sie zu einem Urtheil in den „Anregungen“ an in welchem ich mit vielem Vergnügen einen Artikel von Ihnen „Die Kunst und die Männer“ (leider nur den ersten, in dem Heft, das mir die Prinzessin Wittgenstein mitgab) gelesen habe.

Zu Ihrer Winter-Arbeit wünsche ich Ihnen nur Glück, da Sie die Muße und Stille schon haben. Jedenfalls lassen Sie mich wieder von Sich hören; ich antworte immer, wenn auch spät.

Wien, den 31. Oct. 1858.
(Nähere Adr. bedarfs nicht)

Stern an Hebbel.

Zittau, den 23. December 1858.

Hochgeehrter Herr!

Ihre liebenswürdigen Zeilen erfreuten mich im höchsten Grade, denn ich hatte doch leise Zweifel wegen der Antwort, wenn ich auch an Ihrer geneigten Gesinnung nie zweifeln würde. — So verband sich mit der Freude die Ueberraschung, dazu gesellte sich noch der kleine Triumph, den ich in der Demetriusfrage über eine Anzahl Freunde erfochten. Von vornherein hielt ich nicht für denkbar, daß Sie Schiller nachahmen wollten, der nicht nachzuahmen ist und dem Sie eine von allen Freunden aechter Dichtung hoch und heilig gehaltne Originalität zum Opfer gebracht haben würden.

Recht wie eine Weihnachtsfreude ist das jüngste Kind dieser Originalität, Ihre Dichtung „Mutter und Kind" in diesen Tagen an mich herangetreten. Im ersten Anlauf hab' ichs, wie immer bei Ihren Werken, verschlungen, um es nun Gesang für Gesang zu genießen. Sie werden nicht erwarten, daß ich schon Alles durchdacht und voll erfaßt hätte, und die Regungen, welche einer solchen Production gegenüber in Fülle aufschießen, alle zu bestimmter Klarheit gekommen wären. Ich bin noch unter dem Totaleindruck des Erstaunens: wie hier ein idyllisches Ergebniß in engstem Zusammenhang mit den großen sittlichen und socialen Fragen dieser Tage gebracht ist. Am schönsten und wohlthuendsten wirkte bis jetzt die herrliche Gestalt der Frau des Kaufherrn auf mich, die ich stets vor mir zu sehen meine. Sie dürfen versichert sein, daß ich, so bald ich meine voll im Klaren zu sein, in den „Anregungen" eine Besprechung bringen werde, die hoffentlich des Werkes nicht ganz unwerth sein wird. —

Wenn Ihnen „die Kunst und die Männer" wirklich zugesagt, so ist mir dies natürlich eine hohe Befriedigung. Mindestens ist der Artikel aus der Seele heraus geschrieben, und ich meine darauf kommt es dieser ord.-blasirten Kritik gegenüber am Ende wieder und wieder an, daß einer schreibt wie's ihm ums Herz ist. Daß er das letztere auf dem rechten Flecke habe, bleibt freilich zu wünschen, aber dies ist die conditio sine qua non des ganzen Weltalls oder wenigstens dieses Erdballs. Hätte ich's da, so möge mir's der Himmel erhalten, für sich selbst kann man wenig mehr thuen, als die Abwege scharf ins Auge fassen.

Von Weimar hört und erfährt man in Briefen vielerlei. Dingelstedt macht mit dem Theater rüstige Anstrengungen, einen Genovevaabend kann er freilich nicht immer herstellen. Liszt scheint in diesem Winter besser zum Zuhauseblieben aufgelegt, als im vorigen und das kommt der Kunst immer auf die eine oder andre

Weise zu Gute. Etwas, was ich immer weniger verstehe, ist der Haß, den so viel gutartige, geistreiche, wirklich liebenswerthe Menschen gegen eine Natur wie Liszt's mit sich tragen. Nicht nur Musiker und Neidische, die keine Größe ertragen wollen, nein Leute, die sonst jede wahre Menschennatur verstehen. Sie haben tiefer in die Räthsel dieser Welt geblickt wie ich, verstehen Sie das?

Das neue Jahr möge Ihnen in allen Beziehungen ein günstiges und glückliches sein! Mir aber mag es zu andern guten Gaben auch die freundliche Theilnahme von Ihrer Seite erhalten, die ich zu dem besten Gewinn des eben ablaufenden Zeitraums rechne. Liszt hat mir vor kurzem gleichfalls zu derselben gratulirt — er hat Recht, daß sich an solcher Teilnahme Streben und Bescheidenheit zugleich erlernen läßt. Lassen Sie mich lernen und erfreuen mich bald einmal wieder mit einem Briefe.

Zittau i. d. Lausitz.

Dresden, den 4. September 1859.

Ihr Schreiben, mir um so erfreulicher, je länger ich bereits die Hoffnung aufgegeben hatte dergleichen zu erhalten, traf mich bei der Rückkehr von meiner Ferienreise hier an. Seit einem halben Jahre beinahe befinde ich mich hier, als Lehrer der Literatur und Geschichte an dem großen Krauseschen Institut, das hauptsächlich von Ausländern bewohnt und besucht wird. Vor creolisch-südamerikanischen, russischen, ungarischen, englischen und Yankeeohren lehre ich Goethe und Kleist, wenn nicht verstehen doch verehren. Die Stellung läßt mir, wie ich Ihnen bereits im vorigen Jahre in Weimar sagte, Zeit zu leben wie zu dichten. Am erstern fehlt's in dieser bunten Fremdenstadt nicht, und was bei dem letztern herauskommt, davon sollen Sie gewiß hören. Noch vor Weihnachten schließe ich mit dem ersten Theile des Gutenberg ab und werde Ihnen denselben zusenden. Wenn ich einige Hoffnungen auf das Gedicht setze, so geschieht es wahrlich nur, weil meine ganze Seele, all mein Empfinden und Anschauen, soweit es jetzt reif ist und reif sein kann, in diesem Stoffe aufgegangen ist. Ich glaube kaum einen zweiten dieser Art zu finden, denn jene Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit, die die Historiker als 1492 oder 1517 fixiren, fällt in Wahrheit in die ganze letzte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Und jede Periode, wo große geistige, sittliche Kämpfe gefochten worden, gestaltet sich frei und ohne jede Reflexion zum Spiegel der unsrigen. So glaub' ich wird mein Gedicht kein chronikalisches, sondern ein lebendiges werden, wenn mir anders die verschiedenen Lebensgeister, die zum Schaffen mitwirken, treu sind. Denn, worüber der Meister lächeln kann, das ist dem Schüler zu Zeiten unvermeidlich, und wie Fieberschauer wechselt die siegesfreudige Hoffnung mit der bangen Ungewißheit!

Aber mehr als genug von mir! Sie werden uns mit dem Demetrius erfreuen, und ich harre ihm schon gespannt entgegen. Es hätte auch gerade zu allem Jammer der letztvergangenen Zeit noch gefehlt, daß die Besten die blutigen imperialistischen Possenspiele mit allem Schwindelapparat des neunzehnten Jahrhunderts für wichtiger gehalten hätten, als ihre Bestrebungen. In diesen Tagen habe ich erst einmal den Ekel begriffen und nachdrücklich gutgeheißen, den Goethe

verschiedenen Haupt- und Staatsactionen seiner Zeit entgegengetragen hat. Wäre nicht ein Punct in der gräulichen Farce: die unbarmherzige Schlächterei, die Hinmordung von Tausenden, so hätte man kein menschliches Interesse fassen können. „Mutter und Kind“ findet auch die verdiente Verbreitung. Hier ist es in allen Kreisen, wohin ich komme, in den aristokratischen wie in den gelehrten, bei Künstler- und Bürgerfamilien viel verbreitet und noch mehr gelesen. Sie haben Recht, daß es in mehr als einem Sinne ein Werk ist, was Sie da geboten, und ich hoffe auch fest auf rasche wie dauernde Einbürgerung bei der Nation. Ist noch keine Aussicht zu einer baldigen neuen Ausgabe?

In letzter Zeit haben sich die Versuche, eine neue Sturm- und Drangperiode, aber eine der Talentlosigkeit, wachzurufen, in wahrhaft komischer Weise gehäuft. Ein halbes Hundert Bücherdramen ohne Dramatik, ohne Leben, ohne sprachlichen Werth, abgerissene Situationen, Einfälle und Phrasen darbietend, ist eigentlich eine fatalere Erscheinung als ein halb hundert Erzählungen und Novellen, die doch mindestens keine Geniepraetentionen machen. Hier in Dresden giebt es einige dieser Leute, die größtentheils Villegiatura in dem schönen Loschwitz halten. Der gesunde Humor meiner Maler, mit denen ich viel verkehre, nennt dies Geschlecht die „Schillinger“, die gern „Schiller“ werden möchten. Aber in Cassel und Leipzig scheinen noch mehr zu sitzen. Mir ist Angst, daß sich gelegentlich Einer oder der Andre auf Sie beruft, denn davor ist in Deutschland keine große Künstlernatur sicher, daß nicht einmal die gräulichste Fratze sich für naturgetreue Copie ihres besten Bildes ausgiebt. Sie werden das freilich und mit Recht nicht hoch anschlagen, auch ists nur so ein Ding, dessen man gelegentlich erwähnt.

Die Fürstin und Prinzessin Wittgenstein waren vor einigen Wochen vierzehn Tage lang hier. Ich habe Beide einigemale gesehen und gesprochen, ich weiß nicht, ob ich die Prinzessin recht verstanden habe, wie sie mir andeutete, es stände ein neues Stück von Ihnen in Weimar in Aussicht? Oder will Dingelstedt eines der früheren Werke zu „Genoveva“ noch einverleiben? Ihre Wiener Rettich gastirte im Juli hier, beim vierten und fünften Act des Laubeschen „Essex“ aber wurde mir bös zu Mut. Die Leute sagen unser Zeitalter habe keine „Frische“ mehr und doch sieht man auf den ersten deutschen Hofbühnen die Raritäten der unbefangensten Puppencomödie.

Ich halte Sie beim Wort und wenn dieser Brief keine Antwort erhält, so sende ich ihm einen späteren Bruder nach, — und dann werden wir sehen.

Adr: Dresden. Hauptstraße Nr 9. Neustadt.

Es scheint wohl, daß ich Ihren liebenswürdigen praktischen Rathschlägen Folge geben und Sie mit einer Briefreihe drangsaliren muß, um von Ihnen, Ihrem Ergehen, Ihrem Dichten, von allem, was mir so sehr am Herzen liegt, etwas zu erfahren. Seit ich Ihnen das letztemal schrieb hat sich in der großen Welt allerhand geändert, Niemand wagt wohl zum Guten zu behaupten. Neue schiefe Figuren, wie Sie sagen, sind gerade genug in den Sand gezeichnet und das Schauspiel macht Einen zuletzt müde wie eine Kunstausstellung mit lauter

verzerrten, unfertigen Bildern. Und was auch die Politiker reden mögen: glücklich noch der, welcher sich an den großen Interessen der Dichtung und Kunst zu erheben vermag. Das ist auch characteristisch, jede nur einigermaßen große Natur geht durch die proteischen Wandlungen dieser Tagesgeschichte hindurch, ohne von ihr nur im mindesten berührt zu werden. Denken wir nicht an den Congreß und die Emilia, die doch nicht fertig werden, tausendmal lieber an Ihre „Nibelungen", von denen Sie zwei Theile vollendet haben sollen. Ich wußte zwar, daß Sie eine Bearbeitung des gewaltigen Stoffes intentirten, aber nicht, daß dies in Form einer Trilogie geschieht. Haben Sie die ganze Ausdehnung des Nibelungenliedes dabei im Auge oder sind Sie auf die früheren Sagen zurückgegangen?

Seit dem Anfange des Winters hat unser Hoftheater nur eine bedeutendere Novität den „Mazeppa" von Rudolph Gottschall gebracht. Selten waren die Stimmungen so getheilt, selten aber auch hat ein Drama die Empfindungen so zerrissen. In der fortwährenden Spannung zu schweben, welche der Stoff sowohl, als auch die ursprüngliche Anlage des Dichters so vollkommen rechtfertigen, in der Spannung jetzt werde das Ganze einen hinreißenden, dramatischen Lauf nehmen, immer wieder betrogen zu werden durch eine Ueberfluthung mit Lyrik, jeden glücklich gegebnen ergreifenden Moment durch schöne nicht enden wollende Diction aufs Prokrustesbett gespannt zu sehen, und sich dabei doch — besonders nach mehreren Aufführungen — sagen zu müssen, daß ein wahrer dramatischer Gehalt in dieser Arbeit vorhanden sei, den die ungezügelte Wortphantasie überwuchert hat, das ist wirklich ein peinliches Gefühl. Freilich haben auch unsere Schauspieler ein Talent, die Schwächen eines neuen Dramas hervorzuheben, bei dem man Schiller und Goethe gratuliren muß, daß es damals noch nicht vorhanden war, indem wahrscheinlich selbst diese Herren üble Nachwirkungen davon empfunden hätten.

Bei Ihnen in Wien ist ein Trauerspiel „die Jacobiten" gegeben worden. Ich möchte gern von Ihnen erfahren, ob dies Stück (von Nissel) etwas besagen will, und hauptsächlich in welcher Zeit dies spielt. Zu letzterer Frage veranlaßt mich ein äußerlicher Grund, ich habe mich nämlich mit der Geschichte der beiden britischen Titularkönige und ihrer Anhänger eine Zeit lang beschäftigt, eine historisch biographische Studie über sie geschrieben (die ich eben jetzt in einem kleinen Bande historischer Skizzen mit ediren will,) und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß der Stoff edle dramatische Motive, auch im größten Sinn enthalte. Waren Sie deshalb im Theater (wo Sie freilich, wie ich höre, selten hinkommen,) oder wissen Sie sonst davon, so bitte ich Sie um einige Worte hierüber.

Sie sagten mir in Weimar, daß ich in Dresden ganz und voll das Leben aufsuchen möchte. Ich schwimme so mitten im Treiben desselben, daß mich zu Zeiten ein Drang erfaßt, wieder in irgend eine kleinstädtische Einsamkeit zurückzugehen und Ruhe zum Schaffen zu erhalten. Glücklicherweise habe ich nicht die Neigung jede Begebenheit, jeden Stoff, der mir von außen her einmal durch den Sinn geführt wird ins Innerste aufzunehmen oder ihn gar ohne das zu gestalten. Aber dennoch steht das, was ich innerlich durchlebe ganz außer Ver-

hältniß zu dem, was ich in glücklicher Stunde festhalten kann. Sie werden mir sagen können, ob dies gerade das Rechte ist und ob das ein kräftiges Musenkind ist, welches mit dem Lebensmark nicht geborner Brüder und Schwestern genährt ans Licht tritt.

Die schöne, liebliche, reizende Prinzessin Wittgenstein ist nun in Wien verheirathet. Sie haben sicher oft das Glück mit ihr zusammenzukommen? In ihren früheren Umgebungen sieht es wirr und unschlüssig aus, Liszt schwankt, wie es scheint, zwischen Bleiben und Gehen. Er hat auch an Wien gedacht und dann wäre es eine Möglichkeit, daß uns in Ihrer Kaiserstadt einmal derselbe Kreis umschlösse, der uns 1858 in Weimar vereinigte.

Bitte, mein hochverehrter Freund, erfreuen Sie mich sobald es Ihnen Zeit und Stimmung irgend gestatten mit einer Antwort. Ihrer Muse möchte ich keinen Augenblick entziehen, von Ihren Mußestunden bin ich egoistisch genug einige nächste Minuten für mich zu begehren.

Dresden, 2. Februar 1860. Adr: Dresden. Hauptstraße 9.

Hebbel an Stern.

Was mögen Sie von mir denken, daß ich so lange in Ihrer Schuld stehe, und das sogar in einer doppelten! Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich bis Weihnachten stark arbeitete, und von Weihnachten bis jetzt krank war, so werden Sie Gnade für Recht ergehen lassen. In den beiden Monaten November und December schrieb ich volle drei Acte von meinem letzten Nibelungenstück, wurde dann aber von einer Mattigkeit des Geistes befallen, die der körperlichen, welche auf eine unmäßige Blut-Entleerung zu folgen pflegt, glich, wie ein Ei dem andern. Ich vegetirte nur noch, war völlig schlaflos und wurde Tag und Nacht von einer Migraine geplagt, die mir sogar das Lesen unmöglich machte. Solche Zustände sind mir nun zwar wohl bekannt, weshalb ich mir auch die hypochondrischen Grillen fern zu halten weiß, die sie sonst vielleicht bis zum Typhus steigern würden. Aber sie stellten sich früher immer erst ein, wenn ich eine große Arbeit ganz abgeschlossen hatte, und es ist das erste Mal, daß sie mich darin unterbrachen. Wenn ich mir die Wahrheit verhehlen wollte, so würde ich sagen: der Winter war überhaupt ungesund und der Nachbar befand sich auch nicht zum besten. Ich sage aber lieber: Du wirst nächstens 47 Jahr alt!

Sie wünschen zu wissen, was ein Trauerspiel, die Jacobiten betitelt, das auf der hiesigen Bühne zur Aufführung gekommen sey, aesthetisch bedeuten wolle. Ich kann Ihnen darüber nur in so weit Auskunft geben, als ich mit Bestimmtheit versichern zu können glaube, daß dies Stück, wenn es wirklich existirt, hier noch nicht vor den Lampen erschienen ist. Meines Erachtens muß übrigens der Dichter, der die dramatisch unzweifelhaft reiche Revolutions-Periode der Engländer zu behandeln gedenkt, es ganz so machen, wie Shakespeare und eine zusammenhängende Reihe von Gemälden bringen, ja er wird kaum umhin können, unmittelbar an diesen anzuknüpfen. Mit dem Einzelnen ist Nichts auszurichten, wie Palleske und Andere beweisen; die Charactere, die hier auftreten, sind

gewissermaßen durch eine gemeinschaftliche Nabelschnur mit einander verknüpft und die Zustände sind in einander geneſtelt, wie Zwiebelhäute. Es ist ungefähr derselbe Fall, wie bei den Nibelungen, in denen auch, so verlockend die Episoden scheinen, kein Glied übersprungen werden kann, wenn nicht zum Schluß, statt der furchtbaren Stimme des Schicksals, Hüons Wunderhorn ertönen soll, nach dem Alles sich im Wirbel dreht, ohne daß man ahnt, warum. Es ist z. B. keine Kleinigkeit, neben der großen heidnischen Gruppe auch die christliche, bestehend aus Dietrich, Rüdeger u. s. w. lebendig hinzustellen; wer sich's aber ersparen zu können glaubt, der wird, wenn Dietrich zuletzt hervortritt, um Alles abzuschließen, einen rein komischen Eindruck hervorbringen, denn im Drama gelten nur gemessene Größen und das Schwerste ist, die Handlung so einzurichten, daß das Maaß sich in Folge der natürlichsten Collisionen ganz von selbst ergiebt.

Daß Sie Sich frisch und fröhlich in den Strom des Lebens stürzen, ist das Beste, was Sie thun können und wenn es Ihnen gelingt, die Welthändel einigermaßen über die Blumensträuße des Augenblicks zu vergessen, so haben Sie Sich Glück zu wünschen. Die öffentlichen Zustände sind so hoffnungslos, daß der Egoismus des Individuums Pflicht wird; wenn man gar nicht für das Allgemeine wirken kann, so soll man sein Besonderes retten und den Hamlet verabschieden, um den Fortinbras zu entwickeln. Deutschland wäre verloren, wenn das übrige Europa auf festen Füßen stände, aber glücklicherweise fehlt's überall am Messer, uns die Haut abzuziehen, so wohlfeil diese auch zu haben wäre. Das ist mein Trost. — — — — — — — — — — — — — — —

Darf ich zum Schluß eine kleine Bitte wagen? Ich schrieb zu Weihnacht an meinen alten römischen Gefährten, H. Director Hettner in Dresden, und bin in Sorge, daß mein Brief nicht eingetroffen ist, da gerade um jene Zeit in Bodenbach 12000 Briefe unterschlagen worden sind. Könnten Sie das nicht erfahren, natürlich, ohne daß es Ihnen besondere Mühe macht?

Wien d. 10ten März 1860.

Stern an Hebbel.

Die Antwort auf Ihren mich hocherfreuenden Brief verschob ich, bis ich Director Hettner gesprochen hätte. Ich wurde seiner erst gestern habhaft. Derselbe, welcher mir auftrug, Sie recht herzlich zu grüßen, und Ihnen demnächst zu schreiben beabsichtigt, hat Ihren Brief vom December demnach erhalten. Er ist aber seitdem mit Arbeiten überhäuft und vor allem mit dem 3ten Bande seiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigt gewesen. Der baldigen Vollendung Ihrer Nibelungen freut er sich außerordentlich, und hofft, Sie werden, trotz seiner unverzeihlichen Brieffaulheit, nicht unterlassen, ihm dieselben baldmöglichst zuzusenden.

Natürlich hat auch mich das Alles, was Sie über Ihre Arbeit an den „Nibelungen“ so freundlich waren mitzutheilen, auf's Äußerste gespannt gemacht. Ich glaube vollkommen zu verstehen, wie Sie mit der Schwierigkeit, die christliche Gruppe in den Rahmen des gewaltigen Gemäldes einzufügen, wovon ich

die absolute Nothwendigkeit lebhaft fühle, gekämpft haben. Aber woran der Schüler vielleicht scheitert, daran kann der Meister nur seine Kraft erproben. Ich würde es für ein Unrecht gegen Sie und meine eigne Zuversicht halten, wenn ich hier den mindesten Zweifel hegen wollte. Möge Ihnen also ein gutes Geschick bald die volle und feste Beendung Ihrer großen Dichtung gewähren.

Ihrer Ansicht über historische Dramen aus der englischen Geschichte, vom Zeitalter der Elisabeth bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, habe ich viel nachgedacht. Allerdings ist ein einheitlicher Zug in dieser Geschichte und die Tragödie der Jacobiten bildet gleichsam nur den Epilog zum Ganzen. Ob aber aus diesem Epilog heraus nicht gewisse Persönlichkeiten zu selbständigen Tragödien Anlaß geben könnten? Ich habe hierbei z. B. Lord Lovet im Auge, den falschen, doppelzüngigen Klugheitspolitiker, der nach achtzig Jahren voll Verrath und Ränken doch schließlich erliegt und von den Genossen seines Unglücks ebensowenig, als von den Gegnern für einen Märtyrer betrachtet wird. Der Bezug auf umgebende Wirklichkeit, den jede aechte Dichtung haben wird und muß, läge hier nahe genug. Ich denke nicht gerade jetzt an eine derartige Tragödie, möchte sie aber nicht ganz aus dem Auge verlieren und wünschte sehr zu erfahren, ob Sie die selbständige Wirkung und Bedeutung einer solchen wirklich ganz unmöglich halten.

Ich habe jetzt meine historischen Skizzen über die „Titularkönige im achtzehnten Jahrhundert" herausgegeben, und werde mir gestatten Ihnen das kleine Werk demnächst zu übersenden. — Hettner sprach neulich lange mit mir über den Entschluß eine Reihe von Jahren zwischen historischer Schilderung und poetischer Production zu theilen. Er ist der Ansicht, daß die meisten jüngern Dichter zu wenig Ernst und zu viel Oberflächlichkeit haben, er rühmt mit Recht ein kaltes Studienbad zwischen den Entzückungen der Muse. Soweit scheint er mir in vollem Rechte. Daß es gut sei, etwas ganz Heterogenes zu betreiben, kann ich mir nicht vorstellen. Bei der historischen Darstellung aber spielt die Kunst eine mindestens ebenso große Rolle als die Wissenschaft, mit der bloßen Forschung ist nichts gethan und erreicht. Das Bindemittel wird immer die Imagination sein müssen, die ein bestimmtes Bild von Zuständen und Persönlichkeiten aus hundert Einzelheiten zu gewinnen weiß. — —

Sie haben Recht, daß überhaupt keine Zeit der Politik für uns ist. Und am allerwenigsten wäre es möglich, hier ein Wort mitzusprechen. Hier, wo in Aristokraten-, Militair-, Beamten- und Bürgerkreisen ein so unleidliches Conjuncturen- und Kaffeegewäsch verführt wird, daß man nächstens den Beginn eines derartigen Gesprächs für eine Realinjurie gegen jeden gebildeten Menschen wird halten müssen. Gott besser's und lasse uns nicht aus dem nothgedrungnen, unabweislichen Egoismus des Augenblicks in einen allgemeinen verfallen!

So viel Freude in dieser Frühlingsstadt jeder Lenz bringt, so würde sie mir doch bedeutend erhöht werden, wenn ich noch während des Lenzes eine Nachricht von Ihnen erhielte.

Dresden, 18. April 1860.

Hebbel an Stern.

Halten Sie mich nicht für undankbar, verehrter Herr und Freund, wenn ich Ihnen erst jetzt auf Ihren Brief vom 18ten April antworte; ich kann mich dieß Mal leider nur zu gut entschuldigen. Der Frühling brachte mir und meinem Hause eine schwere Prüfung; ich mußte für das Leben meiner einzigen Tochter, eines Mädchens von 12 Jahren, zittern und wenn die Gefahr auch glücklich vorüber ging, so erholte ich selbst mich doch um so langsamer von der Erschütterung, als ich kurz zuvor noch den letzten Theil meiner Nibelungen vollendet hatte. Fünf Acte in wenigen Monaten erschöpfen doch mehr, als man denkt, wenn man die Feder aus der Hand legt; ich war jeder Thätigkeit unfähig und mußte sogar meine Correspondenz liegen lassen.

Empfangen Sie nun zunächst meinen Dank für die Abhandlung, deren Sie meine Arbeiten in den „Anregungen“ gewürdigt haben. Ich bin zwar mit dem Grundgedanken nicht ganz einverstanden, aber um so mehr mit vielen Detail-Bemerkungen, die von selt'ner Einsicht in die Natur der Kunst zeugen und mir auch dann noch Freude gemacht haben würden, wenn sie nicht, was doch immer ein wenig besticht, bei Gelegenheit meiner ausgesprochen worden wären. Fahren Sie fort, Sich in dieß Mysterium, in dem alle anderen, welche die Welt darbietet, mit enthalten sind, mehr und mehr zu vertiefen, und besorgen Sie nicht, von der Afterkritik des Tags erschreckt, Ihre Naivetät dadurch zu verlieren. Die Phantasie bleibt ewig jungfräulich, und auch der größte Physiolog zeugt seine Kinder im Traum.

Was ich über die historische Tragödie, als Gattung genommen, aussprach, findet auf manche Arten derselben ohne Zweifel nur eine sehr bedingte Anwendung, und wenn der Schatz der neueren Geschichte Englands auch nur durch einen Shakespeare ganz gehoben werden kann, so ist damit nicht gesagt, daß die Wünschelruthe in minder vornehmer Hand gar nicht schlagen wird. Wer wollte Lessing's Emilia Galotti entbehren, weil sie die geschichtliche Wurzel der Fabel unterbindet und die ungeheuren Consequenzen der römischen Urzustände aus den Diplomatenkünsten einer kleinen Hofwelt abzuleiten sucht, und wer mögte Stücken die Existenzberechtigung absprechen, die in ähnlichem oder verwandtem Sinne, dem historischen Stoff zwar nicht vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber nichtsdestoweniger Furcht und Mitleid zu erregen wissen? Es handelt sich nur darum, den Accent zu verlegen, und wenn freilich zuletzt immer noch ein feinerer Widerspruch übrig bleiben dürfte, so wird er doch gewiß nur die sehr Wenigen stören, die auch Odoardo's Dolch in eine tüchtige Birkenruthe verwandelt sehen mögten. Lassen Sie Sich also durch meine Bemerkungen in Ihren dramatischen Plänen durchaus nicht stören; Sie können etwas sehr Respectables auch auf Ihrem Wege hervorbringen und ich zweifle stark, ob Shakespeare auf dem seinigen je einen Nachfolger finden wird. Schiller selbst schlug den Nebenpfad ein, und er wußte wohl, warum.

Für Ihre Nachricht über Hettner gleichfalls meinen Dank. Sein Rath ist gut, Ihre Einschränkung dieses Raths aber noch besser und Ihre Anwendung auf die Geschichte ganz vortrefflich. Vergessen Sie ja nicht, mir Ihre historischen

Skizzen zu senden; ich will Ihnen seiner Zeit mit meinen Nibelungen ein Gegen-Geschenk machen. Das kann zwar noch etwas dauern, die Darstellung der Stücke auf dem Weimarer Theater, wozu Dingelstedt zwei Abende hergeben wollte, habe ich bei der Schwere der Aufgabe und der Mittelmäßigkeit der dortigen Kräfte nach einigem Bedenken abgelehnt, und drucken lassen werde ich sie wahrscheinlich auch so bald noch nicht.

Mit der Fürstin Hohenlohe habe ich zuweilen noch eine schriftliche Berührung. So hat sie mir über den letzten Theil der Nibelungen einen wunderschönen Brief geschrieben, obgleich ich ihr das Manuscript nur drei Tage lassen konnte. — Was sagen Sie zu der Teplitzer Zusammenkunft der deutschen Großfürsten? Mich hat sie doch gefreut.

Wie steht's mit Ihrem Gutenberg?

Gmunden d. 6. Aug. 1860.

Stern an Hebbel.

Dresden, den 17. Mai 1861.

In den letzten Monaten hat es ein ungünstiges Geschick immer verhindert, wenn ich im Begriff war Ihnen zu schreiben. Und doch war ich eigentlich immer bei Ihnen, denn ich hatte gerade in diesen Monaten einen kleinen Kreis von Freunden versammelt, die gemeinschaftlich Ihre sämmtlichen Dichtungen lasen. Hätte ich Ihnen nach solchen Abenden schreiben wollen, so würden Sie viel erregte Stimmung in meinen Briefen gefunden haben. Denn obwohl ich hoffe, mich der Größe und Gewalt Ihrer Dichtung gegenüber nie unempfänglich verhalten zu haben, so ist mir bei diesen gemeinschaftlichen Lesungen vieles neu, und anderes in neuem Lichte aufgegangen und mein Gefühl der Bewundrung und Verehrung, wenn ich so sagen darf noch innerlicher und gleichzeitig doch bewußter geworden. Mit innerster Spannung erwarte ich jetzt Ihre „Nibelungen“ und das ziemlich bestimmt auftretende Gerücht, daß dieselben an der hiesigen Hofbühne zur Aufführung kommen, hat mir viel Freude und auch die Hoffnung gegeben Sie einmal hier zu sehen. Möge Gott den Sinn der Intendanzen und Comoedianten lenken, daß sie solche Freude und Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen!

Fast möchte ich mich schämen von einem solchen Werke auf das „Spiel“ zu kommen, welches ich Ihnen hierbei mitzuschicken wage. Dasselbe hat bei seiner Aufführung hier viel Interesse und wirkliche Theilnahme erweckt. Wenn ich es Ihnen zustelle, so geschieht es nur auf Ihre freundliche Aufforderung Ihnen meine Arbeiten immer mitzutheilen. Die historischen Skizzen, deren ich im vorigen Jahre gedacht, hat Ihnen wohl mein Verleger zugesendet, mindestens versprach er es hoch und theuer. —

An meinem epischen Gedicht „Gutenberg“ arbeite ich noch immer. Die Gestaltung des spröden Stoffes bietet unglaubliche Schwierigkeiten, doch da sich die Wärme für ihn bei mir gesteigert hat, so hoffe ich das Ganze noch in guten Fluß zu bringen. —

Hettner habe ich im Laufe dieses Winters einigemale längere Zeit gesprochen. Er arbeitete an seiner Literatur-Geschichte des 18ten Jahrhunderts und der deutsche Theil scheint ihm große Schwierigkeiten zu machen. Sein Bemühen Gervinus u. a. nicht blind nachzubeten, ist gewiß von Resultaten begleitet. Freilich kann ich dabei ein Bedenken nicht unterdrücken. Wenn man auch zugesteht, daß Lessing ungerecht gegen Gottsched gewesen sei, so aendert die Revision des Processes wohl manches in den Einzelacten, aber nicht im Endurtheil. Gottsched bleibt ein Pedant und sein Zopf wird keine Viertelelle kürzer, auch wenn man beweist, daß dieser Zopf nach dem Gesetz der Schwere für ihn (Gottsched) nöthig war. Hettner selbst erkennt sehr gut die Gefahr, die darin liegt „Rettungen" zu unternehmen, bei denen der Geist des Widerspruchs zu weit führen kann. Uebrigens aber muß man sich Glück wünschen zu einem Aesthetiker und Literarhistoriker von solcher Frische, solcher wirklichen Theilnahme an der Production wie Hettner. Er hält wenigstens die Dichtung nie für die Domaine der Kritik und die Dichter für die Heloten, die mit Recht gegeißelt werden, wenn sie den Acker nicht ganz strict nach der Vorschrift bearbeiten. Wir hatten einigemale Gelegenheit über Julian Schmidt und den wirklich unheilvollen Einfluß dieses Mannes zu sprechen. Unheilvoll — denn sein Hauptpublikum bilden die aufgeblähten, dürren, eiteln Gymnasialprofessoren und ich weiß aus eigener Erfahrung wie dieselben bereits den Tertianern Schiller und Goethe mit kritischer Nörgelei à la Schmidt verderben.

Liszt war vor kurzem auf einen Tag hier und berichtete viel Freundliches von Ihnen. Ich wollte mir gern mehr über die „Nibelungen" erzählen lassen, aber Liszt war wie immer im Fluge, saß nur halbe Stunden still und reiste schon gegen Abend wieder ab.

Der Sommer läßt sich wieder schön an, es regnet und wettert immerfort und meine Gedanken, die bereits in den Alpen waren, fangen sich an auf die vier Wände zurückzuziehen. Man braucht nicht abergläubisch zu sein, um an manchen Tagen auf die Idee zu kommen — die Natur sei fuchswild über das ganze Treiben und versage den rechten Sommer, weil ihn die Politiker doch verderben werden. —

Schreiben Sie mir ob an dem Gerücht über hiesige Aufführung Ihrer großen Trilogie eine erfreuliche Wahrheit ist, und ob wir Sie, Hochverehrter, dabei erwarten dürfen? Und eine weitere Anfrage: ist es möglich ohne weitres, wie in alter Zeit, der Fürstin Hohenlohe ein Buch zuzusenden oder umgeben sie jetzt Etikettenmauern, die das „unthunlich" erscheinen lassen?

Adr: Dresden Friedrichsstr. 36.

Seit Wochen drängt es mich, Ihren mir so hocherfreulichen Brief vom 14ten Juni zu beantworten. Ich habe denselben mit auf die Alpenreise genommen, die ich während des Juli und der ersten Hälfte des August so glücklich war zu machen. Ich hoffte in irgend einem der schönen Bergthäler eine gute Stunde zu finden, in der ich Ihnen schriebe. Aber je länger meine Wandrung währte, je weiter sie sich ausdehnte, um so stärker wurde meine Abneigung die

Feder nur zu berühren. Am letzten Ende habe ich nur noch den Alpstock und das Ruder auf verschiedenen Seen geführt, und bin hierher zurückgekommen — um zu meiner Beschämung schon wieder freundliche Grüße von Ihnen durch Herrn Ed. Kulke zu erhalten. Ich habe denselben gebeten Ihnen diese Zeilen mitzunehmen. Da Herr Kulke so glücklich ist, in Wien viel mit Ihnen persönlich zu verkehren, so können Sie leicht denken, daß wir uns viel von Ihnen unterhalten haben. Gleichzeitig kam auch Richard Pohl von Weimar hierher und konnte uns von den „Nibelungen“ erzählen, konnte uns das Gerücht mittheilen, daß sie nach Weimar übersiedeln würden.

Die Nachricht hat mich in vielfacher Weise beschäftigt. Für mich wäre es ein Glück, das ich nicht hoch genug anschlagen könnte, Sie in fast unmittelbarer Nähe in einer Stadt zu wissen, wohin ich jährlich doch einigemale hingelange. Ich schmeichle mir also mit der Hoffnung, daß die Nachricht wahr sei! Auf der anderen Seite, wenn ich die eigenthümlichen Verhältnisse in Weimar bedenke, mich erinnere welche Schwierigkeiten dort im Weg liegen, müßte ich es als ein „Wunder“ anschauen, daß alle Steine aus dem Weg geräumt sind und man Ihnen dort eine Stellung bereitet hat, die Ihrer würdig ist. Mit einiger Ungeduld und vielen geheimen Wünschen sehe ich Ihrer eigenen Antwort entgegen, welche allein bestimmt sein kann. Hoffentlich hat sich der günstige Stand der Nibelungenangelegenheit an hiesiger Bühne nicht wieder zum Ungünstigen gewendet. Der Dresdner Theaterwind übertrifft an Veränderlichkeit noch alles Bühnenwetter der sonstigen Welt und ich begreife sehr gut, daß Sie sich im Juni nicht bestimmter ausdrücken konnten. Hoffentlich aber ist das Anfang September der Fall. Wenn es erst bestimmt ist, daß die „Nibelungen“ kommen, so habe ich hier ein Publikum dafür, dessen Begeisterung und Enthusiasmus Ihnen zum Voraus sicher ist: den jüngern Künstlerverein. Ich bin Ehrenmitglied des sonst nur aus Baumeistern, jüngern Bildhauern und Malern bestehenden Clubs, der allein in ganz Dresden nicht der gemüthlichen Stagnation anheim fällt, deren characteristisches Kennzeichen bleibt: alles von vornherein für unmöglich zu halten. Im jungen Künstlerverein ist früher der „Michel Angelo“ vorgelesen und jubelnd begrüßt worden und kommen die „Nibelungen“ hier zur Aufführung, so freuen sich alle Mitglieder im Voraus eines Theaterabends, an dem keiner fehlen wird. Ich seufze: wäre es nur erst so weit. Vor einiger Zeit theilte mir Fräulein Ulrich, eine unserer Darstellerinnen mit, daß nur ein Theil des Werkes erscheinen werde. Ist dies Theaterklatsch — oder traurige Wahrheit? — Mein Verleger bleibt zwar steif und fest dabei, daß er Ihnen die „Titularkönige“ mit „guter“ Gelegenheit gesendet habe, so daß dieselben vielleicht innerhalb Jahresfrist bei Ihnen landen, ich habe ihm aber nichtsdestoweniger Anweisung ertheilt mir ein Exemplar zu überschicken und werde Ihnen dasselbe, sowie es in meinen Händen, mit Post zugehen lassen. — —

Ihre Eichkätzchenbegeisterung hat mir viel Freude gemacht, als Knabe hatte ich großes Behagen an diesen reizenden neckischen Thieren, besaß auch eine Zeitlang deren zwei. Gegenwärtig schaffte ich mir gern eines an — aber wer keinen eigenen Heerd hat ist in dieser Beziehung sehr abhängig. — Auf meiner Wanderung lebte ich beinahe 14 Tage in Berchtesgaden und an den Ufern des

himmlisch schönen, majestätisch einsamen Königssees. Ueber demselben zwischen Felsen versteckt, fand ich einen Wald der mich an den von Ihnen gewünschten erinnerte. Es waren wenigstens 30—40 Eichkätzchen da, die gar nicht scheu wurden, an den Baumstämmen auf- und abliefen, mir bei meinem einsamen Waldfrühstück heimlich zusahen. Sie konnten von Jägern wenig beunruhigt worden sein. —

Zum Schluß dieses Briefes eine Bitte. Ich trage heiße Sehnsucht nach den „Nibelungen". Wäre es nicht möglich, daß mir eine der Abschriften auf acht Tage anvertraut würde? Ich gebe mein Ehrenwort dieselbe 8 Tage nach Empfang, keine Stunde später, wohlverpackt und als Werthstück declarirt, nach Wien zurückgehen zu lassen. Wenn die Erfüllung meines Wunsches irgend möglich ist, so weiß ich, daß Sie mir dieselbe gewähren!

Dresden, den 25. August 1861.

Hebbel an Stern.

Ich sende Ihnen hiebei die Nibelungen-Stücke, die Sie zu lesen wünschen, muß aber leider wirklich um Remittirung in acht bis zehn Tagen bitten, da ich nur dieß einzige Exemplar besitze. Theil 1 und 2 sind nur zur Hälfte collationirt; sollte Brunhild irgendwo „wie ein Schaaf" murmeln, statt „wie im Schlaf" so setzen Sie diese und ähnliche Versionen auf Rechnung meines Abschreibers, der mich oft mit genialen Einfällen beschenkt. In diesem Werke stecken die besten Stunden meiner letzten fünf Lebensjahre und die Studien von anderthalb Decennien; da nun obendrein der dankbarste Stoff hinzukommt, so würde ich sogar dem momentanen Erfolg mit einigem Vertrauen entgegen blicken, wenn nicht unsere Tags- und Literatur-Geschichten-Kritik von Principien beherrscht wäre, die mit aller Poesie im entschiedensten Widerspruch stehen. Denn ob man, wie der Leipziger Nicolay redivivus, den plumpsten Realismus predigt und dadurch, wahrscheinlich wider Wissen und Willen, die große Secte der Materialisten um einen Aesthetiker vermehrt, oder ob man, wie der sonst so redliche und so unverkennbar nach Wahrheit und Unpartheilichkeit strebende Gottschall, das aller Bestimmbarkeit baare, mir ganz unverständliche Evangelium des Modernismus verkündigt, immer wird der Schöpfungsact der Phantasie, auf dem Anfang und Ende der Kunst beruht, negirt. Zu diesem allgemeinen Schicksal kommt bei mir nun noch das persönliche hinzu, daß man nicht aufhört, mich mit einer Vorrede zu hudeln, die mit meiner Praxis so wenig zu schaffen hat, wie Schillers Abhandlung über die Moralität der Schaubühne mit der seinigen und die, wie diese, aus Zeitverhältnissen entsprang. Als die Räuber entstanden, mußte den Herren Pastoren dargethan werden, daß das Theater sich in wesentlichen Puncten vom Frauenhause unterscheide, und der am meisten bei der Sache betheiligte junge Dichter übernahm die Arbeit; als Judith, Genoveva und Maria Magdalena erschienen, wurde von allen Philosophenkanzeln proclamirt, der Standpunkt der Kunst sey überwunden, und ich war nicht dünkelhaft genug, das zu ignoriren, sondern ich suchte mich, jedoch mehr auf den Antrieb eines Freundes, als aus

eigener Bewegung, mit dem Verdict auseinander zu setzen. Schiller hat man seine Abhandlung nie vorgehalten, mir apportirt jeder Hund meine Vorrede, ich muß mich also auch dies Mal wohl darauf gefaßt machen, von „Problemen" zu hören, an die ich nie gedacht habe und nebenbei Einiges über romantische Sympathieen zu vernehmen. Der Unbefangene wird jedoch hoffentlich finden, daß ich mir jetzt, wie immer, das Gesetz der Darstellung vom Gegenstand geben ließ, und daß ich trotz des von diesem unzertrennlichen mythischen Hintergrundes eine in allen ihren Motiven rein menschliche Tragödie aufzubauen suchte, denn es ist doch wahrlich, wenn es auch nur Wenige zu fassen scheinen, etwas ganz Anderes, ob ein Kunstwerk in ein mythisches Colorit getaucht wird, wie z. B. Shakespeares Sturm, oder ob man ihm phantastische Räder und Federn giebt, wie Kleist theilweise seinem Käthchen von Heilbronn.

So viel in aller Eile bei starker Grippe. Herr Kulke wird mir nächstens Ihren Roman bringen. Die Aufführung in Dresden stand im Frühling fest, nur das war noch unentschieden, ob die Saison mit dem Stück eröffnet werden solle. Doch behalten Sie das auch jetzt noch ganz für Sich. Die Nachricht aus Weimar ist verfrüht; auf keinen Fall handelt es sich um eine Anstellung für mich. Um das Eichkätzchen-Wäldchen beneide ich Sie!

Wien d. 6. Sept. 1861.

Wien d. 30sten Dec. 1861.

Ein dankbares Gemüth, nicht wahr? Sie setzen sich auf der Stelle hin, mir meine Wünsche zu erfüllen und ich lasse Sie bis zum letzten Tag des Jahres warten. Aber verurtheilen Sie mich nicht! Ich habe bis zur Stunde gedacht, aus Weimar irgend etwas zu vernehmen, und war dazu berechtigt, denn an mehr, als einem Ort hätte der bloße Anstand das erfordert. Nun werden Sie es natürlich finden, daß ich Ihnen erst antworten wollte, wenn ich wußte, wie sich die Angelegenheit schließlich für mich gestellt habe. Aber Alles schweigt, sogar diejenigen Leute, deren Rath ich gefolgt bin, und die mir Auskunft schuldig sind. Da will ich denn nicht länger zögern.

Aller Wahrscheinlichkeit nach muß ich dafür büßen, daß ich wie ein ordentlicher Mensch handelte. Der Großherzog mag es mir verübeln, daß ich in Berlin mit meiner letzten Erklärung gegen ihn zurück hielt. Aber ich konnte sie ihm nicht geben; erstlich nicht, weil ich selbst erst nach meiner Audienz bei ihm aus einem Briefe meiner Frau erfuhr, welche Entscheidung auf unser drittes Entlassungs-Gesuch in Wien erfolgt sey; zweitens und hauptsächlich nicht, weil ich mein Nein mit einer Anklage desjenigen meiner Freunde hätte motiviren müssen, dem ich es allein verdanke, daß ich je an seinem Hoflager erscheinen durfte. Daß wir Dingelstedt nicht willkommen waren, stand fest;*) daß ich unter solchen Umständen meine Frau nicht von ihm abhängig machen konnte, stand noch fester; daß ich darüber schweigen mußte, stand am allerfestesten. —

*) Dingelstedt leugnet das. S. dessen Aufsatz über Hebbel in seinem „Literarischen Bilderbuch."

Einstweilen will ich mich lieber mißdeuten lassen, als mich gegen Treu und Glauben versündigen; Ihr Brief, und was mir Hettner aus freien Stücken über die Sache schrieb, deckt mich vollkommen. —

Sie wundern Sich, daß Ihr Roman meinen vollen Beifall hat? Es ist doch sehr einfach. Sie haben einen vortrefflichen Griff, sowohl in das Menschenherz, wie in das moderne Weltwesen hinein gethan. Ihre Handlung ist, zwar nicht prickelnd, aber spannend von Anfang bis Ende, Ihre Charactere sind bis auf Einen, den Sie jedoch weniger fallen lassen, als aus dem Gesicht verlieren, gut und reich durchgeführt und Ihre Peripetie ist geradezu meisterhaft und läßt Nichts zu wünschen übrig. Dieß rein objectiv über Ihr Buch; für Sie, als Menschen, freut es mich noch ganz besonders, daß Sie die Eindrücke, aus dem Ihr Roman zum Theil hervorgegangen ist, so rasch in sich verarbeitet und unter die Füße gebracht haben. Fahren Sie ja auf diesem Wege fort; er dürfte Sie am schnellsten zu allen Ihren Zielen führen.

Was Sie Ihr Entschluß, Dresden mit Jena zu vertauschen, gekostet haben muß, begreife ich vollkommen. Dennoch haben Sie wohl gethan, denn Sie können Sich dort für alle Fälle rüsten. Es gab eine Zeit, wo selbst die Königskinder ein Handwerk lernen mußten, wo die Prinzessinnen in die Küche gingen und die Prinzen in die Tischler- oder Schlosser-Werkstatt. Ob ihnen das während der franz. Revolution genützt hat, weiß ich nicht; daß aber dem Dichter ein guter Vorrath von Realien förderlich ist, und liefe es in der practischen Anwendung auch nur auf's wissenschaftliche Linsenwerfen hinaus, steht fest, denn man kann leichter mit Christus auf den Wellen wandeln, als mit einem Buchhändler durch's Leben. Doch brauchen Sie nicht allzu lange sitzen zu bleiben, und wenn sich z. B. hier in Wien eine kleine lit. Situation für Sie ergäbe, würde ich keinen Augenblick Anstand nehmen, Sie zu rufen.

Meine Nibelungen sind nun doch in Dresden abgelehnt; seit drei Wochen ist das Mspt bei Hettner und Tag für Tag sehe ich der Rücksendung entgegen. Der Druck hat begonnen; eine Druck-Probe lege ich Spaßes halber bei.

Wien d. 31sten Jan. 1862.

Der erste Band meiner Nibelungen ist schon gedruckt und ich werde Ihnen die Aushänge-Bogen nächstens schicken; bereiten Sie sich also immer auf Ihre Recension vor. Es wäre mir am liebsten, wenn sie in der Leipziger Ill. Zeitung erschiene und ich mögte Ihnen rathen, deshalb bei dem Redacteur, dem Herrn Händel, anzufragen. Thun Sie es sogleich und unter ausdrücklicher Bezugnahme auf diesen meinen Wunsch; ermangeln Sie aber nicht, auf Ihren früheren Artikel in den „Anregungen" über mich zu verweisen, in welchem Sie doch gewiß nicht als Einer der „Unbedingten" erscheinen, mit denen so wenig einer anständigen Zeitung, als einem vernünftigen Autor gedient seyn kann. Kürzlich wurde mir aus Weimar eine gründliche und theilweise vortreffliche Kritik meiner Trilogie, an die dortige Aufführung anknüpfend, unter Kreuzband übersandt. Sie ist schon im November in No. 249 und 250 der „Allgemeinen

Preuß. Zeitung“ veröffentlicht worden, mir aber, wie so Manches, ich könnte fast sagen: Alles, entgangen, und rührt wahrscheinlich von Schöll her, da sie mit einem S unterzeichnet ist und er, wie er mir brieflich bei Remittirung des Manuscripts erklärte, die Absicht hatte, eine zu liefern, freilich an einem andern Ort. Ich mache Sie zunächst Ihrer eigenen Arbeit wegen aufmerksam darauf; Sie werden Sich die Nummern leicht verschaffen können und sie wird Ihnen in manchem Betracht nützlich seyn. Dann aber geschieht es auch, weil ich Sie bitten mögte, über die Autorschaft Schöll's Erkundigungen einzuziehen; ich darf ihm für einen solchen Liebesdienst den Dank nicht schuldig bleiben und kann mich kaum täuschen, da ich, von seinem positiven Versprechen abgesehen, auch in ganz Weimar den Mann nicht anzugeben wüßte, der so etwas schreiben könnte, wenn der Verfasser der Tetralogie des Attischen Theaters es nicht wäre. Sie können Sich äußersten Falls ruhig an ihn selbst wenden.

Daß Sie Sich in Jena vorzugsweise an Schleicher halten, finde ich sehr wohl gethan. Sie werden nächstens in der Ill. Zeitung eine Beurtheilung seines Buchs „Die Deutsche Sprache“ von mir lesen, welche Ihnen am besten sagen wird, was ich von ihm denke. Seine gelehrten Forschungen kann ich zwar nicht controlliren, aber sein Weg ist ohne Frage der richtige, und wird zu einer ganz neuen Basis der Geschichtschreibung führen. Er war früher in Prag; die edlen Czechen haben ihn jedoch durch Denunziation weggeräuchert, denn er konnte sich leider nicht an nächtliche Haussuchungen und ähnliche alt-österreichsche Polizei-Freuden gewöhnen. Den Physiologen Bezold kenne ich persönlich und bitte Sie, ihn gelegentlich von mir zu grüßen. Die Schule, der er angehört, beurtheilen Sie übrigens ganz wie ich; die Herren taufen das Problem um und glauben, es gelöſ't zu haben, weil sie nicht wissen, daß alle Taufen der Sprache Nothtaufen sind und daß fast jedes Object der Welt so zu seinem Namen kommt, wie der Mensch zu seinem Adolph, Friedrich oder Christoph. Dann fehlt es ihnen ganz und gar an Maaß und Gewicht für ihre allerdings ruhmwürdigen Detail-Eroberungen. Sie werden noch Unendliches leisten, aber doch mit allen ihren Triumphen nicht über den Begriff des Zweckmäßigen hinaus kommen, und zwar des Zweckmäßigen im Einzelnen. Die Natur verbirgt es durchaus nicht, wie sie die Erscheinungen aufbaut und sie im Gange erhält; darum wird z. B. die Thätigkeit des Gehirns früher oder später eben so gut ihren Harvey finden, wie der Umlauf des Bluts ihn gefunden hat. Aber was ist damit in Bezug auf den eigentlichen Knoten gewonnen, daß man den Menschen in diesem Sinne vollständig begreift und die ganze Erscheinungs-Reihe, der er angehört, mit ihm? Man steht im letzten Act wieder, wo man im ersten stand, nur daß man nicht mehr von einem allmächtigen Schöpfer, sondern von unerbittlichen Gesetzen redet, was denn doch nur eine Kinderklapper mit der andern vertauschen heißt. Dem Urgrund, aus dem die Erscheinungs-Reihen selbst aufsteigen, um sich dann in nothwendiger Organisation auseinander zu breiten, hat man sich seit der Zeit, wo Moses den Mann aus geknetetem Thon, und das Weib aus der Rippe ihres Gebieters entstehen ließ, um keinen Hahnen-Schritt genähert. Darauf aber kommt es an, und die wunderliche Wissenschaft des Mittelalters wußte sehr wohl, warum sie den Homunculus suchte,

denn erst, wenn man Menschen machen kann, hat man den Menschen begriffen.

Antworten Sie mir rasch!

Wien d. 22sten März 1862.

Sie hatten sehr Unrecht, Sich wegen Ihres Nicht-Schreibens an mich Vorwürfe zu machen, da Sie doch für mein Werk thätig waren. Das war der beste Dank, wenn es eines solchen überall bedurfte. Von dem Widmungs-Gedicht sende ich Ihnen hiebei den gewünschten Reindruck; mit den zwei Zeilen, die Sie gleichfalls wünschten, ist er versehen. Ihnen bin ich aber für die rasche Lieferung Ihrer Anzeige sehr verpflichtet, und ich will nur hoffen, daß Hettner gleichfalls Wort hält. Vielleicht halten Sie Sich auf Ihrer Rückreise einen Tag in Dresden auf und sprechen ihn; dann fragen Sie ihn. Ich bin ehemals in diesem Punct nicht bloß nachlässig, sondern völlig gleichgültig gewesen, und habe meine Paar Frei-Exemplare immer an gute Freunde verschenkt, die ganz außerhalb der Literatur standen. Das ist in den Zeiten der Neutralität auch ganz richtig und man wird dafür durch die ungetrübte Freude über jedes wohlwollende Urtheil belohnt, weil es ja wirklich, wie Regen und Thau, unmittelbar vom Himmel fällt. Wenn man es aber mit einem wohl organisirten Heerlager grimmiger Gegner zu thun hat, die sogar die Visiten-Karten, die man abgiebt, der Kritik unterziehen, geht man dabei zu Grunde.

Sie legen mir eine sehr ernste Frage vor. Nach meiner Erfahrung und Überzeugung hält der Mensch auf die Länge Alles eher aus, als Noth und Sorge um die Existenz. Das wußten unsere Großväter und darum waren sie gegen die freien Künste so eingenommen und von der Begeisterung für die Brodstudien so erfüllt. Die Welt ist für die Enkel nicht freundlicher geworden, aber die Kunst hat seitdem ihren goldenen Boden erhalten, dessen sich ehemals das Handwerk allein berühmte, und so wenig der Maler noch in der Dorfschenke die Bauern Dutzendweise zu portraitiren braucht, um mit ihnen Dünnbier trinken zu können, so wenig braucht der Dichter noch auf ihre Hochzeits- und Leichenschmäuse zu warten, um für sein Carmen einmal etwas Warmes in den Leib zu bekommen. Genauer untersucht ist das jedoch eine Täuschung, denn nur selten für den Maler u. s. w., fast nie aber für den Dichter ist dieser goldene Boden ergiebig, immer nur für den Schriftsteller, der sich den Zwecken der Buchhändler, Redacteure, Theater-Directoren anbequemt und die höchsten Forderungen entweder bei Seite setzt, oder ihnen, was wohl das Richtigere seyn wird, obgleich Tieck mit seiner Zwitter-Natur zu widersprechen scheint, überall nicht gewachsen ist. Nehmen wir nun aber auch den besten Fall, nämlich die Selbst-Verläugnung bei der vollkommenen Befähigung an, so verlangt doch der Staat und die bürgerliche Gesellschaft offenbar kein schwereres, sondern vielmehr ein leichteres Opfer, wie die Literaten-Republik, da eine gewisse geistige Simonie immer ausgeschlossen bleibt und das momentane Schwimmen im fremden Elemente immer erträglicher seyn dürfte, als die Besudelung des eigenen. Hier haben Sie meine allgemeinen Gedanken; zuletzt rufe ich Ihnen zu, was ich der

Princessin Wittgenstein sagte: prüfen Sie Sich, was Ihnen innerste Lebensbedingung ist, und daran halten Sie fest!

Am 18ten d. M. feierte ich meinen 49sten Geburtstag. Dabei erhielt ich zwei schlagende, aber wundersam mit einander contrastirende Beweise, daß ich doch wirklich in der Welt bin. Den Tag zuvor will meine Frau zu einem Spaß ein Paar Lorbeerblätter kaufen. Der Besitzer des Treibhauses, ein alter Baron von 80 Jahren, ist nicht all zu geneigt, welche abzulassen, wie er aber ihren Namen erfährt, bietet er ihr den schönsten Baum an und ruht nicht, bis sie wenigstens den besten Zweig nimmt. Am Morgen selbst meldet sich ein junger Dichter, Cassirer in einem Banquier-Hause, mit einem Trauerspiel bei mir. Der theilt mir mit, daß er seinen Prinzipal vor Jahren durch Nachlässigkeit um eine große Summe Geldes gebracht hat; er studirt nämlich neben der Buchführung die Vorrede zur Maria Magdalena und bezahlt einem Andern, der sich seine Zerstreutheit merkt und jetzt im Zuchthause büßt, Monate lang die Rechnungen doppelt. — Gute Ostern!

Gmunden d. 30. July 1862.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Fest und Ihrem Festgedicht.*) Einem alten Mann ist es zu gönnen, daß ihm mit reichem Maaße zugemessen wird, was ihm in der Jugend vielleicht zu kärglich floß, und mit Raphael und Michel Angelo wird er sich schon selbst in stiller Demuth abzufinden wissen, wenn er der rechte ist.

Auch mir können Sie Glück wünschen, daß ich London und England hinter mir habe. Wen die Natur dazu bestimmt hat, sich in's Einzelste zu vertiefen und selbst die Blutkügelchen noch wieder zu zersetzen, der soll sich nicht vor ein Kaleidoscop stellen. Die sogenannten Total-Eindrücke sind Nichts für mich; was ich nicht völlig bewältigen kann, das ist für mich gar nicht da. Als das Haupt-Resultat meiner Reise betrachte ich das Wiederfinden eines alten Freundes**), von dem mich Zeit und Schicksale getrennt hatten. Das ist nun freilich auch nicht gering anzuschlagen, und um so weniger, als ich der Literatur eine große Kraft in ihm zurück zu erobern hoffe. — — — — — — — — — —
— —

Es wäre sehr Schade, wenn wir uns nicht sähen. Ich gehe hier am 15. August ab, aber direct nach Wilhelmsthal, und weiß nicht, wie lange ich bleibe, da ich von höherem Willen abhänge. Auf der Rückreise berühre ich Dresden auf jeden Fall, doch das Wann ist natürlich unbestimmt; wie sollen wir uns da helfen? Vielleicht schreiben Sie mir noch ein Paar Zeilen poste restante nach Wilhelmsthal, wo ich den 17ten oder 18ten eintreffe.

*) „Die neuen Rolandsknappen“, zum Feste für Schnorr von Carolsfeld in Siebeneichen.

**) S. Engländer.

Wien d. 15ten Oct. 1862.

Gestern erhielt ich die Illustrirte Zeitung mit meiner Biographie, und nun soll mich Nichts mehr abhalten, Ihnen sogleich zu schreiben. Sie denken vielleicht, indem sie dieses lesen, daß ich inzwischen große Heldenthaten vollbracht und zum allerwenigsten unsern Wiener Kahlenberg von der Stelle gerückt habe. Kein Gedanke! Ich habe einmal wieder eine Zeit, wo ich nur studiren kann, was ich in meinen Jahren nicht mehr zu den Arbeiten rechnen darf, und wo ich es beklage, nicht auch in Staat oder Kirche, wie mancher Andere, untergebracht zu seyn. Denn Vorlesungen oder Predigten halten und Referate ausarbeiten oder Todten- und Taufregister führen, könnte ich natürlich auch.

Ich erinnere mich der dieß Mal wieder in Dresden mit Ihnen zugebrachten Tage mit Freuden. Sie haben weniger Ursache dazu, denn ich war der finstre Saul und Sie neben mir der milde David. Aber ich stehe nun einmal unter einem so bösen Stern, daß ich mitunter auffahre, wo ich bloß lachen sollte und auch Sie haben Sich zu meinem größten Bedauern davon persönlich überzeugen müssen. Nicht, als ob ich mir in der Sache unrecht gäbe; das wird mir selten begegnen, denn ich bin eine Aristides-Natur und kreuzige mein Fleisch oft über die Gebühr. Aber in der Form; wenn sich ein Architect mit mir zu Tisch setzt und als Maurer-Gesell wieder aufsteht, so ist das ein Spaß und weiter Nichts.

Zu Ihrem Trauerspiel habe ich volles Vertrauen, so bedenklich das Thema sich auch darstellt. Denn Ihr Roman beweis't, daß Ihnen die psychologische Klein- und Fein-Malerei zu Gebote steht, ohne die man sich an solche Aufgaben nicht wagen darf. Daß Ihre Heldin einen Mordplan, der von außen an sie heran kommt, hintertreibt, um ihn dann selbst wieder aufzunehmen, ist vortrefflich gedacht. Ich freue mich auf Ihr Werk und hoffe, es bald zu sehen.

Die Aufführung der Geibelschen Brunhild, statt der zugesagten meiner Nibelungen, ist ohne Zweifel das Werk Dawisons, und das Gerücht, daß mein Stück folgen solle, natürlich leerer Wind. Die artistische Direction schrieb mir durch den Hofrath Pabst am 14ten May 1861 buchstäblich: „Dingelstedt sagt mit Recht, daß ich mich für Ihre Nibelungen aufrichtig interessire, und zwar ist dies in so hohem Grade der Fall, daß ich das Mspt zur Eröffnung unserer Winter-Saison am 1 Oct. d. J. empfohlen habe.“ Da ist Nichts weiter zu machen, denn ein Lump ist ganz so unnahbar, wie ein König. Pabst messe ich keine Schuld bei, denn daß er meinetwegen Pathos entwickeln sollte, wäre eine absurde Forderung.

Für Ihren neuen Liebes-Dienst in der Ill. Zeitung empfangen Sie meinen herzlichen Dank. Vor Allem freut es mich, daß Sie meine Gedichte ganz so rangiren, wie ich selbst; auf die von Ihnen hervorgehobenen lege auch ich den meisten Werth, ebenso Uhland, von dessen Hand ich ein Register besitze. Ihre Verwunderung, daß diese Gedichte nicht längst in's Volk gedrungen sind, theile ich gleichfalls, so verzweifelt naiv das auch klingen mag. Aber die große Menge der Kritiker und der Leser kann zwischen einem Schöpfer, der ganz neue Bildungen aus ureigener Tiefe heraufholt und einem aesthetischen Schneider, der das längst Vorhandene in neue Röcke steckt, nicht unterscheiden. Meint doch

sogar der gute Lenau, wie ich aus der Schurzschen Biographie ersehe, es sey auch ein Zeichen des wahren Dichters, daß er Balladen und Legenden erfinde, wie das Volk. Auch! Er wurde freilich für fünfzig Jahre in Österreich dadurch unsterblich, daß er ganz vortreffliche Schwedische Sagen in Verse brachte.

Was denken Sie über den National-Verein? Hier schimpft man sehr. Ich meinestheils rechne ein Nachtwächter-Horn nicht mit zu den musicalischen Instrumenten, weiß es aber trotzdem zu schätzen.

Das Hamburger Unternehmen steht fest; Sie erfahren bald das Nähere.

Anbei: das Gedicht: „Drei Schwestern“ von der Hand meiner Tochter.

Wien d. 31. Decbr. 1862.

Lieber Freund!

Es ist Neujahrs-Abend, ich soll noch auf einen Ball gehen, aber erst um 9 Uhr und eben schlägt es sieben. Meine Frau und meine Tochter („Auch ich habe in einigen Tagen das Recht, zu sagen, daß ich in's sechszehnte Jahr gehe“ meinte sie neulich, als sie sich von einer älteren Gespielin vernachlässigt glaubte) werden frisirt und ich will noch ein Stündchen mit Ihnen plaudern. Aber wo sind Sie? In Jena oder in Chemnitz? Hoffentlich wird der Brief Sie finden.

Strodtmann's „Orion“ wird Ihnen bereits aufgegangen seyn. Das erste Heft ist so schwach, wie Dresdner Kaffee. Alles ist übereilt; nicht Ein Aufsatz, bei dem die Leute aufsehen müßten. Dabei so ungeschickt, ja characterlos. Ein plumper Angriff auf den König von Baiern und ehrenvolle Erwähnung der „Schöpfungen“ Emanuel Geibels. Goethe kein voller Lyriker, aber Heinrich Heine! Klaus Groth herunter gerissen, fast hämisch, und Subjecte dafür erhoben, die ohne ihn so wenig da seyn würden, wie z. B. Otto Ludwig und Elise Schmidt ohne mich. Sie erkundigen Sich nach dem „Günstling eines Fürsten“ von Goldhann. Ich muß wohl gut von dem Werk denken, denn ich habe es selbst zum Druck befördert. Aber von Allem, was Strodtmann daran rühmt, findet sich Nichts darin. Der Verfasser hat ein entschiedenes poetisches Talent, ein sehr schwaches dramatisches und gar kein theatralisches. Von der Tactlosigkeit in Bezug auf mich will ich gar nicht reden. Aber die Theater-Directoren werden über den kritischen Don Quixote lachen, und mit Recht, der ihnen die Inscenirung solcher Unmöglichkeiten zumuthet. Vielleicht soll das in meinem Sinne seyn! Man muß jede seiner Äußerungen überwachen, und leider hab' ich keine Waagschaale im Munde. Wie ging es mir neulich! Ich wurde in einer Gesellschaft gefragt, wer denn der „Herrmann Stein“ sey, den ich so protegire. Als ich erstaune, verweis't man mich auf Hackländers „Ueber Land und Meer“ worin zu lesen sey, daß besagter Stein eine Agnes Bernauer geschrieben habe, die von mir viel höher gestellt werde, wie jede and're, meine eigene mit eingeschlossen. Nun hören Sie den Zusammenhang. Ein Herr Stein, seines Zeichens Buchhändler-Commis, schickt mir aus Prag eine Agnes Bernauer, die ich ungelesen mit einer Entschuldigung zurückschicke. Bevor er meinen Brief noch empfängt, läßt er sich persönlich bei mir melden; ich hatte mir eben, merken

Sie das wohl, ein Senfpflaster gegen einen hartnäckigen Rheumatismus auf die Schulter gelegt. Der Dichter tritt ein und ich erblicke, nicht einen jungen Menschen, wie ich gedacht hatte, sondern einen alten Galizischen Juden mit einer Glatze, groß wie Höltys silberner Mond, und einer Schnupftabaks-Nase. Ich sage ihm, daß ich sein Stück zurückgesandt habe; er zieht statt aller Antwort ein zweites Exemplar aus der Tasche. Ich frage ihn, worin er denn von seinen Vorgängern, und namentlich von mir, in seiner Bearbeitung abweiche: er versetzt, im fünften Act und zwar im Punkt der Versöhnung, denn diese habe er vollständig zu Stande gebracht. Ich frage weiter, durch welches Mittel; er erwiedert, durch kleine Kinder. In dem Augenblick fängt mein Pflaster an zu ziehen und mich plagt der Teufel. Ich denke, es soll so lange sitzen bleiben, als der braucht, um dir seinen fünften Act vorzulesen, damit es ordentlich wirkt, und bitte den Dichter um Mittheilung. Er beginnt und schon bei der zweiten Scene habe ich Höllenschmerzen und diese steigern sich nach der geometrischen Progression. Da man aber sich selbst noch eher Wort halten muß, als Anderen, so ergebe ich mich in mein Märtyrerthum, schneide jedoch alle erdenklichen Grimassen. Der Dichter hält diese für Zeichen gespanntester Aufmerksamkeit und konnte auch nicht anders, denn Langeweile drückten sie wahrlich nicht aus. Er wird also immer pathetischer, legt immer mehr Gewicht auf die einzelnen Sentenzen und bringt mich zur Verzweiflung. Natürlich suche ich ihn, als er endlich fertig ist, rasch los zu werden, um mich des Pflasters entledigen zu können, und sage: das mit den Kindern ist uns Allen nicht eingefallen, darin sind Sie ganz originell! Nun muß ich's in der Zeitung lesen und darf mich nicht einmal beklagen. Daß der Dichter schon Alles in der Welt gewesen und von Mercur schnöde im Stich gelassen war, bevor er sich Apoll anschloß, versteht sich von selbst.

Da ist der Bogen voll. Wo bleibt Ihre Tragödie? Ich bin äußerst gespannt. Auf Ihre Zusammenkunft mit Hettner bin ich begierig; unrecht können Sie mir gewiß nicht geben. Die herzlichsten Glückwünsche!

Wien d. 29. Jan: 1863.

Lieber Freund!

Eben habe ich im Orion Ihre Kritik der Gottschallschen Literatur-Geschichte gelesen, d. h. die erste Hälfte. Wir haben nie über Buch und Autor mit einander gesprochen, aber wenn wir uns in feierlicher Sitzung darüber berathen hätten, so könnten wir nicht besser übereinstimmen. — —

Der Verleger des Orion ist mit dem Abonnement zufrieden, wie er mir schreibt; das ist für den Anfang viel. Der Herausgeber scheint sich die Arche Noahs zum Vorbild genommen zu haben, denn er sammelt, nach dem Mitarbeiter-Verzeichniß auf dem Umschlag zu urtheilen, an reinen und unreinen Thieren, was sich nur auftreiben läßt; auch Freund Gutzkow figurirt schon darunter. Wie diese nun zu gleicher Zeit gestreichelt und abgeschlachtet werden können, ist nicht gut zu begreifen; es wird also bei dem neuen, mit so pomphafter Emphase angekündigten Unternehmen wohl darauf hinauslaufen, daß sich neben Öchs- und Eselein gelegentlich auch das Kind Jesu einmal auswimmern darf.

Ihr Trauerspiel wird hoffentlich fortrücken; das meinige ruht. Ich kann mich durchaus nicht zu Shakespear's Methode des raschen Szenen-Wechsels entschließen, denn wir haben nun einmal kein Theater mehr, auf dem ein in den Winkel gestellter Stock mit einem beschriebenen Papier-Fetzen die Zuschauer von Rom nach Egypten versetzt, und mit jeder „Verwandlung" fängt das Stück nach meinem Gefühl von vorn an, weil das Hin- und Herschieben der Coulissen und das Auf- und Abtragen von Tischen und Bänken durch Theater-Bediente in Livreen jede Illusion zerstört. Aber es ist unermeßlich schwer, im Demetrius die unglaublich verwickelte Handlung auf wenige große Gruppen zurück zu führen und diese zu einer eng geschlossenen Kette zu gliedern. Darin steckt jetzt für mich die Hauptschwierigkeit, und möglicher Weise, jedoch nur im äußersten Nothfall, muß ich mir einige Abweichungen von meinem bisherigen Wege gestatten, wenn ich nicht ganz sitzen bleiben will. Viel Zeit habe ich nicht mehr zu verlieren; am 18ten März d. J. werde ich fünfzig Jahre!

Gutzkow hat seine „Unterhaltungen" aufgegeben und Frenzel hat mit einer Kritik meiner Nibelungen debütirt. Das Stück wurde inzwischen in Berlin und Schwerin aufgeführt; an beiden Orten mit entschiedenem Erfolg. Urtheile habe ich nicht gesehen, das von Rötscher in der Haude- und Spenerschen Zeitung würde mich interessirt haben, nicht seiner selbst wegen, sondern weil wir früher ein Verhältniß zu einander hatten. Vielleicht kam es Ihnen zu Gesicht.

Wien d. 9ten März 1863.

Lieber Freund!

Dieß Mal habe ich Ihnen etwas Erfreuliches mitzutheilen. Die Nibelungen sind hier am 19ten v. M. über die Bühne gegangen und machen volle Häuser. Die Direction selbst erklärt sie für ein Zugstück und wundert sich, daß sie sich so geirrt hat, denn sie hatte natürlich höchstens einen Succès d'estime erwartet und sie würde nicht einmal unglücklich gewesen seyn, wenn auch dieser ausgeblieben wäre. Um alles Persönliche bei Seite zu setzen, was hier bewußt oder unbewußt mit spricht, so ist die Begriffs-Verwirrung, aus welcher diese Art Vor- und Mißurtheile hervorgehen, auf einen einzigen Punct zurück zu führen, und der ist mir gerade jetzt sehr klar geworden. Das gemeine Theaterstück, wie es bei uns die Bühnen überschwemmt, hat es mit den allergewöhnlichsten Zuständen und Menschen zu thun. Es braucht sich nicht erst Glauben zu erkämpfen, denn er versteht sich von selbst; auf jeder Straße trifft man den Helden, und sein Schicksal obendrein. Das poetische Drama kann gar nicht existiren, ohne mit dieser Welt zu brechen und eine andere dafür aufzubauen, ganz gleichgültig, ob es sich in einer Bürgerstube oder in einem Königssaal abspinnt. Das Publicum, man sage, was man wolle, läßt sich auch eben so gern beim Schopf nehmen und über alle Erbsen-Felder und Düngerhaufen weg durch die Lüfte führen, wie der Prophet des alten Bundes, der die Speise auf's Feld trug. Aber es muß der Engel des Herrn seyn, kein eitler Narr, der die Hand ausstreckt. Nun giebt es jedoch eine Menge Gesellen, die sich berufen fühlen, seine Rolle zu spielen, ohne seinen starken Arm zu haben; da ist es denn kein

Wunder, daß Habakuk sich wehrt, denn was hätte er davon, wenn er sich willig zeigte? Ausgerissene Haare, Schmerz im Nacken und einen zerbrochenen Grütztopf. Nun aber die Herren Intendanten und Directoren! Sie wirthschaften das ganze Jahr hindurch mit den Industriellen, wie ich die jedesmaligen Kotzebues und Ifflands nennen mögte, und befinden sich wohl dabei, denn die Schauspieler haben Beschäftigung und die Kasse füllt sich. Nun kommt ein Schalttag und an dem soll den Musen geopfert werden. Da greifen sie denn nach irgend einer Stelzen-Tragödie, einem Perseus von Macedonien, einem Demetrius und ähnlichen verregneten Feuerwerken. Das Publikum merkt, daß die Herren Verfasser, die für den großen Mazedonier-König oder den russischen Czaren das Wort ergreifen, kaum für ihre Kammerdiener sprechen können, es lacht oder schläft ein, die Intendanz und Direction haben einen neuen Beweis in Händen, daß es mit dem „höheren" Drama nicht geht. Gerathen sie dann einmal an das Rechte, so sind sie über ihren eignen Erfolg so erstaunt, wie der Phönizier, der Linsen zu kochen glaubte und das Glas erfand. Doch, genug der Kritik, wir haben ihn, wie man ihn nur haben kann; bei jeder Vorstellung ist das Haus ausverkauft und die Fremden schicken aus den Gasthöfen um Billete zu mir. Ob man mir ihn nicht nachträglich verkümmern wird, steht freilich dahin; Störungen, Schauspieler-Erkrankungen und rasch herangebrachte Novitäten sind schon lustig im Gange. Aber man regt sich auch für mich, die Studenten geben mir zum 18ten einen Comersch u. s. w.

Der zweite Theil Ihres Artikels hat mir ganz so gut gefallen, wie der erste. Für Ihren Protest in Bezug auf Grabbe danke ich Ihnen herzlichst. Glauben Sie mir, nur die Perfidie stellt mich mit dieser eben so hohlen, als grotesken Unnatur zusammen; selbst im Holofernes ist die Aehnlichkeit nur äußerlich, denn auch dieser hat Wurzeln, mögen sie nun so tief sitzen, wie sie wollen, und was stünde bei Grabbe nicht in der Luft? Er hat auch nie auf mich gewirkt, wohl aber, leider, Shakespeares Titus Andronicus.

Sind Sie in Jena? Dann gehen Sie ja zu Marshall; ich habe ihm heute wieder von Ihnen geschrieben. Ich adressire aber für alle Fälle nach Chemnitz.

Stern an Hebbel.

Hochverehrter Freund!

Bis heut habe ich eine Nachricht von Ihnen erwartet, jetzt fangen mich an böse Gedanken und schlimme Vermuthungen von andauernder Krankheit zu beschleichen. Durch die Zeitungen lief ein Gerücht, daß Sie Ihren Geburtstag, den wir bei Marshall in Weimar mit Champagner schon am Tage zuvor feierten, im Bett zugebracht hätten. Das war schlimm, aber Ihre Freunde konnten doch noch hoffen, daß irgend eine tückische Grippe sich gerade diesen Tag ausgesucht hätte und jetzt längst wieder verscheucht sei. Nun fängt mir, wie gesagt, Ihr Schweigen an Furcht zu machen. Wenn Sie gesund sind und nur durch Arbeiten

von der Correspondenz zurückgehalten werden, so bitte ich: schreiben Sie mir eine Zeile zu meiner Beruhigung. — — — —

Ich bin hier in den Ferien und arbeite fleißig, auch für den „Orion“. Meine Hoffnung eine größere Charakteristik Ihrer sämmtlichen Werke in der Wissenschaftlichen Beilage zur „Leipziger Zeitung“ zu geben, hat sich hinausgeschoben. Vor einiger Zeit hat ein Dr. G. Häbler in Dresden eine längere Kritik der Nibelungen in der Zeitung veröffentlicht, und die Redaction wird nun meine Characteristik später bringen. Die Häblersche Kritik enthält eine Reihe Schulmeisterbedenken, bei denen man unwillkürlich lachen muß, aber sie vergißt nicht, daß sie einem Meister und Meisterwerke gegenübersteht. Und wie die Zustände unsrer Literatur sind, muß man diese erste selbstverständliche Voraussetzung, schon hoch anschlagen. Was würden Sie sagen, hochverehrter Freund, wenn ich Ihnen die Anzeige meiner Verheirathung in den nächsten Monaten machte? —

— —

Genug für heut. Noch hoff' ich dies Alles und halte nichts. Wenn es der Fall wird, so ginge ich im Herbst nach Dresden oder in die Umgebung Dresdens zurück.

Chemnitz, 15. April 1863.

Hochverehrter Freund!

Ihr lieber Brief vom 23. April würde längst beantwortet sein, wenn ich nicht erst das, was ich nun noch immer vor mir habe, hinter mir hätte wissen wollen. Aber morgen früh tritt das beiliegende Blatt*) in Gültigkeit, und wer in solchen Fällen noch daran denken wollte, daß zwischen Lippe und Bechersrand viel liegen kann, der käme ja zu keiner Freude. Der Schritt ist also gethan, gewagt, ich hoffe und glaube mir zum Heil! Aber ich will lieber möglichst wenig darüber sprechen. Am besten wäre es, Sie sähen und urtheilten in nicht allzulanger Zeit selbst. Vom Herbste an wohne ich mit meiner Frau — will mir doch das Wort kaum aus der Feder! — in Schandau bei Dresden, hart an der Prag-Dresdner Eisenbahn. Sobald Sie der Weg wieder zu Ihrer schönsten Dame — der sistinischen Madonna führt, dürfen Sie an uns nicht vorüber. Und daß Sie auf der ganzen weiten Welt der liebste Gast sind, den ich in meinen vier Pfählen zu begrüßen hoffen kann, — das brauche ich Ihnen ja nicht erst zu sagen.

Wir lassen uns morgen hier trauen, gehen dann an die Ostsee, wohin Preller meine Frau zu Studien schickt, aus denen, fürcht ich, nicht viel werden wird. Meine Arbeiten ruhen zur Zeit, aber ich denke nicht länger, denn es drängt und treibt mich und meine eignen Gestalten lassen mir keine Ruhe.

Hofrath Marshall in Weimar habe ich meine Sachen geschickt, wie er gewünscht hatte. Schöll suche ich bestimmt im August auf, wo ich auf jeden Fall

*) Die Anzeige der Verheirathung Sterns mit Malwine Krause, einer jungen Malerin und Schülerin Fr. Prellers des Älteren in Weimar.

nach Weimar komme. Ich habe ganz ehrlich gesagt, immer eine gewisse Scheu vor ihm getragen. Sie ist unpersönlicher Natur. Er ist sehr gegen Richard Pohl eingenommen und ich kann verstehen warum. Aber letzterer ist mein Jugendfreund, mein vieljähriger Gastfreund, ich kenne ihn von anderen Seiten als Schöll, und fühlte gleichwohl, daß der letztere mich auf meine Freundschaft zu Pohl hin beargwohnen werde. Jetzt da Sie mich ihm empfohlen haben, ists ein anderes und es versteht sich von selbst, daß ich ihn mit tausend Freuden aufsuche. —

Leipzig 15. Mai 63.

Saßnitz, den 12. Juni 1863 auf der Insel Rügen.

Hochverehrter Freund!

Ihren sehr liebenswürdigen Brief mit seinen herzlichen Glückwünschen, erhielt ich als den ersten, der mir auf diese meerumrauschte waldumschlossene Insel nachkam. Tausend Dank dafür, und für die gute Aussicht, die Ihre beabsichtigte Reise nach Hamburg mir eröffnet. Denn findet dieselbe nicht vor September statt, so befinde ich mich sicher in meiner Vorstadt von Dresden, und kann das Glück und die Freude haben Sie wiederzusehen. Ich bleibe mit meiner Frau bis Anfang August hier, gehe dann auf einige Tage nach Berlin und Weimar, und will mich, wie ich Ihnen wohl schon schrieb, zu Ende August in Schandau an der Elbe häuslich einrichten. Durch Eisenbahn und Dampfschiff ist dasselbe nicht weiter von Dresden entfernt, als viele Ihrer Wiener Vorstädte von der Burg, und ich habe ein reizendes Logis mit schöner Fernsicht über Strom und Waldberge gefunden. Allerdings ist dies provisorisch, ich kann definitive Entschlüsse, besonders um meiner Frau willen, zur Zeit noch gar nicht fassen. Dieselbe ist als Künstlerin noch nicht selbständig, noch Schülerin Prellers, wünscht dies für nächste Zeit zu bleiben und will so lange sie es ist monateweis nach Weimar gehen. Wir dürfen uns daher zunächst nicht zu weit von der alten Heimath entfernen, und auch ich will noch einmal sehen, ob keine Möglichkeit vorhanden ist, in Dresden festen Fuß zu fassen. Ich hoffe mit Ihnen hierüber sowie über viele andere Angelegenheiten im Laufe dieses Jahres mündlich sprechen zu können.

Gewiß, hochverehrter Freund, sage ich Ihnen gern von meiner äußeren Lage so wenig davon zu sagen ist. In Dresden erzählen die einen: ich hätte eine Frau mit einem Rittergut geheirathet, die andern eine Frau ohne allen Besitz. Ersteres ist nicht wahr, letzteres kann nicht wahr sein, weil es einfach unmöglich gewesen wäre. Meine Frau besitzt kein großes, aber ein sicheres Vermögen, soweit menschliche Dinge sicher sind, sie besitzt es selbst, und soll es nicht erst dereinst erhalten. Mit einem Worte ich bin zwar der Nothwendigkeit der Welt das Fleisch zum Brode und das Polster zum Obdach abringen zu müssen nicht überhoben, aber Brod und Obdach habe ich. Es liegt schon viel darin, wenn man nur für die Anmuth und Annehmlichkeit, nicht für die äußerste Nothdurft des Lebens kämpft. — Von meiner Frau selbst sage ich Ihnen lieber nichts, Sie sollen sie kennen lernen. Sie gehört zu Ihren wärmsten Ver-

ehrerinnen unter den Frauen und war eines Tages nach den „Nibelungen“ in Weimar drauf und dran gewesen Ihnen ihre Begeisterung zu schreiben, was sie klüglich denn doch unterlassen hat.

Im Augenblick lebe ich ganz und gar eine Idylle, die nur vom Himmel mit mehr Sonnenschein über der blauen Ostsee und den herrlichen Buchenwäldern unterstützt werden sollte. Auf dem Wege hierher habe ich für Monate die letzte persönliche Berührung mit der Literatur gehabt. Ich lernte Strodtmann, der daselbst verweilte und durch ihn Friedrich Spielhagen, den Dichter der „Problematischen Naturen“ kennen. Strodtmann schien mit meinen Beiträgen für den „Orion“ zufrieden und hat mich in den nächsten Monaten zu einer ganzen Reihe von Artikeln aufgefordert. Nach seinen Aussprachen ist der Fortbestand des „Orion“ gesichert. Spielhagen ist offenbar ein bedeutender und auch feiner Kopf, aber er schreibt jetzt Roman auf Roman und vergißt, daß in einem, zwei, höchstens drei guten Romanen der Reichste ein Jahrzehnt erschöpft und sich alsdann nur wiederholen kann.

Hochverehrter Freund!

Seit Monaten habe ich direkt keine Nachricht von Ihnen erhalten, und allerdings auch nur einmal, im Juni von der Insel Rügen aus, geschrieben. Da ich meinen von dort abgesendeten Brief recommandirte, so glaube ich mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß derselbe in Ihre Hände gelangt ist. Den Grund, warum Sie mir nicht geantwortet, glaube ich seitdem in Weimar durch Hofrath Marshall erfahren zu haben. Er sagte mir zu meinem größten Bedauern daß Sie einen Theil des Sommers krank gewesen sind. So pflegt es leider mit unseren Phantasien zu gehen; während ich einsam am Meeresstrande wanderte und Ihrer dabei viel gedachte, stellte ich Sie mir stets in der herrlichen Alpenumgebung vor und nichts lag mir ferner, als das Bild eines Krankenzimmers. Glücklicherweise sagte mir Herr Marshall, daß Sie bereits seit Wochen auf dem Wege der Genesung wären und so darf ich jetzt wohl annehmen, daß Sie völlig gesund sind. Ende August kam ich mit meiner Frau von Rügen zurück. In den letzten Wochen hatte ich Streifzüge durch die ganze Insel, auf einige benachbarte Eilande und an den umliegenden Küsten unternommen. Es hat mir demnach an neuen Eindrücken und Anschauungen nicht gefehlt, — aber trotzdem ergeht es mir, nun ich daheim bin, ziemlich wunderlich. Ich weiß nicht, ob Sie einmal die Geschichte von dem indischen Büßer gelesen haben, dem böse Geister den Sinn so verwirrten, daß er Fluchen und Beten nicht mehr unterscheiden konnte. Mir ist ähnlich zu Muth. Ich weiß keine Stunde, ob ich über meine Reisemonate in Entzücken ausbrechen oder ein schallendes Gelächter aufschlagen soll. Denn neben dem großen Eindruck des baltischen Meeres, neben der unvergeßlichen Erinnerung an meine Idylle zu Sassnitz, hab' ich doch gegründete Ursache Preller zu verwünschen, der nur an gute Motive, See- und Baumstudien für meine Frau gedacht, aber die natürlichen Ansprüche von Leuten in unserer momentanen Situation gar nicht in Rechnung gezogen hat. Und so zufrieden ich vermuthlich zu jeder anderen Zeit meines Lebens

mit dem dreimonatlichen Inseldasein gewesen wäre, — kann ich doch nicht ohne Bedauern daran denken, daß wir um gleichen Preis diese Monate in Venedig, in den Alpen oder am Rhein hätten zubringen können!

Übrigens lag der Fehler nicht blos in dem Punkte, daß wir Prellers specifisch landschaftsmalerischen Rath allzutreulich befolgten, sondern auch in Betreff der Ausdehnung unsres Aufenthalts lediglich an uns. Rügen kann in vier bis fünf Wochen bis in seine letzten Einzelheiten genossen werden und wir hätten Anfang Juli zurückgehen müssen. Davon hielt uns denn der Rückreiseplan, den wir zur Weimarischen Künstlerversammlung in Bezug gesetzt hatten, zurück. Kurz wir waren schließlich hocherfreut uns in Weimar und, nach der langen Beschränktheit auf Fischer und Schiffer, unter einigen Menschen zu finden, deren Interessen uns näher lagen, als die der Jasmunder.

In Weimar habe ich natürlich Hofrath Marshall aufgesucht, seiner Liebenswürdigkeit auch eine specielle Einladung zu dem prächtigen Künstlerfest auf der Wartburg zu verdanken gehabt. Schöll, dem ich nach Ihrem letzten Winke meinen Besuch zu machen gedachte, war absolut nicht aufzufinden, sein ganzes Wesen ging im Comité für die Künstlertage auf, und da ich gleich nach denselben abreiste, so muß die endliche Bekanntschaft bis auf den nächsten Besuch Weimars verschoben bleiben.

Seit acht Tagen bin ich hier, wo ich mich provisorisch niederzulassen gedenke. Die reizende Lage des Orts, die völlige Einsamkeit und dabei doch wieder die erwünschte Nähe Dresdens lassen mich hoffen, hier zu finden, was ich suche: glückliche, arbeitsreiche Tage.

Zu den liebsten vorläufigen Hoffnungen, mit denen ich Schandau entgegensah, und mein Interimsnest betreten habe, gehörte die Erwartung Sie in diesem Herbst wiederzusehen. Werden Sie dieselbe zu Schanden machen? Sie dürften das Leid schon meiner Frau nicht anthun, welche sich außerordentlich auf Ihren Besuch gefreut hat, und da der September noch schönes Reisewetter zu gewähren verspricht, so hoffe ich in Ihrem nächsten Briefe meine Hoffnungen bestärkt zu finden! —

Das literarische Leben war mir seit einiger Zeit ganz fremd geworden — und es hat viele Wochen gegeben, in denen ich selbst keine politische Zeitung in die Hand bekam. So mögen mir eine Menge Kleinigkeiten entgangen sein, etwas Wesentliches glaub' ich kaum versäumt zu haben. Mit der That oder dem Werke, das nach drei Monaten keine Spuren mehr hinterläßt, kann nicht allzuviel versäumt sein. Karl Gutzkow ist zwar entgegengesetzter Meinung, und vermuthlich nur weil er denkt, daß alles Bedeutende bald stirbt, sagte er mir in Weimar den „Orion" todt.

Ganz offen gesprochen verzweifle ich einigermaßen an demselben. Wunderlich genug — hauptsächlich seit einem Gedichte Strodtmanns „Für Polen". Ich denke er hat Ihnen dasselbe gleichfalls zugeschickt. Als ich alle Tiraden von 1848, aber auch alle, und um kein Jota geändert, lesen mußte, fiel mir der colossale abenteuerliche Widerspruch: mit einer und derselben Zeitschrift der rothen Republik und der ächten Kunst dienen zu wollen, unabweisbar in die Augen. Gewisse Unzulässigkeiten und Albernheiten in den seither erschienenen Heften

kommen ganz gewiß auch nur auf Rechnung der „Gesinnungsgenossen“, die an Strodtmann ganz tüchtig herumarbeiten. Wenn hierin noch etwas zu ändern ist, so vermögen Sie es allein, ich glaube ein Wink Ihrerseits könnte nützen, da Strodtmann — wie billig — auf Ihr Urtheil das größte Gewicht legt.

In den nächsten Wochen werde ich Ihnen einen Band Erzählungen „Am Königssee“ zusenden, welche Weber in Leipzig in Verlag genommen hat. — Gegenwärtig habe ich mein ofterwähntes Gedicht Gutenberg wieder vorgenommen und wenn der Drang, welcher mich jetzt dazu führt, nicht noch einmal nachläßt, so hoffe ich es in diesem Jahre noch zu Ende zu führen. — Ich wage kaum nach Ihrem „Demetrius“ zu fragen denn ich fürchte, daß die Krankheit Ihnen auch hier Einhalt gethan hat. — Ihre Nibelungenepigramme haben mir dieselbe Freude bereitet, als da ich sie zuerst kennen lernte, — wissen möchte ich wohl, welchen Effect die Bombe im Münchener Lager hervorgebracht hat. Die Herren an der Isar schienen sich übrigens neuerlich in zwei Parteien gelöst zu haben, soviel ich von dem Klatsch verstehe, den die Comödiantin Frau von Bulyovsky von München nach Dresden getragen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber genug des Geschwätzes. Die Antwort, welche ich von Ihnen hoffe, soll mir vor allem Beruhigung über Ihr Befinden und möge mir, wenn thunlich, auch eine gute Nachricht betreffs Ihrer Fahrt nach dem Norden bringen.

Schandau bei Dresden 10. September 1863.

Hebbel an Stern.

Wien, d. 25sten Sept. 1863.

Lieber Freund!

Sie haben Sich gewiß schon selbst gedacht, daß meine Krankheit eine Wahrheit ist, meine Genesung aber eine Fabel. Vor drei Tagen kam ich aus dem zweiten Bade zurück, das mir schon in diesem Sommer verordnet wurde; auf die Soole ließ mein Arzt den Schwefel folgen. Auch spüre ich einige Erleichterung des Zustandes; von einer Hebung des Grundübels ist aber nicht die Rede und an eine Reise im unsichern Herbst darf ich gar nicht mehr denken. Dieser hartnäckige Rheumatismus, der sich in alle Systeme meines Organismus verbissen hat und leider, leider nicht einmal vor dem Winter Abschied nehmen zu wollen scheint, ist die Frucht einer einzigen Erkältung, die ich mir in Wilhelmsthal zuzog. Ich hatte einen großen Spaziergang mit dem Großherzog gemacht, wir kamen erst unmittelbar vor Tafel zu Hause, ich mußte mich, erhitzt wie ich war, sogleich vom Kopf bis zu den Füßen umkleiden und fühlte die Folgen schon während des Speisens. Hätte ich nun bedacht, daß die schönen Jahre vorüber seien, in denen man, wenn man in's Wasser fällt, den eigenen Körper ungestraft als den besten Ofen betrachten darf, um die Kleider daran zu trocknen und in Dresden ein paar Dampfbäder genommen, so wäre gewiß alles gut gegangen. Ich that es nicht, ich schleppte mich den ganzen Winter mit Seitenstichen und Rippenschmerzen herum und muß nun büßen. Die Zeit, die

seit meinem Geburtstage verstrich, kann ich gar nicht mit zu meinem Leben rechnen und wer weiß, wie lang sie sich noch ausdehnen wird. Vor einer Woche wäre ich noch außer Stande gewesen, Ihnen diesen Brief zu schreiben, denn ich gehöre zu den Menschen, die von unten auf am besten geköpft werden können; wer mir die Beine bindet, der kann mir die Gehirn-Kugel ruhig lassen.

Ich danke Ihnen für Ihre offene Beantwortung meiner offenen Frage und freue mich, daß Sie nur noch für die Anmuth und Annehmlichkeit des Lebens, nicht für die Nothdurft zu sorgen haben. Wie leid thut es mir, daß ich Ihre liebe Frau nicht sehen soll; das Geld, was ich zu einer erfrischenden und auch aus anderen Gründen nothwendigen Reise bestimmt hatte, ist den Aerzten verfallen. Hoffentlich kommen noch wieder bessere Tage für mich und dann will ich's einbringen. Auf Ihre Erzählungen freue ich mich und zur Wiederaufnahme des Gutenberg gratulire ich, aber wo bleibt Ihre Tragödie? Das Epigramm gegen Geibel habe ich endlich losgelassen, weil die Niederträchtigkeit, womit dieser zarte Backfisch-Lyriker den „Sängerkrieg“ gegen mich führt, gar keine Grenzen findet. Geschrieben wurde es vor vier Jahren und befand sich einmal schon für die „Unterhaltungen“ in Gutzkow's Händen: ich zog es wieder zurück, weil es mir zu grausam schien. Demnächst ersuchte mich der Intendanzrath Schmitt, der jetzige Direktor des Münchner Hoftheaters, ein sehr braver Mann, um Siegfrieds Tod, weil er ihn zur Aufführung bringen wollte. Kaum hört Geibel davon, als er zu Schmitt auf's Büreau kommt und ihm erklärt er wolle seine Brunhild gespielt sehen und zwar sogleich. Die Brunhild war lange da und es war ihm gar nicht eingefallen sich um das Theater zu bekümmern; Schmitt war keinen Augenblick im Zweifel, daß er sie blos mir, wie einen Stein in den Weg warf und gedachte sich keineswegs zu fügen. Aber der Zufall führte mich auf einer Reise nach Paris über München und ich ließ mir mein Mspt. auf der Stelle wieder aushändigen, zeigte Geibel das auch brieflich mit den Worten an, daß ich die Rechte der einheimischen Talente zu ehren pflegte, wenn sie auch an mir nicht geehrt würden. Ich denke das war anständig. Nun kam die Darstellung meiner Trilogie in Weimar, Schöll, früher eher mein Gegner als mein Freund, schrieb eine vortreffliche Kritik darüber für die Augsb. Allg. Zeitung, die nach vielen Winkelzügen abgelehnt wurde und der Baron von Cotta entschuldigte sich deshalb, als ich im vorigen Jahre von London kam, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es nur geschehen sei, um Herrn von Geibel nicht noch mehr zu reizen. — Dieß sind lauter Thatsachen, die juristisch bewiesen werden können, viele andere, die ebenso wahr sind, denen die Evidenz für den bürgerlichen Richter aber mangelt, übergehe ich. — — — — — —

Ueber Strodtmann und seinen Orion denke ich ganz wie Sie; auch deshalb wäre ich gern nach Hamburg gegangen und hätte mit Campe gesprochen. Hauptsächlich hätte es sich freilich um die Gesammtausgabe meiner Schriften gehandelt, wegen deren wir in Unterhandlung stehen. Das Polen-Gedicht hat auch mich erschreckt, obgleich es zu den besten Arbeiten des Verfassers gehört. Dies ist nun einmal sein Pathos. Ich schrieb ihm in meinen Augen sei der Frankfurter Fürstentag das wichtigste Ereigniß der deutschen Geschichte seit dem Westphälischen Friedensschluß; was er insofern gewiß ist, als er durch feierliche Sanktion der

National-Bedürfnisse an die Stelle der bis dahin bestandenen durch keine Revolution auszufüllenden Kluft zwischen der Nation und ihren Regierungen eine ganz andere, bei weitem weniger schreckliche Kluft zwischen den Regierungen selbst gesetzt hat. Ob es ihm gefällt, hierüber nachzudenken oder ob er mich ganz einfach in die Liste der Unverbesserlichen einträgt, weiß ich nicht. — — — —

Haben Sie Wilbrandt's „Heinrich von Kleist" gelesen? Ein vortreffliches Buch, was mich wohl um so tiefer berühren mußte, als ich ganze Stellen verzweiflungsvollsten Inhalts darin finde, wie ich sie selbst, fast mit den nämlichen Worten aus der Seele in's Tagebuch oder in Briefe hinübertrug. Aber, Gott Lob, vor zwanzig Jahren! Auch Schreckliches schlimmerer Art ist mir aufgestoßen; s. z. B. der Wunsch Goethe den Lorbeer von der Stirne zu reißen, Goethe! So tief sank ich nie, daß ich mich so weit erhob.

Oppermanns Biographie hat mich gleichfalls wenig angesprochen und Ihre Kritik unterschreibe ich von Wort zu Wort.

Dies ist mein erster langer Brief seit Monaten. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin auf's Herzlichste. Wie immer

Ihr

Fr. Hebbel.

Stern an Hebbel.

Spandau, 26. October 1863.

Hochverehrter Freund!

Daß ich Ihren tückischen Rheumatismus, welcher mich so schnöd um die festgehofften Freuden unsrer Wiederbegegnung betrügt, entschieden verwünsche, werden Sie mir billig zu Gute halten. Alle meine Wünsche richten sich zuletzt auf Ihr völliges Wohlbefinden daheim, — daß Sie unter diesen Umständen nicht reisen konnten, begreift selbst mein hartnäckiger Egoismus. Wenn mir aber irgend etwas für meine getäuschte Erwartung hätte Ersatz bieten können, so wäre es Ihr lieber theilnahmvoller Brief gewesen. Nun scheint es freilich ein schlechter Dank für solchen Brief die Antwort einen Monat schuldig zu bleiben, aber das beifolgende Bändchen mag meine Entschuldigung übernehmen. Herr Johann Jacob Weber kündigte das Erscheinen desselben zum 30ten September an, hatte aber, wie es scheint, so schwer an Leipziger „Schlacht-Literatur" zu ediren, daß ich wartete und wartete, und erst vor einigen Tagen die Exemplare erhielt.

Welchen Eindruck Ihnen die Novellen machen können, ist mir ziemlich unklar und ungewiß. Auf alle Fälle wünschte ich selbst die Erzählung „Walburg am See" aus dem kleinen Buche hinweg, denn ich empfinde schon jetzt, daß ich in derselben nicht ausgedrückt habe, was ich beabsichtigte. — —

Des Briefwechsels zwischen Goethe und Carl August konnte ich noch nicht habhaft werden. Eine längere Besprechung desselben las ich im Feuilleton der Frankfurter „Süddeutschen Zeitung," — sie hatte einen gewissen Lotheißen zum Verfasser, welcher sehr entzückt schien und einige bedeutsamere Stellen auszugs-

weise mittheilte. Die Dresdner königliche Bibliothek kauft nichts an und ich werde wohl meine Frau, die in den nächsten Tagen nach Weimar zu Preller geht, beauftragen, mir das Werk zu verschaffen. — Wilbrandts „Heinrich von Kleist“ dagegen habe ich mit wachsendem Interesse schon zum drittenmale gelesen, ich eignete mir das Buch sofort nach Erscheinen an. In mehr als einem Sinne ist der Eindruck allerdings ein furchtbarer und ich gestehe, daß ich mich zwingen muß, um mir den gräßlichen Schluß ganz klar vor Augen zu stellen. Unmittelbar nach dem besten Gelingen der tiefste Sturz, und der Dämon, welcher im „Prinzen von Homburg“ überwunden scheint, nun doch der Vernichter des Dichterdaseins! Man kann sich übrigens nicht helfen, man muß auf die äußern Bedrängnisse der Lage Kleists einen noch größern Theil des letzten Entschlusses setzen, als es auch bei Wilbrandt geschieht. Denn die furchtbarsten Momente seines Lebens hatte Kleist offenbar um 1803 und ich kann vom Gedanken nicht loskommen, daß wenn er 1811 noch die äußern Hilfsmittel von damals in Händen gehabt hätte, seine Pistolen auch diesmal ungeladen geblieben wären.

Das Verhältniß zu Goethe ist vielleicht das Schrecklichste im ganzen Buche, das zählt offenbar zur Sünde wider den heiligen Geist, von der die Schrift spricht! — —

Sie sind freundlich genug nach meiner Tragödie zu fragen. Ich habe seit diesem Frühjahr, wo sie bis auf die letzten Scenen fertig lag und ich peinlich unterbrochen ward, nicht den Muth gehabt, sie wieder anzusehen. Völlige Gewißheit ist, daß sie einer nochmaligen Umarbeitung bedarf. Der wenig günstige Eindruck aber, den sie bei den ersten Hörern, (die doch, wie meine Frau, eher für als gegen mich eingenommen waren,) hervorrief, und dazu die Überzeugung, daß ich unter meinen Entwürfen einen weniger gewagten, reicheren und wirksameren Stoff besitze, — Alles dies wird es mir sehr schwer machen, noch einmal ein Viertel- oder halbes Jahr an eine Arbeit zu setzen, welche ich mit vielleicht zu großer Consequenz aus einer hinter mir liegenden Periode herübergetragen habe. Jedenfalls will ich zunächst meinen Gutenberg zu Ende zu führen suchen. Über Ihr diesmaliges Nichtkommen ist nächst meiner Frau Niemand mehr enttäuscht, als Oppermann. Ich hatte versprechen müssen, wenn Sie kämen ihn von Zittau herbeizutelegraphiren, und Sie würden bei dieser Gelegenheit auch die Bekanntschaft seines Bruders, eines sehr geistvollen und interessanten Menschen gemacht haben. Derselbe ist, vom Durst nach Leben verzehrt, aus einem bairischen Canditaten der Theologie Feldprediger der britisch deutschen Legion in der Krim und in Caffraria geworden, hat sieben Jahr in Südafrika unter Kaffern und andern Heiden gelebt, und ist für diesen Winter nach Deutschland gekommen. Ein aufrichtiger Verehrer von Ihnen, kannte er doch natürlich Ihre neusten Sachen nicht und ist jetzt eben dabei die „Nibelungen“ zu lesen. Gerade jetzt, wo ich Ihnen in Dresden andere Leute hätte präsentiren können, als stocksteife maulfaule Architecten, kommen Sie nicht! — —

Von Strodtmann habe ich lange keine Nachricht. Nur indirect durch die Gedichte „Brutus schläfst Du!“, die freilich viel sagen.

Hochverehrter, theurer Freund!

Obschon ich seit Wochen die stille Besorgniß nicht unterdrücken konnte, daß die Bessrung Ihres Zustandes keine Fortschritte gemacht habe, so erfahre ich doch erst heute durch eine Zeitungsnotiz, daß der tückische Rheumatismus Sie wieder auf ein schmerzliches Krankenlager geworfen hat. Unter diesen Umständen vergißt man freilich alles Andre und ich kann mir vorstellen, daß weder der gerechte Sieg Ihrer „Nibelungen" über die Berliner Preiscommission, noch die plötzlichen Ereignisse in Ihrem Heimathlande, Ihnen eher Theilnahme abgewinnen können, als bis Sie glücklich hergestellt sind. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, in welche schmerzliche Unruhe und peinliche Sorge ich durch Ihre Krankheit versetzt bin. Ich schreibe daher eigentlich nichts, als eine vielleicht überflüssige Versicherung der innigsten Theilnahme, die sich im stündlichen Wunsch von Ihrem Besserergehen zu hören, unruhig genug ausspricht. Ich weiß leider wie wenig Beileidsversicherungen und Wünsche in solcher Lage sind — aber ich mochte doch diese Zeilen nicht unterlassen. Geht es Ihnen besser, theurer Freund, so richte ich die herzliche Bitte an Sie auch mich aus quälender Besorgniß zu reißen. Und wenn Sie mir zehn Worte von Ihrem Bedienten schreiben lassen, werde ich zufrieden sein, wenn es Ihnen nur wohlergeht.

Mit tausend herzlichen Grüßen und Wünschen für Sie

Ihr treuergebener

Schandau bei Dresden, 27. November 63. Adolf Stern.

Hebbel an die Fürstin Wittgenstein.

Durchlauchtigste Fürstin!

Die kleinen Aufträge, mit denen Sie mich beehrt haben, kann ich erst besorgen, wenn ich wieder nach Wien zurück gekehrt bin, da ich mich in Angelegenheiten, die Sie betreffen, auf Niemand, als mich selbst, verlasse. Aber wenn Ihr Album auch Führichs apocalyptische Blätter bis Mitte August ohne Zweifel sehr gut entbehren kann, so ist es mir doch unmöglich, mich nicht früher bei Ihnen in Erinnerung zu bringen. Danken will ich Ihnen nicht; ich fange gar nicht an, denn ich wüßte nicht, wo ich aufhören sollte! Auch steh' ich gern in Ihrer Schuld, während mich sonst eine Apfelblüthe, die der Wind mir aus dem Garten meines Nachbars zuführt, schon drückt. Wer könnte auch rechnen und zahlen wollen? Nur, wer das Einzige nicht zu schätzen weiß! Aber sagen muß ich Ihnen doch, welche Empfindungen mich ergreifen, wenn ich an die Altenburg zurück denke. Wie oft habe ich in meinem Leben schon ausgerufen: für die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts dichten, oder für die Fische malen, ist eins und dasselbe. Wie bitter habe ich es noch diesen Winter bereut, vielfältigem Bitten und Drängen nachgebend, meinen häuslichen Kreis überschritten und mich auf eine Vorlesung von „Mutter und Kind" eingelassen zu haben, obgleich der Beifall kaskadenmäßig auf mich hereinbrach! Wer erträgt's, für das E l e m e n t, das man mit Allen theilt, gelobt zu werden, statt für die F o r m, für das neue Mischungsverhältniß, das man allein hat! Aber jetzt bin ich mit

meinem Beruf ausgesöhnt. Denn ein so schönes Vertrauen, wie Sie und die liebenswürdigste aller Prinzeßinnen mir bewiesen, ist reichlicher Lohn für jedes Martyrium, und ich habe so viel empfangen, daß ich der „stumpfen“ Welt nicht bloß für die Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft vollen Ablaß bewilligen muß. Erblicken Sie hierin keine Phrase; meine Feinde haben mir schon öffentlich das Zeugniß gegeben, daß ich mich nie einer schuldig machte. Wie beklag' ich's, daß ich meine Nibelungen, in deren letztem Act ich geleistet zu haben glaube, was mir bis dahin noch nicht gelang, blöde verläugnete, wie Petrus den Herrn! Wie bald krähte mir der Hahn! Wär' nur nicht gleich den ersten Tag die Rede darauf gekommen! Aber auch das kann mich vor mir selbst nicht entschuldigen; der Instinct hätte mir auf der Stelle sagen sollen: hier wird nicht heute der Löwe gestreichelt und morgen sein Vetter, der behende Mäusefänger! Nun, ich hab's gebüßt, denn ich bin um eine unschätzbare Anregung gekommen. Doch, ich muß abbrechen, die Wärme führt mich zu weit! Haben Sie die Gnade, den Meister auf's Herzlichste von mir zu grüßen; ich weiß es zu würdigen, daß er für mich nicht stumm war, wie für die Welt, und die ungrischen Rhapsodieen klingen noch gewaltig in mir fort. Seine Abhandlung über Chopin hat mich entzückt und bewegt; nur in Einem Punct, den Sie aber Selbst errathen müssen und der mit der Musik Nichts zu thun hat, scheint es ihm begegnet zu seyn, aus der seltensten Ausnahme, die ihm das holdeste Glück in wunderbarer Doppel-Gestalt entgegenführte, eine allgemeine Regel abstrahirt zu haben! Mit Beklommenheit harre ich einer Nachricht aus Wien, ob die Kisten mit ihren kostbaren Schätzen eingetroffen sind; Gott gebe nur, daß Ihr Diener sich genau an meine Instructionen gehalten hat! Ich ließ sie ihm des Morgens noch wieder durch den Kellner einschärfen, denn was nach Oesterreich frankirt wird, hat oft wunderliche Schicksale. Die fleißige Thüringerin predigt meinem Töchterlein, welches bei ihren zehn Jahren schon viel Geist, aber wenig Geduld entwickelt, stumm Moral.

Mit der größten Hochachtung und Verehrung
Ew. Durchlaucht

gehorsamster

Friedrich Hebbel.

Orth bei Gmunden in Oberösterreich
d. 12. July 1858.

Durchlauchtigste Fürstin!

Seit acht Tagen bin ich wieder in Wien. Hinter mir liegt das Idyll von Gmunden mit seinem blauen See, seinen grünen Bergen, seinen herrlichen Bädern und seinen fröhlichen Ausflügen. Vor mir steht das Oesterreichische Babylon, das aber leider nicht groß genug ist, um, wie das Französische, den Menschen, der hinein verschlagen wird, völlig zu überfluthen. Es ist eben ein Mittelding, das zwar die Geburtstags-Gratulationen ausschließt, aber keineswegs die Kritik des Mittagstisches; man kann hier unbetrauert sterben, aber nicht unbeneidet eine Million erben. Jetzt jubelt die ganze Monarchie, es wird bombardirt und illuminirt und alle Poeten, einen Einzigen ausgenommen, rühren

die Saiten, bis sie zerspringen. Gleich bei meiner Ankunft ist es mein Erstes gewesen, mich der Aufträge zu entledigen, mit denen Sie mich in Weimar beehrten. Bei meinem Freunde Rahl war mir Herr Foglar schon zuvor gekommen, wenigstens zum Theil. Prof. Rahl wird noch diesen Sommer auf der Altenburg seine Aufwartung machen und dann wird sich die kleine Differenz wegen des Bildes ohne Zweifel zu allseitiger Zufriedenheit ausgleichen, ebenso wird er der Princeß ein Albumblatt zu Füßen legen. Entführen konnte ich ihm keine Zeichnung mehr, wie ich gern gethan hätte, denn er stand schon im Begriff abzureisen und er meinte mit vollkommenstem Recht, daß es etwas Ausgezeichnetes seyn müsse. Sie werden in ihm einen der bedeutendsten Menschen kennen lernen, die jemals aus Oesterreich hervorgegangen sind.

Führich's Triumph Christi erfolgt hiebei; er war in Wien nur in diesem einzigen Exemplar vorhanden und dieses war schwer aufzutreiben, da der Cyclus nicht hier, sondern in Regensburg erschienen ist. — — — — — — — — — — Die Mappe ist etwas schadhaft, was ich mit dem Umstand zu entschuldigen bitte, daß ich keine Wahl hatte. Ich erkühne mich, in diese Mappe auch zwei Lithographien von mir hinein zu legen; das Bild ist von Kriehuber und wird sehr gerühmt. Das eine Exemplar wird Meister Franz für den Neu:Weimar: Verein, als dessen Präsident, zu acceptiren geneigen; für das zweite findet sich vielleicht ein Verehrer Kriehuber's. Es ist stark realistisch gefaßt und die Stellung namentlich paßt besser auf die Börse als in den Tempel Apollos, aber es hat trotzdem große Verdienste. Der Professor Eitelberger, durch den ich, wenn es irgend geht, einer Handzeichnung Führichs habhaft zu werden hoffe, ist jetzt in Italien, auch ist der Künstler selbst auf einem Ausflug begriffen, aber so wie Beide wieder hier sind, werde ich redlich das Meinige thun.

Wie Sie aus Wien, so hatten wir aus Weimar einen Besuch; Sie Foglar, ich Granz nebst Frau, und das noch in Gmunden.

Mein braver Golo wäre mir immer willkommen gewesen, er war es jetzt doppelt, da er mir Manches von Ihnen und Ihrem Hause erzählen konnte. Leider kam er gerade den Tag vor unserer Abreise und da bin ich, obgleich ich selbst mit dem Packen und Einrichten Nichts zu thun habe, immer nur ein halber Mensch. Daß seine Gemahlin dramatische Dichterin sey, hatte ich nicht geahnt.

Daß der Lohengrin in Wien den glänzendsten Erfolg gehabt hat, würden Sie von mir schwerlich zuerst erfahren haben und wenn ich Ihnen die Meldung auch gleich am nächsten Morgen gemacht hätte, denn bei dem Interesse, das Sie an dem Werk, wie an dem Componisten nehmen, hat der Telegraph ohne Zweifel noch in der Nacht seine Schuldigkeit gethan. Sie hören es aber vielleicht nicht ungern von mir, daß ich, der ich Stroh-Geflacker und echtes Feuer von einander zu unterscheiden weiß, diesen Erfolg für einen dauernden halte und also von Herzen dazu gratulire. Was mich selbst betrifft, so kenne ich bis dato nur den ersten Act; dieser hat aber, namentlich in der Entfaltung der Massenbewegungen, mächtig auf mich gewirkt und ich freue mich, heut Abend das Ganze zu hören. Ich war nämlich durch einen eben so impertinenten, als boshaften Zufall verhindert, der ersten Vorstellung bis zu Ende beizuwohnen und erübrigte

nur mit der größten Mühe eine Stunde, um doch in dankbarer Erinnerung an die Altenburg überhaupt mit dabei zu seyn. Den Text hatte ich natürlich vorher nochmals mit Aufmerksamkeit gelesen, und was diesen betrifft, so muß ich freilich bei der Ansicht stehen bleiben, die sich in mir feststellte, als mir ihn vor Jahren der Baron Ziegesar mittheilte. Er ist, das Verhältniß zur Musik im Auge behaltend, gewiß einer der allervortrefflichsten, aber die Aufgabe des Dramas fängt eben da erst an, wo er aufhört und zwar im Einzelnen, in jedem Vers, wie im Ganzen, im Gesammt-Organismus. Um nur das Nächste hervor zu heben, so versteht es sich in dem nämlichen Augenblick, wo der Lohengrin seiner Elsa das Fragen verbietet, für Jedermann von selbst, daß sie fragen wird; der Dichter müßte aber aus ihrer Frage etwas ganz Anderes als den Tod für sie resultiren lassen, wenn er nicht der Trivialität verfallen wollte, er dürfte auch das Verbot selbst nicht nackt und motivlos hinstellen, sondern Verwickelung und Auflösung müßten unendlich gesteigert und in gleichem Maaße der Ausdruck in blitzende Farben getaucht werden. Der Musiker dagegen hat vollkommen Recht, wenn er sich die Sphäre so und nicht anders abgränzt, und Sie halten ja auch nur die Production, die ich nie angriff, nicht die Theorie fest.

Ob Freund Dingelstedt, von dem ich seit meiner Abreise Nichts mehr vernahm, an eine Darstellung meiner Judith denkt, weiß ich nicht. Meine Frau könnte zu diesem Zweck jedenfalls nur durch allerhöchste Vermittlung, durch die aber freilich auch sicher, mobil gemacht werden. Sie würden in ihr eine der größten tragischen Künstlerinnen kennen lernen, die je auf der deutschen Bühne erschienen sind; ich darf dieß Urtheil aussprechen, ohne ridicul zu erscheinen, denn ich habe es ausgesprochen, bevor sie meine Frau war, und ich habe Organ für den Dämon, ohne den es, wie Voltaire meint, absolut keine Kunst giebt. Doch steht das Alles wohl noch auf ziemlich unsicheren Füßen. Ueber den Demetrius dagegen ist eine feste Uebereinkunft getroffen, und ohne daß ich mit irgend Jemand ein Wort darüber gesprochen habe, ist das Unternehmen, nicht zu meiner besonderen Freude, schon Zeitungs-Futter geworden, wie man mir sagt. Jedermann wohnt jetzt in einem Hause von Glas.

Das Gedicht, wovon Foglar gesprochen hat, wird bald erscheinen; ich habe nur noch ein ganz Paar Striche hinein zu machen. Es wird sich an Ihre socialen Ideen anschließen und ich bitte um die Erlaubniß, der Altenburg seiner Zeit ein Exemplar einsenden zu dürfen. Foglar selbst habe ich noch nicht gesehen; wir sehen uns überhaupt nur selten.

Mit der Bitte, den Meister von Herzen zu grüßen, verbinde ich den wärmsten Dank für die herrliche Büste und das unglaublich sprechende Medaillon, die bis auf eine unerhebliche Kleinigkeit glücklich angekommen sind, und ergebe mich der — vielleicht zu kühnen! — Hoffnung, von der Altenburg über die neuen Triumphe nicht ganz, oder doch nicht allzu rasch, vergessen zu werden.

In unbegränzter Hochachtung

Ew. Durchlaucht

gehorsamster

Wien den 24. Aug. Dr. Fr. Hebbel.

Durchlauchtigste Fürstin!

An demselben Tage, woran in Wien die sehr vollkommenen Photographien eines sehr unvollkommenen Natur-Objects eintrafen, nämlich am gestrigen, müssen auf der Altenburg auch der Triumph Christi und die Nibelungen eingetroffen seyn. Ob diese Sendungen noch so glücklich gewesen sind, Sie zwischen Thür und Angel zu ereilen, oder ob sie, was ich für wahrscheinlicher halte, in geduldiger Resignation Ihre Rückkunft abzuwarten haben, weiß ich nicht; doch hoffe ich, daß die beiden Begleitungsbriefe dieß letzte Schicksal nicht theilen werden.

Meine Frau fühlt sich durch Ihre Aufmerksamkeit sehr geschmeichelt und legt Ihnen ihren Dank zu Füßen; sie findet die Zeichnung vortrefflich. Mein Töchterchen lobt freilich nicht ohne Einschränkung; es meint, so böse habe der Papa noch nie ausgesehen und ein Freund des Hauses, der die Bemerkung anhörte, fügte hinzu, ich hätte am Morgen der Sitzung gewiß noch nicht Café getrunken. Darin hat er es auch getroffen, denn mir wurde im Erbprinzen, wahrscheinlich, weil es wie sonst in Weimar über alle Menschenberechtigung hinaus gut gegangen wäre, nur ein höchst zweideutiges Surrogat vorgesetzt, das nicht bloß in Arabien mit Indignation zurückgewiesen worden wäre, und das ich bloß zu mir nahm, weil ich in Ermangelung eines Polycrates-Ringes durch freiwilliges Einschlürfen eines solchen Höllentrankes den Neid der Götter am besten von meinem Haupt ablenken zu können glaubte. Das war auch der Grund, warum ich von Ihrem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machte; was wäre mir für die Dämonen übrig geblieben?

Wie freue ich mich, daß die Völkerwanderung Ihrer Freunde, so interessant auch noch der letzte von diesen seyn mag, erst nach mir auf der Altenburg eingetroffen ist! Die kleinen Kinder wissen recht gut, warum sie nicht jubeln, wenn ihnen der Storch einen neuen Bruder bringt, und wenn ich jetzt doch bloß zu besorgen habe, daß ich bald vergessen werde, so hätte ich dann zu besorgen gehabt, daß ich gar nicht bemerkt worden wäre! Wo wäre Tieffurth mit der Sammlung ohne Gleichen geblieben; wo Vorke mit der classischen Erinnerung an Biedermanns Bade-Briefe über die Orientalischen Angelegenheiten! Nein, nein, ich bin selbst Kaulbach recht sehr dafür verbunden, daß er nicht früher kam, so ein geistreicher Mensch er auch ist. Denn ich kenne ihn längst persönlich und wenn zufällig die Rede auf mich gekommen wäre, so hätte er mich schwerlich verläugnet.

Dagegen beklage ich unendlich, daß mir die große Freude entgehen muß, Sie in Gmunden „auf eigenem Grund und Boden“ zu begrüßen. Ich hätte nicht die geringste Beschämung empfunden, so viel Glanz in einer solchen Hütte, wie mir dort zu Gebot steht, zu empfangen. Das heißt: dieß Mal nicht, wo ich bloß ein Bauernhaus besitze, aus dem noch Alles werden kann und das also der Phantasie den freiesten Spielraum verstattet. Später, wenn bereits Alles daraus geworden ist, was ich daraus machen darf, würde ich vielleicht zittern, falls das Schicksal seine Gunst wiederholte. Eine herrliche Aussicht hätten Sie jedenfalls gehabt, denn die Lage ist wunderschön, und wenn ich nur sicher wäre, nicht von der Eisenbahn expropriirt zu werden, so hätte ich auch schon gebaut. Das droht mir aber noch immer.

Ueber Rahl habe ich bereits geschrieben; er ist gleich nach meiner Ankunft abgereis't und die kleinen Mißverständnisse werden sich zu allseitiger Zufriedenheit ausgleichen. Lohengrin habe ich nun ganz gehört und der Eindruck ist auf mich, wie auf meine Frau ein höchst ergreifender gewesen; auch ist der entschiedenste Erfolg über allen Zweifel erhaben. Heil übrigens Wagner, daß er in dem edlen Liszt einen solchen Freund aller Freunde fand, ein wahres cor cord:, wie man in Rom, wenn ich nicht irre, über dem Grabe Shelleys liest; eine solche Selbstaufopferung ist ohne Beispiel und ich habe den Abend viel, viel an ihn gedacht und von ihm gesprochen. Ihm meinen freundschaftlichsten Gruß und der liebenswürdigsten Princeßin die respectvollste Huldigung!

Mit der aufrichtigsten Verehrung
Ew. Durchlaucht

gehorsamster Diener

Wien d. 31. Aug. 1858. Fr. Hebbel.

(Näherer Adresse bedarfs nicht.)

Durchlauchtigste Fürstin!

Wenn ich Ihnen für Ihren reichen und liebenswürdigen Brief erst jetzt meinen Dank abstatte, so geneigen Sie, es mit dem Umstand zu entschuldigen, daß ich der Letzte in ganz Wien war, der von dem Gedicht: Mutter und Kind! Exemplare erhielt. Da Sie im Sommer freundlich genug waren, Sich auf Herrn Foglar's Empfehlung hin nach diesem Product bei mir zu erkundigen, so wollte ich es Ihnen auch doch gern schicken und ich konnte seiner vor dem heutigen Tage nicht habhaft werden. Interessant wird es Ihnen der Materie nach schon deshalb seyn, weil es mein sociales Glaubensbekenntniß enthält, so weit ein solcher Ausdruck auf ein Werk der Phantasie Anwendung findet; möge es auch Ihre übrigen Erwartungen nicht völlig täuschen! Läugnen will ich nicht, daß es mir selbst mehr am Herzen liegt, als vielleicht recht ist, aber es ist so ganz specifisch Deutsch, daß es schwerlich einen Beitrag zur allgemeinen Welt-Literatur bildet.

Wie soll ich Ihnen genug für die Milde danken, die Sie meinem verwegenen Drama haben angedeihen lassen. Ich halte sehr viel auf ein gewisses Wort im Goetheschen Tasso, das Sie trotz Ihrer Abneigung gegen das ganze Stück ohne Zweifel auch acceptiren. Ich bin, wenn ich erst den Beifall des kleinen Areopags habe, der sich nach und nach aus Theilnehmenden, Freunden und Gönnern zusammen setzte, leicht getröstet, wenn hinterher der lärmende Zuruf der Welt ausbleibt. Welche Beisitzer hat dieser kleine Areopag gewonnen, seit ein glücklicher Stern mich nach Weimar führte und mit wie viel Huld haben sie mich überschüttet! Mit zu viel! sollte ich eigentlich sagen, aber bei mir kann man ohne Gefahr in der Freigebigkeit zu weit gehen, ich mache die nöthigen Abzüge schon selbst und brauche nicht erst durch einen uns'rer kritischen Schöppenstühle daran erinnert zu werden. Wenn es mir wirklich geglückt ist — und die ermunternde Zustimmung eines solchen Kleeblatts giebt mir den Muth, es zu hoffen — in diesem Drama die Mitte zwischen dem Basrelief und der freien

Natur einzuhalten, die bei sagenhaft-mythischen Figuren unerläßlich nothwendig scheint, so dürfte ich nicht etwas ganz Unfruchtbares unternommen haben. Die kleine Ausstellung, die Sie gegen das Wort „packen" machen, finde ich sehr begründet und werde sie zu beseitigen suchen; die Deutsche Sprache bietet mir gewiß einen Ausdruck, der den Wirbel der Empfindungen, die mir hier vorschwebten, mit milderen Farben malt. Ihre vortheilhafte Meinung von der theatralischen Wirksamkeit des Stücks wird hier von so Vielen getheilt, daß ich mich nach langem hartnäckigem Sträuben vor acht Tagen gezwungen sah, es der Direktion der hiesigen Hofbühne einzureichen. Ich sage: gezwungen sah! denn ich hatte nur die Wahl, ob ich das Recht des Zweifels übertreiben und meine Freunde verletzen oder ob ich meine persönliche Ueberzeugung bei Seite setzen und ihnen durch eine unwidersprechliche Thatsache beweisen wollte, daß mein Widerstand gute Gründe hatte. Daß dieß ein ganz unnützer Schritt ist, weiß ich voraus; die hiesigen Theater-Verhältnisse sind ganz undefinirbarer Art und jedes höhere Streben darf seinen Schwerpunct eher in Nova Zembla suchen, als in Wien. Es ist bedauerlich genug, aber unbedingt war.

Jetzt stecke ich mitten im Demetrius und habe den zweiten Act gestern geschlossen. Wenn man mit Schillers Ziel ohne Schillers Weg zufrieden ist, so hoffe ich, die ungeheure Anstrengung nicht umsonst zu machen, die ich von meinem Standpunct aus an dieses Werk wenden muß. Eine ganz eigenthümliche Frage wird sich jedenfalls daran knüpfen, auf deren Entscheidung durch die Kritik ich sehr begierig bin, obgleich ich meine Wahl längst getroffen habe. Es steht nämlich nach den neueren Untersuchungen historisch unerschütterlich fest, daß die Czarin Marfa, die gewissermaßen als Schicksalsgöttin durch die ganze Handlung hindurch schreitet, an den Brand von Uglitsch von dem die Manifeste des Demetrius sprechen, gar nicht glauben konnte, da sie die Leiche ihres Kindes wenige Augenblicke nach der Ermordung oder nach dem Unglück selbst gesehen hatte. Sie muß also mit Bewußtseyn eine Rolle gespielt haben und diese Rolle raubt ihr die tragische Würde, deren sie als Axe des Ganzen nothwendig bedarf. Um ihr diese unerläßliche Würde zu retten, habe ich nun meine Motive aus der wirklichen Geschichte, die aber zur Zeit der Ereignisse nicht bekannt war, entlehnen und das, was damals für Geschichte gehalten wurde, auflösen müssen. Nun handelt es sich darum, wie weit der Dichter zu einem solchen Umschmelzungs-Proceß, bei dem sich freilich nur die Patina verflüchtigt, diese aber auch ganz und gar in Rauch aufgeht, berechtigt ist. Doch verzeihen Sie, daß ich Sie mit einem Gegenstand langweile, der noch nicht einmal existirt. Da ich jetzt sehr viel über Rußland lese, so darf ich Sie vielleicht auf ein neues Buch aufmerksam machen, das mich ungemein interessirt hat. Es ist allerdings nur ein Roman und keiner von denen, für die dieß „nur" eine Beleidigung wäre, aber doch einer, wie er selten vorkommt, wenn man der Characteristik und der Sprache die strengsten Forderungen erläßt und sich dafür an's Zuständliche hält. Ich habe nie so lebendige Schilderungen Moskaus und Petersburgs getroffen, wie in dieser „Fürstin der siebenten Werft" (so lautet der Titel) und ich wäre begierig, von Ihnen zu erfahren, ob ich mich irre, wenn ich in dem Verfasser einen Mann voraussetze, der aus dem Vollen schöpft. Mich interessirt bei meinem

Drama auch sehr, wenn auch nicht als Artist, daß es gerade Boris Godunov war, der diejenigen Institutionen in Rußland einführte, welche der jetzige Kaiser beseitigen zu wollen scheint. Ueberhaupt betrachte ich Boris mit anderen Augen, als sein Nebenbuhler, und beklage, diesen markigen, höchst eigenthümlichen Character bei der schwellenden Ueberfülle der Materie nicht in solcher Ausführlichkeit hinstellen zu können, als ich wohl mögte. Doch hoffe ich, in einer großen Audienz-Scene wenigstens dem Kern seiner jedenfalls großartig-praktischen Natur leidlich gerecht geworden zu seyn.

Ew. Durchlaucht erwähnen noch einer kleinen Schuld, die Sie gegen mich hätten. Glauben Sie ja nicht, daß ich meine Rechte aufzugeben gedenke! Aber diese ernste Angelegenheit ist nicht so leicht zu ordnen, wie Sie vielleicht glauben. Es müssen gewissenhaft-sorgfältige Ermittelungen vorangehen und wegen des neuen Münzfußes werden wir bei der Ausgleichung nicht einmal ohne Landescommissarien fertig werden können. Es ist mit Einem Wort eine Sache, die vor einen Congreß gehört, und bei dem nächsten, der zu Stande kommt, wird mein Abgeordneter schon auch an mich erinnern.

Indem ich nun noch vergnügte Weihnachten wünsche, wie man in Holstein sagt, und bitte, mich der hochverehrten Princeßin zu geneigtem Andenken zu empfehlen und den Meister herzlich zu grüßen, bin ich

Ew. Durchlaucht

gehorsamster Diener

Wien d. 14. Dec. 1858. Fr. Hebbel.

Briefwechsel

mit

Ernst Wilhelm Brücke, Eduard Kulke, Graf Friedrich von Berlichingen, Ludwig Goldhann, Otto Prechtler und Edmund Reitlinger.

Brücke an Hebbel.

Schwarzspanierstraße 7.

Geehrter theurer Freund!

Vor acht Tagen hoffte ich durch Herrn Chrobak, den Neffen Eitelbergers, Nachricht von Ihnen zu erhalten; aber derselbe hat sich nicht in Gmunden aufhalten können. Nun war meine Frau gestern bei Glasers und hat von dort die Nachricht mitgebracht, daß Ihnen die Soolbäder nicht so sehr, wie Sie es gehofft genützt hätten. Ich fühle mich deßhalb um so mehr gedrungen noch vor meiner Abreise an Sie zu schreiben, theils um persönlich von Ihnen Nachricht zu erhalten, theils um Sie zu bitten die kostbare Sommerzeit nicht unter einer Cur verstreichen zu lassen, von der Sie keinen Erfolg verspüren, sondern nach Baden oder Gastein zu gehen, je nachdem Ihnen das eine oder das andere von Schultz, respektive Oppolzer, empfohlen wird. Mir und den Meinigen ist es bis jetzt gut ergangen. Mein Theodor hat die Prüfung über die 4 Deutschen Classen rühmlich bestanden und wird jetzt für's Gymnasium angemeldet werden. Bei Bonitzens dagegen sieht es traurig aus, indem ihr jüngster Sohn Hermann seit sechs Wochen am Typhus darniederliegt und keine entschiedene Reconvalescens eintreten will, so daß sein jetziger Zustand mit der ursprünglichen Heftigkeit der Krankheit nicht im richtigen Verhältnisse steht. Littrows gehen nach Böhmen, weil er dort in einer Vermessungsangelegenheit beschäftigt ist. Ludwigs werden eine Reise in's Salzkammergut machen und den übrigen Theil der Ferien in Wien zubringen. Ich gedenke in 8 Tagen d. h. am 2. August von hier abzureisen und zwar direct über Breslau, Posen und Stettin nach Stralsund. Dort werde ich im August seebaden und im Laufe der ersten Hälfte des Septembers wahrscheinlich einen kleinen Ausflug nach Rügen machen. In der zweiten Hälfte des September gehe ich nach Berlin und von da über Dresden und Prag nach Wien zurück, wo ich zum 1sten October eintreffen werde. Ich nehme mein Mikroskop, Präparierzeug und einige Bücher mit, zweifle aber daß ich sehr viel zum Arbeiten kommen werde. Ich muß mich schon in diesen Ferien mehr als Familienglied, denn als Gelehrten ansehen. — —

Ihr

Wien 26. Juli 1861. E. Brücke.

Unternach am Attersee No 99. 18. August 1861.

Geehrter theurer Freund!

Meine Frau und ich wir haben uns herzlich gefreut über die guten Nachrichten, die wir von Ihnen erhalten haben und die nach so langer Zeit wesentlich zu unserer Beruhigung dienten, und wir sind Ihnen deßhalb sehr dankbar für Ihren Brief. Die Sonnengluth, welche mich den Tag über ans Haus fesselte, hat mich ins feste Arbeiten hineingebracht, und so bin ich denn auch nicht nach Gmunden gekommen um Sie und Ihr Hauswesen daselbst zu sehen. Wir haben bis jetzt noch keine einzige Partie gemacht, sondern uns nur auf abendliche Spaziergänge beschränkt. Dagegen liegen meine Jungen täglich einmal, gelegentlich auch zweimal, im See. Wir leben in Arkadien: das Baden besteht darin, daß wir vor unserer Hausthür ins Wasser springen. Meine Frau ist wie die Ihrige stark mit Einsieden beschäftigt gewesen. Himbeeren sind die Frucht des Tages, die uns von den Dorfkindern in reichlicher Menge zugetragen worden sind. Wie es in der übrigen Welt aussieht, davon haben wir nicht die geringste Vorstellung. Alles, was ich seit dem 29ten Juli von Zeitungen gesehen habe, ist eine Nummer vom „Welser Boten"; es war darin die Rede von den moralischen Ohrfeigen, welche General Goyon dem Herrn von Merode gegeben haben sollte. Es ist das einzige, was mir wegen der Neuheit des Gegenstandes im Gedächtnisse geblieben ist. Ich gedenke hier mein Viersiedlerleben bis gegen Ende September fortzuführen um dann in die Metropole der ostgermanischen Civilisation zurückzukehren. Hoffentlich werde ich dann bei Ihnen alles wohl und voll Gesundheit und frischem Lebensmuth antreffen und wir werden dann einander während der nächsten neun Monate wieder in der gewohnten Weise über die Leiden der Welt zu trösten wissen.

Attersee (bei St. Georgen im Attergau) 22. August 1862.

Geehrter theurer Freund!

Wie im vorigen Jahre die Bruthitze hat uns in diesem der strömende Regen gehindert zu Ihnen nach Gmunden zu kommen, und ich muß deßhalb nun, da die Zeit Ihres Landaufenthaltes vorüber ist, nun da Sie wieder im staubigen Wien sitzen, das leidige Auskunftsmittel der Feder ergreifen um Ihnen, den ich so lange nicht gesehen und gesprochen habe, meinen Gruß zusenden. Seit dem zweiten August sitze ich hier unter Geißblatt und wildem Wein in der Behausung des alten Bräuers Wager und habe viel freiwillige oder richtiger gesagt willkommene und viel unwillkommene Gelegenheit gehabt, den blauen Attersee in allen Phasen vom mittäglichen Sonnenschein bis zu zuckenden Blitzen und wolkenbruchartigen Regen zu beobachten, welche letztern es jetzt glücklich dahingebracht haben, selbst unsere friedliche Landcommunication mit dem benachbarten Nußdorf wesentlich zu stören. Meinen Studien sind sie aber um so besser zu gute gekommen und ich habe die biblische Vorschrift „bete und arbeite" mit einer unbedeutenden Umänderung im Werth von zwei Buchstaben in „bade und arbeite" redlich befolgt. Ich habe endlich mein allgemeines Alphabet zusammengebracht und auch bereits den größten Theil des Textes dazu geschrieben. Ich habe

zwei Gründe, damit einmal ein Ende zu machen: Erstens ist mir die Ausführbarkeit des Unternehmens von Lepsius in neuerer Zeit bestritten worden und zweitens wünschte ich meinen Kopf von dieser Angelegenheit zu entlasten, da meine Beobachtungen auf einem anderen Gebiete mich an einen Schacht geführt haben, dem ich meine Aufmerksamkeit möglichst ungetheilt zuwenden möchte. Um meine Zeit und gute Laune zusammenzuhalten lese ich grundsätzlich hier keine Zeitungen, obgleich ich sie mir leicht verschaffen könnte. Ich weiß deßhalb von dem, was in der Welt vorgeht durchaus nichts. Sollte irgend etwas vorgegangen sein, wovon Sie glauben, daß es mich wesentlich interessiren könnte, so würden Sie mich sehr erfreuen, wenn Sie mich gelegentlich mit den Nachrichten, die ich über Sie und Ihre Familie zu empfangen hoffe, davon in Kenntniß setzen wollten. Ich habe noch eine schwache Aussicht hier zwei sehr erfreuliche Besuche zu bekommen, den meines Bruders Hermann und den meines alten Freundes Emil du Bois, mit dem ich dann vielleicht noch eine kleine Excursion von einigen Tagen mache. Es ist auch nicht unmöglich, daß ich in der Ferienzeit noch einmal nach Wien komme, d. h. wenn ich irgend welche Nachricht erhalte, die meine Anwesenheit daselbst nöthig oder nützlich erscheinen läßt. — —

Geehrter Freund!

Herr v. Schmidt und Frau, die Sie bisweilen bei mir gesehen haben, wollen morgen in die Nibelungen gehen und fürchten bei der Feldschlacht, die um die Parterre-Sperrsitze geschlagen wird, aus dem Felde geschlagen zu werden. Ich habe ihnen bereits gesagt, daß sich Ihr Protectionsrecht nur auf die erste Vorstellung erstreckt habe, und daß Sie jetzt seien, wie ein anderer Mensch. Habe ich recht gethan, so bitte ich mir durch Ueberbringer dieses einfach sagen zu lassen, das alles in Ordnung sei. Sollte dagegegen wieder Erwarten Ihre Macht fortdauern und sollten Sie gewillt sein dieselbe zu Gunsten von Schmidts auszuüben, so würde ich um ein paar Zeilen von Ihrer Hand bitten, mit der Anweisung wohin Schmidt sich mit denselben zu wenden habe.

Wien am Sonntag den 22ten Februar 1863.

Hebbel an Brücke.

Liebster Freund!

Den herzlichsten Dank für Ihr theilnahmvolles Andenken! Allerdings ist es mir nicht so ergangen, als ich hoffte, wie ich von Wien in die Gebirge eilte. Ich muß mich mit Eulenspiegel tröſten, der sich freute, wenn er einen Berg erstieg und Thränen vergoß, wenn's wieder hinunter ging. Einstweilen klett're ich noch und habe also, wenn ich seinem Beispiel folgen will, alle Ursache zu lachen. Es wird ja wohl auch einmal wieder hinunter gehen, und, so Gott will, nicht gleich all zu tief. Die Thränen werde ich mir dann aber ersparen,

denn der Rheumatismus kann unmöglich einen nassen Abschied beanspruchen; er hat mir zu viele schlaflose Nächte und elende Tage bescheert.

In der That, ich habe es in den letzten acht Wochen gründlich erfahren, was das Leben ohne Gesundheit und Thätigkeit werth ist; ich war mir selbst und der Welt zur Last und doch nenne ich, mit Wallenstein, die Hoffnung noch meine Göttin. Unsere Altvordern wußten wohl, was sie thaten, wenn sie das Licht zur rechten Zeit ausbliesen, und der moderne Mensch, dem Odins Schwert zu hoch hängt, sollte sich wenigstens an demselben Tage, wo er sein erstes Testament macht, mit einem Fläschchen Blausäure versehen, um das letzte Mittel, das der Arzt nun einmal im christlichen Staat nicht verordnen darf, für alle Fälle bei der Hand zu haben. Oder ist der Kerl immer so jämmerlich illusionsfähig, wie in der Schwindsucht, die ihn noch den letzten Hauch auf Bau-Pläne und Reise-Projecte verwenden läßt? Das wissen Sie besser, wie ich, und dann ist's freilich überflüßig, denn dann wird es beständig heißen: morgen, morgen, nur nicht heute!

Schließen Sie aus meiner Philosophie nur nicht auf meine Stimmung; ich halte sie für richtig, aber ich brauche noch nicht über ihren practischen Nutzen nachzudenken. Mein Zustand ist freilich noch immer miserabel, die Bäder, 28 an der Zahl, haben gar nichts genützt, ich kann nicht husten noch niesen, bin Nachts ohne Schlaf und bei Tage ohne Appetit. Bei dem raschen Wechsel der Symptome war an eine Behandlung pr Distance durch Freund Schulz nicht zu denken, ich mußte mich also an den hiesigen Badearzt, H. Dr. Feurstein, wenden, den Oppolzer mir auch ausdrücklich empfahl. Dieser hat den steifen, unbeweglichen Kopf denn auch durch Kali wieder beweglich gemacht und die Entzündung durch Cloroform fast beseitigt; den Rest, die Zuckungen in den Hüften, Schultern u. s. w. erklärt er für unbedeutend. Uebrigens werde ich mich, so bald ich wieder in Wien eintreffe, sogleich mit Schulz berathen, obgleich der Wahlspruch des Kaisers Tiberius bei mir sehr im Werth gestiegen ist.

Theodor gratuliren wir Alle, Tine an der Spitze, zu seinen ersten Lorbeeren; ich bin doch begierig, ob bei diesem Kinde mit den tiefen Augen nicht, statt eines Gelehrten ein Künstler, statt des Vaters der Großvater auskriechen wird. Bonitzens sind sehr zu beklagen; ein so bitt'rer Kelch sollte in einem Dezennium nicht zwei Mal kommen.

Und so in Hoffnung des Besten für's Wiedersehen mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus und dem Wunsch allseitiger gründlicher Auffrischung

Ihr

Orth bei Gmunden d. 6. Aug. 1863. Friedrich Hebbel.

Hebbel an Kulke.

Verehrter Herr!

Es freut mich recht sehr, daß Sie Sich entschlossen haben, nach Weimar zur Tonkünstler-Versammlung zu gehen, denn es muß Ihnen bei Ihrer Lebens- und Studien-Richtung von Wichtigkeit seyn, den dortigen Kreis bedeutender

Menschen persönlich kennen zu lernen und Sie finden dazu nie eine bessere Gelegenheit. Ihr freundliches Anerbieten, Briefe und Grüße für mich zu bestellen, würde ich ohne Bedenken annehmen, wenn Bach Ihnen nicht zuvor gekommen wäre; aber dieser war anderthalb Tage in Gmunden und ist Ihnen schwer beladen voran gegangen. Doch bitte ich Sie, Liszt in Weimar und Stern in Dresden, wenn Sie diesen anders sehen, auch Brendel in Leipzig (unbekannter Weise) mich bestens zu empfehlen und mir nach Ihrer Rückkunft recht bald und recht viel von dem Erfolg der großen musicalischen Manifestation zu erzählen. Ich treffe mit meiner kleinen Familie am 16ten nächsten Monats in Wien wieder ein.

Mit herzlichem Gruß

Ihr aufrichtig ergebener

Gmunden den 21sten July 1861. Fr. Hebbel.

Kulke an Hebbel.

Wien, den 16. October 1861.

Hochverehrter Herr Doctor!

Es sind nun acht Tage, seitdem Sie Wien verlassen haben, und ich darf mir wohl die Freiheit nehmen Ihnen zu allen Ihren Vorhaben den besten Erfolg zu wünschen. Der Abend des 6. October, wo ich das Glück hatte Ihr neuestes Werk Criemhilde's Rache von Ihnen lesen zu hören hallt noch immer in meinem Innern nach und wird dies wohl noch lange Zeit. Sie haben mich Verehrtester, nachdem Sie Ihr wunderbares Werk zu Ende gelesen hatten, so ergriffen gesehen, daß ich unfähig war, ein Wort zu sprechen. In der That war der Eindruck ein so gewaltiger, ein so übermannender, daß ich mir in dem Momente, wo Sie geendigt hatten, klein und komisch vorgekommen wäre, hätte ich es da versuchen wollen, meinen Eindruck auszusprechen. Wohl aber sagte Ihnen meine stumm gewordene Lippe mehr, als es der beredtste Mund wäre im Stande gewesen, und ich sah es Ihnen an, daß Sie mein Schweigen verstanden haben. Wenn mir nach diesem Eindruck noch etwas zu wünschen bleibt, so ist es nichts Anderes, als auch mit den frühern Theilen Ihrer Nibelungentrilogie, dem „gehörnten Siegfried“ und „Siegfrieds Tod“ bekannt zu werden. Die Zeit wird hoffentlich kommen, wo auch dieser Wunsch sich erfüllen wird.

Nachdem ich von Ihnen Abschied genommen, begab ich mich zu Rich. Wagner, den ich dießmal zu Hause traf. Er war sehr verwundert mich so lange nicht gesehen zu haben und sagte mir sehr Anerkennendes über meinen in der Neuen Zeitschrift über Frau Dustmann erschienenen Aufsatz. Ihren Gruß bestellte ich. Er bedauerte sehr, nicht bei Hause gewesen zu sein, als Sie ihn mit Ihrem Besuche beehrten, und noch mehr, daß Sie so schleunig abgereist sind, da er gerne wieder zu Ihnen gekommen wäre. Ich erzählte ihm von Ihren Nibelungen und er brennt vor Begierde das Werk kennen zu lernen. Im Ganzen ist er sehr mißgestimmt, da wegen Anders Unwohlsein vorläufig

an die Aufführung seines Tristan nicht zu denken ist. Er bat mich Ihnen seine herzlichsten Grüße mitzutheilen.

Auch bei Ludw. A. Frankl war ich, dem ich Ihre Grüße überbrachte, welche er ebenfalls durch mich herzlichst erwiedern läßt. Meine Gedichte habe ich ihm übergeben. In einem sehr dicken Buche über Götz von Berlichingen sah ich bei ihm ein sehr schönes Epigramm von Ihnen über diese mittelalterliche Gestalt. Die Gedichte Frankels, die Sie mir vor Ihrer Abreise zu geben so gütig waren, habe ich gelesen, eben so lese ich jetzt sein Werk: „Nach Jerusalem". Über Beides werde ich in meiner vorhabenden Arbeit über Wien, mich auszusprechen Gelegenheit finden.

Neuigkeiten kann ich Ihnen wenig mittheilen. Prutz war oder ist noch hier. In der Wiener Zeitung veröffentlicht Robert Zimmermann eine Reihe von Artikeln: Vischer und Hamlet, die sich gegen Vischers in den kritischen Gängen veröffentlichte Auffassung des Hamlet polemisch verhalten. Zimmermann stellt sich Vischer gegenüber als Antipode, gleichsam als Aesthetiker der Herbartschen Schule. —

Hochverehrtester Herr Doctor!

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr freundliches Briefchen und für die Einladung auf morgen Abend. Ich werde mich zur gehörigen Zeit einzufinden trachten. Daß ich es sehr bedauerte Sie schon dreimal nicht bei Hause getroffen zu haben, brauche ich wohl nicht zu versichern. Gestern las ich mit vielem Vergnügen Ihren Aufsatz in Hackländers Zeitung. Daß Sie spannend erzählen können, wäre das Geringste was man Ihnen sagen könnte; aber merkwürdig haben Sie darin den Proceß des künstlerischen Schaffens mit einem Striche gezeichnet, indem Sie es dem Traume vergleichen. Nun habe ich vielleicht auch morgen das Glück die Nibelungen zu erhalten; meine Sehnsucht ist ungeheuer. Ich kann den morgigen Abend kaum erwarten.

Ihr wärmster Verehrer und Freund.

Ottakring, den 17. März 1862.

Ottakring, den 19. März 1862.

Hochverehrter Herr Doctor!

Noch ganz voll von den angenehmen Eindrücken des gestrigen Abends fühle ich mich verpflichtet Ihnen meinen aufrichtigen Dank zu sagen, daß Sie mich würdigten, an der Feier Ihres Geburtstages Theil nehmen zu lassen. Noch mehr aber, als jeder Andere aus der Gesellschaft habe ich Ursache zu solchem Dank, für die Auszeichnung, die Sie mir erwiesen, indem Sie mir die Nibelungen anvertrauten. Dieses Buch wird jetzt auf geraume Zeit für mich eine Quelle unerschöpflichen Vergnügens und eindringenden Studiums sein. — —

Ottakring, den 3ten April 1862.

Hochgeehrter Herr Doctor!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es erschließt sich mir in der Beschäftigung mit Ihren „Nibelungen" eine Art des geistigen Genusses, vor dem jene Scheinkönige in der Kunst u. Litteratur, die nur ihre eigenen armseligen Produkte kennen u. sich stets in dem Spiegel ihrer Eitelkeit betrachten, nicht die leiseste Ahnung haben. — — Ich kenne ein altes talmudisches Märchen, des Inhalts, daß aus einem sieben Jahre lang genährten Feuer zu Ende des siebenten Jahres ein feuriges Wesen hervorspringe, welches im Stande ist die Welt zu vernichten. Das Poetische dieses Märchens hat mich immer sehr angezogen, nur blieb mir die symbolische Ausdeutung desselben verschlossen bis zu dem Momente, wo ich die Nibelungen kennen lernte. Ich halte das Feuer, von dem hier die Rede ist, nämlich für das Feuer der künstlerischen Begeisterung, u. da Sie dieses sieben Jahre lang ununterbrochen genährt, so entstieg demselben das Wesen: Kriemhilde, welches in der That eine ganze Welt vernichtet.

Ich glaube in das Kunstwerk schon ziemlich eingedrungen zu sein; freilich zeigt sich mir bei jeder erneuten Durchsicht immer etwas Neues, eine Wendung, eine Feinheit, die mir früher entgangen war. Und so ist für mich kein Zweifel, daß sich mir noch Schönheiten in dem Werke erschließen werden, die das stumpfe Auge bis jetzt übersehen hat. Ich kann auch nicht läugnen, daß mir manches bis jetzt etwas dunkel und unverständlich ist; allein ich weiß sehr wohl, daß dies kein Mangel an dem mir vorliegenden Objekte, sondern ein Mangel meiner Subjektivität ist, die noch nicht vermocht hat, Alles was in dem Werke liegt, geistig zu durchdringen u. zu beherrschen. Wie sollte es bei einem derartigen Kunstwerke auch anders sein? So z. B. weiß ich nicht, warum der Pilger (in der III. Abtheil.) im Personenverzeichnisse als „stumm" bezeichnet ist, während er doch (Act IV. Scene 20) sprechend eingeführt ist. — In Bechlarn (Act II. Scene 11) sagt Volker, nachdem Dietrich die Nibelungen gewarnt hat:

„Das sprach ein König, der gewiß zuletzt
Auf Erden Argwohn schöpft."

Worauf Hagen sagt: „Sie kennen ihn."

Diese Antwort Hagens hat mir schon manche Stunde Kopfbrechens verursacht, u. ich weiß noch nicht, was er damit eigentlich sagen will; denn daß Sie ihm kein Wort zu viel od. zu wenig lassen, steht für mich fest.

Act IV. Scene 3. spricht Hagen vom Hort:

— „es ist ein Ring
Dabei, der immer neues Gold erzeugt,
Wenn man — doch nein! Noch nicht!"

Hagen bricht hier ab, um Kriemhilden etwas noch nicht zu entdecken; der Leser oder der Zuschauer aber sollte glaub' ich, diesen Bedingungssatz aus Eigenem oder vielmehr aus der Handlung zu ergänzen im Stande sein. Ich muß gestehn, daß mir diese Ergänzung bis jetzt nicht gelungen ist. — Aber wie schon gesagt, ein längeres Nachdenken wird mir hoffentlich über derartige Schwierigkeiten, die ich beispielsweise angeführt, schon hinüberhelfen. — —

Sie werden es für keinen Anachronismus halten, daß einer der begeistertsten Verehrer und Bewunderer Ihrer Muse erst jetzt im Jahre 62, wo Sie auf der Höhe Ihres Kunstschaffens stehen, wo Sie dem deutschen Volke Ihre Nibelungen-Tragödie vorlegten und mit der Composition des „Demetrius" beschäftigt sind sich erlaubt, Ihnen hier einige Bemerkungen niederzulegen über einige Produkte Ihres Dichtergeistes, die einer viel früheren Periode angehören, u. von denen einzelne Ihre Erstlingswerke bilden. Ich meine Ihr niederländisches Gemälde „Schnock" und Ihre Novellen und Erzählungen. Ich habe Ihre Werke nicht in der Reihenfolge gelesen, in welcher Sie dieselben geschrieben u. so kommt es, daß ich die Bekanntschaft mit Ihren frühesten Produkten eben zuletzt gemacht. Um so interessanter aber sind mir diese Werke zu einer Zeit, wo ich mich gerade sehr intensiv mit Ihren „Nibelungen" befasse, weil ich den Ausgangs- u. Schlußpunkt Ihres bisherigen künstlerischen Schaffens in der Hand habe u. so die Anregung erhalte die ganze Reihe von Gestalten u. Charakteren im Geiste zu überschauen und wahrzunehmen, wie vielseitig, wie universal sich Ihr schöpferisches Gestaltungsvermögen bethätigt hat. Was Goethe von Shakspeare sagt, daß man von ihm lerne, wie dem Menschen eigentlich zu Muthe ist, das gilt, wenn es außer auf Shakspeare noch auf einen andern Dichter Anwendung finden kann, nach diesem von keinem in einem höhern Grade als von Ihnen. Nehmen Sie Schnock und Hagen u. was dazwischen liegt. In der ganzen Stufenleiter menschlicher Empfindungen u. Leidenschaften wird man keine finden, welcher sie nicht in einer Person aus der Fülle der Gestalten, die Sie geschaffen, Ausdruck verliehen hätten.

Der „Schnock" — „will nur ergötzen" — wie sich der Dichter bescheiden ausdrückt, obwohl er dessen Werth sehr wohl kennt; diese Wirkung erzielt er in einem sehr hohen Grade, wenn ich den Eindruck zum Maaßstabe machen darf, den er mir u. einigen meiner Freunde gemacht, denen ich ihn vorgelesen? Aber es ist dies nicht der Einzige. Der Schnock ist nach meiner Ansicht ein großes Kunstwerk von bedeutend dichterischem Werthe u. meisterhaft in der Zeichnung der Charaktere, vorzüglich des Charakters der Hauptperson. Ich habe kein Gebilde eines Artisten kennen gelernt, in welchem die Feigheit so personificirt erschiene, wie es hier der Fall ist, u. doch ist Schnock keine bloße Personifikation einer Eigenschaft, sondern ein ganzer, voller, lebendiger Mensch mit warmem Blute und schlagendem Pulse. „Schnock" ist ein Büchlein der tiefsten Weisheit, der genauesten Menschenkenntniß u. man muß staunen über den Dichter, der dieselbe in seinem vierundzwanzigsten Jahre schon in so hohem Grade besessen, daß es ihm möglich war, eine Gestalt zu zeichnen, deren einzelne Züge zerstreut uns wohl täglich begegnen können, die aber in ihrer Totalität erfaßt zu werden eines Auges bedurfte, für welches die Erfahrung u. Beobachtung eines ganzen Menschenlebens nicht zu viel wäre. Der Grundzug seines Charakters ist mit wahrhaft psychologischer Kenntnis entwickelt: Er hat nicht Muth zu gestehen, daß er keinen Muth hat. — Das ist ein so tiefer Blick in's Menschenleben, daß sich daraus gar Vieles erklären läßt. — Fragen wir z. B. Gunther, warum er trotz der Warnung Hagens dennoch der Einladung Etzels folgt — gewiß weil er nicht den Muth hat zu zeigen, daß

es an Muth fehlt die Einladung auszuschlagen. Die Situationen, in welche Schnock versetzt wird, sind alle höchst spannend; überall ist es seine eigene Schuld, die Feigheit, durch die er sich selbst das Unangenehme bereitet. Ein einziges mal zeigt er wirklich Muth, oder wenigstens eine Art von Muth, das geschieht da, wo seine Frau ihm das Rauchen abgewöhnen will, er aber durch sein Manöver mit der Sonntagspfeife den Sieg davon trägt. Man könnte bei oberflächlicher Betrachtung meinen, der Dichter habe seinen Charakter hier fallen lassen. Wie kömmt es nämlich — könnte man fragen — daß der feige Schnock hier plötzlich so entschieden auftritt? — allein näher besehen, zeigt dieser Muth u. dieser Sieg in der Tabakangelegenheit nur die vollständige Richtigkeit des ganzen Charakters; denn für einen Raucher gibt es in der That keine größere Entbehrung als nicht zu rauchen. Hier mußte sich sein Inneres empören, oder er ist kein Mensch, sondern eine Pappfigur. Schnock ist aber Mensch u. zwar ein solcher, welcher raucht. Alles kann er sich nehmen lassen, seine Pfeife nicht. — Ich muß mir aber auch zwei Bemerkungen gegen den „Schnock" — erlauben. Im ersten Kapitel heißt es: Der Postmeister unterbrach sich; denn er bemerkte, daß ich schon längst nicht mehr auf ihn hörte, u. s. w." — Da hier der Dichter selbst diejenige Person ist, zu welcher der Postmeister redet, so kann er ja das Alles, was er schon nicht gehört, nicht wiedergeben! — — — — — Der zweite Punkt, den ich mir zu berühren erlaube, betrifft bloß einen technischen Ausdruck im Vorworte, der nicht richtig angewendet ist; es heißt nämlich: „Der Componist pflegt seinem Musikstück den Schlüssel vorzusetzen, damit ein Jeder auf den ersten Blick erkenne, aus welcher Tonart es geht.". — Nun dient der Schlüssel keineswegs zur Bezeichnung und Erkennung der Tonart. Zur Bezeichnung der Tonart dienen „Kreuze" u. die „Be" — der Schlüssel aber zeigt an, ob ein Stück für Violine, Baß, Tenor, Sopran, Alt u. s. w. kurz für welche Stimme, oder für welches Instrument ein Musikstück geschrieben sei. Doch es ist fast lächerlich, daß ich diese beiden Anmerkungen hiehergesetzt habe; denn was will das sagen gegen die Meisterschaft mit welcher das ganze Gemälde ausgeführt ist? — Wenn mir nach der Lectüre des „Schnock" in Bezug auf diesen ein Wunsch übrig bleibt, so ist es vielmehr dieser, in die Kenntnis auch jener Mittheilungen aus seinem Leben zu gelangen, welche der Dichter bei Herausgabe des Büchleins für sich zurückbehalten, und ich gebe Ihnen, verehrtester Herr Doctor die Versicherung, daß ich dieselben mit Vergnügen lesen würde, wenn ich nicht im Marktflecken einen ganzen Tag auf die Post zu warten hätte. —

Was die Novellen und Erzählungen betrifft, so finden sich unter denselben wahre Perlen dieser Dichtungsart, und selbst in diesem Büchlein hat man Gelegenheit die Universalität des Geistes, den der Dichter bethätigt, kennen zu lernen. Welch ein Abstand zwischen dem zerrissenen Gemüthe eines durch unerbittliche Schicksalsschläge heimgesuchten „Matteo" und dem Leichtsinn, der großsprecherischen Prahlerei eines „Haidvogel" u. s. w. Ueber die eine Erzählung, in welcher Sie sich heute, von Ihrem gegenwärtigen Standpunkte mit der Peripetie nicht mehr einverstanden erklären können — ich glaube „Matteo" —

müssen wir mündlich sprechen, weil ich von Ihnen die Gründe hören muß, welche Sie zu diesem harten Urtheile über eines Ihrer Werke bestimmen. Es ist möglich, daß ich sie übersehe; gewiß ist, daß ich sie nicht finde. Mir scheint es vielmehr sehr gut, daß Matteo gerade durch seine Häßlichkeit, welche die Ursache war, daß er seine Existenz eingebüßt, u. die ihn in solche Umstände versetzte, daß er schon auf dem Sprunge war ein Mörder zu werden und den Menschen u. das Leben für nichts zu achten, — endlich wieder mit dem Schicksale versöhnt wird. Doch Sie werden wohl Ihre Gründe haben, die Sie mir entgegensetzen u. ich bin begierig diese kennen zu lernen. — Im Ganzen sage ich Ihnen meinen besten Dank für die beiden Büchlein, deren Lectüre ich in meiner Beschäftigung mit den Nibelungen als eine Episode betrachte. Die Bekanntschaft mit den Erzählungen u. Novellen scheint mir besonders wichtig für meine nächste Arbeit, der ich mich nach Beendigung der Nibelungen unterziehe. Die pessimistische Anschauung, welche in einigen dieser Personen die herrschende ist, scheint mir treffliche Vergleichungspunkte zu bieten bei der Vergleichung Ihrer Weltanschauung mit der Schopenhauers, aber freilich zeigt sich da gleich der Unterschied des Dichters vom Philosophen, wenn letzterer von dieser Anschauung erfüllt ist, so ist dieselbe beim Dichter nur ein Entwicklungsmoment, ein Durchgangspunkt u. dieser schreitet von Gestalten wie „Matteo“ unaufhörlich weiter bis er uns ein Bild entrollt, welches an Naivetät mit der Homerischen Nausikaa zusammengestellt werden kann; ich meine die Gudrun, Rüdigers Tochter in Ihren „Nibelungen“.

Ihre Nibelungen machen, wir mir meine Freunde mittheilen im Publikum eine ungeheure Sensation, so daß man in Privatkreisen, wo sonst die Politik das Interesse absorbirt, beinahe von nichts anderem als von Ihrem neuesten Werke spricht. Der Balmungschwinger hat da einen tüchtigen Schlag geführt, dessen Wirkung nicht ausbleiben kann. Ich wußte das vorher, gleich wie ich Ihr Werk kennen lernte, daß es so kommen werde. Die Kritik in den „Neuesten Nachrichten“ habe ich gelesen u. finde sie in vielen Punkten ganz verfehlt und ohne Verständnis des Werkes abgefaßt. Eine viel bessere Beurtheilung, die von mehr Verständnis zeigt, habe ich in der „Reform“ gelesen; doch hat diese wieder den Fehler daß sie das Werk mit all zu großer Kürze abthut u. anstatt ein Gesammtbild desselben zu entwerfen sich mit einigen „Belegen“ begnügt. Sie ist Ad. St. unterzeichnet.

Ottakring, den 11ten Mai 1862.

Hochverehrtester Herr Doctor!

Seit der Zeit Ihrer Abwesenheit von Wien bin ich mit dem Kalender in einen seltsamen Widerstreit gerathen; denn dieser zeigt mir mit mathematischer Genauigkeit zwei Monathe, während sich diese Zeit in meiner Einbildung u. meinem Gefühle fast auf so viele Jahre ausdehnte. Einsam durchwandle ich nun die schattigen Alleen des Augartens, welcher mir durch die glücklichen Stunden, die ich mit Ihnen darin verleben durfte, doppelt wert geworden ist. Ich hätte

Ihnen schon früher geschrieben, allein ich schob aus zwei Gründen mein Schreiben auf. Ich hörte nämlich, als ich mich vor Beginn der Burgtheater-Ferien nach Ihrer Rückkunft erkundigte, daß Sie von Paris aus direkt nach Gmunden gehen würden; ich wußte also nicht, ob ein nach Paris gesendeter Brief noch dort in Ihre Hände gelangen würde. Zweitens wollte ich auch noch einige Besprechungen abwarten, die indeß über Ihre Nibelungen erschienen sind. Ich weiß nicht ob Ihnen dieselben zu Gesicht gekommen sind, daher will ich sie hier anmerken. Zimmermann hat fünf größere Artikel geschrieben, wovon der erste allgemein Einleitendes über das Lied wie über die Edda, die nächsten drei eine etwas verworren wiedergegebene Darstellung des Inhaltes oder des Verlaufes der Handlung und der letzte die eigentliche Kritik enthält. Mit dieser letztern kann ich mich nun am allerwenigsten einverstanden erklären; denn es sind darin meiner Ansicht nach die Charaktere des Dietrich u. Etzels geradezu mißverstanden, und das was im zweiten Theil die Hauptschönheit bildet, verkannt. Dietrich repräsentirt dem Kritiker nicht den Geist, sondern nur den Namen des Christenthums u. dgl. m. In Waldheims Illustr. Zeitung ist gegen Ihr Werk auch eine Giftblase geplatzt, die freilich ohnmächtig zu vergiften, den betreffenden Verfasser nur mit seinem eigenen Schmutze besudelt. In Hackländers „Über Land und Meer“ — u. in der „Süddeutschen Zeitung“ — sollen, wie Frankl berichtet wurde, sehr heftig angreifende Besprechungen erschienen sein. Er selbst hat sie nicht gelesen; auch ich kam bis jetzt, da ich in meiner gegenwärtigen Stellung nicht so leicht abkommen kann, um ins Caffeehaus zu gehen, nicht dazu. Doch werde ich mir sie zu verschaffen suchen. Strodtmanns Kritik im Bremer Sonntagsblatt dürfte Ihnen wohl zugesandt worden sein. Wie mir Campe schrieb, war dieselbe früher viel breiter angelegt u. ist stark gekürzt in der betreffenden Zeitung erschienen. Dr. Grosse nennt freilich Strodtmanns Anerkennung eine maßlose Überschätzung des Dichters u. ertheilt Geibels Brunhild in gewissem Bezuge vor Ihrem Werke manchen Vorzug. Das wird nicht anders werden, so lang die Welt steht. Die allgem. Zeit. hat sich sehr schlau benommen. Die Kritik ist voll des Lobes, umfaßt aber nur wenige Druckzeilen. An diese kurze Besprechung hängt sie aber einen ziemlich langen Drachenschwanz, indem sie einen großen Theil aus Grosses Kritik im Anhange reproducirt. Übrigens hat auch Grosse bei vielem Tadel doch noch so viel des Lobes und der Anerkennung für das Werk, daß manch anderer Dichter zeitlebens daran zehren könnte, wenn es ihm je begegnete, daß man Derartiges von ihm sagen könnte. Grosse hält die beiden letzten Akte von „Kriemhilds Rache“ für das Beste in der ganzen Trilogie; den zweiten Akt hält er für den poetischsten, meint aber, daß er in die Handlung nicht hineingehört, u. s. w. So hätte sich die Fluth der Kritiken denn endlich verlaufen u. der Litterarhistoriker wird in der Lage sein die Summa zu ziehen u. das letzte Wort zu sprechen. —

Was meine Arbeit anbelangt, so liegt dieselbe seit zwei Monathen, wie Sie wissen, in meinem Schreibpulte. Von acht Verlegern ist mein Antrag bereits abgelehnt worden. Campe konnte sich nicht entschließen, weil meine Arbeit in seinem Verlage den Anschein hätte, als ob sie auf Commando gemacht worden wäre, u. andere Verleger meinen wieder, Campe wäre der einzige, an den ich

mich wenden könnte, da es in seinem Interesse liegen müßte ein solches Buch zu verlegen. —

Ich freue mich schon außerordentlich Sie bald wieder zu sehen. Kommen Sie von Gmunden direkt nach Wien? Frankl läßt Sie herzlich grüßen. Ich speis'te gestern Mittag bei ihm. Der Verlust, den er erlitten, drückt ihn sehr nieder. Ich hatte das Vergnügen bei ihm Ihre Schriftzüge zu sehen. Auch über die Nibelungen haben wir Manches gesprochen. Er geht Mitte des Monates nach Teplitz. —

Die Faustsymphonie von unserem Freunde Fr. Liszt ist so eben im Stiche erschienen. Die Brendelsche Zeitung bringt einen sehr guten Aufsatz darüber von Rich. Pohl. Brendel machte mir den Vorschlag für seine Zeitung einen Artikel über Ihre Nibelungen vom musikalischen Standpunkte zu schreiben. Ich muß gestehen, daß ich nicht recht begreife, was er damit meint, u. kann auf seinen Vorschlag erst eingehen, bis er sich mir deutlicher erklärt haben wird. Vielleicht meint er eine Vergleichung Ihrer Auffassung als reines Drama u. der Wagnerschen Auffassung als Musikdrama. Anders kann ich mirs nicht denken. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ottakring den 3. August 1862.

Hochverehrter Herr Doktor!
Theuerster Gönner und Freund!

Wie gerne würde ich den heutigen Tag in Baden zubringen, wenn es meine Verhältnisse gestatten würden; erlauben Sie mir denn Ihnen das Hauptsächlichste von dem, was ich Ihnen zu sagen wünschte, in einigen Zeilen hier niederzulegen.

Vor Allem meinen Dank für den Simson. Dieses Werk hat mir wieder recht klar gezeigt, wodurch sich der eigentliche Schöpfer, dem gewissermaßen Gott die Feder führt, von demjenigen unterscheidet, der sein Licht an der Flamme eines Menschengeistes anzündet. Gewiß ist, daß Ihre Judith den Impuls zu allen nachfolgenden Bibeldramen gegeben, so wie die Räuber und der Götz eine Fluth von Räuber- u. Ritterkomödien heraufbeschworen, und ohne die Judith wäre der Simson sicherlich nicht entstanden. Wenn ich nun aber den Simson gegen die Judith halte, so zeigt sich mir das Bild einer sclavischen Abhängigkeit von dem Urbilde; ich finde eine gewisse äußerliche Nachahmung, keine Spur aber von einer innerlich und geistig verwandten Seite. Holofernes und Judith sprechen nichts, woran wir nicht glauben würden. Wie wunderbar wir auch ergriffen sind, u. wie räthselhaft uns dieser Menschen Thun und Lassen auch vorkommen mag, so können wir doch nicht anstehen, alles was sie sagen, für wahr (subjectiv) — ich meine als aus dem Grunde ihres Seins emporgekommen, anzunehmen, d. h. es zu glauben und dieß scheint mir die Bedingung eines großen Charakters. Simson und Delila hingegen machen immerwährend den Eindruck der Renomisterei, u. wenn dieß bei einem Leser in Bezug auf Simson auch nicht durchgängig der Fall sein sollte, so täuscht er sich nur selbst, weil er bereits die Vorstellung des biblischen Simson mit heranbringt, und die Bibel im Vornhinein schon Alles aufgeboten hat, um glaublich zu machen, was dem Verf. ohne

diese Vorstellung nicht gelungen wäre; der beste Beweis hiefür aber ist Delila, die wir von der Bibel aus ganz anders kennen, und in Bezug auf die dem Verf. Alles zu thun übrig blieb. Nun macht aber Alles was sie spricht den Eindruck einer unermeßlichen Prahlerei u. Großthuerei. Ich will nicht verkennen, daß einzelne Züge im Simson von Talent zeugen, so z. B. scheint mir die Art und Weise, wie Delila dem Simson das Geheimniß seiner Stärke entlockt recht psychologisch motivirt; aber solche einzelne Züge können nicht entschädigen für den unbefriedigenden Eindruck des Ganzen. Die Personen im Simson gehen auf Stelzen einher und bewegen sich noch obendrein auf der scharfen Kante einer Messerschneide, so daß dem Leser immer angst u. bange wird, sie möchten am Ende doch umfallen. Die Bilder, die der Verfasser wählt, sind in der Regel voll von Ungeheuerlichkeiten, und sollte man aus denselben auf die Umgebung des Verf. einen Schluß machen, so mußte man eine solche vermuthen, die von der eines Theologen u. katholischen Priesters wunderlich genug absticht. Er liebt aber die Uebertreibung u. das Excentrische und will zeigen, daß er Leidenschaft besitze, daß „in der Asche Glut sei", — ohne zu bedenken, daß es nicht nöthig alle Leidenschaften los u. sie nach allen Richtungen der Windrose schießen zu lassen, um die innere Glut zu offenbaren. Die ungeheure Naturgewalt u. die elementare Macht, welche in einem Holofernes, in einer Judith arbeitet, hat den Verf. des Simson wahrscheinlich zu der Anschauung verleitet, das Genie bestehe darin, daß man nur recht ungewöhnlich sei, und je mehr Holofernes u. Judith noch überbothen werden können, desto größer sei das Verdienst; die Überbietung wäre da, aber auch die Unwahrheit. Diese Gestalten (Simson u. Delila) sind nach keinem innern Gesetze einer sie treibenden Naturmacht entwickelt, für die Art ihrer Bewegung fehlt uns in der That das Verständniß. In der Judith — in ihrer Selbstverläugnung u. Opferung erblicken wir die Lösung eines tief psychologischen Problems u. Judith ist deßhalb Weib und Jungfrau zugleich; im Simson liegt kein Problem vor, welches zu lösen wäre, u. die überaus große Anstrengung, die der Verfasser auf das sich selbst vorsimulirte Problem anwendet, macht den Eindruck des Komischen und erinnert an die Auflösung der Kinderräthsel, wenn es oben hängt, so ists schwarz, u. wenn mans öffnet, ist ein Zwetschkenkern drin.

Wenn ich nun den Attila mit dem Simson vergleiche, so gewahre ich zum Vortheile des Verf. daß er seit 1849 bis 1863 etwas ruhiger geworden u. in seiner Ausdrucksweise weniger excessiv ist. Diesen Umschwung hat die Zeit bewirkt. Bezüglich des organischen Baues aber ist im Attila über den Simson hinaus nicht nur kein Fortschritt zu erkennen, sondern die Theile hängen im Attila noch loser zusammen als dieß im Simson der Fall ist. In diesem beschäftigt uns am Ende doch ein Hauptinteresse: das Verhältnis Israels zu Philistäa und was damit zusammenhängt; im Attila hingegen durchkreuzen sich die verschiedenen Interessen des römischen Kaiserthums, des Christenthums u. Heidenthums in einer so wunderlichen Weise, daß es schwer fallen dürfte zu sagen, welche Person eigentlich die Hauptperson sei u. welches Interesse das überwiegende. Ist die Hauptperson Attila oder der Kaiser Valentinian? — ist es der Intriguant Palma? — man findet nicht leicht den Anhaltspunkt. Im Verhältnisse zu

Judith ist der Unterschied zwischen Attila u. Simson nach meiner Ansicht der: Simson ist ganz offenbar nach der Judith angelegt; in den Attila spielt die Judith immer hinein; der Simson ist eine Handlung, in welcher die Judith das Vorbild war; im Attila sind mehrere sich durchkreuzende Handlungen, aus denen die Judith stellenweise hervorschaut, obwohl der Plan äußerlich gar keine Aehnlichkeit aufzuweisen scheint; es ist im Attila die Widerholung einer Lieblingssituation, so zwischen Domitilla und Valentinian, wie zwischen Hiltgund u. Attila.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wien, den 6. September 1863.

Graf Berlichingen an Hebbel.

Euer Hochwohlgeboren!

Wollen gütigst entschuldigen, wenn ich unbekannterweise mich beehre, diese Zeilen an Sie zu adressiren u. gleichzeitig eine Bitte vorzubringen mir erlaube.

Seit längerer Zeit nämlich arbeite ich an einem größern Werke über meinen directen Ahnherrn den Ritter Götz v. Berlichingen, das Alles enthalten soll, was auf den Ritter Bezug hat u. überhaupt über ihn bekannt ist.

Eine der 9 Abtheilungen, welche dieses Werk umfaßt, wird die Inschriften von 1788—1830 der in Jagsthausen befindlichen Stammbücher zur eisernen Hand enthalten, u. den Schluß dieser Abtheilung sollen die Gedichte bilden, welche dem Andenken des Ritters von deutschen Dichtern gewidmet wurden.

Meine ergebenste Bitte an Euer Hochwohlgeboren geht nun dahin mir hochgeneigstens einige Verse in die Gedicht-Abtheilung des Werkes zu widmen! Bis jetzt habe ich deren gegen 20, hoffe aber bis zur Drucklegung dieser Abtheilung die mit Schluß des Monates Februar statthaben dürfte, deren noch Einige zu erhalten.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, wie hoch beglückt, geehrt u. dankbar ich wäre, wenn Euer Hochwohlgeboren meiner Bitte ein geneigtes Gehör schenken würden, indem dadurch meinem Werke eine schöne Zierde und meiner Familie eine große Auszeichnung zu Theil würde, die ich gewiß vollkommen zu schätzen und würdigen weiß.

Möchten daher Euer Hochwohlgeboren den Stoff für würdig halten u. dem letzten deutschen Ritter Ihr herrliches Talent durch Widmung einiger Verse zuwenden!

Die jetzige so verwirrte Zeit, die an wahrhaft thatkräftigen Männern so arm ist, wird die Veröffentlichung der Geschichte eines Mannes gewiß rechtfertigen, der sein ganzes Leben hindurch seinen Arm — auf die uneigennützigste Weise — stets nur dem Rechte lieh, dabei wenig sprach, aber rasch handelte u. viel leistete, — auf dieses hin, bin ich so frei mich bittlich an Euer Hochwohlgeboren zu wenden u. hoffe deßhalb nicht für unbescheiden gehalten zu werden.

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren noch, daß ich diese Gelegenheit ergreife,

zur Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung u. Verehrung, mit der ich verharre
Euer Hochwohlgeboren

ergebenster D.
Mannheim den 31. Jäner 1861. im GH. Baden. Fried. Gf. Berlichingen.

Euer Hochwohlgeboren!

Beeile mich, meinen innigsten Dank auszusprechen für die gütige Aufnahme die meine Bitte bei Ihnen fand, u. für die, meinen Ahnen so sehr ehrenden u. auszeichnenden Verse, die eine schöne Zierde des Werkes bilden werden.*) Mögen Euer Hochwohlgeboren die Versichrung erneuet hinnehmen, daß ich es gewiß zu würdigen weiß, welche Ehre mir zu Theil ward, daß Sie — unser so hochgefeierter vaterländischer Dichter — Ihr herrliches Talent, meinem Ahnen zuwandten. Mit lebhaftem Interesse las ich in den Zeitungen von dem Erfolge Ihrer Nibelungen in Weimar und wir wollen hoffen daß uns hier auch bald der hohe Genuß zu Theil wird, selbe aufgeführt zu sehen. Sollte ein günstiger Zufall Sie einmal an den schönen Rhein führen, so hoffe ich Sie werden mir die Ehre Ihres Besuches schenken, u. ich würde mich glücklich schätzen den Cicerone in hiesiger Gegend machen zu dürfen. —

Für das freundliche Wohlwollen, welches Sie meinem Werke schenken, meinen besonderen herzlichen Dank! Ich werde bitten, Ihnen nach dem Erscheinen des Werkes, ein Exemplar schicken zu dürfen, denn es wird mir eine große Ehre sein, wenn selbes eines Platzes in Ihrer Bibliothek gewürdigt wird, bitte aber gleichzeitig um eine **sehr nachsichtige** Beurtheilung, denn ich bin ein Laie und kein Mann vom Fach u. der gute Wille muß bei mir für alles andere gerechnet werden. —

Mannheim den 27. Fb. 1861.

Euer Hochwohlgeboren!

Anliegend beehre mich Ihnen ein Exemplar meines Werkes ergebenst zu übersenden, mit der Bitte um freundliche Aufnahme und nachsichtige Beurtheilung desselben.

Sollten Euer Hochwohlgeboren, mein Elaborat einer gütigen Anempfehlung würdigen, so wäre ich sehr dankbar, denn ein Wort von Ihnen wird mir gewiß von größtem Nutzen sein.

Eine Gehirn-Entzündung an der ich den ganzen Monat Mai darniederlag und von der ich kaum hergestellt bin, verzögerte das Erscheinen des Werkes um einige Zeit u. indem ich nochmals meinen verbindlichsten Dank auszusprechen mir erlaube für Hochdero schätzenswerthen Beitrag u. mich Ihrem ferneren gütigen Wohlwollen anempfehle hab ich die Ehre hochachtungsvollst zu verharren
Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener
Mannheim den 7. Oktober 1861. F. Berlichingen.

*) S. Hebbels sämmtliche Werke, Originalausgabe, Bd. 8, S. 232.

Hebbel an Goldhann.

Sie werden es gewiß mit dem ungeheuren Zeitmoment entschuldigen, daß ich Ihnen, mein verehrtester Herr, erst heute auf Ihre gefällige Zuschrift vom 11ten d. M. antworte. Die Wogen sind bei uns in Wien während der letzten vierzehn Tage so hoch gegangen, daß wir an nichts denken konnten, als uns ihrer einigermaßen zu erwehren. Jetzt ist die erste Kugel schon geflogen, und da Keiner die letzte abwarten kann, so kehrt man wieder zu den täglichen Beschäftigungen zurück.

Zunächst lassen Sie Sich auf das Herzlichste für Ihr liebevolles Eingehen auf meine Gedichte den Dank abstatten. Ihre Abhandlung ist eigenthümlich gedacht und geistreich ausgeführt und wenn ich selbst auch, in Uebereinstimmung mit manchem Anderen, z. B. mit Uhland und Mörike, meine Sachen anders rangire und die ersten Abtheilungen den letzten vorziehe, so ist mir Ihre Auffassung eben darum nur um so interessanter gewesen. Was nun meinen Freund Kolatschek anlangt, so hat er das Arrangement mit Kuno Fischer erst zu einer Zeit getroffen, als er besorgte, daß Sie mit Ihrem Aufsatz nicht zum Abschluß kommen würden, da er nicht bloß nicht zu der ursprünglich bestimmten, sondern auch nicht zu der hinausgerückten Frist einlief. Damit werden Sie ihn, als Redacteur, der vorsorgen muß, gewiß entschuldigen; es kam ihm, dessen können Sie Sich überzeugt halten, nicht in den Sinn, Sie verletzen oder Ihre Arbeit zurücksetzen zu wollen. Wie es jetzt um die Welt steht, wird die Poesie sich wohl wieder in den letzten Winkel zurückziehen müssen und schwerlich länger mit zu den „Stimmen der Zeit" gerechnet werden; ich zweifle daher sehr stark, daß Kuno Fischer seinen Plan ausführen wird und mögte Ihnen den Vorschlag machen, Ihren Aufsatz einstweilen in meinen Händen zu lassen, um ihn bei der ersten passenden Gelegenheit, die sich darbietet, verwenden zu können.

Mit dem Wunsch, daß Ihre Studien rasch vorwärts gehen und daß in diesen schönen Frühlingstagen auch die Musen Ihnen zuweilen lächeln mögen, bin ich

Ihr

hochachtungsvoll

ergebener

Wien d. 30. April 1859. Fr. Hebbel.

Indem ich mich beeile, Ihre freundliche Zuschrift von gestern zu beantworten, habe ich Ihnen hinsichtlich der Maria Magdalena bloß zu bemerken, daß diese sowohl auf dem K. K. Hofburg-Theater, wie auf allen anderen Oesterreichischen und nichtoesterreichschen Bühnen ganz so, wie sie gedruckt vorliegt, ohne irgend eine Veränderung, in Scene gegangen ist. Es wird also durchaus unnöthig seyn, mir dieselbe zur Begutachtung vorzulegen; das Bedenkliche des Stücks liegt im Ganzen, in dem Verhältniß der Conception zur Prüderie unserer Zeit, die im Don Carlos, um ein classisches Produkt anzuführen, ganz ruhig und gemüthlich mit dem Incest spielen läßt, sich dann aber plötzlich in holder

Inconsequenz an viel ungefährlicheren Dingen ritzt; das Detail hat nirgends Anstoß erregt, denn die Zeichnung ist knapp und das Colorit keusch. Sollte aber bei Ihnen aus localen Gründen der eine oder der andere Strich gefährlich erscheinen, so bedienen Sie Sich Ihrer Directorial-Freiheit ganz ungeniert; Sie haben schon vermöge Ihrer erhabenen Stellung carte blanche und ich brauche wohl nicht erst hinzu zu fügen, daß ich Ihnen auch persönlich die unbedingteste Vollmacht mit dem größten Vergnügen ausstelle. Gehen Sie denn rasch ans Werk, wie Napoleon, damit wir erstlich ein drittes Athen in Brünn erhalten (München ist bekanntlich das zweite!) und damit ich, zweitens, endlich auch einmal einen Antheil vom dortigen Wollmarkt bekomme. Zwei Trauerspiele müssen doch, wie ich wenigstens hoffe, ein Paar Strümpfe geben und die kann der deutsche Poet im kalten Winter brauchen.

Wien d. 4ten Febr. 1860.

Ihre freundliche Zuschrift traf in einem schlimmen Moment bei mir ein; mein Töchterlein lag seit einigen Tagen am Scharlach darnieder und war so schwer ergriffen, daß mein Arzt große Besorgniß hegte. Jetzt ist sie auf dem Wege der Besserung und ich beeile mich, Ihnen die Honorar-Quittung im Anschluß zu übersenden und Ihnen zugleich meinen besten Dank für die Liebe, die Sie meinem Trauerspiel zugewendet haben, mit wenig Worten auszudrücken. Daß sich die Provinzial-Censur heraus nehmen könne, ein Stück zu beanstanden, das unverändert und unverkürzt zwölf Mal über die Kaiserliche Hofbühne schritt, hätte ich nicht erwartet, aber freilich will sie auch in Prag die Judith nicht zulassen, obgleich dieselbe sich bis zur Stunde auf dem hiesigen Repertoire befindet und mir persönlich vom Vater des Kaisers die wärmsten Lobsprüche verschafft hat. Was Sie mir von Ihrem Leser erzählen, ist höchst ergötzlich; ein solcher Mann erinnert, wenn er dem Geheimniß des Dramas gegenüber steht, an jenen Anderen, der aufgefordert wurde, das Meer mit seiner hohlen Hand zu fassen, nur mit dem Unterschied, daß Letzterer vor der Aufgabe schaudernd zurück trat, Ersterer den Versuch aber wirklich macht.

Mit der Stellung deutscher Poeten scheinen Sie aber noch immer nicht so vertraut zu seyn, wie es bei einem angehenden Theater-Director zu wünschen wäre, da Sie mir Ihr Honorar mit einer gewissen, sehr übel placirten und offenbar aus gänzlicher Unkenntniß der Verhältnisse entspringenden Verschämtheit darbieten, statt es mir hinzuhalten, wie dem Hund den Knochen, um den man ihn billigerweise einige Male springen läßt. Fünf- und Zwanzig Gulden ist für Leute, die von Thau und Morgenroth, statt von Fleisch und Gemüse leben, nicht wenig, sondern viel; wissen Sie auch daß mein College Dingelstedt einst für seinen fünfaktigen Barneveldt von der ehemalg. freien Reichsstadt Nürnberg Einen Thaler zugesagt erhielt, aber erst in Folge eines langwierigen Processes, den er aus Rücksicht auf die Würde der Literatur durchfechten zu müssen glaubte, wirklich bekam? Und dort entsprang das deutsche Drama, denn dort lebte Hans Schnepperer von der Rosenpluet und Hans Sachs, dort wird man es also doch,

wie jeden Ausfuhr-Artikel zu schätzen wissen! Also legen Sie sich künftig mehr Mäcenaten-Würde bei und vergeben Sie Ihrem Stande Nichts.

Im vollen Ernst: die Behandlung ist, auch was diesem Punct betrifft, durchaus anständig. Was macht Ihre Tragödie? Ich bin sehr begierig, sie im Druck zu erblicken und werde, trotz meiner kleinen Einwendungen, mit Freuden das Meinige dafür thun, denn sie gehört zu den merkwürdigsten Productionen, die mir manuscriptlich je vorgekommen sind. Ich meinerseits habe eine Last abgeworfen, die mich fast sieben Jahre drückte; der letzte Vers meiner Nibelungen-Trilogie ist geschrieben und ich bin so froh, wie ein Bergmann, der endlich das Tageslicht wieder sieht.

Wien d. 20ten April 1860.

Wien d. 1. März 1862.

Ich habe das Vergnügen, Ihnen mitzutheilen, daß mein Freund, Herr Campe in Hamburg, bereit ist, Ihren „Günstling eines Kaisers“ zu verlegen. Er schreibt mir: Es (das Stück) ist als Dichtung gut und ohne Honorar will ich es gleich der Presse übergeben. Ich bin nämlich überzeugt, daß ich meine Kosten in den beiden ersten Jahren gewiß nicht zurück erhalte... Wollen Sie mit G. die Sache ordnen, ist es mir lieb, denn noch habe ich ihm nicht einmal den Empfang berichtet.“ Antworten Sie ihm oder mir nur sogleich; ich brauche Sie nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß die Einführung durch eine Firma, wie Hoffmann und Campe, einem jungen Autor von viel größerem Werth seyn muß, als die 100 Gulden, die er sich im günstigsten Fall von irgend einer obscuren Buchhandlung für ein dramatisches Erstlings-Product heraus schlägt. Auch hat Campe vollkommen Recht; bei der durch den Herrn Julian Schmidt in Credit gesetzten Theorie, daß Dramen nur gesehen, nicht gelesen werden sollen, bringt der Verleger, wenn es sich nicht um einen allgemein anerkannten Namen handelt, ganz sicher die bloßen Herstellungskosten erst in einer Reihe von Jahren wieder heraus.

Meine Nibelungen sind im Druck fertig und werden nächstens ausgegeben; zwei Bände, die Frucht von sieben Jahren. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie dieselben in Ihrer dortigen oder einer hiesigen Zeitung einer Beurtheilung unterziehen mögten; auch Campe würden Sie Sich dadurch für ein dauerndes Verhältniß empfehlen.

Den Brief, den Sie mir unterm 15ten v. M. ankündigten, habe ich nicht erhalten. Eben jetzt beauftragt mich aber mein Freund Campe, Sie in Ihrem und seinem Interesse um eine kleine Aenderung in Ihrem Drama zu ersuchen. Nach seiner Meinung würde der Anfang, wie er auf dem beifolgenden Druckbogen eingeklammert ist, gleich auf der Schwelle alle Leserinnen und manchen Leser abschrecken, und ich kann ihm nach meiner schwer erworbenen und theuer bezahlten Kenntniß des Publicums nur beipflichten. Vielleicht könnten Sie den

grellen Zug, der ja am Ende doch nur als Farbenstrich für Ihr Drama Bedeutung hat, beseitigen, oder mildern; jedenfalls habe ich meine Pflicht erfüllt, indem ich es Ihnen vorschlage.

Wien d. 4. April 1862.

Goldhann an Hebbel.

Brünn, den 6. April 1862.

Hochverehrter Herr Doctor!

Mein bei dem Wiener Postamte in Verlust geratenes Schreiben vom 8. vor. M. sprach zunächst meinen wärmsten Dank aus für Ihre so edle als erfolgreiche Verwendung zu Gunsten meines dramatischen Versuchs. Sie haben mehr hinein gethan als Sie selbst wissen und Sie haben es schon am Neujahrstage gethan, da Sie mich mit so freundlicher Zusprache entließen. Jene Tiefe des Gemüts, die ich wol zuweilen in Ihren früheren Schöpfungen zu vermissen glaubte — nicht erwägend, das kein echter Dichter sie entbehren kann — wie herrlich sprach sie aus Ihren bewegten Worten, da Sie mir den Verlust Ihres kleinen Lieblings erzälten! Aber auch mir sollte sie zu Gute kommen, denn ich hatte in gedrückter Stimmung Ihr Haus betreten u. verließ es mit einem Hoffnungsstral im Herzen und wie Einer, dem in des Jahres ersten Stunden ein glückliches Omen begegnet.

Ich habe kein Recht, Ihre Aufmerksamkeit auf meine persönlichen Angelegenheiten zu lenken, aber mein Talent muß sich vor Ihnen rechtfertigen wegen seiner trägen Entfaltung, die nicht leisten zu wollen scheint, was die Keime versprachen.

Schon als ich jenen „Günstling" schrieb, lag ein schwerer Druck auf meiner Seele, der seinen Grund in äußerlichen Verhältnissen von peinlichster Art hatte, aber noch fand mein Geist Schwungkraft genug, um der wachsenden Verdüsterung einige glückliche Stunden abgewinnen zu können. Seitdem ist das schlimmer und schlimmer geworden, ich verharrte in Unthätigkeit oder nichtiger Beschäftigung, u. zu der äußeren Ursache des Grames, zu fortwährenden physischen Leiden kam nun auch noch der Schmerz, ein zugestandenes Talent Tag für Tag verkümmern zu sehen.

In Ihrem so gütigen Vorschlage nun sah ich einen Schein der Rettung aufdämmern, und das war es, was mich so heiter stimmte, als ich neulich von Ihrer Schwelle ging. Sollte aber auch meine entschwundene Thatkraft durch den Gedanken, jetzt mit einem poetischen Werke, u. unter günstigen Ausspicien, vor die Welt treten zu können, nicht wieder belebt werden — meine dankbare Ergebenheit gegen Sie, verehrter Herr, bleibt dieselbe u. festgegründet für mein Leben.

Mit gleicher Erkenntlichkeit vernehme ich Ihren, in dem Schreiben von vorgestern so gütig ertheilten Rath bezüglich der 1. Scene meines Stückes, obschon ich gestehe, daß ich mich nur sehr schwer zu einer Änderung entschließe. Was in dieser Scene angedeutet ist, bildet — wie wir aus Petronius' eigenen Schriften wissen — einen so gewaltig vorherrschenden Zug im Sittengemälde jener Zeit, daß es in dessen poetischer Reproduction nicht ganz umgangen werden

kann, überdieß wird durch die Verfolgung Giton's das sonst nicht zu erklärende Erscheinen des Alten auf der Bühne — in diesem Momente — äußerlich motivirt. Demungeachtet folge ich Ihrer besseren Einsicht u. lege zwei Versionen bei, von denen eine die 1. Scene mildert, die andere sie ganz beseitigt. In letzterem Falle müßte das Personenverzeichniß u. die Bezeichnung der Scenen geändert werden, auch fürchte ich, daß eine Undeutlichkeit entsteht (wenigstens für Zuseher), wenn der Auftretende zu einem nicht sichtbaren Knaben spricht u. ein anderer Knabe ihm folgt. Haben Sie die Güte, nur nach eigenem Ermessen zu entscheiden, jedenfalls wird mir aber der Buchdrucker den geänderten 1. Bogen zur Correctur schicken müssen.

Mein Brief vom 8. v. M. drückte aus, wie sehr ich — gleich jedem Gebildeten — auf das Erscheinen der „Nibelungen" gespannt bin. Dieselben öffentlich zu besprechen, wird gewiß eine schwierige Aufgabe, aber um so größer die Freude, wenn ich sie erfüllen kann! ich werde den Versuch in einer hiesigen, sehr anständig geleiteten Zeitung, dem „Mähr. Korrespondenten" wagen; sollte das Ihren Wünschen nicht entsprechen, so ersuche ich um gefällige Mitteilung in dieser Beziehung. Ihr geistreicher „Prolog zum 26. Febr." wurde hier mit großem Interesse gelesen, doch glaubte ich dem Gedichte abzufülen, daß es nicht ganz aus vollster Seele gekommen. Aus ähnlichem Anlaß mußte ich mich der Stadt Brünn gefällig erweisen, u. erlaube mir, einen der Zeitung entnommenen Abdruck meines Gedichtes hier — freilich sehr post festum — beizuschließen.

Hebbel an Goldhann.

Sie werden nun schon aus dem Correctur-Bogen wissen, für welche Version Ihrer Anfangs-Scene ich mich entschieden habe. Es ist aus Rücksicht auf den alten Campe geschehen, der nun einmal erschrocken war. Übrigens weiß ich sehr wohl, was es den Autor kostet, aus rein äußeren Gründen auf Aenderungen einzugehen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den kleinen Dienst, den ich Ihnen erweisen konnte, schlagen Sie viel zu hoch an. Es ist eine eben so heilige Pflicht, ein gutes Buch zu retten, als einen Menschen aus dem Wasser zu ziehen, und sie ist leicht und angenehm zu erfüllen. Die entgegen gesetzte ist schwerer und trägt in der Regel bittere Früchte; ein schlechtes Manuscript empfehlen ist doch evident das Nämliche, als eine falsche Banknote für echt ausgeben, aber wehe dem, der sich einer solchen Zumuthung, sei es auch auf die zarteste Weise, zu entziehen sucht. Man hat immer gesagt, wer seine Freunde verlieren wolle, müsse ihnen Geld leihen, und das Mittel, ich weiß es aus Erfahrung, ist nicht zu verachten. Aber noch viel leichter wird man sie los, wenn man ihnen Vorreden, Recensionen u. s. w. abschlägt.

Für Ihren Prolog danke ich Ihnen bestens und mache Ihnen mit dem meinigen ein kleines Gegen-Geschenk; wir hatten Beide die nämliche Aufgabe, wir sollten schmeicheln, um zu bilden. Ich betheilige mich in Wien an Nichts und lebe hier, trotz meiner übrigen Verhältnisse, als Deutscher auf meinen

Paß, aber eben als Deutscher habe ich dieß Mal das Wort ergriffen, und es gern gethan, um auch meinerseits das Eine, was noth thut, zu betonen. Auf rasches Verständniß darf man freilich nie rechnen, aber die Zeit kommt ja für Jedermann, der über den Moment hinaus lebt, wo die einzelnen Bau-Steine sich zum Mosaik-Bilde zusammen schieben.

Es ist mir ganz recht, wenn Sie Ihr Urtheil über die Nibelungen im Mährischen Correspondenten niederlegen wollen; das Buch ist seit drei Wochen fertig, aber Campe hat erst Bestell-Zettel in alle Welt ausgesandt.

Lassen Sie bald wieder von Sich hören!

Wien d. 13. April (bei Schnee-Fall) 1862.

Geehrtester Herr!

Die Redaction der Leipziger Illustrierten Zeitung beabsichtigt, wie sie mir schreibt, nächstens das Porträt des Oest. Finanz-Ministers, des Herrn von Plener, zu bringen und mögte dasselbe gern von einer guten Charakteristik dieses Staatsmannes begleitet sehen. Sie fragt bei mir an, ob ich ihr nicht zu einer solchen verhelfen könne, und ich wieder bei Ihnen, da ich mich erinnere, daß Sie mit Herrn von Plener bekannt sind, ob Sie sie nicht liefern mögten. Ich würde Ihnen sehr dazu rathen, wenn die Arbeit nicht ganz außer Ihrem Kreise liegt, denn freilich würde eine cursorische Darstellung unserer Finanzlage und der Plenerschen Maßregeln mit zur Sache gehören. Sie würden Sich durch die Uebernahme das Wohlwollen dieses einflußreichen Organes für Ihre Tragödie sichern, und sind als „Finanz-Procurator" ja gewiß ganz dazu geeignet. Eventuellen Falls würde ich mich selbst dazu entschließen, wenn ich durch Sie nur die nöthigen Materialien nachgewiesen erhielte und sehe Ihrer baldgefälligen Rück-Äußerung (Sie sehen, ich saß auch einmal auf einem Bureau!) entgegen.

Wien d. 15. May 1862.

Ich danke Ihnen für Ihre bereitwillige Uebernahme der Plenerschen Biographie und die Redaction der Ill. Zeitung dankt Ihnen gleichfalls. Sie brauchen Sich keine übertriebene Mühe zu machen, es handelt sich nur um die schlagendsten Daten, da der Raum eine zu große Ausführlichkeit ohnehin verbietet, und um eine kurze Kritik der Finanz-Maaßregeln. Ich reise nächsten Montag, am 2ten Juny, nach London, bleibe vier Wochen aus und gehe dann gleich, ohne Wien erst zu berühren, nach Gmunden, um mich dort nach Gewohnheit acht Wochen zu baden. Sollten Sie früher mit Ihrem Artikel fertig seyn, so bitte ich, ihn der Redaction gleich direct zu übersenden, da der Verfasser der „Wanderungen in Sicilien" ja meiner Approbation nicht bedarf. Hält er Sie aber bis zum 1ten July fest, so brauchen Sie mir ihn nur nach Gmunden zu schicken, und ich werde die Uebermittlung natürlich mit Freuden übernehmen. Später werde ich dann schon dafür sorgen, daß die Zeitung in Bezug auf den „Günstling eines Fürsten" ihre Schuldigkeit thut. — — — —

Wien, d. 28. Mai 1862.

Ihren Brief erhielt ich gestern und will ihn gleich beantworten. Sie sehen jetzt, mit welchem Recht die A. Allg. Zeitung sich ihrer Unpartheilichkeit rühmt; in politischen Dingen Oesterreichisches Regierungsblatt, ist sie in literairischen ein bloßes Cliquen-Organ des jungen Deutschlands und der Münchner Klein-Dichter-Bewahr-Anstalt. In Bezug auf mich geht die Gehässigkeit der Redaction so weit, daß sie nicht einmal meine Orden anzeigte, als ich sie erhielt, ausgenommen in der offiziellen Liste, wogegen sie, wenn einer ihrer Mignons auch nur einmal von der Sonne etwas hell beschienen wird, die Welt von dieser Thatsache augenblicklich in Kenntniß setzt. Deutlicher jedoch hat sie ihr Gesicht nie gezeigt, wie bei Gelegenheit der Nibelungen. Hofrath Schöll, früher mein Gegner, hat ihr eine große Kritik eingesandt; sie hat sie, da sie gegen ihn nicht unhöflich seyn durfte, unter dem Vorwand der „Länge" abgelehnt. Strodtmann in Hamburg, mir erst seit vorigem Herbst bekannt, wo ich ein Paar Tage mit ihm verkehrte, hat ihr eine angeboten; sie hat, ihrer großfürstlichen Sprödigkeit gegen Ungefürchtete gemäß, ihn keiner Antwort gewürdigt. Sie sind der Dritte, und da Sie keinen Schand-Artikel in Aussicht stellten, ist es Ihnen eben so gegangen; lassen Sie nur einen Vierten kommen, der mir kein ehrliches Haar läßt, so wird sie Raum genug haben. Herr von Cotta fand sogar, als ich ihn auf der Durchreise in Stuttgart sprach, nothwendig, sich wegen der Nicht-Aufnahme der Schöllschen Abhandlung zu entschuldigen, natürlich ohne eine Erwähnung von meiner Seite, und er sagte ausdrücklich, mit nackten klaren Worten, daß er den Druck nicht gewagt habe, um „Herrn von Geibel nicht zu reizen". Es ist einmal so, aber das Factum verdient, daß man es sich merkt.

Was nun Ihre Anfrage betrifft, so wüßte ich Ihnen für Ihre Recension kein Journal zu nennen; höchstens könnten Sie es bei „Westermann's Monatsheften" in Braunschweig versuchen, in denen ich vor Jahren ein Fragment meines Trauerspiels mittheilte. Doch mögte ich Sie kaum dazu ermuntern und Ihnen rathen, es bei'm Mährischen Correspondenten bewenden zu lassen. Uebrigens sind, außer den von Ihnen angeführten, schon viele motivirte Urtheile über mein Stück erschienen, alle mehr oder weniger zustimmend, z. B. in der Wiener Zeitung von Zimmermann, in den Bl. für lit. Unterhaltung vom Hamburger rc. rc. Auch von Gervinus und Friedrich Vischer habe ich Briefe, von deren Inhalt man sich in Augsburg Nichts träumen läßt. — — — — — —

Gmunden (Orth. No 31) den 15. July 1862.

Goldhann an Hebbel.

Brünn, den 2. Aug. 1862.

Verehrter Herr und Freund!

Der „Günstling eines Kaisers" naht sich Ihnen zum 2. Male, jetzt in einem reicheren, für die weite Reise passenderen Kleide u. bittet um Ihren Segen für diese seine Wanderschaft in's wildbewegte Leben. Sie haben schon so viel für ihn gethan, daß Ihnen kaum noch etwas zu thun übrig bleibt, aber wenn Sie ihn freundlich aufnehmen u. etwa hie u. da, wo sich die Gelegenheit eben bieten sollte, ein liebreiches Wort für ihn sprechen möchten, so würde er Ihnen

viel mehr zu verdanken haben, als gewönlich Paten — denn das sind Sie in gewissem Sinne meinem „Günstling" geworden — ihrem Patenkinde zu leisten pflegen.

Ihr Schreiben liefert in der That einen merkwürdigen Beitrag zur Kennzeichnung unserer literar. Zustände. Hinsichtlich der „Allg. Zeitung" bin ich zwar ruhig, weil ich die Überzeugung hege, daß sie sich doch nicht lange der Anerkennung des Besseren wird verschliessen können: die „Nibelungen" wird man endlich doch nicht ignoriren dürfen, ohne sich den Verdacht der gründlichsten — Ignoranz zuzuziehen. Was aber die Äußerung des Herren in Stuttgart anbelangt, da weiß man wirklich nicht, wo die Naivetät aufhört u. die Niederträchtigkeit anfängt! Ich hatte sonst viel Rühmendes von der „noblen" Gesinnung dieses Mannes gelesen, u. war daher überrascht, jüngst in Platen's Briefen Züge ganz entgegengesetzter Art von ihm zu finden — was Sie mir nun mitteilen, löst jeden Zweifel. Meinen Aufsatz über die „Nibelungen" habe ich den Czartoryski'schen „Recensionen" — auf welche ich wieder durch Rötscher's warme Anerkennung aufmerksam wurde — eingesendet, obschon ich nicht weiß, wie diese Zeitschrift auf Sie zu sprechen ist, was, wie Ihnen am Besten bekannt, entschiedener in's Gewicht fällt, als der Werth der Dichtung und ihrer Kritik zusammengenommen. Wird der Artikel recensirt, so dürfte er in der Nummer vom 10. August erscheinen. Wo würde Sie dann das Blatt erreichen? u. unter welcher Adresse kann ich es Ihnen — etwa nach Weimar — nachsenden? — Auch ich gedenke in diesem Monat eine Reise zu unternehmen, nur schwanke ich noch zwischen London u. — Aistersheim. Alles muntert mich zur Fahrt nach England auf, aber mein Sinn steht nach den Bergen und Seen von Ober-Österreich, u. selbst wenn ich von der weiteren Tour zurückkehrte, müßte ich mir noch einige Athemzüge Alpenluft holen. Ein langer Winter steht bevor, eine so traurige Zeit! Und gedenken Sie denn am 8. Aug. für dieses Jahr dem Trauensee schon Ihr letztes Lebewol zu sagen?

Glückliche Reise denn! u. wenn es geschehen kann, schenken Sie, hochverehrter Freund, noch ein gütiges Wort vor der neuen Wanderung

Ihrem

treu ergebenen

Goldhann.

Hebbel an Goldhann.

Verbindlichst danke ich Ihnen, verehrtester Herr und Freund, für die Uebersendung Ihres Stücks, und will nur hoffen, daß Sie Sich nicht beraubt haben, da Campe mir jedenfalls ein Ex. zur Verfügung gestellt haben würde.

Jetzt wünsche ich Ihnen einen tüchtigen Recensenten, der sich durch die Miasmen des Stoffs nicht abschrecken läßt und sie Ihnen wenigstens nicht moralisch zur Last legt. Mir hat die Lectüre mein mündlich vor Jahren, wenn ich nicht irre, gegen Sie abgegebenes Urtheil bestätigt; bei entschieden poetischer Bedeutung ist nur eine geringe dramatische und gar keine theatralische vorhanden.

Eine einsichtige Kritik wird Ihren Günstling des Fürsten*) mit den Byron'schen Dramen zusammenstellen müssen.

Es thut mir leid, daß Sie Ihren Aufsatz über die Nibelungen, statt ihn in dem Ihnen in nächster Nähe zu Gebote stehenden Blatt abdrucken zu lassen, an die „Recensionen" geschickt haben. Der Redacteur, Fürst Czartoryski, wird die Verse:

„Auch die Bedienten-Böller rütteln"

recitieren und ihn mit Protest zurücksenden; so verstreicht denn die Zeit. — —

Gmunden 6. Aug. 1862.

Wien d. 19ten Nov. 1862.

Ich würde Ihnen, mein Verehrtester, den Dank für Ihre eben so freundliche, als geistreiche Kritik gewiß nicht bis heute schuldig geblieben seyn, wenn ich nur gewußt hätte, ob ich Sie diesseits oder jenseits des Kanals suchen solle. Empfangen Sie ihn denn jetzt und lassen Sie Sich zugleich von Herzen gratuliren, daß Sie die große Cyclopen-Höhle und die Seekrankheit, oder gehören Sie zu den Glücklichen, die dieß schrecklichste aller Uebel erst am Aequator kennen lernen, wieder hinter Sich haben.

Sie glauben, meine letzten Zeilen aus Gmunden seyen etwas kühl gewesen. Ich schrieb Ihnen an einem Tage, der aus einer Kette von lauter kleinen Fatalitäten bestand. Das hätte ich nicht thun sollen. Doch will ich nicht läugnen, daß Sie mir eben damals das alte tiefsinnige Sprichwort, wornach das Bessere der allerschlimmste Feind des Guten ist, aus der Acht zu lassen schienen, und daß mich dieß verstimmte. Sie haben in diesem Fall Recht bekommen und können triumphiren; der Fürst Czartoryski hat Ihnen gestattet, zu meinen Ehren in seinem Gehege ein prachtvolles Johannisfeuer anzuzünden, und wenn auch vielleicht ein ordentlicher Platzregen darauf folgen wird, so wollen wir ihm das nicht verübeln.

Was Ihre Klagen über Campe anlangt, so seyen Sie überzeugt, daß Jeder ähnliche Erfahrungen mit ihm macht. Von mir will ich nicht reden, denn ich gehöre nur zu den bunten Lichtern in seinem Laden, die ihn freilich mit zieren helfen, aber Nichts eintragen, allein auch Heine, der ihm, wie er selbst zu Jedermann sagt, das Haus gebaut und die Truhe gefüllt hat, war nicht ausgenommen. Was hat der mir Alles erzählt! Lassen Sie Sich durch Nichts beirren; die Hauptsache ist, daß Sie in seinem Verlags-Catalog stehen. Uebrigens läßt Campe seine Bücher nie inserieren; er hat es nicht nöthig, sowohl die Buchhandlungen, als die Journale greifen von selbst nach Allem, was bei ihm erscheint und die Beurtheilungen Ihres „Günstlings" werden nicht ausbleiben. Die erste, gewiß gründliche, erfolgt im „Orion" der im Campeschen Verlage Anfangs December unter der Redaction Adolph Strodtmanns hervor tritt und dem ich Sie bereits warm als Mit-Arbeiter empfohlen habe. Auch Ihre Exemplare werden Sie erhalten, Campe war drei Monate von Hamburg abwesend und zählt 70 Jahre, was Ihnen Manches erklären wird.

---

*) Später unter dem Titel „Der Günstling eines Kaisers".

Daß meine Judith in Brünn einmal wieder getanzt hat, entnahm ich aus dem Fremdenblatt; der Schluß wird derselbe seyn, der überall beliebt wurde, und der allerdings den Heroismus des Weibes ganz überflüssig macht. Ich darf aber Niemand schelten, denn er ist mein eigenes Machwerk, mir von dem alten Director Schmidt in Hamburg, der bereits einen noch verrückteren, ohne mein Zuthun in Berlin fabricirten acceptiert hatte, in meinen höchsten Nöthen abgedrungen und von ihm für göttlich erklärt. Die Nibelungen, Theil 1 und 2 scheinen wirklich in Wien zur Aufführung zu gelangen; die Zeitungs-Notizen waren offiziell, obgleich ich selbst noch nicht amtlich verständigt bin. Überhaupt ist es mit dieser Arbeit über meine Erwartung gegangen; ich war darauf gefaßt, wie ein Koch behandelt zu werden, der seine Kunst, statt an einem Hammel oder einem Hasen, an einem Mammuth, wie man sie ja noch mit Haut und Haar in den Sybirischen Eisfeldern finden soll, zum Entsetzen der eingeladenen Gäste versucht. Haben Sie die N. 34 der Grenzboten gelesen? Die Rec. soll von Schmidt selbst seyn.

Goldhann an Hebbel.

Brünn, den 10. Febr. 63.

Verehrter Herr und Freund!

Wenn ich aus der geistigen Wüste, die mich hier umgibt, einen Brief an Sie richte, so ist es mir immer, als würfe ich einen Blick in ein gelobtes Land, das ich eben nur von Ferne sehen u. wol niemals erreichen soll. Und wie eine Art von Anachronismus will es mir erscheinen, wenn aus dem bewegten literarischen Leben je zuweilen eine Stimme in meine Einöde herüberklingt, die mich meiner selbst erinnert und so vieler hochfliegender Pläne, die mehr u. mehr vor meinem ernüchterten Blick verdämmern. So geschah es erst neulich, als ich Herrn Strodtmann's Aufforderung zur Mitwirkung am „Orion" erhielt — die ich Ihrer gütigen Empfelung danke — u. bald darauf seine so überaus wolwollende Kritik meines „Günstling" las. Diese hat mir Freude bereitet, aber auch eine tiefe Wehmut im Herzen zurückgelassen, die ich immer empfinde, wenn mich die Ahnung überkommt, daß ich vielleicht doch etwas Besseres leisten könnte als jener Troß, der sich auf allen Wegen und Stegen so breit macht.

Obschon ich meine Mitwirkung am „Orion" nur bedingt zusagen konnte, lese ich mich doch unter den Mitarbeitern im II. Hefte aufgezält u. finde mich dadurch, bei dem ausnehmend freundlichen Entgegenkommen des Herausgebers, gleichsam moralisch verpflichtet, ihm zunächst wenigstens einen Beleg meines guten Willens zu bringen. Glauben Sie nicht, daß sich jener Aufsatz über Ihre lyr. Dichtungen, den ich einst für die „Stimmen der Zeit" bestimmt hatte, für den „Orion" eignen würde? Vielleicht wäre es gerade jetzt, nach u. bei den Erfolgen Ihres größten dramatischen Werkes, an der Zeit, auch wieder an Ihre lyr. Dichtungen zu erinnern, u. für den Leserkreis des „Orion" dürfte wol der Ton jenes Aufsatzes nicht unangemessen sein. Sind Sie damit einverstanden, so bitte ich mir das Concept, welches sich vielleicht noch unter Ihren Papieren finden dürfte, baldmöglichst zu übersenden.

Ich führe ein unerquickliches u. zwar nicht unthätiges, aber unproductives Leben. Das Einzige, was ich schreibe, sind — kleine Theater-Recensionen für ein hiesiges Blatt, u. ich thue das aus Gefälligkeit, ferner damit ich nicht gänzlich das Schreiben verlerne, u. zum Teil auch, weil es mein Urtheil schärft. Die biograf. Skizze Plener's, welche N. 1021 der „Ill. Zeitg." brachte, haben Sie vielleicht bemerkt, die Sache hatte sich verzögert, weil Plener mir erst jetzt die nothwendigen Daten zur Verfügung stellte. Die Redaction der „Ill. Ztg." verlangt nunmehr noch einen Artikel über die „Bankacte" von mir, wahrscheinlich ließ sie sich durch einen Teil meines pömpösen amtlichen Titels verleiten, in mir einen gewiegten Financier zu wittern.

Werden Sie wol, hochverehrter Freund, so liebreich sein, mir Einiges über Ihr eigenes Leben u. Schaffen mitzuteilen? denn bis Ostern, wo ich auf der Durchreise nach dem Lande ob der Enns Sie zu sehen hoffe, muß noch eine lange Fastenzeit überwunden werden.

Hebbel an Goldhann.

Entschuldigen Sie, mein Verehrtester, daß ich Ihnen Ihre Abhandlung erst jetzt schicke. Ich hatte sie natürlich wohl aufgehoben, aber zu wohl und suchte deshalb ein Paar Tage lang vergebens. Endlich aber lieferte der Zufall mir den Beweis, daß ich nicht ganz umsonst sieben Jahre lang auf meiner Holsteinischen Schreibstube saß und Acten registrirte. Hier ist Ihr Aufsatz.

Morgen gehen meine Nibelungen auf dem Hofburg-Theater in Scene. Wenn der Lindwurm nicht gefällt, so liegt es nur an ihm selbst, denn die Direction, wie die Schauspieler, thun alles Mögliche, ihn appetitlich zu machen. Der Erfolg des ersten Abends ist auch wohl nicht all zu zweifelhaft; es handelt sich nur darum, ob das Stück sich hält. Das hängt nur davon ab, ob man es fortgiebt, auch wenn der Wind nicht augenblicklich mit vollen Backen in die Segel bläs't. Dann wird es schon Posto fassen, aber es muß sich seine Voraussetzungen erst erkämpfen und das geschieht nicht gleich. Das Publicum ist gewohnt, sich nach den Helden des modernen Dramas in der nächsten Conditorei umzusehen, und dort trifft man so wenig die Burgunden, als die Heunen.

Übrigens verstreicht mir der Winter, wie Ihnen, in resultatloser Viel-Geschäftigkeit, nur habe ich auch nicht eben mehr besondere Ansprüche an meinen Dudelsack zu machen, denn am 18ten März werde ich funfzig. Davon sind Sie noch weit entfernt und darum dürfen Sie als Pause betrachten, was für mich gar wohl schon das Ende bedeuten kann.

Wien d. 18. Febr. 1863.

Der gewöhnlichen Dienstboten-Verläßlichkeit habe ich es zu verdanken, daß ich Ihnen jetzt per Post einen Nach-Gruß schicken muß, statt Sie in meinem Hause zu sehen. Hätte man mir, als man mir Ihre Karte übergab, gesagt, daß Sie am nächsten Tage wieder zu kommen gedächten, so hätte ich mein

Dampfbad natürlich ausgesetzt, aber das erfuhr ich erst, als Sie zum zweiten Mal da gewesen waren. Entschuldigen Sie die Betise, die sich leider immer wiederholt, einerlei, ob man mit seinen Leuten alle Monat wechselt und von der Anna und Beppi bis zur Xantippe und Zerline hinauf steigt oder ob man sie Decennien lang behält, wie ich. Mir bleibt nun Nichts übrig, als Ihnen für Ihre freundliche Theilnahme an meinem Geburtstag schriftlich meinen herzlichen Dank auszudrücken und Ihnen Ihren Besuch im Herbst, wenn die Nibelungen bei Ihnen in Scene gehen, persönlich zu erwiedern, wozu ich sehr geneigt bin. Bis dahin hoffe ich wieder ein ganzer Mann zu sein; Ostern war ich kaum ein halber, doch geht es jetzt schon besser. — — — — — — — —

Wien d. 23. April 1863.

Lieber Freund!

Es war an mir, Ihnen zu schreiben und Ihnen für den vortrefflichen Aufsatz im Orion zu danken, dessen Sie meine Gedichte würdigten. Aber ich bin noch immer krank und viel übler daran, als zu Ostern, wo das Dampfbad und die Ungeschicklichkeit meiner Magd mich um Ihren Besuch brachten. Der Aufenthalt in Gmunden mit allen treu genommenen Soolen-Bädern hat mir nicht allein nicht genützt, sondern positiv geschadet; das alte Übel wich nicht blos nicht, sondern neue gesellten sich hinzu und ich mußte dem Himmel schon dafür danken, wenigstens diese wieder los zu seyn, als ich nach Wien zurück ging. Im Uebrigen kam ich hier in einem kläglichen Zustande an, in einem so kläglichen, daß ich es bezweifelte, ob ich meine Gesundheit überall wieder erlangen würde, und das war eine traurige Aussicht für mich, denn damit wäre alle Thätigkeit für mich vorbei gewesen, da man mit gebrochenen Kräften wohl noch ein Amt versehen, allenfalls auch Recepte schreiben und Dissertationen abfassen, aber sicher nicht zeugen kann, so wenig geistig, wie leiblich. Jetzt nenne ich freilich mit Wallenstein die Hoffnung wieder meine Göttin, auch mache ich an ihrer Hand täglich einen Hasenschritt in der Besserung, aber wie viele Hasenschritte gehen auf die Meile und wie viele Meilen bin ich noch vom Gesundbrunnen entfernt! Seit Monaten schrieb ich keinen Brief! Begnügen Sie sich denn mit diesen Zeilen; sie haben wenigstens das Verdienst, daß sie seit lange die ersten sind. Ihrer Einladung werde ich sehr gerne folgen, wenn ich irgend kann; ich war nie in Brünn.

Wien d. 29. Aug. 1863.

Christine Hebbel an Goldhann.

Wien am 1/12. 63.

Geehrter Herr!

Im Namen meines Vaters habe ich Ihnen nebst herzlichen Grüßen anzuzeigen, daß es ihm nicht viel besser geht, als es die Zeitungen melden. Er ist

krank seit einem Jahre, liegt schon sechs Wochen still zu Bett und kann nichts machen.

Hochachtungsvoll

Ihre ergebenste

Christine Hebbel.

Otto Prechtler an Hebbel.

Verehrter Freund!

Ich habe, nach eifrigem Nachforschen, die sehr gut aufbewahrten und vielleicht ebendeßhalb nicht zu leicht auffindbaren Briefe u. Urkunden in Angelegenheit des Cato v. Eisen gesammelt und sende Alles zu dem, was Sie schon haben und glaube am natürlichsten das Urtheil über diese Geschichte, wenn Sie Alles durchgangen haben werden, Ihrer richtigen Auffassung überlassen zu dürfen.

Ich selbst kann füglich, da ich nun die Dokumente Ihnen mittheilen kann, welche sich auf die besprochene Sache beziehen, Ihnen und mir die nochmalige Erzählung der Cato-Geschichte ersparen und in Bezug auf Laube selbst nur mit innerster Ueberzeugung wiederholen, „daß ich einerseits Laube's Einfluß und künstlerische Tendenz seit seinem Regiment im Burgtheater, — trotz aller Anerkennung seiner praktischen Verdienste und seiner dießfälligen gewissenhaften Thätigkeit, — in Betreff der edleren, höheren u. reineren Kunstrichtung — in der Achtung u. Erhaltung des besonderen Guten — in Betreff ferner der würdigen Unbefangenheit bei Beurtheilung u. Aufnahme von dramatischen Werken und neuen Schauspielkräften — großentheils nicht segensreich erkenne — sondern daß sein Wirken ein, für den alten u. neuen Ruhm des Burgtheaters im reinsten Sinn des Wortes — hinderndes war und ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe in mir die Ueberzeugung, wenn ich auch meinem allzusensiblen Naturell, gegenüber der unpoetischen Barschheit, einen Theil der trüben Wirkungen Laube's auf mein Wollen und Schaffen zuschreibe, daß ich unter einer geistig-großen u. edlen Herrschaft auf dem Dramaturgenstuhl gewiß viele Meilenzeiger auf dem Wege der Kunst siegreich, mir u. meinem Vaterlande zu Ehren, zurückgelegt hätte; indeß ich nun fast 10 Jahre mit meinem reinsten Streben zerfallen, nicht den Sinn u. die Hand finde, um der poetischen Aufgabe meines Lebens gerecht werden zu können.

Ich spreche dies offen gegen Sie aus, der Sie gewiß das Rechte, den Kern meiner Klage rein auffassen und gewiß nicht — in dieser Klage den Ton verletzter Selbstliebe — vor der mich Gott bewahren möge — hören werden.

Ich werde Sie im Verlauf dieser Woche aufsuchen, indeß Sie vielleicht Zeit gefunden haben werden, die mitfolgenden Schriften und Dokumente zu durchlesen, — vielleicht auch der Einmal glücklichen u. wieder verstoßenen „Waldtochter“ einen nachsichtigen Blick zu schenken.

(Ich muß nebenbei bemerken, daß ich auf Laubes Wunsch, der sonst das

Stück bei Lankoronski nicht durchzubringen erklärte, die „Reichsgräfin“ in eine einfache „Baronin“ verwandeln mußte, weil sonst dem Ritter des goldenen Vließes die Heirath mit Molly Anstand erregt hätte [!].)

Das beyfolgende Bildchen bitte ich als freundliche Revange Ihrer Frau zu übergeben, der ich achtungsvoll die Hand küsse.

Wien 26/5. 1861.

W. 22. Octob. 61.

Verehrter Herr und Freund!

Sie waren so freundlich, mich zur Mittheilung meines Dramas „Ein Mann der That“ aufzufordern. Denken Sie sich in meine Empfindung, als ich es nicht mehr fand und nach mehrtägigem Suchen zur traurigen Gewißheit gelangte, daß es mir nebst andern Büchern u. Schriften aus dem Koffer im Boden zur Zeit des Ausziehens gestohlen worden ist. Dies ist wesentlich die Ursache, daß ich noch nicht zu Ihnen kam, da ich überdieß dem Diebstahle seit 16 Tagen auf der Spur bin u. täglich hoffte, auch meinem Manuskripte auf die Spur zu kommen.

Nebenbei haben mich amtliche Veränderungen, die Uebergabe des Bestandes an meinen prov. Adjunkten u. das vollständige Uebersiedeln ins Archiv (Johannisgasse 984) um viele Zeit gebracht. Der Zustand meiner Frau ist auch nicht besser — wenn auch Gottlob! nicht schlimmer geworden. Nun ist auch die Zeit um, die Sie mir andeuteten betreffs meiner Zwiesprache mit Laube; ich will dieser Tage zu ihm gehen. Vorher aber wünschte ich sehr noch mit Ihnen zu reden u. Ihre gütigen Andeutungen — namentlich auch über den Schluß meines „Waldkindes“ zu empfangen.

Da ich weiß, daß Sie im Herbst selbst u. gern am meisten schaffend sind, so möchte ich nicht gern Ihre gute Stunde stören u. erlaube mir, Sie zu bitten, mir durch ein kleines Zettelchen bekannt zu geben, wann u. wo Sie mir einige Augenblicke schenken können. — Ich lege Ihnen eine von meinen dramatischen Studien bei, welche aus einem eben erschienenen Album separat abgedruckt ist. Auch eines von den todtdekretirten Kindern des Herodes auf der Bastei.

---

3. Dez. 61.

Verehrter Herr und Freund!

Ich bin, nach nochmal aufgenommenem Feldzug, mit Laube so weit, daß er das „Waldkind“ nun doch wohl geben wird. Ich erklärte ihm aber, daß ich die letzte Szene, den Schluß noch ändern oder erst fertig machen wolle. Da Sie, dessen Urtheil so belebend u. ermuthigend auf mich wirkte, auch angedeutet haben, wie der etwas unfertige Schluß dankbar wirksam zu gestalten sei, so bitte ich nun, mir die Freundschaft zu erweisen, mir diesfalls Ihren hochwerthen Rath mitzutheilen, da ich unverzüglich an die Arbeit gehen will, weil ich eben warm für die Sache bin.

Auch im Stücke selbst wird Manches seyn, was noch zu dessen Bestem abgeändert oder verbessert werden könnte. Ich bitte Sie, mir nichts der Art vorzuenthalten.

Ich lege ein Exemplar bei, da Sie das Andere vielleicht nicht zur Hand haben dürften.

Auch der eigenhändige Brief des Herzogs von Coburg über das „Waldkind", (den ich mir gelegentlich zurück erbitte,) dürfte Sie vielleicht interessiren. Ich ersuche Sie nun freundlichst, mich wissen zu lassen, wann u. wo Sie in dieser Sache mir ein Stündchen zu opfern sich entschließen wollen.

---

vom Hause 18. Dezbr. 61.

Verehrter Herr u. Freund!

Nehmen Sie, einstweilen in diesen Zeilen, meinen aufrichtigsten Dank für die freundschaftliche Hingebung und die ersprießlichen Andeutungen, die Sie meinem, von Herodes verfolgten unschuldigen „Waldkinde" widmeten.

Ich habe nicht nur Ihre Winke verstanden u. benützt sondern bin auch mit eigener Strenge nochmal über dem Stücke gesessen u. habe den Schluß wohl nicht durch neue Erfindungen, wohl aber durch zwei psychologische Andeutungen, auch dramatisch wirksamer u. überzeugender gestaltet.

Vorgestern habe ich das neue Manuscript an den „Tyrannen" auf der Bastei abgesendet u. bin nun der kommenden Dinge gewärtig —

15/1. 62.

Verehrter Freund!

Ich wartete seit 5 Wochen, nach Uebergabe meines „Waldkindes" an Laube auf irgend ein Zeichen der herannahenden mise en scène; statt dessen bekomme ich gestern beiliegenden Brief, dessen Beurtheilung ich Ihnen, der Sie in dieser Sache unbefangen sind, anheimstelle.

Ich bin gesonnen, Montags Laube zu gehen und den Kampf — fortzusetzen.

Mein Vertrauen zu Ihnen bestimmt mich aber, Sie vorerst um Ihren Rath zu bitten, Ihre Ansicht zu hören, wie ich mich jetzt mit ihm benehmen soll. Vielleicht ist Ihre Ansicht auch die meinige. Ich will aber eine unbefangene Stimme hören und Ihr Rath ist mir von größtem Werthe, von entscheidender Bedeutung.

Ich werde Sie daher morgen aufsuchen u. meine Bitte persönlich widerholen.

Hebbel an Dr. Edmund Reitlinger.*)

Verehrtester Herr!

Aus der freien Luft ins Zimmer und aus dem Zimmer nach langem Widerstreben von meiner Seite seit acht Tagen in's Bett hinein gedrängt, kann ich Ihnen für Ihren mir zugedachten Besuch einstweilen nur herzlich danken und

*) Der seither gestorbene Professor der Physik an der k. k. polytechnischen Hochschule in Wien.

auf Ihren freundlichen Brief nur das Nothwendigste erwiedern. Durch die beiden Dramen*) Ihres Freundes schreitet ein ernster, mannhaft gewappneter Geist, der die wahre Geschichte auf Kosten der nur zu lange respectirten conventionellen in ihre Rechte einzusetzen sucht, und wenn Herr Doctor Koenigsberg mir seinen Manlius widmen will, so wird es mir eine Ehre und eine Freude seyn. Nur müßte es in einer anderen, möglichst einfachen Form**) geschehen, denn neben dem Namen Shakespeare's kann ich überhaupt keinen zweiten sehen, den meinigen aber, wie ich wol nicht erst hinzuzufügen brauche, am aller-allerwenigsten†). Indem ich Ihnen daher die mir gütigst anvertrauten Aushängebogen remittire, bitte ich Sie, dem Verfasser meinen herzlichsten Dank für die Mittheilung, die mir auf dem Krankenlager doppelt zu Statten kam, ausdrücken zu wollen††).

Mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr
aufrichtig ergebener
Friedrich Hebbel.

Wien den 6ten Nov. 1863.

---

*) Deutsche Kämpfe, Schauspiel in fünf Aufzügen, Berlin, Julius Springer 1862 und Manlius, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ebenda 1863.

**) Die ursprüngliche Widmung hatte gelautet: „Friedrich Hebbel, den jüngsten Bruder Shakespeare's.“

†) Die Widmung lautete nunmehr: „Friedrich Hebbel, dem Dichter der Nibelungen.“

††) Der Verfasser fand sich durch dieses Schreiben bewogen, der Poesie den Rücken zu kehren und sich der Geschichte zuzuwenden.

(Die vorstehenden Bemerkungen erfolgen auf ausdrücklichen Wunsch des geehrten Herrn Einsenders.)

Hebbel

an den

Großherzog Karl Alexander

von Sachsen-Weimar.

Der Schiller-Preis.

Ew. Königl. Hohheit

haben geruht, mich zu Höchst-Ihrem Privat-Bibliothecar zu ernennen. Damit haben Ew. Königl. Hoheit mir das Recht eingeräumt, mich an dem heutigen festlichen Tage unter die Schaar Höchst-Ihrer Diener zu mischen und Empfindungen Worte zu leihen, die sonst, nachdem sie einmal ausgesprochen wurden, in gebührender Selbstbescheidung stumm geblieben wären. Wenn Ew. Königl. Hoheit hiebei vielleicht mit Lächeln des vieldeutigen Evangelien-Spruchs: „Die Letzten werden die Ersten seyn" gedenken sollten, so kann ich Nichts dagegen einwenden, als dieß, daß es den Letzten wirklich vergönnt ist, in Treue und Anhänglichkeit mit den Ersten zu wetteifern. Genehmigen Ew. Königl. Hohheit dann die innigen Glückwünsche eines von Dank und Ergebung tief erregten Herzens und erhalten Höchstdieselben mir eine Huld und Gnade, die mir allein den Muth einflößen kann, sie zu äußern.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Königl. Hohheit
unterthänigster

Gmunden d. 19. Juny 1863. Friedrich Hebbel.

Seine Majestät der König mein allergnädigster Herr haben Ew. Wohlgeboren als dem Verfasser der „Nibelungen" nach dem Antrag der zur Prüfung dramatischer Werke niedergesetzten Commission den durch das Patent vom 9. November 1859 gestifteten dramatischen Preis im Betrag von Eintausend Thalern Gold nebst einer goldenen Denkmünze im Werth von Einhundert Thalern Gold zu verleihen geruht.

Indem ich Ihnen zu dieser Anerkennung Ihres Verdienstes meinen Glückwunsch ausspreche, gebe ich Ihnen anheim, an die General-Kasse meines Ministeriums eine Quittung über 1133 RThlr. 10 Sgr. Pr. Ct. und eine Bescheinigung über den Empfang einer Denkmünze von dem oben angegebenen Werth unter genauer Angabe Ihrer Wohnung gefälligst einzusenden, worauf Ihnen die Geldsumme nebst der Denkmünze übersendet werden wird.

Berlin, den 7. November 1863.

Der Königlich Preußische Minister
der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.
v. Mühler.

Hebbel

an

seine Frau Christine.

Auf der Donau, am 26. Mai 1848, 3 Uhr Nachmittags.

Eben komm' ich vom Verdeck herunter, die Sonne brennt mächtig, in der Kajüte ist es kühl und ich will versuchen, wie es sich auf einem Dampfschiff schreiben läßt. An wen sollte ich aber wohl schreiben, als an Dich, meine liebe, theure Frau? Uns ist bis jetzt Nichts, als alles Gute, begegnet; da aber, wie wir gleich heute morgen erfuhren, die academische Legion, bei der ich gestern noch Hauptmann werden sollte, über Nacht von Gouvernements wegen aufgelöst't worden ist, so sind wir in Sorge, ob die Ruhe der letzten acht Tage in Wien noch fortdauert, oder nicht. Ich will es hoffen, werde aber vor unserer Ankunft in Linz, die morgen in der Frühe erfolgen wird, nichts Bestimmtes darüber hören, und vielleicht auch dort noch nicht. Unser Dampfschiff fährt, obgleich es stromaufwärts geht, unglaublich rasch, die Gegend wird immer schöner und bietet jeden Augenblick einen interessanten Punkt dar; so kamen wir vor einer halben Stunde an dem alten Bergschloß vorbei, auf dem Richard Löwenherz gefangen gesessen und der treue Blondel seine Probe abgelegt hat. Auch finden wir Deputations-Mitglieder, so verschiedenartig wir auch gemischt sind, uns ganz gut in einander; Saphir reißt Witze, gute und schlechte, wie es eben kommt, Prechtler erzählt seine Reise-Abentheuer aus früheren Zeiten, Doctor Wildner, der heute Vormittag mit Bleistift einen Brief an seine Frau schrieb, macht aufmerksam auf die historischen Merkwürdigkeiten des Donau-Ufers und ich werfe dazwischen, was mir einfällt. Dennoch kann ich nicht sagen, daß die Reise mir Freude macht, ich habe für Alles nur ein halbes Herz, die zweite Hälfte ist bei Dir. Eben rief Prechtler mich ab, um mir die Ruine Aggstein zu zeigen; sie ist vortrefflich im echten Raub-Ritter-Geist angelegt, hoch auf einem Felsen, und würde auch jetzt schwer zu stürmen sein. Unser Schiff war heute morgen fast überladen von Menschen, nun hat es sich schon bedeutend geleert; auch ein Jesuiten-General war, wie es hieß, unter uns, ob man dem frommen Vater, den man dafür hielt, aber nicht zu viel Ehre erwies, mögte ich nicht entscheiden. Unsere Reise scheint, nach dem Anfang zu urtheilen, rascher von Statten zu gehen, als ich gedacht hätte; dennoch ist es mir noch unmöglich, über die Zeit der Zurückkunft etwas fest zu setzen. In Linz wird Saphir das Volk haranguiren, wenn man uns, wie wir es erwarten dürfen, freundschaftlich entgegen kommt. Er ist dort bekannt und hat es durch einen Aufsatz in seinem Humoristen schon vorbereitet; übrigens ist das, was er zu sprechen hat, das Resultat einer gemeinschaftlichen Berathung. In Innsbruck werde ich dagegen das Wort nehmen und demnächst wahrscheinlich gleich von dort aus einen Artikel in die Allgemeine Zeitung schicken, da unsere Mission, mag sie nun einen Erfolg haben, wie sie immer will, doch eine historische ist. Aus Innsbruck werde ich dir

meine theure Christine, ebenfalls gleich schreiben, und wenn ich dort auf der Post einige Zeilen von dir vorfände, würde es mich sehr glücklich machen. Wie bringst du den heutigen Tag wohl zu? — Der Himmel gebe nur, daß in Wien nichts vorfalle, was mich für dich zittern macht! Bin ich selbst dabei, so mag kommen, was soll!

Linz. Nachmittags.

Fürchterliche Nachrichten aus Wien. Barricaden. Keine Post angekommen! Wir zittern und bleiben bis wir Näheres wissen, hier. Es reist eben Jemand ab. Dem gebe ich dieß, vom Tisch aufstehend, mit. Gebe der Himmel, daß wenigstens Dich, mein theuerstes Weib, mein einziger Schatz, kein Unheil betroffen habe! Ob wir weiter gehen, ob nicht, hängt von den Nachrichten ab, die wir bekommen. Saphir will augenblicklich zurück. Das erlaubt mein Begriff von Pflicht mir nicht. Dennoch siehst Du mich vielleicht eher wieder, als wir dachten! In Linz wurden wir aufgenommen, wie ehemals die Könige. Ich kann nicht mehr schreiben, der Hauptmann, der uns die Abfahrt einer Extrapost anzeigte, wartet auf den Brief. Geh um Gottes willen nicht aus, wird oder ist es draußen unsicher, so laß Alles in Stich und rette Dich und die Kinder.

In größter Eile.

Die Beischlüsse von Prechtler und Saphir laß besorgen, so schnell es geht. Ich zittre für Dich! Nun schnell auf die Reise!

Linz den 28. Mai 1848.

Meine theuerste Christine!

Die Zuschrift von gestern und vorgestern wirst Du empfangen haben. In welch einer Angst um Dich ich mich befand, hast Du daraus ersehen. Jetzt ist es zwölf Uhr Nachts, der Postwagen, der gestern ausblieb, ist heute eingetroffen, die Wiener Zeitung ist da, Dr. Löhnert, ein Bekannter aus dem Lese-Verein ebenfalls. Wir wissen, was vorgefallen ist und haben unsern Entschluß gefaßt. Er besteht darin, daß wir mit Ausnahme Saphirs, den seine Unpäßlichkeit in Linz zurückhält, mit Tages-Anbruch nach Innsbruck abgehen. Wir müssen unsere Mission um so eher auszurichten suchen, je gefährlicher sie geworden ist. Der Erfolg hängt nicht von uns ab, wir sind daher auch für den Erfolg nicht verantwortlich. Was an uns liegt, müssen wir aber redlich thun, und wenn es uns nur gelingt, an die Person des Kaisers zu gelangen, so werde ich ihm nicht blos die Petition überreichen, sondern ihn auch an seine Pflicht erinnern und ihm auseinandersetzen, daß die letzten Ereignisse nur die Folge seiner Abreise gewesen sind und darob nicht als Beweise ihrer Nothwendigkeit geltend gemacht werden dürfen. Morgen um 6 Uhr reisen wir, Dr. Wildner, Prechtler und ich ab. Nirgends werden wir uns aufhalten und Innsbruck gleich nach ausgerichtetem Auftrag wieder verlassen. — Feierlich begrüßen, wie die Linzer, die uns Ehrenwache vor die Thür gaben, werden die Tyroler uns wohl nicht. Erschießen werden sie uns aber auch nicht; um sie ja nicht zu reizen, haben wir hier Pässe genommen und reisen nicht als Wiener-Deputirte, sondern als Einzelne Privat-Personen. Sobald als möglich erhälst Du Nachricht. Mögtest Du mir einige Worte nach Innsbruck gesandt haben!

Dr. Löhnert versichert mir, daß es bis jetzt in den Vorstädten ruhig blieb. Wie lange aber, kann Niemand wissen. Ohne Dich ist die Welt mir Nichts; hab' ich Dich, so kümmert es mich nicht, ob wir unsern Bettel verlieren, oder behalten. Darum beschwöre ich Dich, gleich, sobald die Sachen sich noch schlimmer stellen oder, sobald sie auch nur bleiben, wie sie jetzt sind — denn wer weiß, wie es schon in diesem Augenblick steht — sicher zu kommen. 100 Fl. O. W. befinden sich in dem Beutel in meinem Schreibtisch. In der Schublade in der Mitte, in dem Kästchen, ist auch noch Etwas. Meine Papiere packst Du ebenfalls mit ein. Von dem Uebrigen nimmst Du mit, was du kannst. Und wenn sie Dich nicht mit zwei Kleidern aus dem Thor lassen, so nimmst du nur Eins mit. Prechtlers Frau wird sich mit dir in's Einvernehmen setzen. Auf das Hofburgtheater nimm weiter keine Rücksicht, als daß Du Deine Abreise anzeigst, mündlich oder schriftlich. Mir liegt nur an Dir, nicht an dem Uebrigen. Die Kinder und Elise bringst Du mit, die Mägde lohnst du ab. Rathen kann ich Dir nichts, als nicht zu lange zu zögern. Wer weiß, wie blutig die nächste Zukunft sein wird. Jedenfalls bitte ich Dich, mir gleich nach Empfang dieses Briefes nach Innsbruck einige Zeilen zu schreiben; poste restante. Thust Du's gleich, so erhalte ich ihn sicher noch. Nun, mein edles, herrliches Weib, ein herzliches Lebewohl! Befolge meinen Rath auf's Treulichste; ich gebe ihn nicht ohne Gründe. Saphir läßt seine Frau auch kommen.

Ewig

Dein

Fr. Hebbel.

Innsbruck den 31. Mai 1848.

Liebe Tine!

Das ist doch unrecht von Dir! Eben war ich mit Prechtler auf der Post, er fand von seiner Frau zwei Briefe vor, ich von Dir nicht Eine Zeile. Soll ich daraus schließen, daß es bei uns im Hause nicht steht, wie es stehen soll? Das würde ich unbedingt und mich abängstigen, wenn ich nicht Deine Scheu vor der Feder kennte und wenn ich nicht aus den Zeitungen und durch glaubwürdige Personen wüßte, daß es in Wien nicht so schrecklich zugegangen ist, wie uns in Linz die ersten Nachrichten befürchten ließen.

Jetzt hoffe ich, daß Du trotz Deines Schweigens nicht mehr ausgestanden hast, als die Anderen alle, nämlich die Angst und die Furcht. Das ist freilich nach Allem, was wir lesen und hören, genug. Aber, welch eine Freude, welch ein Trost wäre es für mich gewesen, heute auch von Dir einen Brief zu erhalten! Ich verlange ja nicht viel, drei Worte sind genug! Möge noch morgen einer kommen!

Was uns betrifft, so sind wir ungefährdet und ungehindert gestern, Morgens um 6 Uhr, in Innsbruck angelangt, werden aber erst morgen Mittag vor den Kaiser gelassen werden. Daraus kannst Du schon schließen, wie es hier steht. Den Erzherzog Johann sprachen wir bereits heute und empfingen von ihm die beruhigendsten Zusicherungen, leider aber vermag er, obgleich ein kaiserlicher

Prinz, nur wenig gegen die Camarilla, die den Kaiser umgiebt. Er theilt unsere Ansichten so sehr, daß wir kaum nöthig hatten, sie gegen ihn auszusprechen und er meint es ehrlich, denn er erkennt den Gang der Ereignisse in ihrer Nothwendigkeit. Mehr zu schreiben, ist nicht rathsam, auch drängt die Zeit.

Hier ist alles ruhig. Morgen Abend reisen wir ab und ich treffe Dich — in Linz? oder in Wien. Prechtler bittet Dich, seine Frau hiervon zu benachrichtigen. Grüße und Küsse an Dich und mein Liebstes außer Dir!

Linz den 5. Juni 1848.

Heute Morgen um 6 Uhr bin ich wieder in Linz angekommen. Jetzt ist es halb 10 Uhr, so lange ist dein Friedrich mit einem Briefe für die Wiener über den Erfolg unserer Sendung an den Kaiser beschäftigt gewesen. In diesem Augenblicke schreibt Prechtler ihn ab, und ich benutze die Zeit, für Dich ein kleines Briefchen fertig zu machen. Morgen kehren wir endlich, endlich zurück, jedoch, wenn uns nicht Alles täuscht, nicht, ohne unseren Zweck erreicht zu haben. Der Kaiser, so wie die Erzherzöge Franz Carl und Johann, haben die bestimmtesten Versicherungen abgegeben, daß sie sich sogleich nach Wien zurück verfügen wollen, sobald Ordnung, Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt sind. Ordnung, Ruhe und Sicherheit sind hergestellt, sie müssen also Wort halten und werden es auch ohne Zweifel thun. Das Nähere mündlich. Die Reise ist für mich von größerer Wichtigkeit gewesen, als ich ahnte; ich habe in gewisse Verhältnisse leichter hinein geschaut, wie jemals, und bin erfreut über das, was ich bemerkte. Beim Kaiser und beim Erzherzoge Franz Carl führte ich das Wort. Den Kaiser braucht man nur zu sehn, um zu wissen, was man mit ihm sprechen kann. Dort war Alles leere Formalität. Der Erzherzog Franz Carl dagegen ist ein Mann, eine Capacität, und ihm habe ich sehr, sehr vieles gesagt. Z. B. „der Kaiser will nach Wien zurückkehren, wenn Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt sind. Wien ist aber überzeugt, daß der Kaiser zurückgekehrt sein muß, ehe Ruhe, Ordnung und Sicherheit völlig wieder hergestellt werden können. So liegt die Sache und da die Stadt Wien Recht hat, so muß der Kaiser unter jeder Bedingung kommen!" Ferner „Kaiserliche Hoheit, es ist ein gränzenloses Mißtrauen vorhanden, aber nicht gegen das Kaiserliche Haus, sondern gegen die Umgebung des Kaiserlichen Hauses, gegen die Leute, die sich zum Theil gerade jetzt in Ihrem Vorzimmer befinden! Auf diese Leute sind alle Pfeilschüsse des Volkes gerichtet, sie stellen sich, um selbst geschützt zu sein, vor den Kaiser und behaupten, sie schützen ihn, ja, sie sagen, die Schüsse seien auf den Kaiser gerichtet!" Buchstäblich. Er erröthete, erwiederte aber: ich verstehe. — Die Uhr schlägt zehn, wir müssen zur Post.

Also, Morgen komm' ich. Ist es Dir möglich, so sei um 3 Uhr in Nußdorf mit einem Wagen. Nehmen müßt' ich ja doch einen. Dich zu treffen, würde mich natürlich unendlich freuen. — — — — — — — — — — —

Berlin den 13. April 1851.

Mein theuerstes Weib!

Hier sitze ich im Hôtel de Brandenbourg, am Gensdarmen-Markt bei Schrader und Mühling, und ehe ich noch einen Fuß auf's Berliner Pflaster setze, will ich Dir schreiben. Die Reise ging ausnehmend rasch von Statten; schon um halb fünf Uhr war ich heute morgen hier und um halb sechs Uhr war ich im Bette. — — — — — — — — — — — — — — — —

Der „Vergnügungsanzeiger", ein neues Blatt, liegt schon vor mir und ich entnehme daraus, daß ich Mazarin von Frau Birchpfeiffer und Rübezahl von Herrn Raupach (der wieder so fruchtbar wird, als ob er bis dahin Jungfrau gewesen wäre) sehen kann, ist das nicht beneidenswerth? Meine Sachen habe ich schon ausgepackt, es war mir dabei zu Muthe, als ob ich die liebe Hand, die Alles so vorsorglich zusammen gelegt hatte, fassen könne; irrte ich mich, oder hast Du einen Druck gespürt? Es schlägt elf Uhr, nun will ich den Brief schließen und ihn dann auf die Post tragen.

Mein theuerstes Weib!

Gestern sandte ich den ersten Brief an Dich ab, heute erhältst Du den zweiten, dieß Mal muß ich mich aber beeilen, weil die Post geschlossen wird. Die Einlage lies, versiegele sie dann und schicke sie an Schwarzer; sie hat mir den ganzen Nachmittag gekostet. Heut morgen besuchte ich Mundt, ging dann zu Rötscher, den ich nicht traf, und begab mich darauf zu dem alten kranken Tieck, der seit Monaten zu Bett liegt und Niemand sieht, mich aber doch annahm. Darüber nächstens mehr; heut Abend bin ich zum Thee bei Mundt, den gestrigen sah ich Mazarin von der Birchpfeiffer und darin Döring, so wie die Crelinger. Morgen geh' ich wahrscheinlich zu Küstner; ich sehe noch nicht klar und will äußerst vorsichtig sein. Judith ist in München mit Beifall gegeben! So viel für dieß Mal in aller Eile, nebst den herzlichsten Grüßen.

Berlin den 14. April 1851.

Berlin den 15. April 1851.

Gestern schrieb ich an den Wanderer, heute schreibe ich an Dich. Eben komme ich von der Post zurück, wo ich nach einem Brief von Dir gefragt, aber keinen gefunden habe; Du wirst es an meiner Handschrift sehen, wie sehr mein Blut von dem weiten Weg noch in Wallung ist. Ich bin seit acht Uhr auf den Beinen gewesen und bei der unendlichen Entfernung jetzt ermüdet bis zum Umfallen; da es Dir aber gewiß Freude macht, recht oft ein Lebenszeichen von mir zu empfangen, so nutze ich die halbe Stunde, die mir noch bis zum Mittagsessen bleibt, zu diesen Zeilen. Den Sonntag verlebte ich sehr trist; besuchen wollte ich Niemand, ich lief also bis zur Theaterzeit herum, aß sehr schlecht zu Mittag und sah dann den Mazarin, und in ihm Frau Birch-Pfeiffer, Frau Crelinger und Herrn Döring. Die Eine kam mir wie ein riesenhafter, mit Menschenstimme begabter Frosch vor, die Andere hat ihre Zeit längst

hinter sich, der Dritte ist ein tüchtiger Charakter-Darsteller, bringt jedoch keine Rundung in seine Bilder, Alles bleibt eckig. Den Montag in aller Frühe besuchte ich Mundt's, wo ich bis 12 Uhr blieb, dann ging ich zu Rötscher. Diesen traf ich nicht mehr, auf der Straße begegnete mir aber seine Frau, mit der ich mich lange unterhielt. Darauf begab ich mich zu dem alten Tieck. Er ist eben von einer Todkrankheit genesen, und kann noch keine Minute außer dem Bette sein, hustet und röchelt auch furchtbar, nahm mich aber dennoch an. Sein Kopf ist in der That höchst bedeutend und seinem mächtigen Auge hat selbst der halbe Tod den Glanz nicht rauben können; siegreich und unbekümmert um den Zusammensturz der irdischen Hülle leuchtet der Genius daraus hervor; es ist, als ob ein unsterbliches Wesen aus dem oberen Stockwerk eines Hauses herunter schaute, das unten in Flammen steht. Er streckte mir seine welke Hand zitternd entgegen und sprach: es ist schön von Ihnen, daß Sie zu mir kommen; wie ich sie faßte, war mir, als ob zwei Jahrhunderte sich begrüßten. Natürlich blieb ich nicht lange, er bat mich aber auf das Dringendste, meinen Besuch zu wiederholen, und ich werde es auch thun, da er schwerlich noch lange unter den Lebendigen weilt. Er scheint von lauter Domestiken umgeben zu sein; doch ist sein Bedienter oder Famulus ein recht gebildeter Mensch und schon lange bei ihm. Ich unterließ nicht, demselben beim Fortgehen von den außerordentlichen Verdiensten seines Herrn und von dem Dank, den ihm ganz Deutschland für die treue Pflege schuldig werde, in den wärmsten Ausdrücken zu sprechen, weil dieß unter keinen Umständen schaden kann. — — —

Mein theuerstes Weib!

Ist das recht? Seit sieben Tagen pilgere ich nun täglich um die Mittagsstunde auf die Post, die eine halbe Meile von mir entfernt liegt, und nie finde ich ein Blättchen von Deiner Hand, nach dem ich mich so herzlich sehne. Weißt Du, wie mich das beunruhigt? Wüßte ich nicht, wie sehr Du das Schreiben scheust, ich würde mich zu Tode ängstigen, so aber tröste ich mich mit dem Gedanken, daß Du jedenfalls zur Feder greifen würdest, wenn was vorgefallen wäre, und werde blos verstimmt, dieß aber freilich bis in die tiefste Seele hinein! Nun, ich soll mich hier eben nicht freuen, ich soll bloß thätig sein, und dieß bin ich Tag und Nacht, wenn auch mein Arbeiten hauptsächlich im Besuche-Machen besteht. Ich darf sagen: der Grund ist nun gelegt, und so gut, daß er viel tragen kann, denn die einflußreichsten Männer sind für uns gewonnen! Die Judith kommt auf jeden Fall zur Aufführung, der Baron Hülsen, der sich Dir herzlich empfehlen läßt, hat es bestimmt versprochen, auch Küstner ist dafür. Das Factotum am Theater ist Hofrath Teichmann, und dieser ist ganz auf meiner Seite; wir sehen uns alle Tage und gehen Stundenlang im Thiergarten mit einander spatzieren, er ist ein sehr liebenswürdiger Alter, auch seine Frau gefällt mir recht wohl. Auf Tieck habe ich einen so guten Eindruck gemacht, daß er mich gestern bitten ließ, ja nicht abzureisen, ohne noch einmal zu ihm zu kommen. Rötscher ist gut, aber schwach und links und rechts gebunden, ohne es nöthig zu haben. Am meisten verkehre ich mit Mundt's; gestern waren

wir (Ostermontag) in Tegel und kehrten erst um 10 Uhr zurück, auch Madame Rott war dabei, die Dich sehr verehrt, viel wurde Deiner gedacht, ein kleines Mädchen, das dem Titele glich, trieb mir die Thränen in's Auge.

Dein

Berlin den 22. April 1851. F. H.

München den 23. Februar 1852.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gleich nachdem ich den Brief an Dich geschlossen hatte, trug ich ihn auf die Post und ging zu Dingelstedt. Ich traf ihn nicht mehr zu Hause, aber in der Theater-Kanzlei, und ward auf's Herzlichste von ihm empfangen, erfuhr jedoch zugleich, daß er die Agnes nicht so rasch bringen könne, wie er im ersten Enthusiasmus gedacht habe. Darauf war ich vorbereitet, es handelt sich ja auch weniger um das Wann, als um das Ob, und dieß steht fest. Ich blieb ziemlich lange bei ihm und erfuhr unter anderen wichtigen Neuigkeiten auch die ganz unerhebliche, aus bekannten Gründen aber nicht uninteressante, daß der treue, anhängliche, redliche Franz von Braunau sich schon sehr warmer Empfehlungen erfreut. Dann aß ich im Hotel und brachte die Stunden bis zur Theaterzeit damit zu, daß ich meine sämmtlichen alten Wohnungen wieder aufsuchte und von der Straße aus die Fenster betrachtete, die einst die meinigen gewesen sind. Natürlich kam es mir nicht in den Sinn, hinein zu gehen, da ich ja lauter fremde Menschen getroffen haben würde, aber ich konnte dem Zuge meines Herzens nicht wiederstehen, diese unblutigen und doch an Wunden und Schmerzen so schrecklich reichen Schlachtfelder meiner Jugend wenigstens von außen einmal wieder anzusehen. Sag' dieß Niemand; es ist nur für Dich. Um halb sieben ging ich in's Theater und sah' mir, Anfangs von einem Sperrsitz aus, dann in Dingelstedts Loge, eine Oper an. Die beiden Majestäten, König Ludwig und König Max, waren auch dort, und es machte mir einen ganz eigenen Eindruck, sie einander gegenüber zu erblicken, den einen links von der Bühne, den andern rechts. Dingelstedt machte mich mit einem Grafen Tascher bekannt, der hier den Ton angiebt und der noch ganz voll von der Judith war. Er meinte, all' unsere neueren Dramen-Dichter, bis auf mich, schickten nur immer verkappte Deutsche auf's Theater, denen man glauben sollte, daß sie etwas ganz Anderes wären; meine Assyrier und Juden hättens ihm aber angethan, und er erinnere sich gar keines gewaltigeren Eindrucks. Es ist eigen, wie dieß übermüthig wilde Jugendwerk wirkt. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

München, den 25. Februar 1852.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So viel ist gewiß, man hat hier ernstliche Absichten auf uns, auf mich, wie auf Dich; es ist eine Crisis für uns da. Ueberleg' Du Dir Alles, wie ich mir. Zu übereilen brauchen wir uns nicht, aber entscheiden werden wir uns müssen, und ich dächte mit Ausnahme unserer Freunde, hätten wir an Wien,

wo Du so unwürdig behandelt wirst, und wo man mir jede Existenz-Quelle zu verschütten sucht, wenig zu verlieren. Erwäge beide Seiten, aber sprich zu Niemand, absolut zu Niemand. Hier wirst Du das ganze große Rollenfach der Schröder haben, und wie Vieles wird bloß deinetwegen in Scene gehn. Hier brauche ich bloß zu dichten, für Dich zu dichten und ich bin der Darstellung sicher. Dazu können wir Alles vorher ordentlich auf's Genaueste punctiren. Dort — — mein Gott, wir gehen ja nicht leichtsinnig, wie undankbare Menschen, die Lust am Wechseln finden; wir werden ja durch diesen neuen Director mit Gewalt vertrieben! Wie ernstlich ich mich als einen Wiener betrachtete, habe ich im Jahre 1848 wohl durch meine Handlungsweise bewiesen; ich würde mein Leben gewiß nicht eingesetzt haben, wenn ich mich für einen Fremden, einen bloßen Zuschauer gehalten hätte! Wer wird von der schönen Stadt, an die uns so viele Jahre knüpfen, ohne Schmerz scheiden, aber was hilfts uns, im Paradiese zu wohnen, wenn wir darin gemartert werden. Davon weiß das Kaiserliche Haus Nichts, das versteht sich von selbst, aber das ist eben das Schlimme. Also — denke, schreib mir und schweige, denn nächstens stehe ich vor dem König, wenn mich nicht Alles täuscht. Kaulbach empfing mich gleich mit den Worten: nun, Sie bleiben doch hier? Und Dingelstedt sagte darauf: der schwazt aus der Schule! Unter diesen Umständen finde ich es nicht rathsam, Briefe für den Wanderer oder die Abendpost über München zu schreiben. Los wirst Du ja kommen können in Wien, denn mit Gewalt darf's freilich nicht gehen. Aber wenn sie Dich halten wollen, so müßten sie Dich auch anders stellen. Die Antwort aus Berlin ist ausgefallen, wie ich dachte. Die Thür steht auch dort noch halb offen. Das Manöver mit Hamburg wäre so übel nicht; nur weiß ich nicht, wie sich's ausführen läßt. Die Darstellung in München, wenn sie ausfällt, wie sie soll, wird hinreichen, Hülsen noch jetzt zur Besinnung zu bringen und ihn zu bestimmen, Herrn Meyer das Honorar zu schenken, sich selbst aber ein Fiasco. Der Zufall begünstigt mich auch ein wenig. — — — — — —

München den 3. März 1852.

Morgen mehr! schloß ich meinen gestrigen Brief. Es ist Morgen und ich setze mich nieder, um Dir über den gestrigen Tag Rechenschaft abzulegen. Er war recht bunt. Vormittags besah ich Allerlei, z. B. die berühmten Rottmannschen Landschaften, die allerdings ein Höchstes in ihrer Art sind. Auch machte ich dem Secretair der K. K. Oesterreichischen Gesandtschaft, einem sehr artigen Mann, eine Visite; den Gesandten, Grafen Esterhazy, sah ich längst. Um halb drei Uhr fuhr ich in die Residenz. Es waren außer mir noch drei Personen da, in Uniformen, mit Orden behängt, ich wurde aber zuerst gerufen. Der König ein noch junger Mann mit frischem Gesicht und sehr wohl gebaut, empfing mich mit der größten Liebenswürdigkeit und behielt mich für eine erste Audienz sehr lange bei sich. Ich kann das Gespräch natürlich nicht im Detail wiedergeben, aber es war höchst interessant. Er sprach zunächst über die Judith. „Das Stück ist eins der merkwürdigsten, die mir jemals vorgekommen sind; die Wirkung, die es hat, ist eine gewaltige; ich habe sehr viel darüber nach-

gedacht und mögte wohl von Ihnen selbst entwickelt hören, welche Ideen Sie zu Grunde legten.“ Ich that das, charakterisirte dann das Stück als ein nach Art aller Jugendwerke ein wenig auf die Spitze gestelltes und bemerkte, daß ich längst beschäftigt sei, es im Einzelnen umzuarbeiten. „Das thun Sie ja, das Stück ist in Gehalt und Form so bedeutend, wenn Sie es auch als ein Jugendwerk bezeichnen, daß es gewiß verdient, so viel, wie möglich, hergestellt zu werden.“ Ich nahm nun eine Wendung und sagte, daß es mich nicht bloß meiner selbst wegen freue, über ein solches, doch immer sehr leicht mißzuverstehendes Stück aus Königlichem Munde dieß Urtheil zu vernehmen, sondern daß ich für die ganze Literatur eine Hoffnung daran knüpfe, indem die dramatische Kunst, die jetzt überall wieder durch die überstrengen politischen Maaßregeln in ihrer Entwickelung gehemmt sei, bei einem solchen Eingehen des Monarchen auf die schwierigsten Probleme mit Muth und Zuversicht auf München blicken dürfe. „Mein Vater hat die bildenden Künste zu heben gesucht, ich wünsche für die Literatur das Gleiche zu thun, das scheint mir noch wichtiger. Vor Allem aber ist das Drama meine Passion. (In diesem Augenblick erhalte ich von dem Oberst-Hofmeister der Königin, dem Grafen Vaublanc eine schriftliche Anzeige; daß Ihre Majestät mich heute Morgen um 11¾ empfangen will; da ich mich noch gar nicht gemeldet, sondern nur gegen den Flügeladjutanten des Königs gestern den Wunsch ausgesprochen hatte, daß ich mich melden mögte, so ist das äußerst liebenswürdig. Du leidest aber darunter, denn nun kann ich nicht fortfahren, und Du erhältst den Brief einen Tag später. — Doch nicht, es ist halb, eben komme ich zurück und will noch schließen.) Darauf kam er auf die Agnes Bernauer, und ich skizzirte ihm das Stück und die Punkte, worin es von dem Törringschen Volksschauspiel abweicht. „Ist es nicht gefährlich, an den Traditionen, wie sie nun einmal im Volke leben, zu ändern?“ Ich erwiederte, daß ich diese Bemerkung sehr gegründet finde, daß der Gegenstand aber nur dann tragisch gefaßt werde, wenn der Dichter sie als die moderne Antigone hinstelle und daß ich dieß gethan habe. „Ihr Vergleich mit der Antigone ist sehr treffend, und wer Ihre Kraft besitzt, darf auch ruhig viel wagen!“ Ich entwickelte meinen Gedanken nun näher und schloß, indem ich sagte, daß ich streng historisch sei, mein Vorgänger aber nicht. „Ich kam noch nie dazu, das geschichtliche Fundament näher zu prüfen und es freut mich, dieß zu hören; haben Sie Sich außer den Chroniken auch der Reichsarchive bedient? Ich versetzte, daß ich zu denen schwerlich den Weg offen gefunden hätte. „Ich hätte Ihnen dieselben sogleich öffnen lassen.“ Dann kam er auf die Genoveva. „Diese alte Geschichte gehört zu meinen ersten Kinder-Eindrücken und meinen liebsten Erinnerungen, ich selbst habe in meinen Jünglingsjahren sie einmal dramatisch zu bearbeiten begonnen und sie auch vollständig skizzirt; kann denn Ihr Stück nicht aufgeführt werden?“ Ich erzählte die Historie des Stücks, namentlich des Epilogs und sagte, daß der Darstellung nun gewiß nichts Vernünftiges mehr im Wege stehe. „Das freut mich, ich will noch heute Abend mit meinem Intendanten reden.“ Nun noch Manches über Allerlei, politische Dinge nicht ausgeschloßen, worüber mündlich mehr. Er entließ mich mit den Worten: ich wünsche, daß es Ihnen noch länger bei uns gefallen möge, und hoffe, Sie nicht

zum letzten Mal gesehen zu haben. Später hat er sich gegen Dingelstedt, der ihn beständig in's Theater begleitet, dahin ausgesprochen, er sei seit lange von einem Mann nicht so angeregt worden, wie von mir, und mein Freund hat geantwortet: nun sollten Ew. Majestät erst die Frau kennen! Jetzt gleich ein Sprung zur Königin, von der ich in diesem Augenblick komme; ich schreibe Dir noch in der weißen Cravatte. Sie wohnt prachtvoller, wie ihr Gemahl, hat eine wunderschöne Antichambre in den sogenannten Dichter-Zimmern und ist eine äußerst liebenswürdige Frau, wie ein weibliches Wesen mit einem ganz eigenthümlichen Gesichtsausdruck, in dem sich sehr wenig Bewußtsein ihrer hohen Stellung ausspricht, sondern eher eine Art Aengstlichkeit. Sie sagte mir ebenfalls über die Judith viel Schönes, und über das, was sie von der Agnes erwarte, viel Schmeichelhaftes, aber ihr Terrain scheint doch ein anderes zu sein. Ich machte daher auch gleich eine Schwenkung, sagte, ich sei zu einer Schlacht herüber gekommen und bäte, darin keinen Beweis meiner Zuversichtlichkeit auf's Gelingen zu erblicken, sondern ein Zeichen meiner Anhänglichkeit an München. Das nahm sie sehr gut auf, nun kam ich auf Berlin, auf unsern dortigen Aufenthalt u. s. w., auf den Künsterball, genug auf Tausenderlei. Sie entließ mich ebenfalls sehr freundlich, empfing mich übrigens nicht allein, wie der König, sondern in Anwesenheit des Oberst-Hofmeisters und einer Hof-Dame. Da wäre der Bericht über die Majestäten, nun noch über die Soirée bei Vogl's. Sie hatten es äußerst glänzend gemacht und über sechszig Personen zusammen gebeten, ich sah jedoch erst die ersten drei Acte der Adrienne Lecouvreur an; die Damböck machte dieß Mal noch entschiedener den Eindruck eines verkleideten Mannes auf mich. Es war also Alles längst versammelt; Minister, Geheim- und Hofräthe, Künstler und Professoren bunt durch einander. Ich ward auf eine Weise empfangen, daß ich hätte verlegen werden können, wenn das nicht Gott Lob längst hinter mir läge. Zunächst bemächtigte sich meiner der Justizminister, Herr von Kleinschrod, dessen Frau ich später zu Tisch führte, und sprach mit Enthusiasmus, und, was mehr heißt, mit Verstand, über die Judith. Dann ging ich von Hand zu Hand und alte Herren, die sehr oft in meiner Studentenzeit vornehm auf mich herab geschaut hatten und mich natürlich nicht wieder erkannten, priesen sich glücklich, mich kennen zu lernen. Hofrath Martius, der berühmte Botaniker, brachte bei Tisch in einer Rede meine Gesundheit aus. Der Alte gefiel mir überhaupt recht wohl, und ich versprach ihm gern, seinen Donnerstags-Thee zu besuchen. Die Hofräthin Thiersch und die Frau von Kleinschrod waren meine Tischnachbarinnen; mit der letzteren wurde ich so vertraut, daß sie mir (ich natürlich auch ihr) ihre Heirathsgeschichte erzählte. Die Frau ist tief gebildet und beurtheilte mich sehr richtig; sie sagte: manchen bedeutenden Dichter habe ich Freund genannt, mit Platen bin ich auferzogen worden, aber Ihr Herz ist viel größer, wie an allen, und das Herz ist an Ihnen auch das Größte! Sie brachte Deine Gesundheit aus und allgemein wurde auf den Tag getrunken, wo auch Du nach München kommen würdest. Auch in Professor Marggraff lernte ich einen tief in meine Sachen eingedrungenen Mann kennen, und mußte ihm versprechen, einmal bei ihm zu essen. Erst um 1 Uhr war ich wieder im Hotel. Du siehst, mein theures Herz, überall in Deutsch-

land weiß man zwischen dem Verfasser der Judith und Anderen zu unterscheiden; nur in Wien nicht. Aber sie sollen ihre Subjekte nur einmal auf Reisen schicken. Ich lege, wie Du weißt, auf die Äußerlichkeiten keinen Werth, doch mögen die guten Wiener sich daran spiegeln. — — — — — — — — — — — — —

München den 8. März 1852.

— —

Nachmittags um fünf war ich bei König Ludwig. Er ist noch sehr kräftig, hört jedoch etwas schwer, was die Unterhaltung mit ihm einigermaßen schwierig macht. Mein Gespräch mit ihm war merkwürdig. Er begann mit einer Entschuldigung, daß er mich habe warten lassen müssen; das hatte keine zehn Minuten gedauert. Dann kam er auf die Agnes und fragte mich, ob ich mich treu an die Geschichte und das alte Volksstück gehalten habe. Ich antwortete: an die Geschichte unbedingt, aber darum eben nicht an das Volksstück und erzählte ihm das Factum, wie es in den Chroniken aufgezeichnet steht. Er war darüber sehr verwundert und noch mehr, als ich ihm meine Ansichten über die That seines Vorgängers auseinander setzte, wie ich sie dem Drama zu Grunde gelegt habe. Er sträubte sich mit Hand und Fuß, daß sie nothwendig gewesen sei und rief aus, als ich ihm dieses bewiesen hatte: nein, nein, das hätte ich nicht gekonnt, dazu hätte mir die Kraft gefehlt! Ich erwiederte lächelnd: und doch hätten Ew. Majestät müssen, wenn Sie am Regiment gewesen wären! — Er behielt mich lange bei sich und theilte mir einige merkwürdige Züge mit, die ich nirgend's aufgezeichnet fand, z. B. daß die Familie Notthaft bis auf den gegenwärtigen Tag schwarz siegeln muß. Näheres mündlich.

Wenn sich's irgend machen läßt, so übersiedeln wir nach München; die Leute hätten uns hier gar zu gern und ich glaube nicht, daß wir's je bereuen würden, obgleich wir dann weit mehr in's gesellschaftliche Leben hinein müßten, wie bisher. Freilich geht so etwas immer schwerer, als es im Anfang scheint, aber unmöglich ist es sicher nicht. Die Hauptsache ist der Ausfall des Stücks und ich bin nicht ganz so angstfrei, wie Dingelstedt, da die Kräfte nicht zulänglich sind. Später kommt Alles darauf an, daß wir in der Gegenwart (an Gage) und in der Zukunft (an Pension) nicht verlieren. Dingelstedt denkt: was Du etwa einbüßen mußt, soll ich, als Professor oder Bibliothekar bekommen und wenn die Summe nur dieselbe bleibt, so ist es ja gleich, ob sie auf Einen oder auf zwei Namen geht. Du hast doch nicht neue Schlechtigkeiten erlebt? — Es thut mir sehr leid, daß Du schon jetzt nach Preßburg mußt; so kommen wir wohl so ziemlich zu gleicher Zeit wieder nach Wien, denn hoffentlich bringen wir die Agnes am 19ten heraus! O, wie freue ich mich auf's Wiedersehn! — —

München, den 12ten März 1852.

— —

Ich würde hypochondrisch werden, wenn nicht eine Menge von Zerstreuungen, denen ich mich nicht entziehen darf, weil es im Grunde, ich mögte sagen, nur

vergoldete Arbeiten sind, mich unerbittlich meinen trüben Stimmungen wieder entrisse. Neulich ging ich, an unserem ersten schönen Tage, dem gestern gleich wieder einer voll Nebel und Schnee folgte, allein in den Englischen Garten, in dem ich vor dreizehn Jahren immer spatzierte. Niemand war da, als der König, der spatzieren ritt; ringsum Alles weiß und gefroren. Wie ich so fortschlenderte, stieß ich auf eine Baumgruppe, unter der ich einst, bei einem plötzlichen Regenguß aus blauer Luft herab, den ersten Gedanken zum Diamant gefaßt hatte. Nun führte mich die Erinnerung weiter und weiter. Dort entstand der junge Jäger, hier kam mir die Idee zur Maria Magdalena, hier zeigte mir Genoveva zum ersten Mal ihr Gesicht.*) Als ich wieder in den Hofgarten zurück kehrte, bezog das Militär gerade die Wache und marschirte mit klingendem Spiel vor seiner Kaserne bis zur Residenz. Das geschah früher auch immer um dieselbe Stunde und, wie früher als Student, schloß ich mich an. — — — — —

Augsburg den 23. März 1852.

Der gestrige Tag war der bunteste von allen. Des Morgens machte ich fünf Besuche, zum Abschied natürlich. Um Eins kam ich erst zu Dingelstedt, bis halb drei gingen wir spatzieren, dann aß ich und that noch eine Visite ab, um vier sollte die Agnes-Probe beginnen. Ich kehrte vorher noch einmal in meine Wohnung zurück und fand eine Einladung von der Königin vor, um acht zum Thee bei ihr zu erscheinen. Dieselbe Bestellung war, damit sie mich ja nicht verfehle, auch im Theater gemacht worden, wie ich erfuhr, als ich hinkam. Ich wohnte nun der Probe bis halb acht bei und überließ meinem Freunde das Weitere; der vierte Act war erst halb vorüber. Nun kleidete ich mich rasch an und begab mich auf's Schloß. Daß ich Dir und Deinem Titele vorher immer einen Kuß gebe, versteht sich von selbst.

Es versammelten sich bei Ihrer Majestät zwölf Personen, mir alle unbekannt bis auf Dönniges und Thiersch, ich aber allen bekannt. Ich fand mich sehr bald heimisch in diesen Räumen, die wirklich so geschmackvoll als prächtig sind. Es gab zwischen mir und dem Hofmarschall bis zum Eintritt der Königin ein recht interessantes Gespräch, an dem auch ein Paar Hofdamen, naive Mädchen, warmen Antheil nahmen; die Judith hat wieder Alles hingerissen. Als die Königin erschien, machte sie erst die Runde, sprach mit Jedermann, auch mit mir, und ließ dann den Thee serviren. Mir wurde mein Platz ihr vis-à-vis angewiesen und sie conversirte fast mit mir allein. Sie ist unendlich liebenswürdig, bei weitem die liebenswürdigste und schönste aller Frauen, die mir hier vorkamen, und brauchte — eine Königin darf ich doch loben, nicht wahr? — nicht auf dem Thron zu sitzen, um hoch hervor zu ragen. Es war für mich ein höchst eigenthümlicher Eindruck, dieß anmuthige Gemisch von Schüchternheit, die der Grundzug ihres Wesens zu sein scheint, und Würde, die der hohe Stand ihr einimpfte, am Theetisch mir so nah gegenüber zu haben.

---

*) Vergleiche das Gedicht: „Ein Geburtstag auf der Reise" in Hebbels sämmtlichen Werken, Originalausgabe, Band 7, S. 176.

Nach dem Thee kam der König, der auch augenblicklich von der Judith begann. Er ist ganz voll davon und sprach mit wahrer Begeisterung darüber zu mir, wie zu Thiersch. Ich erhielt Gelegenheit, meine Idee über das Drama überhaupt, über seinen Zusammenhang mit den Weltkrisen, über den Productions-Prozeß u. s. w. zu entwickeln, was ihn außerordentlich interessirte, da er gar nicht müde wurde, weiter zu fragen. Als ich ihm erzählte, in wie kurzer Zeit die Judith entstanden sei, erstaunte er, kam dann auf die Agnes und sagte, er könne den Tag der Aufführung kaum erwarten. „Da muß ich zittern, Ew. Majestät!" erwiederte ich und er versetzte: „Sie haben Ursache!" Nun wurde ich zum Lesen aufgefordert und las nach einander, natürlich bei jeder schicklichen Pause inne haltend und den Befehl zum Fortsetzen abwartend, fast den ganzen ersten Act der Genoveva, und aus meinen älteren Gedichten, die sich in der Privatbibliothek der Königin befinden, das Kind am Brunnen, den Sonnenjüngling und das alte Haus; Alles mit dem größten Beifall und ersichtlich tiefem Eindruck. Dann ging der König, der sich regelmäßig um 10 schlafen legt und es wurde soupirt. Ich ward der Königin abermals vis-à-vis gesetzt und erzählte von Frankreich, Italien u. s. w. Um elf erhob sie sich und wir zerstreuten uns, ich durfte aber noch nicht nach Hause, sondern mußte Dönniges in seine Montagsgesellschaft begleiten. Erst um 1 Uhr war ich in meinen vier Pfählen; das Uebrige hat Dir der Anfang schon gesagt. Bist Du zufrieden mit einem Manne, welcher anstatt sich auszuruhen oder in der Bernauer-Stadt herum zu laufen, Dir diesen langen Brief schreibt? Kolb hab' ich gleich meine Karte geschickt. Er läßt mich auf 10 zu sich einladen und gleichfalls zum Essen bitten. Nun will ich sehen, ob ich den auch ein wenig magnetisiren kann; Gott geb's! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Leipzig, Sonntag den 3ten Juli 1853.

Meine theuerste Christine!

Eben schlägt es elf, vor einer Stunde bin ich von Dresden angekommen, ich habe mein Beafsteak verzehrt und will, bevor ich mich niederlege, Dir noch ein Lebenszeichen geben, weil Du gewiß begierig bist, etwas von Deinem Mann zu hören. Ich bin in der Stadt Hamburg eingekehrt und sitze in demselben Zimmer, das wir schon zwei Mal mit einander theilten, der alte Wirth, Herr Plätzer, ist noch, trotz seines schneeweißen Hauptes, frisch und munter und empfing mich unterm Thor, ich freute mich ordentlich, ihn wieder zu sehen, denn ich wechsle nicht gern. Unterwegs hatte ich eine recht gute Gesellschaft und unterhielt mich bei meinem Hang und Drang, mich von allen menschlichen Zuständen zu unterrichten, sehr gut, namentlich mit einem Hannoveraner, der seit vielen Jahren im russischen Polen lebt und jetzt, seiner Gesundheit wegen, in's Bad muß. Es war ein origineller Mann, der scharf beobachtet und sich energisch ausdrückt, und ich versäumte die Gelegenheit nicht, ihn mit beiden Händen auszupressen. Er ist Administrator eines großen Gut's und stellt auf diesem Alles auf einmal vor: den Richter, der ohne das corpus juris auch nur dem Namen

nach zu kennen, alle Prozesse in erster und letzter Instanz entscheidet, den Altmeister sämmtlicher Gewerke, indem er die Bauern durch persönliche Anleitung zu Tischlern, Maurern, Zimmerleuten u. s. w. macht, und zugleich den Verwalter der herrschaftlichen Interessen. Die dortigen Polen trinken, wenn sie fühlen, daß ihnen der Branntwein in den Kopf steigt, rasch eine Flasche mit Baumöl, um sich nüchtern zu halten, auch prügeln sie sich bei jeder Gelegenheit aus Gesundheitsrücksichten, wie andere Leute spatzieren gehen oder Billard spielen, und schlagen einander aus Rache die Schweine todt. Doch genug davon! — In Gutzkow habe ich mich nicht getäuscht, er ist ein ganz anderer Mensch geworden und wir haben uns vortrefflich mit einander verständigt. Wir waren beide Tage viel beisammen, gestern aß ich bei ihm und fuhr dann augenblicklich auf den Eisenbahn-Hof, denn ich hatte schon vorher gepackt. Es machte mir einen eignen Eindruck, zwei lang aufgeschossene Söhne, von denen der Eine dem Vater schon über den Kopf sieht, mir gegenüber sitzen zu sehen und ich erinnerte mich gar wohl, daß ich in Hamburg grade mit Gutzkow aß, als er die Nachricht von der Geburt des jüngsten durch einen Brief aus Frankfurt erhielt. Er wollte es nicht glauben, als ich es ihm in's Gedächtniß zurück rief und seine Frau, ein sehr einfaches, naives Weibchen, das Dir gefallen wird, wenn Du es kennen lernst, wollte durchaus von mir wissen, wie er sich denn bei Empfang des Briefes benommen habe. Natürlich stellte ich ihm das beste Zeugniß aus. Auch ein allerliebstes kleines Mädchen haben sie, mit dem Titele sich sehr gut unterhalten würde. Es that mir leid, daß Du nicht mit da warst, er und sie trugen mir die herzlichsten Grüße für Dich auf, sie wünschen, daß wir auf der Rückreise zusammen bei ihnen einsprechen mögen, und ich denke es zu thun. Auch die alte Harkort traf ich auf der Brühlschen Terrasse; sie läßt Dir ebenfalls das Freundlichste sagen. Gutzkow's letztes Wort zu mir war: „in unsers Vaters Hause sind viele Wohnungen!“ und da in uns Beiden die Erkenntniß gereift ist, daß wir auf verschiedenen Wegen dasselbe suchen, so wüßte ich nicht, warum wir nicht von jetzt an sollten zusammen gehen können. Für sein Blatt habe ich ihm den dithmarsischen Bauer gegeben, der schon vor mir in Leipzig eingetroffen sein wird. Mit seinem neuen Stück „Antonio Perez“ hielt er zurück, weil er sich, wie er sagte, vor mir fürchte; ich nahm es ihm aber mit Gewalt weg, denn ich bin wirklich begierig, ihn nach dem Roman wieder im Drama zu erblicken. Mündlich mehr. Den Michel Angelo habe ich bei Lüttichau durchgesetzt und ein Gastspiel für's nächste Jahr, wenn es Dir anders gefällt, ebenfalls; ich sagte dem alten Winkler: an die Motive, die Sie bei Ablehnung der früheren Stücke vorschützten, glaub' ich nicht und wenn Sie mich jetzt wieder zurückweisen, so setz' ich persönliche Gründe voraus und komme nicht wieder, denn ein ordentlicher Mensch wirft drei Mal mit seinem Stein nach einem Baum, ob er ihn treffe, aber nur ein Narr vier Mal. Im Bureau traf ich Grunert und sprach ihn den nächsten Morgen ausführlicher; die Judith kömmt sicher und er spielt den Holofernes und die Genoveva, auf die er brennt, scheitert, wenn sie scheitert, sicher nicht an kirchlichen Bedenken, sondern an gemeinem Rollen-Neid, indem Einer dem Andern den Golo nicht gönnt. Gut daß ich's weiß, nun geh' ich direkt an Gall.

In der Bildergallerie war ich nur auf flüchtigem Besuch, denn sie war Sonnabend verschlossen und wurde Sonntag erst um halb Eins geöffnet, doch sehe ich hier überhaupt nur Ein Gemälde an, indem man immer alles Uebrige auch an anderen Orten wieder findet, und dazu war denn immer noch Zeit genug. Wie vermißte ich Dich und Deine Begeisterung, als ich vor der Madonna stand; nie ist Dein Auge schöner, als wenn die Glut der innern Bewegung mit der Thräne der Ueberwältigung darin kämpft und Du sollst sie auf der Rückreise auf jeden Fall sehen, denn selten steht man vor einer Spitze der Menschheit, und nie ohne innere Frucht. Nun muß ich schließen. — — — — — — —

Loreley auf dem Rhein den 2ten Mai 1857.

Meine theuerste Christine!

Gestern schrieb ich mit verklamten Fingern und mit grüner Tinte im Gasthof an Dich, heute mit Bleifeder auf dem Dampfschiff, das mich nach Mainz herunter trägt. Es giebt nämlich noch Nichts zu sehen, theils weil das Ufer noch nicht schön ist, theils aber auch, weil der Nebel noch zu dicht ist, wie das unaufhörlich läutende Warnungsglöckchen beweist, wodurch die Loreley den kleineren Fahrzeugen ihre gefährliche Nähe kund thut, damit sie ausweichen können. Gefrühstückt habe ich schon zwei Mal, einmal auf dem Schiff, herzlich schlecht, und einmal im Hotel, vielleicht sehr gut, aber ohne es zu wissen. Auf meiner Rechnung fand ich nämlich ein Déjeuner angesetzt, das ich nicht bestellt und auch nicht bekommen habe; Anfangs ärgerte ich mich darüber, dann aber dachte ich: das sind die Ideen, die höchsten Gedanken, eines Kellners, warum sollen sie nicht eben so gut realisirt werden, wie die Deinigen, wenn Du an den Nibelungen schreibst? Es kostet ja nur fünf Silbergroschen, und wer weiß denn, ob nicht alle kleinen Gehirne durch irgend einen geheimnißvollen Saugeund Pump-Apparat gebrandschatzt werden, wenn ein großes arbeitet, so daß Du selbst Schuld daran bist, wenn solch ein armer Kerl dumm bleibt! Der Dom ist wie ein altes Buch, in das man sich erst hineinlesen muß und von dem die Hälfte fehlt; zuerst machte es mir Mühe, besonders in meiner gestrigen trüben Stimmung, doch wuchs der Eindruck nach und nach und schwoll zuletzt mächtig an, obgleich es immer außerordentlich stört, daß kein einziger Thurm ausgebaut ist. Die neuen Arbeiten sind übrigens höchst respectabel und wenn in Preußen nicht zu früh ein Regierungswechsel eintritt, oder wenn dieser das Werk nicht unterbricht, was gewöhnlich zu geschehen pflegt, da die neuen Könige von den alten in der Regel nur die Norm aber nicht die Spielpuppen zu übernehmen pflegen, so kann das Riesengebäude noch immer fertig werden und dadurch den Deutschen eine ernste Lehre geben. Am Abend war ich im Theater, weil eine Zukunfts-Musik, der Tannhäuser von Richard Wagner, aufgeführt wurde. Fräulein Meyer aus Wien sang und eine andere Künstlerin hatte ihr Benefiz und dennoch war's leer. Doch ist die Oper nicht ohne Verdienst und vornämlich ein Paar Chöre sind von Wirkung, was ihnen bei mir um so mehr zur Ehre gereichte, als ich so müde war, daß ich fast im Stehen einschlief,

denn ich hatte volle sechs und dreißig Stunden kein Auge zugethan. Das Glöckchen ist schon längst verstummt und der erste Sonnenstrahl fällt auf mein Papier, meine Besorgniß, daß ich die Rheinreise mit nicht größerm Nutzen und Vergnügen machen würde, wie ein Blinder, war also ohne Grund und ich schließe das Blatt, um es in Mainz oder in Frankfurt zu ergänzen. Was macht Ihr jetzt? Zieht Ihr schon um?

Nachmittags um 2 Uhr, während der table d'hôte.

Bis jetzt war es sehr schön, aber nun thürmen die Wolken sich zusammen, und dieß (ich fahre um halb vier Uhr fort) geschah so rasch, daß ich das Blatt gleich wieder zusammen schlagen mußte. Die Rheinfahrt, zu der ich so zufällig gekommen bin, wie der arme Mann zum Lotterie-Gewinn, ist in der That der Begeisterung besserer Menschen werth, als der gewöhnlichen Troßbuben des Glücks, die aus dem Comtoir oder der Börse hervorgehen. Von der Donau-Fahrt scheint sie sich dadurch zu unterscheiden, daß hier Alles dichter beisammen ist und bunter und lebendiger wechselt. Besonders lieblich ist die unendliche Menge von blühenden Bäumen aller Art, die die Auen zum Garten machen. Das ist der Vortheil einer so frühen Reise und eigentlich ist dieß mein erster, ganz frischer Eindruck, denn ich habe bisher kaum Sinn gehabt. Es ist wieder freundlich geworden, wir sind schon jenseits Coblenz und ich steige wieder auf's Verdeck, um Nichts zu versäumen. Eines ehrlichen Juden in Cölln, des ersten Geldwechslers, sei noch gedacht, der mir für 100 Fl. nur 60 Thlr. geben wollte, während ich in Leipzig 64 erhielt. Als ich ihm dies bemerkte, erwiederte er verdrießlich: die Leute verstehen das Geschäft nicht, legte aber sogleich noch 3 Thlr. darauf. Ist das nicht gut? Könnte ich doch jetzt einen Augenblick in Dein Zimmer sehen! Ich wollte mir gern dafür bis Mainz ein Tuch um die Augen binden lassen. Nach Weimar hast Du hoffentlich schon geschrieben; laß' augenblicklich den zweiten Brief folgen, es braucht ja nur zwei Zeilen! In Mainz gebe ich dieß auf die Post!

Mainz den 3. Mai.

Ich siegle dieß bei dem herrlichsten Wetter, Morgens um sieben in Mainz. Vor mir liegt der Bahnhof, um 11 Uhr gehe ich nach Frankfurt, bis dahin besuche ich die Stadt. Der gestrige Nachmittag verstrich noch sehr schön, bei Boppard sah ich eine Blüthen-Pracht bis hoch zu den Bergspitzen hinauf, wie seit Neapel nicht mehr, das Bild wird mir unvergeßlich sein. Dafür sind die Rebstöcke an der andern Seite freilich noch kahl, aber Beides zusammen hat selbst Karl der Große nicht gesehen und es fragt sich, was schöner ist. Nun lebt wohl Ihr Theuren, wie schmerzlich für mich, daß Du nicht in den Hauptstädten, die ich berühre, ein Paar Zeilen für mich niedergelegt hast.

Weimar den 6. Mai 1857.

— —

In Frankfurt traf ich um zwölf Uhr ein und begrüßte gleich im Vorüberfahren das Standbild Goethes, das freilich in das Börsentreiben der christlichen

und ebräischen Juden hinein blickt, wie in Italien die antike Statue in den Ziegen- und Eselstall. Diese Stadt ist mir, seit ich sie zum letzten Male sah, zu modern geworden, sie hat eine Aehnlichkeit mit dem heutigen Rom bekommen, in das die Reste des alten auch nur noch hinein passen, wie die Gespenster in den Ballsaal, es fehlt nur noch daß man die ehrwürdigen Alterthümer bemalt und anstreicht, was dem Bockenheimer Thor mit seinem herrlichen Thurm wirklich schon einmal gedroht haben soll und was die Harmonie sogar gefördert haben würde. Der Nachmittag verstrich mir äußerst langweilig, da Sonntag war und ich deshalb Niemand zu Hause traf, so daß ich mich des Abends sogar in's Theater flüchtete und mir — das Gefängniß von Venedig ansah; überall gähnende Gesichter, auf den Promenaden, wie an den Fenstern der Häuser und nirgends ein Mittelpunkt, der die unter ihrer Muße erliegenden, an Handel und Wandel gewohnten Menschen zu irgend einem Spaß zusammen rief. Am Montag erging es mir besser, ich suchte den Dr. Jordan auf, der in seinem Demiurgos die begeisterten Verse an mich dichtete und dieser ließ mich nicht wieder los. Er ist verheirathet, hat vier Kinder und besitzt am Taunus-Platz ein freundliches Haus mit einem Gärtchen; ich aß zu Mittag bei ihm und lernte einen vielseitig begabten Mann in ihm kennen, der z. B. eben im Begriff ist, eine nach ganz neuen und theilweise wohl begründeten Prinzipien verfaßte Uebersetzung des Sophocles zum Druck vorzubereiten. Er und ich gingen auch mit einander zu Schoppenhauer. Ich wäre lieber allein gegangen, aber er kannte den Philosophen auch noch nicht und ich konnte sein Anerbieten, mich zu begleiten, nicht ablehnen, obgleich es sich hier um ein vis-à-vis handelte. Schoppenhauer ist als grob und unzugänglich verrufen, wie ich es selbst bin. Das erfuhr ich schon in Berlin und Jordan bestätigte es mir nicht nur, sondern warnte mich auch. Doch ich wußte aus eigener Erfahrung zu gut, welches Gesindel dergleichen Gerüchte in Umlauf bringt, um mich abschrecken zu lassen; es sind jene hohlen Gesellen, die dem Mann von Geist eben so gut ihre ausgestopften Kleider schicken könnten und die, wenn er ihnen endlich die Thür weist, weil er vergebens irgend eine Lebensäußerung von ihnen erwartet hat, den Grund natürlich nicht in sich selbst, sondern in ihm suchen. Ich fand einen äußerst jovialen alten Herrn, der meinte, er sei mit einem Menschen zu vergleichen, der sich auf dem Theater hinter den Coulissen versäumt habe und nun der Vorhang aufgehe, ängstlich und beschämt davon laufe; die Komödie meines Rufes fängt an — setzte er hinzu — was will der Graukopf noch dabei? Wir würden ohne Frage Freunde werden, wenn ich in Frankfurt lebte, dieß Mal wollte ich bloß eine Pflicht erfüllen, denn für einen Mann, der zu schreiben begann, als ich geboren wurde, bin ich der Herold der Nachwelt. Hier ist Alles; in Weimar treffe ich den jungen Goethe nicht mehr und Dingelstedt noch nicht, ich werde mir also einfach die Reliquien besehen, so weit sie zugänglich sind und am Nachmittag weiter gehen. Ob erst nach Jena oder gleich nach Halle, weiß ich noch nicht, so viel steht fest, daß ich höchst wahrscheinlich am Sonntag, jedenfalls aber am Mittwoch wieder bei Euch bin, immer aber des Morgens komme.

Weimar den 6ten Mai 1857.

Auf einen Greis.

Ich seh' Dein Haupt mit Lorbeern reich bekränzt,
Doch auch vom Schnee des Alters weiß umglänzt,
O, kauftest Du, der Welt, wie Dir, zum Glück,
Jetzt für den Kranz die Locken Dir zurück!
Du wurdest durch den Ruhm, der Dich verklärt,
Des Lebens, das er kostet, doppelt werth:
Warum versagt Dir die Natur den Preis?
Welch einen Jüngling gäbe solch ein Greis!

Mit diesem Gedicht komme ich so eben, halb acht Uhr Abends, aus dem Park von Weimar zurück und da ist es für Dich, mein theures Weib, aufgeschrieben; es ist gewissermaßen an den alten Goethe gerichtet, denn mir war, als ob ich ihn wandeln sähe, wie die Schatten sich zu verdichten anfingen. Laß Dir meinen heutigen Tag erzählen, so gut es geht. Gleich nachdem ich Dir geschrieben hatte, verließ ich das Hotel und suchte zunächst das Goethesche Haus auf. Es lag dicht um die Ecke und ist keineswegs so prächtig, als man es sich nach der Beschreibung vorstellt; die große Treppe im Innern paßt durchaus nicht zum Außern, sie scheint aus einem Palast geraubt und bis auf bessere Verwendung an dem ersten besten Ort ungeschickt untergebracht zu sein. Sie ist übrigens auch das Einzige, was ich dort gesehen habe, denn Niemand konnte hinein und auch für mich war keine „Ordre" hinterlassen. Ich ging nun zu dem Schillerhause, das dem Goetheschen so nahe liegt, daß die beiden Freunde einander die Briefe und Zettel hätten in die Fenster werfen können, wenn sie sich ein wenig geübt hätten. Dieß ist nun wieder nicht so klein und so eng, als man es sich denkt, sondern freundlich und bequem und sogar mit einem Gärtchen geziert. Es gehört jetzt einem Kunsthändler, der die Fremden herumführt und dem man, da man ihm kein Trinkgeld anbieten kann, eine Kleinigkeit abkäuft; ich habe es auch gethan und bringe Titi zum Ersatz für ihr Theater ein Paar Bilder mit. Hätte ich geahnt, wie sehr mich der Besuch dieser Stätte erschüttern würde, so wäre ich nicht gegangen; ich konnte meiner Bewegung kaum Meister werden und lernte mich von einer ganz neuen Seite kennen. Um das zu begreifen, muß ich mich in meine Jugend zurück versetzen, wo Schiller mir über Alles ging. Vor Allem sein Arbeitszimmer bewegte mich auf's Tiefste; hier stand sein Schreibtisch, Briefe von ihm darauf, dort sein kleines Klavier, auf dem seine Guitarre lag, und dicht daneben an der Wand das braune Bettgestell, auf dem er vor mehr als fünfzig Jahren sein Leben aushauchte. Es überwältigte mich und mich freute nur, daß ich keinen Lohnbedienten, sondern einen gebildeten Mann an der Seite hatte, der mir Zeit ließ, mich zu fassen. Von dem Schiller-Hause begab ich mich auf den neuen Friedhof zur Fürsten-Gruft, wo die beiden großen Dichter schlafen, die Deutschland und das Deutsche Volk unter den übrigen Nationen würdig gemacht haben. Ich klopfte beim Todtengräber an, aber ich erhielt keine Antwort und mir wurde die Thür nicht geöffnet, ich schaute zuletzt in ein's der Fenster und sah einer Leiche in's Gesicht, es war das Leichenhaus. Da kam eine junge Dame daher

von einem Grabe, dem ihrer Mutter, was ich nachher vernahm, ich fragte sie und hörte von ihr, daß ich mich an den Kastellan im Schloß wenden müßte, sie zeigte mir sogar den Weg und begleitete mich bis an einen Punkt, wo ich nicht mehr fehlen konnte, wie denn die Leute hier alle sehr freundlich und gefällig sind. Der Kastellan, ein alter Mann, der noch mit in Rußland gewesen ist und dort durch den Frost einige Zehen verloren hat, ging gleich mit mir zurück, und bald war ich Schiller und Goethe so nah, als man ihnen jetzt noch kommen kann. Es ist ein eigenes Gefühl, vor Kisten zu stehen, in denen die Asche solcher Menschen stäubt, doch ertrug ich dieß eher, als das Frühere. Darauf besah ich die Bibliothek, die viel Merkwürdiges bietet, unter Anderem eine Mönchskutte und eine Bibel von Luther, letztere mit seinem Namen und Bemerkungen von seiner Hand, so wie eine aus einem starken Eichbaum geschnittene Treppe, durch deren Verfertigung sich vor mehreren hundert Jahren ein Verbrecher vom Tode gerettet hat. Nachmittags besah ich mir den Park von Tiefurt und später den von Weimar, so daß ich meinen Tag gewiß gut anwandte. Die Veilchen, die ich in dieß Blatt mit einlege, sind für Dich in Tiefurt gepflückt; von den Särgen bringe ich Dir Lorbeerblätter für Dein Album mit. Es ist jetzt zehn Uhr, ich habe mich entschlossen, doch noch nach Stuttgart zu gehen und fahre um 12 in der Nacht von hier nach Frankfurt zurück. Den Rückweg nehme ich dann über Ulm und Regensburg und hoffe trotzdem Mitte der Woche wieder bei Euch zu sein. Gebe nur der Himmel, daß ich Cotta treffe; ich habe schon so manchen kleinen Verdruß gehabt, um nicht zu fürchten, daß ich auch ihn verfehle. Nun, es sei gewagt, denn es kostet nicht viel! Lebt herzlich wohl!

Weimar den 22. Juni 1858.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich eilte gleich in den Reisekleidern zu Dingelstedt, der sich aber nicht zu Hause, sondern im Theater befand. Ich ging dahin und merkte, als ich durch die Coulissen kukte, auf den ersten Blick an einem Grabscheid, das rüstig gehandhabt wurde, so wie an den Geberden des alten Genast, daß ich den fünften Act meiner Genoveva vor mir hatte. Stillschweigen gebietend, als man auf den ungebetenen Gast aufmerksam wurde und ihn in's Lampenlicht hinein schieben wollte, schlüpfte ich in die an der Seite befindliche vergitterte Intendantenloge hinein, um eine Weile zuzusehen und dann irgend einen Spaß zu machen. Kaum aber hatte ich mich gesetzt, als einer der Schauspieler die Bemerkung machte, das bis Hundert zählen scheine ihm unpassend; da fuhr mein alter Freund, dessen hohes blond-braunes, noch reichlich mit Haaren bedecktes Haupt aus dem heiligen Dunkel in Rembrandt-artiger Beleuchtung hervor ragte, energisch mit den Worten: „Nichts da, das ist gerade sehr schön!" dazwischen und ich klatschte in die Hände und rief: „ich danke!" Das Weitere kannst Du Dir denken; Titi sage, daß ein kleines Mädchen von zehn Jahren den Schmerzenreich spielt und ihn sehr artig spricht. Nach der Probe gingen wir ein Stündchen im Park spatzieren, darauf führte mich Dingelstedt in einen Klub ein, wo ich

Liszt traf. Dieser war mittlerweile schon im Erbprinzen gewesen, weil er gehört hatte, daß ich da sei, und kam mir äußerst herzlich entgegen; heute esse ich bei ihm und eben jetzt — es ist halb elf — will ich ihm und seiner Fürstin meinen Besuch machen. Hier mein Reisebericht. — — —

Weimar den 23sten Juni 1858.

Gestern speiste ich also, wie Du schon weißt, bei Liszt oder vielmehr bei der Fürstin Wittgenstein auf ihrer an einem Berg gelegenen Altenburg. Sie selbst ist eine ältliche Frau, aber voll Feuer und Lebhaftigkeit, ihre Tochter, die „Prinzessin“ ein außerordentlich feines Mädchen mit vornehmen Zügen und Augen, wie sie hie und da auf den Bildern des Pietro Perugino vorkommen und wie ich sie im Kopf einer Russin, denn die Familie ist eine russische, am wenigsten erwartet hätte. Die Conversation war Anfangs französisch, was für einen Schleswig-Holsteiner, der die neueren Sprachen in seiner Jugend nicht lernt, immer fatal bleibt, doch schwenkte ich sie nach Tisch sehr bald in's Deutsche herum und nun ergab sich ein so animirtes Gespräch, wie ich in Wien, unser eigenes Haus ausgenommen, selten eins geführt habe. Du weißt, wie entschieden ich jeder Unterhaltung über meine eigenen Arbeiten aus dem Wege gehe und wie rasch ich abbreche, sobald mir nur eine vorüberfliegende Mücke oder ein bellender Hund Gelegenheit giebt, wenn sich trotz meines Lavirens dennoch eine entspinnt. Ich kann nun einmal keine Complimente vertragen, welche die Angst der Leute eben so auspreßt, wie gewisse schwüle Schweißtropfen, weil sie nur heraus gequält werden, um sich selbst, wo möglich, gegen den Verdacht aesthetischen Stumpfsinnes sicher zu stellen; ich empfinde auch jedes Mal ein mephistophelisches Behagen, wenn ich sehe, wie sie aufathmen, wenn sie um die scharfe Ecke des Schöneren glücklich herum sind und sich nun ungestört in das vertrauliche Element des Zeitungsklatsches oder der Anecdoten hinein stürzen können. Denn daß die Welt auf physicalischen Gesetzen beruht, lehrt sie jeder Stein, der vom Dach fällt und daß sie ethischen Gesetzen unterworfen ist, erfahren sie als Kinder aus dem Katechismus und als Erwachsene von der Polizei; daß sie aber auch von aesthetischen Gesetzen beherrscht wird, ahnen sie nicht, und darum lernen sie Mathematik und Moral, bleiben der Kunst gegenüber aber Hottentotten, nennen den Shakespeare groß in Kleinigkeiten und machen dem Künstler, der sich „durchgesetzt“ hat, ihre Reverenz, wie dem Candidaten, der wirklich angestellt ist, weil sie die „Position“ selbst am Bajazzo zu schätzen wissen. Das Alles hatte ich gestern natürlich nicht vergessen und so oft Genoveva, Judith, Maria Magdalena u. s. w. auch aufs Tapet gebracht wurden, so hartnäckig widerstand ich; ja selbst eine Äußerung, wie die, daß im Kandaules der letzte Funke eines Heroen erlösche, indem man den Herkules im Enkel sterben sehe, daß im Gyges aber der erste Funke eines Heroen sich entzünde, that ich noch mit der Bemerkung ab, es sei nur bedauerlich, daß ein gebildetes Theater-Publikum gewöhnlich an irgend einen Hund denke, wenn es von Herkules reden höre. Endlich mußte ich mich jedoch ergeben, weil ich auf eine so gediegene allgemeine Bildung und eine so gründliche,

bis ins Allereinzelste gehende Kenntniß meiner eigenen Sachen traf, daß das Gegentheil absurd gewesen wäre. Leider überzeugte ich mich bald, daß meine lyrischen Gedichte von dieser Kenntniß nicht ausgeschlossen waren, und wenn ich mir vergegenwärtigte, daß es russische Damen seien, die mir so viel Theilnahme bezeigten und mich dabei eines gewissen, für ihre Nation äußerst schmeichelhaften Epigramms erinnerte, so verlor die Situation Einiges von dem Erfreulichen, das sie sonst hatte. Ich erfuhr auch manches Neue, was mich persönlich betraf, aus ihrem Munde. Eine Oper „Judith", ganz nach meinem Stück, kommt nächstens zur Aufführung; ein Bild von Stilke (wenn ich den Namen richtig hörte) welches den Moment darstellt, wie die Judith aus dem Thor geht, wurde mir sehr gelobt; die Maria Magdalena ist in der Revue germanique französisch erschienen u. s. w. Ich blieb bis zum Theater, dann sah ich Narziß. Nun, ich begreife, daß ein Virtuos, wie Dawison, nach dieser scheußlichen Ausgeburt des Berlinerthums mit Begierde gegriffen hat, um sich im „Radschlagen" hervor zu thun, aber wenn H. Th. Rötscher das wirklich anpreisen konnte, so bleibt nur die Wahl, ob man den Mann für einen moralischen oder einen intellectuellen Wicht erklären soll. — — — — — — — — —

Weimar 26. Juni 1858.

— —

Beim Frühstück erzählte mir Widmann, selbst ein Schwabe, ein höchst gebildeter Mann, aber leider zugleich Verfasser von vier unaufgeführten Stücken, eine vortreffliche Geschichte von Uhland, in dessen Hause er früher aus und eingegangen ist. Uhland zankt sich einmal mit seiner Frau (der zarte Lyriker thut es auch, was dem wilden Dramatiker als Entschuldigung zu Gute kommen muß!) und beschließt, sie dadurch zu bestrafen, daß er drei Tage lang kein Wort mit ihr spricht. Das hält er auch redlich und als Beide nach abgelaufener Penal-Frist bei Tische sitzen, fragt er sie: Nun? Sie blickt verwundert auf und er fragt weiter: Merkst du Nichts? Sie erwiedert ganz naiv: Nein! und es ergiebt sich, daß sie, an das ewige Schweigen ihres Stummen, dem nur ein Erdbeben die Lippen aufsprengt, längst gewöhnt, in den drei Tagen des Grimms gar keine Veränderung gespürt hat. Ist das nicht allerliebst? Nach dem Frühstück Hof-Visiten, sieben oder acht. Inzwischen war bei Dingelstedt aus Luzern vom Großherzog nachstehende telegraphische Depesche eingelaufen: „Genoveva am 30sten wiederholen; Hebbel festhalten!" Da hast Du mein und Dein Schicksal für die nächsten Tage! Abends auf der Altenburg große Gesellschaft, wo Liszt spielte, was er nur sehr selten thun soll; Zigeuner-Rhapsodieen, durch die er mich allerdings auch electrisirte. Am Klavier ist er ein Heros; hinter ihm in polnisch-russischer National-Tracht mit Halb-Diadem und goldenen Troddeln die junge Fürstin, die ihm die Blätter umschlug und ihm dabei zuweilen durch die langen, in der Hitze des Spiels wild flatternden Haare fuhr. Traumhaft-phantastisch! Neben mir ein junger Dichter, Adolph Stern, Verfasser eines epischen Gedichtes, Jerusalem, das ich schon in der Illust. Zeitung besprochen und gelobt habe; er flog an allen Gliedern und wurde todtenbleich, als er mir vorgestellt wurde

ist aber ein gar herziger Junge und vertraute mir, als ich ihm durch einige Scherze wieder zu Athem verhalf, daß er in Zittau, wo er lebt, im letzten Winter Vorlesungen über mich gehalten hat. Ein ewiger Kreislauf! Wie ich einst vor Uhland, stehn sie jetzt vor mir und die noch in der Wiege liegen, werden wieder vor ihnen stehen und sie entschädigen! — — — — — —

Weimar den 1ten Juli 1858.

— —

Der Großherzog kam vorgestern zurück und ließ sich gestern die Genoveva wiederholen. Er bezeigte Dingelstedt schon nach dem dritten Act seine hohe Zufriedenheit und ließ mich zwischen dem fünften und sechsten in seine Loge herauf rufen. Hier sagte er mir, indem er meine Verbeugung dadurch abschnitt, daß er mir freundlichst die Hand reichte, viel Verbindliches und wirklich Einsichtiges über das Stück, meinte, meine Lebens-Schicksale hätten daran wohl mit gearbeitet und überreichte mir sodann den Orden seines Hauses, den Wunsch hinzufügend, daß ich der Devise treu bleiben möge. Das Alles geschah auf eine so schöne und liebenswürdige Weise, daß es mich innerlich rührte und daß ich ihm, obgleich ich die Orden wahrlich nicht darum mit gleichgültigen Augen betrachtet habe, weil sie mir zu hoch zu hangen schienen, wie dem Fuchs die Trauben, von Herzen danken konnte. Darauf sagte er, er müßte leider den nächsten Tag (heutigen) verreisen, wünsche aber doch, mich noch einmal bequemer, als es in der Loge geschehen könne, zu sehen und gab mir noch einmal die Hand. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In aller Kürze (denn je näher ich dem Wiedersehen bin, um so mehr verläßt mich die Schreiblust) noch das Wichtigste aus den letzten Tagen. Zuerst das Goethesche Haus. Ich sah es vorgestern in der Frühe, der Kammerherr von Goethe begrüßte mich schon auf der Treppe mit einem Salve! und führte mich dann in Gemeinschaft mit dem Professor Schuchardt, dem eigentlichen Custoden herum. Die Sammlungen interessirten mich wenig, das Alles haben wir in Wien unendlich viel großartiger, auch fehlte mir zur Vertiefung die Zeit. Aber auch die Wohngemächer wurden mir aufgeschlossen, was nur äußerst selten noch geschieht, das Arbeitszimmer und die kleine Schlafkammer, und hier überkams mich. Ich sagte: dieß ist das einzige Schlachtfeld, auf das die Deutschen stolz sein dürfen, und es war keine Redensart. Als ich noch im Arbeitszimmer stand, ging in der Schlafkammer das geöffnete Fenster zu, und wie sich in Folge dessen das bis dahin vom Sonnenstrahl beleuchtete Bett allmählich verfinsterte, war es, als ob ein Schatten durchs Gemach schwebte und sich darauf niederlegte. Ein wunderliches Gefühl! Nachmittags aß ich bei Frau von Goethe; es war die dritte Einladung und ich konnte sie nicht wieder ablehnen, obgleich ich bei der Fürstin Wittgenstein schon versprochen war. Glücklicherweise fielen die Eßstunden nicht zusammen; ich fand mich daher bei der Fürstin, wo man früher zu Tisch geht, als Geist des Banquo ein und sah zu, um nachher bei der Goethe wirklich zu speisen. Gestern aß ich bei Dingelstedt im Kreise seiner Kinder, von denen namentlich ein kleiner blonder Knabe ganz allerliebst ist; es

war sein Geburtstag und wir stellten eigenthümliche Betrachtungen an. „Bist Du mein Balg?“ fragte er sein lebhaftes, klar-äugiges kleines Mädchen. „Ich bin nicht Dein Balg, versetzte das Ding ganz piquirt, ich bin Dein dickes kleines Weibchen!“ Auch dieser Mittag hatte für mich etwas von einem Märchen; Vergangenheit und Gegenwart laufen mir jetzt immer so durcheinander, als ob sie zugleich da wären! — Jetzt muß ich noch ein Paar Blicke in ein Buch thun, das mir eine russische Geheime Staatsräthin Schulz geschickt hat; es sind Volkslieder aus Esthland. Ich merke wohl, sie will mich durchaus kennen lernen, denn sie hat's mir schon auf andere Weise nah gelegt; nun, warum nicht, ich finde wohl ein Viertelstündchen. Gestern Morgen habe ich mir an Albumblättern den Arm lahm geschrieben; es ist wirklich, wie Du's nennst, eine Hetze!

München 3. November 1860.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einem kurzen Spaziergang begab ich mich aufs Theater-Bureau; was ich dort aber hörte, bewog mich, meine Nibelungen augenblicklich wieder zurück zu ziehen. Kaum ist es nämlich bekannt geworden, daß man daran denke, mein Stück zu geben, als mein edler College Emanuel Geibel sich mit dem seinigen einfindet und die Prärogative für sich in Anspruch nimmt. Zugleich erläßt der König einen Befehl, wornach die seit Dingelstedt aufgehobene (dramatische) Prüfungscommission wieder eingesetzt werden soll, und da diese nach den Vorschlägen der Vice-Intendanz aus einigen Königlich Bairischen Hauptleuten, und aus den Herrn Geibel, Bodenstedt, Melchior Meyr u. s. w., genug, aus lauter Leuten bestehen wird, die meine persönlichen Feinde sind, so konnte ich mich nicht versucht fühlen, mich mit meinem Siegfried vor ihr zum Examen zu stellen. Damit ist denn der Zweck eines längeren Aufenthaltes in München und mit ihm der Aufenthalt selbst beseitigt; auch ist mir die Sache völlig gleichgültig, da ein Sieg doch nicht das Geringste entschieden hätte, eine Niederlage aber auf das niederträchtigste ausgebeutet worden wäre. Den übrigen Theil des Tags widmete ich den Kunstsammlungen und Abends hörte ich den Fidelio. Es war ein seltsames Gefühl für mich, in den Sälen wieder herum zu wandeln, in denen ich als Student vor so vielen, vielen Jahren so manche traurig süße Stunden verträumte; Bilder und Statuen waren in den Reflex der alten Eindrücke, wie in einen Flor, eingewickelt, und wirkten nur durch diesen hindurch, gebrochen, verändert und abgeschwächt. So gefällt sich das Leben im ewigen Spiegeln und Wiederspiegeln seiner selbst, wie der Mensch sich mit den Tönen seines eigenen Mundes die Ohren füllen und gegen die Millionen Stimmen der Welt verstopfen kann! — — — — — — — — — — — — — — — —

München den 5ten November 1860.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der erste Eindruck ist eben so wenig immer der richtige, als der erste Gedanke immer der beste ist, aber der flüchtig vorüber eilende Reisende muß

sich schon an ihn halten. So bin ich denn fast nur herum gelaufen, und in der Regel ganz allein, und überall begegnen mir die „Schatten längst vergangener Zeiten". Hier entstand dieß Gedicht; dort jenes, ich treffe fast keinen Stein, der mir nicht etwas zu sagen hätte. Dazwischen dann das Neue, das für das menschliche Gesicht, welches am alten hängt, etwas unverschämtes hat; Kirchen, wo einst Spiel- oder Trockenplätze waren, Straßen, wo Bäume standen! Und die Menschen! In den Arcaden, wo einst Schelling mit dem pfiffigstumpfen Silenkopf herum stolzirte, wo Görres, in einen schmierigen Schaafspelz gehüllt, einher schlich und Franz Baader, zusammen geschnürrt, wie eine putzige Figur aus Gummi-Elasticum, seinen Meditationen über Jacob Böhme nachhing, lauter neue Aspiranten der Unsterblichkeit! Statt der Mystiker und Philosophen zur Abwechselung einmal Chemiker und Geschichtschreiber, und eben so siegestrunken, eben so zukunftsgewiß, wie diese; ich glaube, der einzige Mensch, der auf Erden noch an sich zweifelt, bin ich. Ich muß beständig an einen Ballsaal denken; der Tanz hört nicht auf, aber die Lichter brennen nieder und werden umgetauscht.

— —

An Geibel schrieb ich gestern Mittag ein Paar gemessene Zeilen, in welchen ich ihm meinen Schritt anzeigte, um dem Journal-Geschwätz zuvor zu kommen; in Folge dessen ist er zwei Mal in meinem Gasthof gewesen, ohne mich zu treffen, und hat dann einen anständigen Brief geschickt, in dem er mich seiner Bewunderung versichert. Ich will nun auf einen Augenblick zu ihm gehen. —

— —

Stuttgart den 7ten November 1860.

— —

Den letzten Morgen ging ich also noch auf ein halbes Stündchen zu Geibel. Er freute sich sehr, war aber etwas verlegen und machte mir allerhand wunderliche Bekenntnisse, die er „meiner Ehre" anvertraute und die allerdings in seinen Verhältnissen überraschend genug waren. Als Mensch machte er, wie ich früher auch schon fand, einen viel besseren, ja männlicheren Eindruck, wie als Poet; im Allgemeinen bestätigt er in seiner innern, wie in seiner äußeren Erscheinung meinen alten Satz, daß es viel vortheilhafter ist, beim' künstlerischen Turnier im Anfang zu wenig, als zu viel Lorbeeren davon zu tragen, denn die Zeit ist großmüthig im Nachzahlen, aber unerbittlich grausam im Zurückfordern. —

— —

Gleich nach dem Diner in der goldenen Traube ging ich zum Doctor Orges von der Allgemeinen Zeitung, und brachte ihm Eitelbergers Buch. Er machte mir sogleich ein Gegen-Geschenk, indem er mir das neueste Heft der Revue germanique hervor suchte, in welchem sich ein zwar unbedeutender aber wohl gemeinter Aufsatz über meine Gedichte befindet, jedenfalls ein neuer Anknüpfungs-Punct für Paris, vielleicht sogar ein günstiges Omen. Orges behielt mich bis Abends 9 Uhr bei sich, da er den „Nachtdienst" bei dem großen Journal versieht; er ist ein lebendiger äußerst vielseitiger, von allen zwei und dreißig Winden im Leben umgetriebener Mensch, der oft an einen Bergquell,

zuweilen auch an einen Brunnen mit zersprungenen Röhren, der das Wasser unnütz wegsickern läßt, erinnert. Von mir schätzt er die Maria Magdalena. Später kam noch ein neues Redactions-Mitglied, Dr. Braun, hinzu, der auf der Stelle den halben „Liebeszauber“ aus dem Kopf citirte, als er mir vorgestellt war; an diesem Ort seltsam genug. Die Herren stehen mit ihrem Redacteur en Chef auf dem Fuß, daß sie kein Wort mehr mit ihm reden; mir gleichgültig, denn ich hätte ihn doch nicht besucht, da meine Höflichkeit nach Allem, was vorgefallen ist, mit Kriecherei hätte verwechselt werden können. — — — — —

Paris den 14. November 1860.

— —

Ich bin seit meinem ersten Pariser Aufenthalt um volle 16 Jahre älter geworden und empfinde es sehr stark. Der große Guckkasten reizt mich nicht mehr, wie früher, und Zwecke habe ich hier nicht und kann ich hier nicht haben. Uebrigens interessirt es mich doch, das Paris, das ich kannte, mit dem Paris, das der Napoleonide hergestellt hat, zu vergleichen und es läßt sich nicht verkennen, daß er im großen Styl arbeitet. In Deutschland würde der bloße Plan so viel Zeit kosten, wie hier die ganze Ausführung, und der Witz, den ich in Stuttgart hörte, daß es gut sei, wenn die Franzosen über kurz oder lang ihren Kaiser fortjagten, weil wir ihn dann aufnehmen könnten, ist so übel nicht. Unglaublich ist es auch, wie die schon immer so reichen Sammlungen sich vermehrt haben; man wird, wenn man sie durchwandert, an den Magnetsberg erinnert, der alles Eisen der Welt an sich zog. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck hat das Assyrische Museum auf mich gemacht; die Kunst, die diese colossalen geflügelten Thiere und die übrigen, alles Maaß der Phantasie überschreitenden Ungeheuerlichkeiten in's Leben rief, scheint auf ein anderes Geschlecht, als das menschliche, zu deuten. In mir erwachte, als ich vor diesen trotzigen Ueberbleibseln von Ninive stand, der kleine Knabe, der in Wesselburen die Bibel las und sich den furchtbaren Untergang der riesigen Stadt auf seine kindische Weise ausmalte. Doch es ist so unermeßlichen Schätzen gegenüber gar nicht nachzukommen; man hat ein Gefühl, als ob man an einer Tafel, auf der Millionen von schäumenden und überquellenden Flaschen stehen, auf Sturmwinds-Flügeln vorüber geführt würde. Lange brauchte ich, bevor ich Bamberg fand, den ich erst gestern aufstöberte. Heute, ich schließe den Brief Nachmittags, habe ich bei der Tochter des Restaurateurs gegessen, bei dem ich früher immer mein bescheidenes Diner einzunehmen pflegte; ich erzählte Euch oft von dem kleinen Mädchen, das mit zehn oder zwölf Jahren die Wirthschaft schon so gut versah. Der Vater ist gestorben und sie setzt das Geschäft, wie ich eben von Bamberg erfuhr, an einem andern Ort fort. Wie alt muß ich geworden sein, denn wie alt ist dieses Kind von ehemals geworden! Ich hätte sie so wenig wieder erkannt, wie sie mich; sie saß am Fenster und nähte, ein etwa dreijähriger Knabe kramte am Tisch. Wie fliegt doch Alles vorüber! Kaum langsamer, wie die Wolkenbildungen, die Figuren, Thiere und Bäume, am Himmel. Für mich steht

fest: ich habe außer meinem Nest Nichts mehr zu suchen und wir wollen es so warm und so dicht machen, wie möglich.

Schicke mir ja Nichts zu; hättest Du aber, was Gott verhüte, zu telegraphiren, so adressire: Mons: Bamberg, rue Bellevue, 18, Avenue de l'Imperatrice.

Wilhelmsthal den 18. August 1862.

Es war meine Absicht, den ganzen Abend unter den freilich etwas dürftigen Fittigen des Auerhahns*) sitzen zu bleiben und mich erst am nächsten Morgen zu melden, da ich mich sehr abgespannt fühlte und der Ruhe wirklich bedurfte. Aber ich war noch nicht bei der siebenten Zeile, als der Hoffourier bei mir anklopfte und mir sagte, der Großherzog habe erfahren, daß ich angekommen sei, und er wünsche, daß ich die für mich eingerichtete Wohnung im Schloß sogleich beziehen möchte. Diesem auf den Fuß folgten zwei stämmige Bediente, die meine Sachen aufpacken sollten; da blieb denn Nichts übrig, als das für Dich bestimmte Blatt bei Seite zu legen und die kaum geleerte Reise-Tasche wieder voll zu stopfen. Ich bin hier also förmlicher Gast, der Großherzog empfing mich als solchen persönlich an der Thür, wo er mit mir zusammen traf, und lud mich zum Thee ein. Abends um neun stellte die Großherzogin mich ihrem Bruder, dem Prinzen der Niederlande vor; dann gab es ein interessantes Gespräch, worin der Großherzog, der eine Schilderung von London und namentlich von Shakespeare's Heinrich dem Achten auf der Englischen Bühne machte, sich mir abermals als einen Mann von seltener Empfänglichkeit und scharfem Blick für das Eigenthümliche aller Erscheinungen zeigte. Ich wohne parterre und sehe auf eine Mooshütte, worin ein allerliebstes Reh herum läuft; in aller Frühe brachte ich ihm schon ein Stück Zucker, was es aber verschmähte, später machte eine der jungen Prinzessinnen ihm ihren Morgenbesuch. Weiter für dieß Mal Nichts; die Herrschaften haben sich gleich freundlich nach Dir erkundigt! Morgen ausführlich! Adressire immer nach Weimar! Eure Verse haben mich außerordentlich ergötzt.

Wilhelmsthal, den 23. August 1862.

Die Großherzogin thut alles Mögliche, mir den Aufenthalt angenehm zu machen, und ladet sogar bloß meinetwegen Freunde von Weimar herüber; zuerst Marshall, dann Schöll, die aber gestern wieder gegangen sind, weil Ihre Geschäfte keine längere Abwesenheit gestatteten. Sie selbst hat mich auf die Wartburg geführt und mir Alles explicirt, das Schloß, die Bilder und die Natur; ein Neues Testament, das sie mir im Luther-Zimmer zum Andenken schenkte, trete ich Dir ab. Sie ist nicht bloß eine edle, sondern auch eine tiefe Frau: ich hatte vor einigen Tagen ein Gespräch mit ihr, das an drei Stunden dauerte

*) Gasthof.

und sich über Alles verbreitete, was den Menschen auf Erden interessirt, und ich brauchte mir nicht den geringsten Zwang aufzulegen, ich konnte sogar meinen Humor walten lassen. Dabei saßen wir in der Tannenhütte, in der das Reh herumspringt. Die Kinder spielten mit dem Thierchen, sie stickte, auch der Pudel Asmodeus fand Zutritt und wir ließen uns nicht einmal durch ein Gewitter vertreiben. Der Großherzog jagt viel, doch habe ich auch ihn schon oft gesehen; mir wird von ihm, wie von ihr, ein unschätzbares Vertrauen bewiesen. Er führte mich, als er von seiner ersten Jagd zurück kam, auf eine wunderschöne Aussicht, das Schwalben-Nest genannt, wo wir lange über Deutschland und deutsche Politik sprachen; das hatte aber üble Folgen für mich. Wir verweilten uns nämlich so lange, daß wir erst fünf Minuten vor dem Diner in Wilhelmsthal waren; nun mußte ich rasch, triefend von Schweiß, Toilette machen und trug einen starken Rheumatismus auf der Brust davon, er ist aber schon wieder gewichen. Heute, Sonntag, den 24sten, speisen wir auf der Wartburg, die eine Stunde von hier liegt, und wenn ein Brief von Dir in Weimar ist, werde ich ihn sicher am Abend bei der Rückfahrt vorfinden, denn Marshall fragt persönlich nach. Wie freue ich mich darauf! Wenn es nach mir geht, beurlaube ich mich Mittwoch oder Donnerstag. — — — — — — — — — — — — — — —

Wilhelmsthal den 25sten August 1862.

— —

Um zwei Uhr Nachmittags fuhren wir bei herrlichem Sonnenschein, den jedoch dunkle aufgerollte Wolken von fern bedrohten, in vier Wagen von Wilhelmsthal ab. Von hohen Personen waren anwesend: Ego et Dux meus, wie Kardinal Wolsey zu sagen pflegte, der Prinz Heinrich von Holland, der Gouverneur von Luxemburg ist, und die Damen. Unterwegs die prächtigsten Tannen und Föhren; schlank und kerzengrade wie aus der Pistole geschossen. Der Graf Beust erzählte die furchtbare Ceremonie mit der die Fürsten des Weimarischen Hauses bestattet werden; der Sarg schwebt über der offenen Gruft, zu seinem Haupt steht der Hof-Marschall, zu seinen Füßen der commandirende General, und wenn er herunter gelassen wird, versinken Beide mit. Das Wetter war in beständigem Kampf mit sich selbst begriffen, der Himmel verdüsterte sich alle Augenblick, doch gelangten wir zur Stelle, ohne daß ein Regentropfen fiel. Die Wartburg selbst liegt wunderbar über einem wahren Kranz von üppigen Wäldern und macht dem Blick des ersten Landgrafen, der ausrief, als er die felsigte Höhe bei einer plötzlichen Wendung vor sich aufsteigen sah: „Warte Berg, Du sollst eine Burg werden!“ durch ihre imposante Erscheinung alle Ehre. Sie lag fast in Trümmern, der Großherzog hat sie mit Sinn und Geschmack so glücklich wieder hergestellt, daß man Alles für alt halten sollte. Ein alter Kommandant, der jeden Stein liebt und über jeden Rechenschaft zu geben weiß, hinkt darin herum. Gesehen hatte ich sie schon zwei Mal, einmal mit der Großherzogin, wie Du weißt, das zweite Mal mit Schöll und Marshall, jetzt dinirten wir dort, und zwar in demselben Saal, worin nach der Sage einst der Sängerkrieg Statt gefunden hat. Alles war mittelalterlich; eine niedere Tafel, kleine rothe Feldstühle, Ritter in Har-

nischen zu Fuß und zu Pferde um uns herum. Für mich ein seltsames Gefühl, dort dem gemeinen Geschäft des Essens und Trinkens obzuliegen, wo Dr. Martin Luther, wenn auch in einem anderen Gemach, das Tinten-Faß nach dem Teufel geworfen und ihn dadurch wirklich an die Wand gemalt hat. Der Commandant theilte mir eine sehr hübsche, wirklich poetische Geschichte mit. Es geht auf der Burg zur Herbstzeit einmal ein kostbarer Ring verloren, den man trotz aller Mühe nicht wiederfinden kann; im Frühling trägt ihn eine Blume um den Hals, die durch ihn hindurch gekrochen ist, wie sie aus der Erde kam, und ihn mit in die Höhe gehoben hat. Zum Schluß gab es eine wunderliche Scene; die Großherzogin verlangte im Garten eine Feder, um ein Billet zu schreiben, die Castellanin brachte sie ihr, aber heulend, mit verweinten Augen, und warf dann die Küchenthür hinter sich zu, als ob sie mit Köhlern und Bauern zu thun hätte. Der Großherzog sprach: „Ich darf doch wohl sagen, was wahr ist!“ und schickte ihr den Grafen Beust nach, um sie zu begütigen, der Commandant und Fräulein von Könneritz schlossen sich an. Was war's gewesen? Der Großherzog hatte sich erlaubt, sie auf einige Spinnwebe aufmerksam zu machen und sie zu ersuchen, sie weg zu schaffen, und dieser „Schimpf vor allen Leuten“ hatte sie so aufgebracht. Ruf' mir das in's Gedächtniß, wenn ich einmal gegen die Mägde auffahren will; der Großherzog soll fortan mein Heiliger in der Geduld sein! Er hat mir heut morgen einen Besuch in meinem Zimmer gemacht, traf mich aber nicht.

Weimar den 27sten August 1862.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um zehn Uhr kam der Großherzog zu mir und blieb über eine Stunde; dann war ich bis zum Frühstück bei der Großherzogin. Sie ist eine höchst bedeutende Frau; ich glaubte schon ein Maaß von ihr zu haben, habe es aber erst gestern erhalten. Man kann geradezu Alles mit ihr sprechen; die verschämtesten Träume und die kühnsten Phantasieen wagen sich an's Licht und werden verstanden. Sie sagte, sie habe viel von ihrer Erzieherin gelernt, aber in negativem Sinn, nämlich, was man nicht thun und wie man Dinge und Menschen nicht behandeln dürfe. — — — — — — — — — — — — —

Baden den 12. September 1863.
Abends halb 8 Uhr.

Meine theuerste Christine!

Was ich heut morgen schmerzlich vermißte, überrascht mich um so freundlicher heut Abend; wie ich in mein Zimmer trete, begrüßt mich im Dämmerlicht Dein lieber Brief! Mir geht es wieder wohl; ich schlief die letzte Nacht, wie eine Ratte, von zehn Uhr bis sieben, und nahm um halb neun mein Bad. Ich gehe jetzt etwas später, theils, weil Freund Schulz es mir durch Dich rathen ließ, mehr aber noch, um dem armen Greise, dem alten Italiänischen Arzt, einen Gefallen zu thun. Dieser fürchtet sich nämlich so sehr, allein im Wasser zu

sein, wozu er auch in seinem hülflosen Zustande alle Ursache hat und da die Frequenz jetzt nicht mehr besonders stark ist, so richte ich mich so ein, daß ich ihm Gesellschaft leisten kann. So lächerlich er mir Anfangs vorkam, so rührend ist er mir jetzt; er hat bei all seinen kleinen Schwächen eine wahre Kinderseele, die ihm auch aus den gutmüthigen Augen sieht, ist schändlich betrogen worden und steht ganz einsam in der Welt. Schrecklich! Was ist ein Todtenkopf gegen einen solchen Greis, wenigstens für mich!

Der Briefwechsel Goethes mit dem Großherzog ist curios genug. Des an und für sich Gewichtigen enthält er sehr wenig, des Charakteristischen um so mehr. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Baden den 15. September 1863.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In meinem Befinden hat sich Nichts verändert; es hat keinen Fortgang, geht aber auch nicht zurück. Allgemein höre ich jedoch, daß die eigentliche Wirkung sich erst nach dem Schluß der Cur einstellt. Damit wollen wir uns trösten. —

Epilog

zu

Hebbels literarischem Nachlaß.

In vorgerücktem Alter, nach mehrjähriger Beschäftigung mit dem literarischen Nachlasse Friedrich Hebbels, genöthigt zu meinen zeitgeschichtlichen und anderweitigen kritischen Arbeiten zurückzukehren, bringe ich meine Thätigkeit für den leider zu früh hingeschiedenen Freund zu einem vorläufigen Abschlusse, indem ich mir vorbehalte das noch in meinem Besitz befindliche Material entweder später selbst zu verwerthen, oder jüngeren Kräften zu überlassen. In den „Tagebüchern" und in den zwei Bänden „Briefwechsel" liegt das Wichtigste der ungedruckten Hinterlassenschaft Hebbels vor; einiger Reliquien soll hier noch besonders gedacht werden, während die Briefreihen die weiter zu veröffentlichen wären, wenn sie zum Theil auch minder berühmte Namen tragen, seiner Zeit eine willkommene Ergänzung des bisher Vorliegenden sein werden. Es ist eine anerkannte Thatsache daß das bisher aus Hebbels Nachlaß Veröffentlichte erheblich zur Schätzung seines gesammten Wesens beigetragen hat und dieses Ergebniß ist der schönste Lohn für Kämpfe die in meiner Jugend begonnen, mir noch im Alter die Pflicht zu nachstehenden Erörterungen auferlegen.

Hebbels erste Wirksamkeit fiel in das letzte Jahrzehnt vor der Februar- und März-Revolution. Das geistige Leben in Deutschland war noch vorzugsweise von philosophischen Problemen und dichterischen Genüssen eingenommen. Daher eine ziemlich unbefangene, zum Theil enthusiastische Aufnahme der ersten Dramen: Judith, Genoveva, Maria Magdalena und der lyrischen Gedichte, deren Perlen Männer wie Uhland sofort herausfanden. Daher auch die Begeisterung der jungen Leute die in Italien und in Wien Hebbel persönlich kennen lernten. Kaum hatte er in Wien eine Stätte erreicht in welcher die Seelenkämpfe seiner Jugend einen Abschluß finden konnten, als die ganze Atmosphäre Europas eine andere wurde. Deutschland, zu welchem Oestreich damals gehörte, erwachte zu mächtigem politischen Leben, Philosophie und Kunst waren selbst den vornehmeren Geistern nicht mehr die Hauptbeschäftigung und da die Demokratie sich der früher eingeschränkten Presse bemächtigte, so wurde namentlich die Dichtkunst ein Gemeingut der Halbbildung, die organisch Entstandenes auf den Kopf stellte und der es weit weniger um eine gewissenhafte Darstellung des letzteren als um die Gelegenheit zu thun war ihre eigenen zersetzenden Lehren und vermeintlichen „geistreichen" Einfälle zu Tage zu fördern. Dazu kamen noch folgende

erschwerende Umstände: Hebbel selbst gab durch das „Trauerspiel in Sizilien“ und durch die „Julia“ seinen Gegnern Gelegenheit ihm eine Ausartung ins Bizarre vorzuwerfen, während ihn die östreichischen Demokraten reaktionärer Gesinnungen beschuldigten, weil er fortfuhr das Treiben des Wiener Straßen-Pöbels und seiner Anführer mit männlichem Muthe zu geißeln. Dauernder als diese Verdächtigungen war noch die Wirkung der Thätigkeit Hebbels auf dem Felde der sozialen und ästhetischen Kritik, die hier eine nähere Auseinandersetzung verdient.

Hebbel ist als Kritiker bisher sehr ungenügend gewürdigt worden. Angesichts des völlig ungerechtfertigten Vorwurfes, den man unglaublicher Weise von seinen Gedichten selbst ableitete daß er mehr Denker als Dichter sei und der daraus entstandenen Verwirrung, schienen sogar seine Erläuterer ein gewisses Interesse zu haben sich nicht allzubreit über sein kritisches Vermögen auszulassen. Die vier letzten Bände der Original-Ausgabe seiner sämmtlichen Werke enthalten nun aber eine Reihe zum Theil ursprünglich in Zeitschriften erschienener „Reiseeindrücke“, „Abhandlungen zur Theorie der Kunst“, „Charakteristiken“, „Kritiken“, „Literaturbriefe“, und „Bunte Aufsätze“ die allein genügen würden ihrem Verfasser einen hervorragenden Platz in der deutschen Literatur zu sichern. In der Wirkung dieser geistestiefen, von Ironie und Witz sprudelnden Arbeiten, die sich auf einen bedeutenden Theil der damaligen literarischen Erzeugnisse erstrecken und in der der nach und nach bekannt gewordenen Epigramme ist ein großer Theil der Giftpflanzen zu suchen, mit denen die Zeitgenossen das Leben Hebbels zu vergällen und die öffentliche Meinung zu fälschen suchten. *Allen künftigen Biographen Hebbels sei hiermit eine Prüfung und sachliche Darstellung dieses vielfach verschlungenen Verhältnisses umsomehr empfohlen, als sie gleichzeitig von hohem kulturhistorischen Interesse ist.*

Ueber die bei Hebbel zur Erscheinung gekommene seltene Mischung von Unmittelbarkeit und Verstand habe ich mich in der ihn betreffenden Abhandlung in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ eines Näheren ausgesprochen.*) Hier möchte ich in dieser Beziehung nur noch die alte Erfahrung wiederholen daß das unbefangene Urtheil, namentlich in ästhetischen Dingen sehr selten ist und daß es wenn ein schmutziger Naturalismus fortfährt die Eingeweide der Jugend zu vergiften, immer seltener werden wird. Hebbel sagt bei einer gewissen Gelegenheit: „Wenn man sieht wie widersprechend die Urtheile sind die über ein und dieselbe ästhetische Leistung gefällt werden und sich überzeugt hat daß sie sich oft so wenig vereinigen als auf Bildungslosigkeit oder unlautere Motive zurückführen lassen, so möchte man an allem kritischen Bemühen verzweifeln. Es läßt sich auch durchaus nicht läugnen daß das geheimnißvolle Gesetz der Wahlverwandtschaft sich dem Kunstwerk gegenüber eben so wohl geltend macht, wie es das Verhältniß des Menschen zum Menschen bestimmt und daß die gründlichste Demonstration niemals eine einmal versagte Neigung einflößen oder einen

---

*) Treffend äußert Uechtritz in seinem Schreiben vom 10. Januar 1855: „Sie fühlen phantasievoll, auch wenn Sie denken; Sie denken, auch wenn Sie phantasiren.“

einmal vorhandenen Widerwillen besiegen wird. Denn dieses Gesetz ist ja eben Nichts als der instinktive Ausdruck der Nothwendigkeit die allem Individuellen innerhalb dem Allgemeinen seinen Kreis anweis't, die ihm die befreundeten Elemente aus denen es hervortrat, zur Nahrung und Erquickung zuführt und es vor den feindlichen, die es vernichten würde warnt."*) In einem ähnlichen Gedankengange schrieb Wilibald Alexis schon am 4. Januar 1844 gelegentlich seines Woldemar: „Ja, was hilft es, daß ich die Geschichte so herausgearbeitet habe daß sie Geschichte im Roman bleibt und nicht in Geschichten zerfließt, wer liest es? Einige — die Kritik ist überall günstig — aber das Publicum! (Das Publicum sind eigentlich nur Leserinnen!) Die Leserinnen wollen Niedliches, Geschmeidiges, Interessantes — nicht große historische Gestalten; das Erz um ihre Brust umschließt freilich auch Gefühle, die sie fähig wären zu empfinden; aber es ist zu unbequem, durch das Erz hindurchzubringen."

Ich könnte die Anführungen hier häufen um nachzuweisen daß Männer von hoher poetischer Begabung und edle empfangende Naturen ganz so fühlten wie der dem diese Abhandlung gilt; aber es drängt mich in Nachstehendem über die Abschätzung Hebbels meine eigene Ansicht aufzustellen: Es ist ein Fehlgriff die Grundlinien zu Hebbels Gesammtbild aus der materiellen Armuth seiner Jugend zu sammeln. Die Wahrheit ist vielmehr die daß das Schicksal ihm zu den ernstesten Elementen des Lebens die Organe verliehen hat sie ganz in sich aufzunehmen und daß dadurch sowohl diese wie jene geschärft wurden. Gerade die Armuth war es die ihn bereicherte und deshalb habe ich mich auch stets bemüht ihn nicht nach seiner Armuth sondern nach seinem Reichthum aufzubauen.**)

Mehr noch als die Tagebücher widerlegt der Briefwechsel die Hebbel früher gemachten Vorwürfe von Selbstüberhebung und Schroffheit. Am 27ten September 1857 schrieb er an Klaus Groth: „Ich bin in ganz Deutschland als stolz und unzugänglich verschrieen, weil ich über die Hunderte von Trauerspielen ꝛc. die im Laufe des Jahres gedruckt oder ungedruckt bei mir eingehen, meine Meinung immer aufrichtig abgebe. — — Aber ich habe noch nie vernommen, daß Offiziere, die vor der Schlacht zu Generälen erhoben wurden, viel leisteten, und ich will Den sehen, der das wirklich Vortreffliche bereitwilliger anerkennt und mehr dafür thut, wie ich."

An Pichler schrieb er am 12ten November 1852: „Ich bin der Meinung, daß ästhetische Urtheile so gut, wie jedes andere, die ethische Verantwortlichkeit

*) Aus einem losen Blatte von Hebbels Hand, ohne daß ich mich im Augenblicke erinnern kann, es bereits gedruckt gelesen zu haben.

**) In der umfassenden Abhandlung über Schillers Briefwechsel mit Körner, Sämmtliche Werke, Bd. 10, S. 266 sagt Hebbel: „Man legt der Armuth zu viel Gewicht bei, wenn man meint sie könne Talente erdrücken, die nicht auch unter den günstigsten Verhältnissen unbedeutend geblieben wären; das kann sie nicht. Sie hat nur auf die Richtung Einfluß, die die Talente später nehmen; dieser Einfluß ist aber freilich so groß, daß der Mensch, wenn er zum vollen Bewußtsein gelangt, seine ganze sittliche Kraft aufbieten muß, um ihn wieder zu beseitigen, wenn er nicht Zeitlebens Unerquickliches hervorbringen will." Diesen Sieg hat nun aber Hebbels mächtiger Geist glänzend davon getragen und auch der Briefwechsel beweist daß er selbst in der Wiedergabe des Zartesten Meister war.

in sich schließen, ich schaud're bei dem Gedanken, daß auf meinen Ausspruch hin irgend ein unreifer Mensch seine Zukunft auf ein Talent gründen könnte, das er nicht besitzt, und lobe nur, was löblich ist. Das macht mich verhaßt und es ist eine einfache Folge, daß man mich zu discreditiren sucht, denn wenn ich Nichts mehr gelte, wird meine Meinung natürlich auch nicht mehr schaden."*) Künstlerischer ist dieses Glaubensbekenntniß und Hebbels Standpunkt überhaupt in nachstehendem längst gedruckten Epigramme gestaltet:

„Höchstes Kriterium der Bildung."

Mancher ist ehrlich genug, mit Ernst und Eifer zu prüfen,
Was er ist in dem Kreis, dem die Natur ihn bestimmt;
Wenige haben den Muth, den Kreis zu prüfen und redlich
Zu ermitteln, wie viel dieser im größeren gilt.

Die in diesem Epigramme ausgesprochene Erfahrung hat auf Hebbels Leben eine fast tragische Wirkung ausgeübt. Der engere Kreis von Freunden den er in Wien hatte, lös'te sich wie wir wissen plötzlich und eine nähere Untersuchung der Ursachen führt zur Gewißheit daß die allerdings oft unbequemen Ansprüche Hebbels zu überwinden gewesen wären, daß aber die Ansprüche seiner Freunde auf Unsterblichkeit in der unmittelbaren Nähe Hebbels eine Schranke fanden die sie zu einem Rückzuge auf sich selbst bestimmten.**) Ereignisse der Art sind psychologisch viel zu natürlich als daß sie hier im mindesten getadelt werden sollten: die jungen Leute glaubten vollkommen zu werden wenn die unmittelbare Nähe Hebbels sie nicht mehr erdrückte und nun hat das Schicksal es aber so gefügt daß die vollkommenste Arbeit die Emil Kuh hinterlassen hat in der Biographie desjenigen bestand den er um sich zu vervollkommen verlassen hatte.

Schon der hochgebildete und feinfühlende Verfasser des Schlusses von Kuh's Hebbel-Biographie bemerkt daß Hebbel in Emil Kuh's Abschied gleichsam den der Jugend selbst gesehen hat. So sehr dies der begabten Natur Kuh's zur Ehre gereicht, so erschütternd ist das Zeugniß das ich über diesen Vorgang in Hebbels nachgelassenen Papieren finde. Es lautet:

Epilog zum Timon von Athen.

Was schiltst und fluchst Du, Timon von Athen,
Auf Gott und Welt, als wär' Dir viel geschehn?
Was hat sie Dir gethan, die edle Schaar,
Die Tag und Nacht um Dich vereinigt war?
Sie leerte treu den schäumenden Pocal,
So oft Du winktest, bei dem Jubel-Mahl,

*) Gelegentlich eines mit Hanslick eingetretenen Mißverständnisses schrieb Hebbel am 4. Dezember 1857 an Debrois van Bruyk: „Ich bitte Sie Sich dieses Blattes überall zu bedienen wo ich etwa einer Schroffheit angeklagt werde die meiner Natur und meiner Bildungsstufe gleich fern liegt, wenn man sich nicht gegen mich zuerst vergißt."

**) Unentwegt blieb der auch mir unvergeßliche Julius Glaser, von welchem Hebbel am 25. Juli 1858 an Kuh schrieb: „unter allen mir bekannten wissenschaftlichen Köpfen steht er der Poesie am nächsten."

Sie nahm den Perlenschmuck von Deiner Hand
Und auch das Purpurfarb'ge Prachtgewand,
Sie sammelte Dein Silber und Dein Gold
Und hielt es fest, als Du's zurück gewollt.
Du spieltest die Fortuna ohne Horn
Und bist am Ziel: was soll Dein blöder Zorn?
Was Dir auch durch die schlaffen Finger rann:
Kein Tropfe Deines Schweißes saß daran,
Du warfst es weg, als schafft es Dir nur Pein,
Dir war es Nichts, was konnt' es Andern seyn?
Der Wein, der jetzt in fremden Adern pocht,
Ward nicht in Deinen eig'nen ausgekocht,
Du strömtest keine von den Thränen aus,
Die sich im Meer versteint zum Perlenstrauß,
Und auch das Gold, das sie von Dir geerbt,
Ward nicht in Deinem Blute roth gefärbt.
Du hast, erkenne reuig Deine Pflicht,
Viel abzubüßen, doch zu rächen nicht,
Nein, gieb ein Gastmahl, wie der Pelican,
Und das nicht bloß, wenn Deine Kinder nahn,
Zerschlitze, reinster Großmuth Dir bewußt,
Mit eignen Händen Dir die volle Brust
Und tränke mit dem besten Lebenssaft,
Der Dir entquillt in Deiner höchsten Kraft,
Den Menschen-Igel, der sich an Dich hängt,
Wie sich das Räderthier zum Wasser drängt;
Wirf Deine Blitze in das leere Hirn,
Setz' Deine Lichter vor die flache Stirn,
Beseele einen zweiten Erdenkloß,
Und wird Dein Adam endlich stark und groß,
So nimm als Lohn den ersten Keulenschlag
Von ihm entgegen, den er führen mag.
Auch dann noch halte Deinen Fluch zurück,
Doch merk' Dir, wenn zu spät auch für Dein Glück:
Du kannst auf Erden Keinem eine Tracht
Vom Rücken nehmen, ohne ihm die Macht
Zu geben, eine doppelt schwere Last
Dir selber aufzulegen, und er haßt
Den Retter meistens von der Stunde an,
Wo er den Helfer-Arm entbehren kann!

23. März 63.

So furchtbar klang noch drei Jahre nach dem Bruche das Ereigniß in Hebbels Brust wieder. Mag der Affekt hier immerhin die Wirkung des Uebertriebenen machen: die tief verletzte Natur die sich in ihm ausspricht durchdringt unwiderstehlich die unsrige. Am Abende seines Lebens ist Hebbel zu dem Geständniß gekommen, dem ähnlich das vor Kurzem die Königin Elisabeth von Rumänien in ihrem tief symbolischen Meister Manole in klassischer Einfachheit niedergeschrieben hat, indem sie die Fürstin Despina sagen läßt:

„Man lernt es auf dem Thron in Einsamkeit
Mit Güte selbst zu geizen."

Beide Dichter halten, wie man sieht, ihr inneres Leben und nicht die irdischen Schätze für das Höchste was sie austheilen können. Solche Stellen, mögen sie nun in Epilogen den Kern der poetischen Kraft zusammenfassen, oder in Dialogen das organische Fortschreiten einer Handlung bezeichnen, zeigen den wahren und (wie die Gott als mit den höchsten Gaben geizend darstellenden Leute sich ausdrücken, sich aber eben deshalb über ihr Schicksal nicht beklagen sollten) „gottbegnadeten" Dichter. Auch erinnern mich Gedanken der Art und gewisse Eigenthümlichkeiten in der Sprach-Bildung Hebbels an die nachstehende Stelle aus einem wenig bekannten Buche*): „Der Mensch kann zwar Geistiges fühlen, den Ausdruck dafür muß er aber aus der Körperwelt nehmen. Es ist dieses das Geheimniß des Wortes. Es war Gefühl ursprünglich ein Geheimniß, das Wort hat es nachher verrathen. Es wurde später das Wort selbst allbekannt, die Allegorie hat es wieder in ein Geheimniß verwandelt."

Aehnlich Hebbel: „Die Sprachbildung ist keineswegs ausschließlich ein logischer, sondern ein Lebensprozeß. — Adelung und Campe hatten keine Ahnung davon, daß sich in der Sprache das Mysterium der Schöpfung wiederholt, und daß sie eben darum, wie diese selbst, auf Nothwendigkeit und Freiheit zugleich beruht; sie begriffen nicht, daß die verhaßte Poesie, gegen die sie einen Damm aufführen wollten, schon materialiter in jedem Worte steckt, indem jedes irgend ein Object des Geistes abbildet oder doch abbilden will und daß der Dichter die allgemeinen Bilder nur zusammenschiebt, um sein besonderes zu Stande zu bringen."**)

Schon in meinem im Jahre 1884 geschriebenen „Vorworte" zu Hebbels Tagebüchern habe ich erklärt daß ich beabsichtige die Urschrift der letzteren, wie überhaupt die Original-Manuskripte seiner Werke einer öffentlichen Deutschen Bibliothek zu hinterlassen. Die hochherzige der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar zu verdankende Erweiterung des Schiller- und Goethe-Archivs zu einem allgemeinen Archive der deutschen Literatur hat mir Veranlassung gegeben mich schon bei Lebzeiten von jenen Schätzen zu trennen und dem unter einer so umsichtigen und weisen Leitung stehenden Archive zunächst all' die Stücke einzuverleiben deren ich zu meinen eigenen Forschungen nicht mehr bedarf, während der immerhin noch umfangreiche Rest so bald wie möglich nachfolgen soll.***)

*) Leopold Dukes: Philosophie aus dem zehnten Jahrhundert. Nakel 1868.

**) S. Sämmtliche Werke. Original-Ausgabe. Bd. 12. S. 39 in der Abhandlung: „Ueber das Deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm von Daniel Sanders."

***) Bis zur Stunde gestaltet sich die Liste der nach Weimar abgegangenen autographen Dokumente folgendermaßen:

In den nachgelassenen Papieren Hebbels befinden sich auf losen und zum Theil unzusammenhängenden Blättern, Pläne und Gedanken zu dramatischen und anderen Dichtungen. Das Fragmentarische in ihnen entspricht Hebbels öfters ausgesprochenem Grundsatze Pläne nicht von vorneherein bis ins Einzelne festzustellen, sondern den Gestalten möglichst die Unmittelbarkeit des Zeugungsprocesses zu lassen. Da die einzelnen Aufzeichnungen kein Datum tragen so führe ich sie möglichst in der Reihenfolge der Weltzustände an auf die sie sich beziehen:

„In der Ilias, heißt es, liegt eine großartige Tragödie. Achill ladet dadurch die Schuld auf sich daß er einer persönlichen Beleidigung Agamemnons wegen, das ganze Volk der Griechen, das im Vertrauen auf ihn vor Troja gezogen war, Preis giebt. Diese Schuld muß gebüßt werden und als er, selbst unzufrieden mit seinem voreiligen Schwur, der ihm Ruhm und Unsterblichkeit raubt, dem Patrokles erlaubt am Kampfe Theil zu nehmen, muß Patrokles fallen, damit Achill in den Kreis des Schicksals hineingezogen werde. Der Tod des Patrokles häuft die Schuld Achills noch mehr; hätte er den Freund nicht allein in's Feld gelassen, hätte er ihn begleitet, so würde er eine schönere Aufgabe gehabt haben als die ihn zu rächen, er würde ihn haben beschützen können. Von nun an ist seine Situation ächt tragisch. Der Schatten des Patrokles der Sühne verlangt, die Mutter Thetis die ihm verkündigt daß auf Hektors Tod schnell sein eigner folgen werde, er in der Mitte. Der Schluß daß er Priamus aus Erinnerung an seinen eigenen Vater den Leichnahm des Hektor giebt, müßte es schon ganz fühlbar machen daß er sein Leben für geendigt hält." Achill (wie er Patrokles sieht): „Also so willst du aussehen, Hektor? Du hast mir das Modell geschickt! Aber nie! Nicht so edel, so still! Zerrissen! Zersetzt." Hektor: (als er Patrokles erschlagen hat und sieht daß es nicht Achill ist): „Weh mir! Ich brauchte schon alle Kraft gegen Den!" Achill: (wenn Hektor flieht) „Nicht du allein, nicht deine Mutter, auch meine Mutter bittet jetzt für dich!" Achill (ausziehend, mit schrecklicher Siegesgewißheit Patrokles Leichenfeier anordnend):

Zu dem Goethe-Tage im Monat Juni d. J.: Judith (als Bühnenmanuscript gedruckt. Die Original-Manuscripte der ersten Dramen Hebbels, welche bei dem Hamburger Brande zu Grunde gegangen sein sollen, befanden sich nie in meiner Sammlung.); Julia; Ein Trauerspiel in Sizilien; Der Diamant; Michel Angelo; Moloch; Agnes Bernauer (Urschrift); Herodes und Mariamne; Der Steinwurf; Gyges und sein Ring (Urschrift); Die Nibelungen (Urschrift); Demetrius (Urschrift); Mutter und Kind (Urschrift); Aufzeichnungen aus meinem Leben; Die Schauspielerin; Erzählungen: Der Rubin (nur im Druck vorhanden), Herr Haidvogel und seine Familie (Urschrift), Die Kuh (Urschrift), eine Nacht im Jägerhause, Pauls merkwürdigste Nacht (Urschrift), Anna, Schneidermeister Nepomuck Schlägel auf der Freudenjagd, Matteo.

Zur goldenen Hochzeit des Großherzoglichen Paares: Der Diamant (Urschrift); Ein Trauerspiel in Sizilien (Urschrift); Michel-Angelo (Urschrift); Vier Nationen unter einem Dache; Verkleidungen (Lustspiel, Gelegenheitsscherz in Hebbels Hause); Die Originale von Hebbels Jugendgedichten und Briefen an seinen Jugendfreund Hebde (deren Erwerb ich Hugo Schlömer verdanke); Copie einer Selbstbiographie Hebbels; das Ministerialschreiben d. d. Berlin, 1. November 1863, welches Hebbel die Ertheilung des Schillerpreises anzeigt; Weiteres Originalschreiben d. d. Berlin, 16. Nov. 63 in welchem Hebbel officiel großherzoglich sächsischer Hofbibliothekar tituliert wird; ein Convolut von fünfzig eigenhändigen Gedichten Hebbels (größtentheils Urschriften) worunter der mir von ihm zugesandte „Liebeszauber".

„Wenn er liegt, wird der Scheiterhaufen angezündet. Wenn ich ihn schleife: Weihrauch.“ Auch an Humor fehlt es nicht denn einer der Griechen sagt: „Ich möchte gefangen werden, um die Helena für die wir uns schlagen, doch auch einmal zu sehen.“

Zum Christus sind außer den in den sämmtlichen Werken veröffentlichten Einleitungs-Szenen einige Gedanken aufgezeichnet, von denen da sie zum Theil schroff und unverständlich sind und ihnen die versöhnende Ausführung fehlt, hier nur einige verzeichnet werden sollen: „Der Ekel der Menschheit vor sich selbst war die Wurzel des Christenthums.“ „Christus im Besitz von Kräften (magnetisch elektrischen) die er selbst nicht kennt, und die ihm im entscheidenden Augenblicke bekannt werden und ihn mit Ehrfurcht vor sich selbst erfüllen.“ „Maria die jungfräuliche Erde welche die Alchimisten suchen.“

Die Geschichte Karls V. hält Hebbel für einen Tragödien-Stoff von großer Bedeutung. Da sich nun aber auch Notizen über Luther vorfinden, ist wahrscheinlich daß er beide Stoffe zu einer und derselben Dichtung benutzen wollte. „Ad Luther“ heißt es: „Durchaus naiv, fast im Chronikenstyl.“ „Die reinste Gluth für Christus und die Apostel die ihm fast persönlich geworden sind.“ „Das Verhältniß zu Katharina von Bora wie zwischen Jacob und Rebekka; unendlich einfach, immer auf ein Bibel-Vorbild in jeder Wendung sich beziehend.“ „Er durchaus unklar über die letzten Consequenzen seines Unternehmens.“ „Leo X.“ „Auf dem Wege nach Worms: Melanchthon: ‚Huß!‘ Luther: ‚Eine feste Burg ist unser Gott.‘“ „Auch Darstellung eines Gemüthes das von der Verderbniß der Zeit unberührt, echt christkatholisch ist.“

Mehr in biographischer und deshalb aber doch in tief-symbolischer Beziehung ist der Plan zu einer den Titel „Der Dichter“ führenden und in Versen zu schreibenden Tragödie von Interesse. Er lautet folgendermaßen: „Der Dichter hat ein Meisterstück fertig, ein National-Epos, von dem er sagen kann, daß die Geschichte selbst darin lebendig geworden ist, von dem aber Keiner weiß. Ein Krieg steht bevor, er wünscht daß sein Werk möglichst bald lebendig werden möge, aber er kennt die Welt und weiß, wie das geht, und welche Hindernisse einer reinen Wirkung im Wege stehen. Ein Mensch der reich ist und den Gedanken nicht ertragen kann, daß er mit so vielen Mitteln, mit Hebeln die mächtig genug sind die ganze Gegenwart in Bewegung zu setzen, doch spurlos dahingehen und kein Andenken hinterlassen soll, erfährt von diesem Gedicht und will es um jeden Preis an sich bringen. Vielleicht entschließt er sich den Verfasser der diesem seinen Ansinnen anfangs widerstrebt, zu tödten; hierin würde sich schon seine Richtung auf die That, die sich später entwickeln soll, ankündigen. Doch ist es noch zu überlegen, ob der Charakter so weit ins Extrem gehen darf. Der Dichter vollbringt nach schmerzlichem Kampf den höchsten Act menschlicher Selbst-Verläugnung. Er sagt sich: dieser wird Dein Gedicht fliegen lassen wie einen Adler vom Kirchthurm. Alles wird ihn sehen und ihm folgen, und große Thaten, die Dein sind, eine Zukunft, die der Vergangenheit, die Du darstellst würdig ist und die Du entzündet hast wird darauf folgen. Gieb's hin! Die Schöpfer-Freuden die Du gehabt, bezahle sie mit dem höchsten Preis, gieb den Anspruch auf Dein Kind auf! Er thuts. Der Andere wird weltberühmt, er bleibt unbekannt, wird

wohl gar, weil man von ihm das Werk erwartet hat und er sagt, er habe das seinige vernichtet, nachdem er jenes gelesen, verhöhnt, verräth sich aber doch einigen Tiefer-Blickenden dadurch, daß er nicht mit lobt, was die ganze Welt lobt, muß dem ersten Opfer aber noch ein größeres hinzufügen, da er Nichts mehr schreiben darf, wenn er den Usurpator nicht blosstellen will und beladet sich sogar auf diese Weise mit einer Art von Schuld, reibt sich auch in diesem Zwiespalt auf. Mittlerweile entwickelt Jener auf dem Felde der That aus sich die positive Seite seiner Natur, er wird Feldherr und je mehr ihm hier gelingt, je unfreier fühlt er sich. Der Dichter stirbt: nun legt er ihm den Lorbeer auf den Sarg und fügt hinzu: Ich verzeihe auch mir, denn nun ist der Beweis da, daß er als Mensch und Poet gleich groß war!" Den Zeitgrund bildet das negative Journal- und Literaturwesen mit allen seinen geniemörderischen Gräueln."

Bei diesem schon aus früherer Zeit stammenden Entwurfe scheint das bekannte Verhältniß zwischen Corneille und Richelieu mitgewirkt zu haben, denn es finden sich unter der Rubrik dieser Namen folgende Stellen aufgezeichnet:

„Ich will Dein Werk tödten."
„Lieber als mein Kind sterb ich selbst."

„Richelieu im ersten Stadium. Zur Macht gelangt, aber noch ohne den rechten Muth sie zu brauchen. Er durchschaut die Wurmstichigkeit des Staats, wie die Barone ihn zerrütten, wagt aber noch nicht das rechte Mittel anzuwenden. „Alles Schein, vom König an bis zum Lakeien herab." Eröffnung: Große Ordenverleihung. „Diese Puppen hätt' ich nun gemacht, bin ich mehr als Puppe?" — Wie er dem König vorleuchtet. Richelieu zu dem Punkt hinauf geführt wo er sich nur noch als Gegenstand der Poesie fühlt. Corneille: Ich bin's ja doch. Es ist mein Geist, mein Hauch. Und hab' ich denn ein Recht auf Ruhm? Der Arme der seine Geschicklichkeit selbst erwarb und nun für Frau und Kinder darbt, darf seinen Lohn fordern; mir ist's geschenkt und es ist vielleicht meine Pflicht, es der Natur zurückzuschenken." „Ein Gang des Armen dürstend am Wirthshaus vorbei, in den Bäckerladen hinein um Brod für die Seinigen zu kaufen ist mehr als alle meine Stücke." „Eine Nichte des Cardinals, mit der Corneille geködert wird, die aber edel ist und wünscht daß er nicht nachgebe." „Ein Mädchen hört etwas aus dem Gedicht und sagt: „Ja, den könnt' ich lieben, der das gemacht hat" und Corneille verräth sich nicht." „Corneille meine (Hebbels) Verschlossenheit in der Jugend leihen. Kein Vorleser von Versen aus Furcht vor Horaz."

Zu erwähnen wäre noch daß auch das Schicksal Ney's Hebbel als Tragödienstoff beschäftigt hat, da wie er bemerkt das summum jus in außerordentlichen Fällen summa injuria werden kann.

Ueber den General von York hat Hebbel Folgendes aufgezeichnet: „Eine außerordentlich große sittlich schwerwiegende That war der Abfall des preußischen Generals York von Napoleon, bevor Friedrich Wilhelm die Allianz noch aufgehoben hatte. Ganz geeignet für eine dramatische Darstellung, welche die große Pflicht patriotischer Selbstaufopferung unter allen Umständen verherrlichen will.

Y o r k, der Schärfe der Kriegs-Gesetze verfallend, wenn seine That nicht gelingt und es wohl wissend. (Sein Wort: „Kinder, Ihr habt gut jubeln, aber mir wackelt der Kopf auf den Schultern.") Ein antiker Charakter.

F r i e d r i c h W i l h e l m, durch die Lage der Dinge gezwungen, den Schritt öffentlich zu mißbilligen, den er im Innern nur gut heißen kann. Tragische Situation eines edlen Monarchen.

Y o r k s Manifest, sein Brief an den König.

Echt französisch-perfide Auslegung des großen Schritts bei Ségur (Gesch. Nap. und der großen Armee) wornach es aus Rache gegen den Marschall Macdonald geschehen sey. (vide Buch 12, Capitel 6.)"

Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses zweiten Bandes ist die neue von H. Krumm besorgte zweite Ausgabe von Hebbels sämmtlichen Werken vollendet worden. Dem schon anderweitig um die Schätzung Hebbels verdienten Herausgeber gebührt für seine unter schwierigen Umständen zustande gekommene Arbeit der ungetheilte Dank aller Verehrer unseres Dichters. Es wäre durchaus verfehlt an diese Ausgabe, welche eine möglichst populäre Verbreitung der sämmtlichen Werke Hebbels, unter Beschützung des seinem Ablaufe nahen Verlagsrechtes beabsichtigte, den Maßstab einer philologisch-kritischen anlegen zu wollen. Eine solche dürfte überhaupt nur nach der sorgfältigsten Vergleichung der von mir dem Weimarschen National-Archive vermachten Original-Manuscripte mit den bisher zur Kenntniß gekommenen Texten möglich sein, würde aber selbst bei der sorgfältigsten Ausführung wesentlich nichts an dem Gesammtwerthe der Werke Hebbels ändern. Schon die bei uns immer noch schwankende Rechtschreibung und Interpunktion würde sich mit den Eigenthümlichkeiten der Hebbel'schen Schreibweise und was den Briefwechsel anbetrifft, seiner Correspondenten, schwer vereinigen lassen. In Betreff der schnellen Beförderung der neuen Ausgabe und der Benützung der ihm zugekommenen Beiträge hat Krumm fast das Unmögliche geleistet.

Dasselbe läßt sich über die kritischen Besprechungen von Fritz Lemmermayer sagen, der in seiner Schätzung des in den Tagebüchern und dem Briefwechsel niedergelegten Gedankenreichthumes, immer neue Formen findet um Hebbels Bedeutung als Dichter und Denker klar zu stellen. Den längsterprobten Ludwig August Frankl, Karl Werner, Klaus Groth, Adolf Stern, Emil Wolff und andern Verehrern der Hebbelschen Muse kann hier nur wiederholt der tiefste Dank eines für eine bessere Welt sich Vorbereitenden wiederholt werden. Emil Wolff hat sich durch seine von tiefem poetischen Talente und Geschmack zeigende, in der Beilage zum Hamburger Correspondenten Nr. 11 des Jahrganges 1891 erschienene Zusammenstellung von „Sprüchen" aus den Tagebüchern und den bis dahin erschienenen Briefen ein besonderes Verdienst erworben.

Wie nahe Hebbel dem erhabenen Weimarischen Fürstenpaar, dessen goldener Hochzeit soeben die ganze gebildete Welt zujubelt, gestanden hat, mögen außer den einschläglichen Briefstellen die Beileidstelegramme bezeugen welche es der hartgeprüften Wittwe Hebbels bei dem Heimgange ihres Gatten widmete. Großherzog Karl Alexander telegraphirte „Tief erschüttert spreche ich Ihnen meinen wärmsten Antheil an dem Verluste aus, den Sie, wie ganz Deutschland

erlitten." Großherzogin Sophie gab ihrerseits die Versicherung einer nicht minder tiefen Theilnahme und dem von ihr beauftragten Hofrath Marshall „fehlte es an Worten seine Empfindungen auszudrücken." Es gehört zu meinen glücklichen Erfahrungen daß die Verehrung des Weimar'schen Hofes für Hebbel sich seit den entschwundenen drei Jahrzehnten noch gesteigert hat.

Saint-Gratien bei Paris, Oktober 1892.

Felix Bamberg.

Inhaltsverzeichniß.

Im gleichen Verlage sind ferner erschienen:

Geschichtswerke

mit

authentischen kulturhistorischen Illustrationen, Porträts, Tafeln, Beilagen und historischen Karten.

Alterthum.

Geschichte des alten Ägyptens. Von Professor Dr. Eduard Meyer. — Mit einer Einleitung: Geographie des alten Ägyptens, Schrift und Sprache seiner Bewohner. Von Professor Dr. Johannes Dümichen. Mit 8 Karten, 41 Tafeln und Beilagen, 3 Kärtchen und 146 Abbildungen im Text. XII, 322 und 420 (= 742) Seiten. 1887. M 22.50. Geb. i. Hlbfrz. M 25.50.

Geschichte Babyloniens und Assyriens. Von Professor Dr. Fritz Hommel. Mit 1 Karte, 14 Tafeln, 11 Kärtchen und 106 Abbildungen im Text. VI und 802 Seiten. 1885. M 17.50. Geb. i. Hlbfrz. M 20.50.

Geschichte des alten Indiens. Von Professor Dr. S. Lefmann. Mit 1 Karte, 29 Tafeln und Beilagen, 1 Kärtchen und 114 Abbildungen im Text. VI und 845 Seiten. 1890. M 21.—. Geb. i. Hlbfrz. M 24.—

Geschichte des alten Persiens. Von Professor Dr. Ferdinand Justi. Mit 2 Karten, 12 Tafeln und Beilagen, und 44 Abbildungen im Text. X und 252 Seiten. 1879. M 7.50. Geb. i. Hlbfrz. M 10.—

Geschichte der Phönizier. Von Dr. Richard Pietschmann. Mit 8 Tafeln, 7 Kärtchen und 95 Abbildungen im Text. IV und 315 Seiten. 1889. M 8.—. Geb. i. Hlbfrz. M 10.50.

Geschichte von Hellas und Rom. Von Professor Dr. G. F. Hertzberg. Zwei Bände. I. Band: Mit 3 Karten, 13 Tafeln, 9 Kärtchen und 73 Abbildungen im Text. Zweite Auflage. IV und 638 Seiten. 1883. M 14.50. Geb. i. Hlbfrz. M 17.25. — II. Band: Mit 1 Karte, 14 Tafeln, 6 Kärtchen und 88 Abbildungen im Text. Zweite Auflage. IV und 679 Seiten. 1884. M 15.—. Geb. i. Hlbfrz. M 17.75.

Geschichte des Volkes Israel. Zwei Bände. I. Band von Professor Dr. Bernhard Stade. Mit 2 Karten, 11 Tafeln und Beilagen, 4 Kärtchen und 43 Abbildungen im Text. Zweite Auflage. VIII und 711 Seiten. 1889. M 16.—. Geb. i. Hlbfrz. M 18.75. — II. Band. I. Geschichte des vorchristlichen Judentums bis zur griechischen Zeit. Von Professor Dr. Bernhard Stade. II. Das Ende des jüdischen Staatswesens und die Entstehung des Christentums. Von Lic. theol. Dr. Oskar Holtzmann. Mit 2 Karten, 15 Tafeln und Beilagen, und 7 Abbildungen im Text. IV und 679 Seiten. 1888. M 16.—. Geb. i. Hlbfrz. M 18.75.

Geschichte des römischen Kaiserreiches. Von Professor Dr. G. F. Hertzberg. Mit 19 Tafeln und Beilagen, 3 Kärtchen und 128 Abbildungen im Text. IV und 892 Seiten. 1880. M 19.—. Geb. i. Hlbfrz. M 22.—.

Mittelalter.

Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Von Professor Dr. Felix Dahn Vier Bände. I. Band: Mit 3 Karten, 13 Tafeln und Beilagen, und 148 Abbildungen im Text. VI und 604 Seiten. 1881. ℳ 14.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 16.75. — II. Band: Mit 5 Karten, 12 Tafeln, 4 Kärtchen und 74 Abbildungen im Text. VIII und 515 Seiten. 1881. ℳ 12.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 14.75. — III. Band: Mit 4 Karten, 17 Tafeln und Beilagen, 2 Kärtchen und 30 Abbildungen im Text. IV und 1186 Seiten. 1883. ℳ 25.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 28.—. IV. Band: Mit 12 Tafeln u. Beilagen, und 76 Abbildungen im Text. IV u. 368 Seiten. 1889. ℳ 10.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 12.50.

Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode König Älfreds. Von Professor Dr. Eduard Winkelmann. Mit 6 Tafeln und Beilagen, 1 Kärtchen und 8 Abbildungen im Text. VIII u. 186 Seiten. 1883. ℳ 6.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 8.50.

Der Islam im Morgen- und Abendland. Von Professor Dr. A. Müller. Zwei Bände. I. Band: Mit 1 Karte, 11 Tafeln u. Beilagen, und 27 Abbildungen im Text. VIII und 646 Seiten. 1885. ℳ 14.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 17.25. — II. Band: Mit 4 Karten, 13 Tafeln und Beilagen, und 48 Abbildungen im Text. IV und 686 Seiten. 1887. ℳ 15.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 17.75.

Geschichte der Kreuzzüge. Von Professor Dr. Bernhard v. Kugler. Mit 2 Karten, 10 Tafeln und Beilagen, 15 Kärtchen und 105 Abbildungen im Text. Zweite Auflage. VIII und 444 Seiten. 1891. ℳ 11.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 13.50.

Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter von Karl d. Gr. bis auf Maximilian. Von Professor Dr. Hans Prutz. Zwei Bände. I. Band: Mit 1 Karte, 22 Tafeln und Beilagen, und 182 Abbildungen im Text. VIII und 726 Seiten. 1885. ℳ 18.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 21.—. II. Band: Mit 2 Karten, 46 Tafeln und Beilagen, und 245 Abbildungen im Text. IV u. 855 Seiten. 1887. ℳ 20.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 23.—.

Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Von Professor Dr. G. F. Hertzberg. Mit 19 Tafeln und Beilagen, 4 Kärtchen und 52 Abbildungen im Text. IV und 692 Seiten. 1883. ℳ 16.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 19.25.

Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. Von Professor Dr. Ludwig Geiger. Mit 22 Tafeln und Beilagen, und 58 Abbildungen im Text. IV und 582 Seiten. 1882. ℳ 15.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 17.75.

Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Von Professor Dr. Sophus Ruge. Mit 9 Karten, 10 Tafeln und Beilagen, 10 Kärtchen und 47 Abbildungen im Text. IV und 542 Seiten. 1881. ℳ 15.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 17.75.

Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert. Von Dr. Theodor Schiemann. Zwei Bände. I. Band: Mit 2 Karten, 19 Tafeln und Beilagen, 3 Kärtchen und 109 Abbildungen im Text. IV und 668 Seiten. 1886. ℳ 16.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 18.75. — II. Band: Mit 12 Tafeln und Beilagen, und 71 Abbildungen im Text. IV und 410 Seiten. 1887. ℳ 11.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 13.50.

Neuere Zeit.

Geschichte der deutschen Reformation. Von Professor Dr. Friedrich von Bezold. Mit 33 Tafeln und Beilagen, und 96 Abbildungen im Text. VI und 884 Seiten. 1890. ℳ 22.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 25.50.

Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. Von Professor Dr. Martin Philippson. Mit 4 Karten, 42 Tafeln und Beilagen, und 72 Abbildungen im Text VI und 184 Seiten Einleitung (die kathol. Gegenreformation um die Mitte des 16. Jahrh.) und 509 (= 693) Seiten. 1882. ℳ 18.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 21.—.

Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Geschichte und Vorgeschichte. Von Prof. Dr. G. Droysen. (Erschienen S. 1—448; wird vollständig 1892.)

Geschichte der Revolution in England. Von Professor Dr. Alfred Stern. Mit 1 Karte, 8 Tafeln und Beilagen, 1 Kärtchen und 36 Abbildungen im Text. VIII und 329 Seiten. 1881. ℳ 8.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 11.—

Das Zeitalter Ludwigs XIV. Von Professor Dr. Martin Philippson. Mit 57 Tafeln und Beilagen, und 29 Abbildungen im Text. Zweite Auflage. VIII u. 543 Seiten. 1890. ℳ 16.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 19.—.

Peter der Große. Von Professor Dr. Alexander Brückner. Mit 11 Tafeln. Zweite Auflage. VIII und 578 Seiten. 1888. ℳ 13.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 16.25.

Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. 1648—1740. Von Prof. Dr. Bernh. Erdmannsdörffer. Zwei Bände. I. Band: Mit 1 Karte, 28 Tafeln und Beilagen, 2 Kärtchen und 91 Abbildungen im Text. IV und 744 Seiten. 1892. ℳ 18.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 20.75. (Der zweite Band ist im Druck begriffen und erscheint 1892.)

Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken. Zwei Bände. I. Band: Mit 17 Tafeln und Beilagen, 7 Kärtchen und 44 Abbildungen im Text. IV und 581 Seiten. 1881. ℳ 13.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 16.25. — II. Band: Mit 26 Tafeln und Beilagen, 17 Kärtchen und 55 Abbildungen im Text. VIII und 868 Seiten. 1882. ℳ 18.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 21.50.

Österreich unter Maria Theresia, Josef II. und Leopold II. 1740—1792. Von Professor Dr. Adam Wolf und Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Mit 16 Tafeln und Beilagen, und 31 Abbildungen im Text. VI und 437 Seiten. 1884. ℳ 12.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 14.75.

Katharina II. Von Professor Dr. Alexander Brückner. Mit 20 Tafeln und Beilagen, und 56 Abbildungen im Text. VI und 642 Seiten. 1883. ℳ 15.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 17.75.

Neueste Zeit.

Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken. Zwei Bände. I. Band: Mit 2 Karten, 32 Tafeln und Beilagen, 3 Kärtchen und 85 Abbildungen im Text. IV und 863 Seiten. 1884. ℳ 19.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 22.—. II. Band: Mit 38 Tafeln und Beilagen, 21 Kärtchen und 94 Abbildungen im Text. XI und 954 Seiten. 1886. ℳ 21.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 24.—.

Das Zeitalter der Restauration und Revolution. 1815—1851. Von Professor Dr. Theodor Flathe. Mit 3 Karten, 41 Tafeln und Beilagen, 2 Kärtchen und 72 Abbildungen im Text. IV und 733 Seiten. 1883. ℳ 18.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 21.50.

Geschichte des zweiten Kaiserreiches und des Königreiches Italien. Von Professor Dr. Const. Bulle. Mit 19 Tafeln und Beilagen, 5 Kärtchen und 93 Abbildungen im Text. IV und 653 Seiten. 1890. ℳ 15.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 17.75.

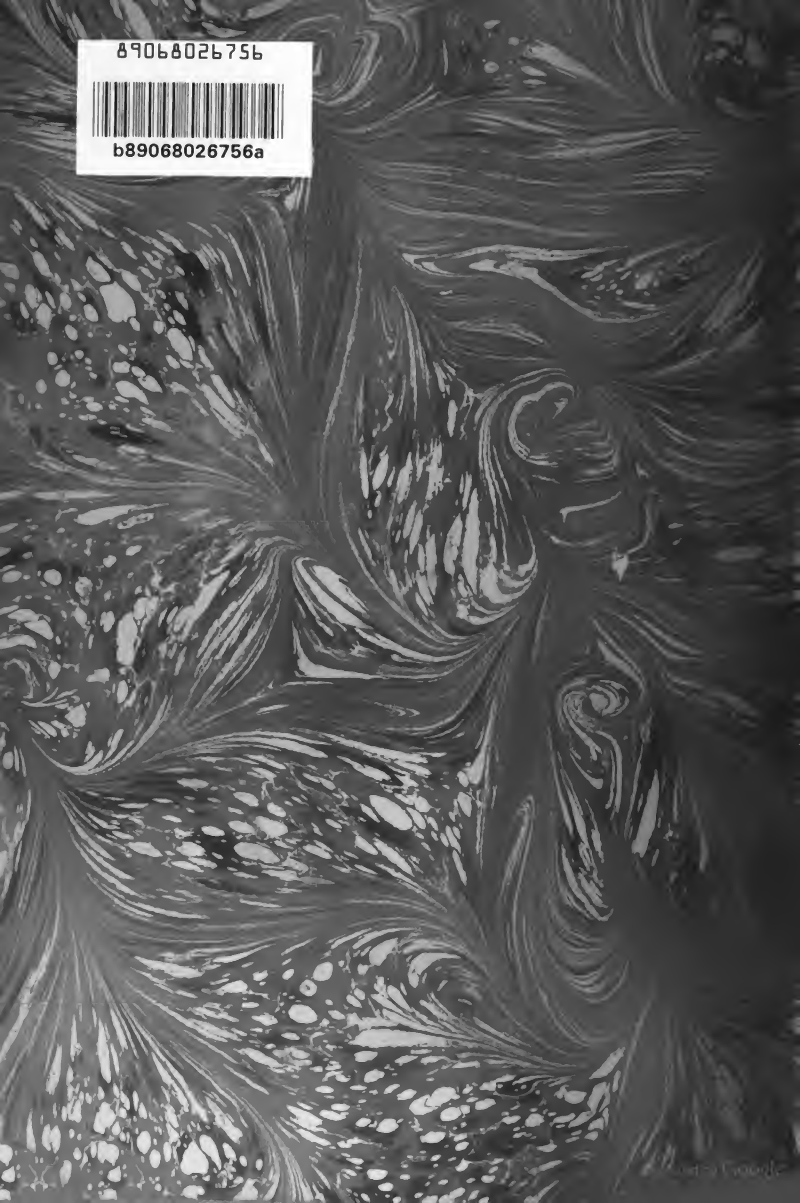
Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. Mit einem Abriß der Kolonialgeschichte als Einleitung. Von Dr. Ernst Otto Hopp. Mit 4 Karten, 13 Tafeln und Beilagen, 7 Kärtchen und 49 Abbildungen im Text. IV und 776 Seiten. 1886. ℳ 17.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 20.50.

Geschichte der orientalischen Angelegenheit im Zeitraume des Pariser und des Berliner Friedens. Von Dr. Felix Bamberg. Mit 5 Karten, 10 Tafeln und Beilagen, 12 Kärtchen und 65 Abbildungen im Text. VIII und 622 Seiten. 1892. M. 14.—. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 16.50.

Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken. Zwei Bände. I. Band: Mit 2 Karten, 15 Tafeln und Beilagen, und 68 Abbildungen im Text. VI und 824 Seiten. 1890. ℳ 17.50. Geb. i. Hlbfrz. ℳ 20.50. — II. Band: Mit 3 Karten, 29 Tafeln und Beilagen, und 113 Abbildungen im Text. IV und 1018 Seiten. 1892. ℳ 22.— Geb. i. Hlbfrz. ℳ 25.—.

Berlin, Herbst 1892.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.




Hebbels
Briefwechseln
X47Y
.H35
X.1
2



89068026756
B89068026756A